Österreichisc...
rundschau

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn v. Berger, Leopold Freiherrn v. Chlumecky,
Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.



Band XVI.

Juli—September 1908.

1908.

Wien und Leipzig. K. und k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-
□□ Buchhandlung Carl Fromme. □□
Redaktion und Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.



Druck von Carl Fromme, k. u. k. Hof-Buchdruckerei in Wien.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Artikel.

Belletristik.

Chronik.

Feuilleton.

Besprechungen.

Rundschau.

Josef Unger.

Von Karl v. Grabmayr.

In Zeiten schwerer Bedrängnis, als Kriegs- und Finanznöte dem Staatsschiff den Untergang drohten, entstand jenes herrliche Werk, auf das wir Österreicher heute nach Ablauf eines vollen Jahrhunderts immer noch stolz sind; im selben Jahre 1811, als Österreichs tiefster Verfall im Staatsbankerott kulminierte, erschien unser allgemeines bürgerliches Gesetzbuch. Nur allzu wenig entsprach dieser Glanzleistung heimischer Rechtsgelehrsamkeit die weitere Entwicklung unserer juristischen Doktrin, die gleich allen anderen Zweigen des geistigen Lebens unter dem unheilvollen Einfluß des Metternichschen Systems, des Säftezuflusses von außen beraubt, verkümmerte und verdorrte. Immer weitere Kreise ergriff eine lethargische Schlafsucht, immer dichter wuchs und wucherte die dornige Hecke, die uns von jedem geistigen Verkehre mit der mächtig emporstrebenden Wissenschaft des Nachbarlandes abschloß — bis eines schönen Tages der Märchenprinz erschien, der die österreichische Jurisprudenz aus ihrem Dornröschenschlummer erweckte. Jener Prinz aus Genieland war Josef Unger, der — längst unser Altmeister geworden — am 2. Juli 1908 in wunderbarer geistiger Frische, kaum gebeugt von der Last der Jahre, sein 80. Lebensjahr vollendet.

Es ist ein selten reiches Lebenswerk, das wir an diesem Gedenktage voll bewundernder Teilnahme überschauen. Der Rechtsgelehrte, der akademische Lehrer, der Staatsmann und politische Redner, der oberste Richter, sie alle fordern Würdigung, wenn man ein Bild Josef Ungers entwerfen will, sie alle einen sich in ihm zu einer jener auserwählten harmonischen Persönlichkeiten, wie sie die Natur nur an hohen Feiertagen hervorbringt. Phänomenal war schon Josef Ungers erster Eintritt in die wissenschaftliche Laufbahn. Kaum dem Hörsaal entwachsen, an Jahren ein Jüngling, erregte er durch hervorragende literarische Leistungen die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise und wurde, was der vorurteilslosen Einsicht des klerikalen Unterrichtsministers Leo Thun zur hohen Ehre gereicht, trotz der ihm anklebenden levis macula des Achtundvierzigers auf die zivilistische Lehrkanzel zunächst der Prager, dann der Wiener Hochschule berufen. Gleich darauf (1856) erschien sein System des österreichischen Privatrechts, jenes klassische Meisterwerk, mit dem der junge Professor in den Kreis der ersten europäischen Rechtsgelehrten als ebenbürtiger eintrat. An sich schon eine bewunderungswürdige Leistung, von einer Fülle des Wissens, von einer Klarheit der Erkenntnis und maßvollen Reife des Urteils zeugend, mit der die Jugend des Autors in merkwürdigem Kontrast stand, wirkte das System im damaligen Milieu wie eine wahrhaft befreiende Tat, indem es die vormärzliche kurzsichtige pedantisch an den Paragraphen klebende Kommentatorenweisheit durch eine moderne wissenschaftliche Behandlung des österreichischen Zivil-

rechts verdrängte, die fruchtbare Forschungsmethode der historischen Schule auf unser Recht zur Anwendung brachte, den geistigen Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft herstellte und den österreichischen Juristen den Zugang zu den verschüttet gewesenen Rechtsquellen aufschloß. In dem halben Jahrhundert, das seit dem Erscheinen des Systems verfloß, hat Josef Unger noch eine lange Reihe hochbedeutender Werke, Abhandlungen und Aufsätze veröffentlicht, die sämtlich von seiner stupenden Gelehrsamkeit, von seinem unvergleichlichen juristischen Scharfsinn zeugen und häufig, wie noch in den neunziger Jahren die beiden Abhandlungen „Handeln auf eigene Gefahr" und „Handeln auf fremde Gefahr", durch ihre Originalität in den juristischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregten und auf die Rechtsentwicklung richtunggebenden Einfluß übten. Doch mag man diese reiche Fülle späterer Leistungen des Ungerschen Geistes nach voller Gebühr bewerten, so bleibt immer sein erster und oberster Ruhmestitel sein System, weil dieses Werk in der österreichischen Rechtsgeschichte einen ragenden Markstein bildet, weil es den Beginn einer neuen glänzenden Ära der heimischen Rechtswissenschaft einleitet und eine neue Bahn eröffnet, auf der seither Scharen von Jüngern dem Führer und Meister gefolgt sind.

Josef Unger hat Schule gemacht. Der geniale Gelehrte war eben auch ein hinreißender akademischer Lehrer, in dessen Hörsaal eine begeisterte Jugend strömte, um in atemloser Spannung den geistsprühenden Vorträgen des gefeierten Dozenten zu lauschen. Das war eine Glanzzeit für die Juristenfakultät der Wiener Hochschule, als neben Josef Unger sein feinsinniger Herzensfreund Julius Glaser das Katheder zierte, als der unvergeßliche Jhering, der dritte im Bunde, ein Kopf an Kopf gedrängtes Auditorium mit dem elementaren Schwung seiner machtvollen Beredsamkeit hinriß. Seither sind Generationen von Juristen gekommen und gegangen, Schüler der Schüler Josef Ungers, seine Geistesenkel, sind heute Lehrer des Privatrechts; aber so großartig auch die Fortschritte sind, die die österreichische Rechtswissenschaft in diesem halben Jahrhundert gemacht hat, so ruhmvolle Namen das reiche Album hervorragender österreichischer Rechtsgelehrter aufweist, so ist es doch Josef Unger, der zu dieser ganzen Reformbewegung den Anstoß gab, von dessen Geist jeder österreichische Jurist irgend einen Funken in sich trägt, der dem fruchtbaren Entwicklungsgang überall sein Zeichen aufprägt und den wir Juristen darum wie unseren Patriarchen huldigend verehren.

In einer Zeit, wo ein neues Österreich aus Schutt und Trümmern sich mühselig emporrang, konnte es nicht ausbleiben, daß die Politik einen Mann von Josef Ungers überragender Bedeutung in ihre stürmischen Wirbel hineinzog. Schon in der achtundvierziger Bewegung als politischer Redner hervorgetreten, wurde Josef Unger in den sechziger Jahren in den niederösterreichischen Landtag gewählt und von diesem in das Abgeordnetenhaus des Reichsrates entsendet. Seit 1869 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses wurde Josef Unger zwei Jahre später, als nach gefährlichen Schwankungen das zweite Ministerium Auersperg ans Ruder kam, zugleich mit seinem Freunde Glaser in den Rat der Krone berufen. Vielleicht sind wir von den Ereignissen noch nicht weit genug entfernt, um die Leistungen und Erfolge jener Regierung so gerecht zu würdigen, wie es einst eine unbefangene, von der Parteien Haß und Gunst unbeeinflußte Geschichtsschreibung tun mag.

Jedenfalls darf man, wenn man über das Ministerium Auersperg-Unger urteilt, nicht übersehen, unter welch ungewöhnlich kritischen Verhältnissen es die Zügel der Staatsleitung ergriff, welch schwierige Probleme von dieser Regierung Lösung heischten. Nach dem Sturze Hohenwarts, nach der knapp vermiedenen Katastrophe der Fundamentalartikel galt es, die schwer erschütterte Verfassung zu festigen und auszubauen, das geschwundene Vertrauen in die Stetigkeit unserer konstitutionellen Einrichtungen wieder herzustellen, den zerrütteten Staatshaushalt in Ordnung zu bringen und das Werk moderner freiheitlicher Entwicklung fortzusetzen, an welchem zu arbeiten dem ersten Ministerium Auersperg, dem „Bürgerministerium", eine nur allzu kurze Frist gegönnt war. Wenn die Regierung den Ruhm, das Gleichgewicht im Staatshaushalte hergestellt zu haben, ihren Nachfolgern überlassen mußte, so lag nicht an ihr die Schuld, sondern an ganz außerordentlichen widrigen Verhältnissen (Börsenkrach, russisch-türkischer Krieg, bosnische Okkupation), über deren verheerende Folgen auch die beste Finanzpolitik nicht hinweg kam. Um so größere, unbestreitbare Erfolge wußte das Kabinett Auersperg-Unger auf politischem und kulturellem Gebiete zu erringen. Daß jene Regierung in einer Zeit, wo im benachbarten Deutschland ein grimmiger Kulturkampf tobte, es zustande brachte, die dornigen Fragen des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in modernem Sinn zu lösen und nach Abschüttlung der Konkordatsfesseln ein den freiheitlichen Forderungen entsprechendes Staatskirchenrecht zu schaffen, ist ein Verdienst, dem um so höhere Wertung gebührt, als die Regierung, sanft und fest zugleich, suaviter in modo fortiter in re, durch ihr kluges Vorgehen vermied, die klerikalen Gegner zum äußersten zu treiben und uns hierdurch die Aufregungen und Leiden eines das ganze Staatswesen erschütternden Kulturkampfes ersparte. Um zu würdigen, was damals in freiheitlicher Richtung erreicht wurde, stelle man nur zwischen damals und jetzt einen Vergleich an und beantworte sich die Frage, welche Lösungen zu erwarten wären, müßten Regierung und Parlament von heute sich mit derartigen Fragen befassen. Stand bei der kirchenpolitischen Aktion der Regierung der Kultusminister Stremayr naturgemäß im Vordergrund, so nahm dafür Josef Unger an jenen Regierungsarbeiten den hervorragendsten Anteil, deren erfolgreicher Durchführung wir die gesetzliche Sicherung des Einheits- und Rechtsstaates verdanken. Das im 1867er Staatsgrundgesetze enthaltene Kompromiß zwischen Zentralisten und Föderalisten konnte als eine die Reichseinheit verbürgende Lösung so lange nicht gelten, als die indirekte Wahl der Reichsratsabgeordneten durch die Landtage fortbestand und somit, wenn nicht die Existenz, so doch die Vollständigkeit der Reichsvertretung von den Entschlüssen oder Launen der einzelnen nicht durchaus reichsfreundlichen Landtage abhing. Daher war die Wahlreform des Jahres 1873, die das Abgeordnetenhaus aus einer Delegiertenversammlung der Königreiche und Länder in ein österreichisches Volkshaus umschuf, ein Werk von fundamentaler Bedeutung, dessen Schöpfern um so wärmerer Dank gebührt, je größere Schwierigkeiten sie bei der Durchführung überwinden mußten. Wie der Einheitsstaat durch die Wahlreform, so erhielt der Rechtsstaat durch die Schaffung des Verwaltungsgerichtshofes den krönenden Abschluß. Durch nichts kommt der Gegensatz zwischen den „Untertanen" des alten absolutistischen Staatswesens und den Staatsbürgern des auf modernen freiheitlichen Grundsätzen aufgebauten Staates schärfer zum Ausdruck, als

durch die Einrichtung einer Instanz, die zwischen dem Staatsbürger und der Staatsgewalt unparteiisch Recht spricht und überall schützend eingreift, wo durch die Organe der Verwaltung irgend ein Recht eines Einzelnen verletzt wird. Zu den tausend Fällen, wo die Bürger diesen Gerichtshof mit Erfolg anrufen, kommen die hunderttausend, wo sie seines Spruches nicht bedürfen, weil schon sein bloßes Dasein Willkür und Mißbrauch, regelmäßige Gefolgserscheinungen schrankenloser Gewalt, wirksam verhindert.

Welch maßgebenden Einfluß Josef Ungers überlegener Geist im Ministerrate und damit auf die ganze politische Tätigkeit jener Regierung übte, entzieht sich der öffentlichen Kenntnis und läßt sich mehr ahnen als beweisen. Nach außen trat Josef Unger bei mehreren wichtigen Anlässen als „Sprechminister" hervor, dem die Aufgabe zufiel, die Aktionen des Kabinetts in der parlamentarischen Debatte zu vertreten. Auch als Redner steht Josef Unger in allererster Reihe; die kristallhelle Klarheit der Gedanken, die logische Schärfe der Beweisführung, die vollendete Eleganz der Form machten so manche seiner Reden zu wahren Perlen parlamentarischer Redekunst und verschafften ihnen jene hinreißende Wirkung, die den höchsten, stets angestrebten und so selten erreichten Erfolg des Redners ausmacht.

Nach siebenjähriger erfolgreicher Führung der Geschäfte schlug für das Kabinett Auersperg die Stunde des Abschieds. Durch vielfache Beweise kaiserlicher Huld ausgezeichnet verließ Josef Unger die Regierungsbank und beschränkte seither seine politische Tätigkeit auf das Herrenhaus, wo ihm in der „Verfassungspartei" naturgemäß eine führende Rolle zufiel. In zahlreichen Verhandlungen der ersten Kammer, zumeist in juridischen oder Unterrichtsfragen, gab und gibt Josef Ungers gewichtiges Wort den Ausschlag. An der schwierigen Arbeit der Schaffung des neuen Zivilprozesses nahm er den hervorragendsten Anteil und widmete dieser Aufgabe eine geradezu aufopfernde Bemühung. Noch in frischem Andenken ist die Anregung, durch die Josef Unger zur Revision des bürgerlichen Gesetzbuches den Anstoß gab. Wohl war kein anderer so wie er berufen, diese Arbeit in Fluß zu bringen und zu leiten und wir können nur wünschen, daß das Werk auch unter seinen Auspizien zum erfolgreichen Abschluß gedeihe. Doch weder die politische, noch die in großem Umfange wieder aufgenommene wissenschaftliche Tätigkeit genügte dem enormen Arbeitsbedürfnis dieses nimmer rastenden Geistes. Zu rechter Zeit fand sich für ihn ein neues Arbeitsfeld. Im Jahre 1881 wurde Josef Unger als Präsident an die Spitze des Reichsgerichtes berufen, dem er nun seit mehr als 27 Jahren vorsteht. Wenn je, so scheinen gerade in diesem Fall das Amt und der Mann für einander geschaffen. Gerade für diesen Gerichtshof, dem neben anderen wichtigen Aufgaben die Wahrung und der Schutz der politischen Rechte der Staatsbürger anvertraut sind, und den schon die besondere Art seiner Zusammensetzung gegen bureaukratische Engherzigkeit sichert, war es ein wahrer Glücksfall, in Josef Unger einen Präsidenten zu finden, der den durchdringenden Scharfsinn des Juristen mit dem weiten Blicke des Staatsmannes verbindet und dessen Einfluß es gewiß nicht zu geringem Teile zuzuschreiben ist, wenn sich das Reichsgericht während dieser ganzen Zeit nach dem allgemeinen Urteil als seiner hohen Mission würdig bewährt hat.

So wirkt unermüdlich dieser einzige Mann, an der Altersgrenze der Patriarchen angelangt, doch alt nur an Jahren, jung im Geiste, voll offenen Sinnes für alle

modernen Ideen, für jeden geistigen Fortschritt, konservativ insoweit, als er ein ganzes langes Leben den Idealen seiner Jugend treu blieb. Österreich darf auf diesen Sohn stolz sein! Möge dem illustren Jubilar noch ein langer Lebensabend beschieden sein, verklärt durch die dankbare Huld des Monarchen und durch die bewundernde Verehrung, die ihm weit über die vaterländischen Grenzen hinaus, in allen Schichten, wo man für geistige Größe Sinn hat, am wärmsten jedoch in den gesinnungsverwandten deutschfreiheitlichen Kreisen gezollt wird.

Kaiserhuldigung und Nationalitätenversöhnung.

Von Leopold Freiherrn von Chlumecky.

Farbenleuchtend und jubelumrauscht zogen sie an uns vorüber, die Völker Österreichs, die ihrem Kaiser zu huldigen gekommen. Des Festzugs zweiter Teil war der weitaus schönere und sinnigere: Völker, die sich nicht gekannt und trotzdem oder vielmehr eben deshalb einander befehdet, hatten ihre Vertreter entsendet, die hier, im Herzen der Monarchie, sich friedlich und freudig die Hand reichten, einig in dem Wunsche, die Anhänglichkeit an ihren Kaiser und König zu sinnfälligem Ausdruck zu bringen! — Und als sie so durch die Straßen der Residenz zogen, als ganz Wien ihnen zujubelte, da müssen sie empfunden haben, daß aller Absonderung, allem Trennenden, aller ethnischen und sprachlichen Verschiedenheit zum Trotze, sie alle doch ein starkes, unlösliches Band umschlingt, daß es etwas Mächtigeres und Größeres gibt, das sie — über den künstlich entfachten Haß hinweg, — doch immer wieder zusammenführt, zu gemeinsamem Wollen und gleichartigen Zielen. Über den im berechtigt starken nationalen Fühlen sich betätigenden Patriotismus, über die angestammte Liebe zur Muttersprache und zur eigenen völkischen Sitte hinaus gibt es ein ethisch noch weit höher wertendes patriotisches Empfinden: jenen Sinn der Zusammengehörigkeit, welcher in der Erinnerung an gemeinsam getragenes Leid, an vereint bekämpfte Gefahr wurzelt; jenes patriotische Fühlen, das in uns ausgelöst wird, wenn wir der schweren und glorreichen Tage einer näheren oder ferneren Vergangenheit gedenken. Gemeinsam vergossenes Blut und Schulter an Schulter erstrittener Ruhm bilden ein festes Bindemittel, das die einzelnen Steinchen dieses Mosaiks unlösbar aneinander kittet. Das haben wir Wiener empfunden als im historischen Teile des Festzuges eine glänzende, ruhmreiche Vergangenheit an uns vorüberrauschte, und als hierauf die Nationalitäten-Huldigung uns daran mahnte, daß die Gegenwart mit dieser Vergangenheit aufs innigste verbunden ist, indem die meisten der Völker, welche da an uns vorüberzogen, mit Anteil hatten an dem Ruhme aber auch an den Sorgen dahingegangener Zeiten. Gleich freudig und brüderlich war daher unser Zuruf — welch' Sprache auch immer es war, die uns entgegentönte.

Die „Nationalitäten" aber, die in Wien so herzliche und begeisterte Aufnahme fanden, sie mögen sich wohl im Stillen gefragt haben, ob dies jenes Wien sei, das ihnen tagtäglich von berufsmäßig verhetzenden Elementen als der Sitz kaltblütiger Feindseligkeit gegen alles Nichtdeutsche geschildert wird, jenes Wien, von dem angeblich immer wieder die Unterdrückung allen nationalen Empfindens ihren

Ausgang nehmen soll. Sie müssen es jetzt wohl ahnen, daß Wien nicht bloß das geographische und wirtschaftliche Zentrum des Reiches, sondern im vollen Sinne des Wortes auch dessen Herz werden kann, es zum Teil auch schon ist . . . das Herz, welches für sie alle schlägt, und durch welches jeder Blutstropfen aus noch so weit verästelten Äderchen strömt. So hat der Festzug, nebstdem, daß er den Charakter einer großartigen Bekundung tiefwurzelnder Kaisertreue und -Liebe trägt, auch noch ein bedeutsames politisches Gepräge erhalten. Gewiß wurde diese politische Bedeutung durch das Fehlen einer großen Volksgruppe ein wenig herabgemindert und die Abwesenheit der Vertreter czechischer Zunge (bis auf eine kleine Gruppe aus Mähren) hat das im übrigen so harmonische Bild etwas getrübt. Die Billigkeit erfordert es aber festzustellen, daß nicht alle Schuld auf czechischer Seite liegt. Hätte man sich in Wien nicht dem Diktate einiger nationaler Heißsporne gefügt, und wäre das geplante Wiener Gastspiel des czechischen Nationaltheaters nicht unbilligerweise unmöglich gemacht worden, so wäre uns gewiß die Gelegenheit geboten worden, auch die Czechen Böhmens und Mährens als unsere Festgäste zu begrüßen. Die in einer wohl bald vergessenen Episode des traurigen nationalen Haders begründete Abwesenheit der Czechen kann aber das Gesamturteil über die Bedeutung des 12. Juni nicht wesentlich ändern: an diesem Tage haben sich Österreichs Völker in der Reichshauptstadt zum ersten Male in solcher Vollzähligkeit zusammengefunden und freudigster Willkommengruß wurde ihnen zuteil.

Und da drängt sich unwillkürlich die Frage auf unsere Lippen: soll dies nur eine Episode bleiben, soll dieses Saatkorn der Annäherung, des Sichkennen- und Schätzenlernens im Flugsande der Wüste endlosen Haders verkümmern und verdorren? Soll von dem Huldigungszuge nichts erübrigen, als eine immer mehr verblassende Erinnerung an einstens farbenprächtige Bilder, nichts als ein stets schwächer klingendes Nachhallen des damals so lauten Jubels? Soll's dabei sein Bewenden haben, daß wir die Gewänder und Waffen und den Hausrat all der Völker geschaut? Und all die, welche mit uns dieses Österreich bauen und erhalten helfen, die mit uns es kulturell und wirtschaftlich zu Höherem führen sollen, all die, welche trotz allem in Österreich ihre Heimat lieben und für sie dereinst vereint kämpfen werden . . . all die sollen wieder in ihre Abgeschiedenheit zurückkehrend, für uns und für einander wieder ungekannte und unverstandene Fremdlinge werden und bleiben?!

Ein wahres, nicht auf künstliche und daher vergängliche Regierungsexperimente fußendes Sich-Vertragen der Völker Österreichs hat deren besseres Sich-Verstehen — und Sich-Kennenlernen zur unerläßlichen Voraussetzung. Wie aber ist es heute darum bestellt? Weiß der Dalmatiner auch nur das Geringste von den Zielen und dem Streben der Polen, kennt der Czeche die Eigenart der Bevölkerung unserer Küste oder auch nur des Deutschen aus den Alpenländern? Ja noch mehr: haben wir Wiener, die doch das Zentrum des Reiches bilden, auch nur entfernte Kenntnis von den kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen der Polen, der Czechen, der Rumänen oder der Südslawen? Sie sind uns in ihren geistigen Errungenschaften und ihrem wahren politischen Streben zumeist weniger bekannt, als es uns Franzosen und Engländer sind. Nationaler Streit und politischem

Hader entspringende Kurzsichtigkeit haben zwischen uns chinesische Mauern errichtet und uns gegenseitig zu Fremdlingen gemacht. Ja, noch ärger als dies: sie schufen eine mangelhafte, sogar eine absichtlich irrige „Kenntnis" der einzelnen Völker voneinander, ein Zerrbild, welches die eine Nationalität in den Augen der anderen entstellt und herabwürdigt. Noch heute brandmarkt man gar gerne den als Verräter am eigenen Volk, der es wagt über die künstlich errichteten Wälle und Wände zu blicken, um zu erfahren, wie es drüben im Lager jener aussieht, die schließlich doch — seine Brüder sind. Und dennoch: was vergibt man seinem eigenen Nationalbewußtsein, wenn man die Eigenart der mit uns zum Zusammenleben und Zusammenwirken Berufenen erfahren will? Würden wir Wiener darum etwa schlechtere Deutsche sein, weil wir einen tieferen Blick in das Geistes- und das wirtschaftliche Leben der Czechen werfen — würde der nationale Stolz der Slawen darunter leiden, daß sie der deutschen oder romanischen Kultur, deren Errungenschaften und Bestrebungen näher treten? Dahingegangene Generationen von Politikern haben zu großem Teile im Zwiespalt der einzelnen Nationalitäten gewurzelt, gar viele unter ihnen fanden ihre Existenzbedingung und Daseinsberechtigung eben nur im nie endenden Sprachenhader. Könnte nicht eine neue Generation ihre Betätigung im Niederreißen jener Scheidemauern finden, welche ihre Vorfahren errichtet haben? Und da nun schon einmal nicht selten das politische Streben von materiellen Erwägungen diktiert wird, so möge man sich darüber klar sein, daß heute die Völkerversöhnung ihren Mann noch besser ernähren könnte, als es seinerzeit die Völkerverhetzung vermochte. Denn es wird des Zusammenwirkens gar vieler Kräfte, und einer zähen, jahrelangen Arbeit bedürfen, um den Boden vorzubereiten, aus dem dereinst die Saat des Völkerfriedens in Österreich aufgehen soll.

Ehe aber an diese schwere Arbeit geschritten werden kann, müssen die Vorbedingungen hiefür geschaffen werden — und diese lassen sich in dem Rufe zusammenfassen: **Lernen wir uns kennen!** Einen fast unverständlichen Stolz setzen heute die Angehörigen unserer wirtschaftlich fortgeschrittensten Volksstämme darin, daß sie *sich selbst*, unter Ausschluß der Angehörigen anderer Nationalitäten, die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes, die Entwicklung ihrer Industrie und Landwirtschaft, die Fortschritte ihrer Kunst vorführen. Könnten wir nicht einmal das Umgekehrte versuchen? Wäre es nicht eher am Platze sogenannte „nationale Ausstellungen" in einem anderen nationalen Milieu zu veranstalten, als jenem, dem die Aussteller angehören? Könnte nicht in dieser Weise so mancher Anknüpfungspunkt gefunden, so manche Voreingenommenheit beseitigt und vor allem gewaltige Lücken unseres Wissens über das wirtschaftliche Leben anderssprachiger Mitbürger nach und nach gefüllt werden? Und ebenso sollte es möglich sein, eine Stelle zu schaffen, die jeden gebildeten Österreicher mit den hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Kunst, auf welche jede einzelne Nationalität Österreichs hinweisen kann, in objektiver Weise bekannt macht. Erst wenn wir Österreicher uns in dieser und anderer Weise besser kennen gelernt haben werden, werden wir uns auch besser verstehen, werden wir die Eigenart eines jeden Volksstammes zu achten und zu schätzen wissen, und dann wird uns auch das friedliche Nebeneinanderwohnen viel leichter fallen. Und wenn einmal all die Kräfte, welche sich heute die Schwächung des Ganzen zur Aufgabe machen,

sich der Festigung, dem einheitlichen Auftreten und der zielbewußten Machtentwicklung zuwenden werden, dann wird auch die gegenwärtig vergeblich angestrebte wirtschaftliche Entfaltung über die Grenzen Österreichs hinaus verwirklicht werden Dann wird auch unsere einstige Machtstellung in Europa wiederaufleben und mit ihr ein neuer, kräftigerer Zug in unserer auswärtigen Politik zur Geltung kommen. Mehr denn je erheischt der Augenblick die Sammlung aller Kräfte. Denn unsere internationale Position ist nicht mehr eine solche, daß wir sorglos in die Zukunft sehen und vollkommen beruhigt die Ereignisse an uns herankommen lassen können. Seit den Tagen von Reval stehen wir einer Mächte-Koalition gegenüber, welche eine unseren Interessen sehr abträgliche Balkanpolitik zu inaugurieren scheint. Dieser Gruppe und ihren Zielen leistet auch unser Alliierter im Süden mit allen Kräften Vorschub, und wenn auch für Deutschland und Österreich-Ungarn noch nicht gerade in des Wortes vollster Bedeutung die Zeit der splendid isolation angebrochen ist, so müssen wir uns doch darüber klar sein, daß wir bei Geltendmachung unserer vitalsten Interessen am Balkan auf den Widerstand aller Mächte — Deutschland ausgenommen — stoßen und immer mehr stoßen werden. Und deshalb ist's selbstmörderischer Wahnwitz, unbekümmert um die ernsten Zeichen der Zeit, sich im Innern weiter zu zerfleischen, im Bruderkrieg zu verharren, während vor der Tür die Gegner lauern . . .

Können wir es verantworten, den günstigen Augenblick ungenutzt verstreichen zu lassen . . . jetzt, wo im Jubiläumsjahre die Völker sich um den greisen und geliebten Monarchen scharen, wo allgemein menschliche Motive allein die Stimmung zur Versöhnlichkeit erhöhen und die Lust am Streit verringern. Dieser wie ein Imponderabile in der Luft liegenden Stimmung gab die Nationalitäten-Huldigung beredten Ausdruck. Und traurig wär's, wenn dieser Huldigungsakt nichts anders gewesen sein soll, als eine glänzende Kostümschau. Raffen wir uns auf, und lassen wir ihm auch ein zielbewußtes Handeln folgen, als dessen glänzende Einleitung er gedeutet werden kann . . . als erster Schritt auf dem mühsamen und doch unerläßlichen Wege zum österreichischen *Γνῶθι σαυτόν*! —

Jugendgerichte.

Von Dr. Josef Maria Baernreither.

Das erste Jugendgericht in den Vereinigten Staaten trat am 1. Juli 1899 als childrens court in Chicago in Wirksamkeit. Der Gedanke aber, das gerichtliche Verfahren, sobald es sich um verwahrloste oder straffällige Kinder oder jugendliche Personen handelt, von allen anderen gerichtlichen Fällen zu isolieren, wurde praktisch schon im Jahre 1890 in Südaustralien durch eine Verordnung angestrebt und im Jahre 1895 in die Form eines Gesetzes gebracht. Dasselbe geschah auch in Kanada im Jahre 1894, wo ein Gesetz bestimmte, daß das Verfahren gegen jugendliche Personen unter 16 Jahren mit Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich zu gehen habe und sowohl räumlich als zeitlich von den übrigen Fällen zu trennen sei.

Wenn man aber für die große Verbreitung der Idee der Jugendgerichte den richtigen Maßstab gewinnen will, darf man sich nicht an die äußere Form halten,

sondern muß sich vollkommen klar machen, was diese Form bedeutet. Faßt man das Jugendgericht lediglich als die prozessuale Vereinigung der Funktionen eines Strafrichters und eines Vormundschaftsrichters auf, die in die Hände erfahrener und wohlwollender Jugendrichter gelegt werden, dann schrumpft unsere Frage allerdings zu einer Frage der Gerichtsorganisation zusammen und der bayerische Justizminister hatte in diesem Sinne recht, als er neulich in der Kammer der Einrichtung der Jugendgerichte eine prinzipielle Tragweite absprach. Dringt man aber tiefer in die Sache ein, so wird man gewahr, daß die Einrichtung der Jugendgerichte der notwendige, historisch vollkommen erklärliche Abschluß eines Ideenganges ist, der sich in den Vereinigten Staaten besonders lebhaft entwickelt hat, der aber auch bei uns in Europa die Geister längst beschäftigt und wenn auch langsamer und vielfach gehemmt, doch unaufhaltsam fortschreitet.

Die amerikanischen Einrichtungen sind heute schon so weit bekannt, daß ich die einzelnen Etappen, die schließlich zu den Jugendgerichten geführt haben, nur anzudeuten brauche. In den Vereinigten Staaten so gut wie in England hat das Familien- und Wohnungselend einzelner Volksklassen schon früh im vorigen Jahrhundert zur Errichtung von Zwangs-Erziehungsanstalten für die verwahrloste und straffällige Jugend geführt. Während England bis in die letzte Zeit das Anstaltssystem bevorzugt und in den bekannten Reformatory and Industrial schools immer mehr ausgebildet hat — war man in den Vereinigten Staaten bei der großen territorialen Expansionsmöglichkeit und der lebhaften Nachfrage nach Menschen von vornherein bemüht, neben der Anstaltserziehung die verbesserungsbedürftige Jugend so viel als möglich in die Obhut einzelner Personen oder Familien zu bringen, welche das Werk der Erziehung unter einer gewissen Aufsicht der öffentlichen Gewalten zu übernehmen bereit sind. Man muß sich die Entstehung dieses Systems und insbesondere die Entstehung der Probation, Schutzaufsicht, welche das Rückgrat des Ganzen ist, konkret vorstellen. Die gerichtlichen Verhandlungen, in denen das Kinderelend und die Gesetzesübertretungen der Jugend in erschütternder Weise zutage traten, haben einzelne Personen zu dem Anerbieten bewogen, das betreffende Kind zu nehmen und seine Erziehung zu versuchen. Wo nicht eine schwere Gesetzesverletzung vorlag, machten die Richter von ihrem in den Vereinigten Staaten allerdings weitgehenden Ermessen Gebrauch und wagten den Versuch. Die gelungenen Fälle mehrten sich, es wurde eine Gewohnheit und Einrichtung daraus, die schließlich in Gesetzesform gekleidet wurde. Der Schwerpunkt dieses Vorganges lag aber von vornherein darin, daß eine bestimmte Person für das Kind oder den Jugendlichen verantwortlich gemacht wurde, daß sie über sein Verhalten berichten mußte, so daß das Gericht in die Lage kam, nach einiger Zeit zu entscheiden, ob der Versuch gelungen oder ob es notwendig sei, strengere Maßregeln zu ergreifen und mit Zwangserziehung in einer Anstalt oder mit einer Strafe vorzugehen. Entscheidend war für diese Entwicklung, daß sich überall die Frauen mit großer Begeisterung und ebenso großer Aufopferung diesen Aufgaben unterzogen. Ihre Mitwirkung und ihr großer Einfluß hat der Behandlung der verwahrlosten und straffälligen Jugend in den Vereinigten Staaten ihr eigentümliches Gepräge gegeben und zu dem Siege der Erziehungsidee über die Vergeltungsidee außerordentlich beigetragen. An diesen Bestrebungen beteiligten sich auch lebhaft die zahlreichen

Vereine, die sich mit der verlassenen und verwahrlosten Jugend befassen und unterstützten die Gerichte, sowohl bei der Untersuchung des Falles, als bei der Unterbringung des Kindes. Ganz von selbst ergab sich, daß man bei der Verhandlung über diese jugendlichen Fälle, in denen der Richter viel tiefer in die Familienverhältnisse eindrang als gewöhnlich und von vornherein dafür zu sorgen bemüht war, daß dem Kinde kein Makel für die Zukunft anhängen bleibe — die Öffentlichkeit als unerwünscht ansah und im Interesse der Zukunft des Kindes wesentlich beschränkte.

Die einzelnen Elemente der Jugendgerichte waren also schon vorhanden und hatten sich bereits bewährt, als durch die bekannten Gesetze der verschiedenen Staaten der Union die gerichtliche Behandlung der verwahrlosten und straffälligen Jugend in ein bestimmtes System gebracht wurde. Mit der den Amerikanern eigenen Begeisterung, ihrem Optimismus, wurde diese Einrichtung aufgefaßt, gefördert und verbreitet.

Die Jugendgerichte in den verschiedenen Staaten und Städten der Union bieten im großen ganzen immer dasselbe Bild: ein erfahrener Richter, der sich die Sache zur Lebensaufgabe gemacht hat, der ernst aber nie bloß formell mit den Kindern verkehrt — ein Stab von Frauen und Männern, die als Probation officers, bestellte Fürsorger, über ihre Untersuchungen berichten, Gelegenheiten zur Unterbringung der Kinder ausfindig machen — eine Korona von Vertretern der verschiedenen Vereine und Anstalten sowie von Personen, denen der Richter den Zutritt erlaubt hat und die ihr soziales Interesse in den Gerichtssaal führt — alle verbunden und alle getragen von einem Gedanken: Erziehung statt Strafe und Vergeltung, solange irgend eine Aussicht vorhanden ist, daß damit ein Erfolg erzielt werden kann.

Das ist der Kern der Sache. Alles andere ist Form und Zutat. Ich habe deswegen die Einrichtung der Jugendgerichte als den notwendigen Abschluß eines Ideenganges bezeichnet und ich habe jetzt diesen Ideengang selbst skizziert. Siegt der Gedanke, daß der Verwahrlosung und Kriminalität der Jugend gegenüber in erster Reihe erziehliche Maßregeln zu ergreifen sind, dann findet sich von selbst eine Form, die wir als Jugendgerichte bezeichnen können — kommt dieser Gedanke nicht zum Durchbruch, zögert man, will man sich mit halben Entschlüssen und halben Taten begnügen, dann allerdings ist jede Form, der man den Namen Jugendgericht gibt, eine Gerichtsorganisation, die immerhin gewisse Vorteile bieten mag, die aber im Wesen eine Schale ohne Kern ist.

Wer den großen erziehlichen Zug kennt und richtig einschätzt, der sich in den Vereinigten Staaten so stark geltend macht wie nirgends, der wird die rasche Verbreitung der Jugendgerichte leicht begreifen. Heute bestehen bereits in der überwiegenden Mehrzahl der Staaten der Union Jugendgerichte und die einzelnen Gerichte dieser Art selbst gewinnen mit jedem Jahr an Bedeutung und Ausdehnung. Mir liegt unter anderem ein Bericht über die Tätigkeit des Jugendgerichtes in New-York für das Jahr 1907 vor. Ich entnehme diesem, daß seit dem 2. September 1902, als dem Tage der Eröffnung, bis zum 31. Dezember 1907, also in 5 Jahren 4 Monaten, 6579 Kinder und jugendliche Personen der Schutzaufsicht unterworfen worden sind und daß davon 5544 nachträglich nicht verurteilt wurden. Wenn auch die Annahme des Berichtes, daß diese letzteren Fälle (das

wäre 84%!) als gelungen zu bezeichnen sind, etwas voreilig sein mag, so beweisen diese Ziffern doch, in welchem Umfang und mit welcher Energie von der Schutzaufsicht Gebrauch gemacht wird. Der statistische Ausweis bezüglich des letzten Jahres (1907) besagt, daß 1479 Kinder und Jugendliche der Schutzaufsicht unterworfen wurden und daß im Verlauf desselben Jahres nur 169 Kinder zurückgenommen und in Anstalten untergebracht worden sind.

Soziale Beobachtungen kann man auf Grund amerikanischer statistischer Ziffern allein gewiß nicht machen. Wenn ich aber zusammenfassen soll, was der Eindruck meiner Beobachtung ist, die ich bei den verschiedenen amerikanischen Jugendgerichten gemacht habe, und zugleich die Resultate der eingehenden Besprechungen in Rechnung ziehe, die ich mit Männern geführt habe, die frei von der Sucht waren, alles im besten Lichte erscheinen zu lassen, so möchte ich behaupten, daß die Erfolge der Jugendgerichte, d. h. des ganzen erziehlichen Systems gegenüber der verwahrlosten und straffälligen Jugend überall dort gesicherte sind, wo der Richter mit den Eltern und dem bestellten Fürsorger zusammenwirkt, und wo die neuen Einflüsse auf den Grund der Seele des Kindes gehen. Auf die Person des Richters, der den Fall beurteilt, auf die Person, welche die Schutzaufsicht ausübt, auf den Eindruck, den das Verfahren auf die Eltern macht, kommt alles an. Formelle Erledigungen bedeuten hier nichts; in den persönlichen Kräften liegt alles, die Schwierigkeiten der ganzen Sache, aber auch der mögliche Erfolg.

Amerika hat den Mut, diese große Reform der Erziehung und des Strafrechts auf seine sozialen Kräfte zu stützen. Erst der Ablauf einer längeren Zeit wird es erweisen, ob es richtig gerechnet hat. Aus dem bisherigen Gang der Dinge schließend, möchte ich die Frage bejahen, wenn auch manches Übertriebene wird ausgeschieden und manches Lückenhafte wird ergänzt werden müssen.

Für alle jene, die den Fortschritt und die Entwicklung der Rechtsbegriffe sowie der Erziehungsgrundsätze nicht nur in dem engeren Kreis des eigenen Gemeinwesens verfolgen, sondern beobachten, wie starke und gesunde Ideen sich von Volk zu Volk übertragen, und wenn auch modifiziert, Wurzel fassen, gibt es für die Richtigkeit der amerikanischen Grundauffassung — mag sie noch so sehr der Abänderung und Einschränkung durch die Verschiedenheit von Land und Leuten unterworfen werden müssen — kein stärkeres Argument, als daß England heute im Begriffe ist, diese amerikanische Rechtsauffassung sich voll und ganz zu eigen zu machen. Was sich heute in England vollzieht, ist eine der interessantesten Erscheinungen der Rezeption fremden, wenn auch verwandten Rechts. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich in jüngster Zeit in England von dieser Strömung unmittelbar zu überzeugen, mit den führenden Männern in Verbindung zu treten, ihre Intentionen kennen zu lernen und will mir daher erlauben, von dieser Rezeption amerikanischen Rechts in England einiges zu sagen, weil es bestärken wird, was ich bisher über die Bedeutung und den Sinn der Jugendgerichte festgestellt habe.

Englands Rechtsentwicklung ist durchaus konservativ; um so bemerkenswerter sind die neuesten Schritte auf dem Gebiete des Jugendstrafrechts, die unter dem Einflusse der amerikanischen Ideen stehen. Ich kann in Details nicht eingehen, sondern will nur einige charakteristische Bestimmungen hervorheben, die augenfällig

das amerikanische Vorbild erkennen lassen und den Umschwung der englischen Kriminalpolitik gegenüber der straffälligen Jugend, der sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, in der Richtung der amerikanischen Auffassung vollenden.

Das unter dem Namen Probation of Offender Act im Jahre 1907 in Wirksamkeit getretene Gesetz beruht zwar teilweise auf früheren gesetzlichen Bestimmungen, umschreibt aber die Schutzaufsicht, die es für Erwachsene sowohl als für Jugendliche der bedingten Entlassung angliedert, ganz in dem Sinne, in dem diese Einrichtung sich in den Vereinigten Staaten entwickelt hat. Es können den bedingt Entlassenen Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben werden bezüglich ihres Umganges, des Enthaltens vom Genuß geistiger Getränke und bezüglich ihrer Lebensführung überhaupt. Frauen sowie Männern kann die Funktion der Schutzaufsicht übertragen werden und für Jugendliche unter 16 Jahren sind besondere Fürsorger (childrens probation officers) zu bestellen. Diese Fürsorger haben die Pflicht, die ihrer Aufsicht unterstellten Personen zu besuchen, zu überwachen, daß sie die vom Richter gesetzten Bedingungen einhalten; sie haben dem Richter periodisch zu berichten, aber auch die ihrem Schutze anvertraute Person in freundschaftlicher Weise mit Rat und Tat zu unterstützen und ihr, wenn nötig, eine geeignete Beschäftigung zu verschaffen.

Von großem Interesse für die Entwicklung der Idee: der verwahrlosten und straffälligen Jugend einen besonderen Rechtskreis zu schaffen, Kinderschutz zu verbinden mit Maßregeln der Fürsorge-Erziehung und im Notfall die strafrechtliche Behandlung der Jugend anzuschließen, ist der englische Gesetzentwurf der jetzt in einem Ausschusse des Unterhauses in Verhandlung steht und den kurzen Namen führt Childrens bill, Kindergesetz. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß dieser Entwurf bald Gesetz werden wird. Ich habe einigen Sitzungen dieses Ausschusses angewohnt und den Eindruck gewonnen, daß sowohl die Regierungspartei als die Opposition das Zustandekommen des Gesetzes, welches von dem Unterstaatssekretär Herbert Samuel sehr geschickt vertreten wird, lebhaft wünscht.

Dieser Entwurf enthält überwiegend bereits bestehendes, in verschiedenen Gesetzen enthaltenes Recht. Das zukünftige Gesetz soll also ein zusammenfassendes, ein sogenannter consolidatet act werden, enthält aber einige sehr bemerkenswerte Neuerungen, die amerikanischen Ursprungs sind. Der Entwurf beschäftigt sich mit dem Schutz des ersten Kindesalters, enthält Vorkehrungen gegen Kindermißhandlungen, ferner eine neue Formulierung der Gesetze über die Reformatory and Industrial schools, der bekannten Fürsorge- und Besserungsanstalten in England. Der Entwurf enthält ferner einen Teil, welcher von der gerichtlichen Behandlung der straffälligen Jugend handelt. Klar wie in keinem Gesetz zuvor wird die Stellung des englischen Richters präzisiert.

Abgesehen von den Fällen des Mordes, in denen die Geschworenen entscheiden und die hier ganz ausgeschaltet bleiben, hat der englische Richter gegenüber der ganzen Mannigfaltigkeit der strafbaren Handlungen, gegenüber den verschiedenen Graden der Zurechnungsfähigkeit, gegenüber allen Umständen, die auf die Beurteilung der subjektiven Seite der Tat von Einfluß sein können in allen Fällen, in denen es sich um Jugendliche unter 16 Jahren handelt, nach freiem Ermessen zu urteilen und hat die Wahl zwischen nachstehenden Entscheidungen: er kann von

einer Verurteilung mit oder ohne Bestellung einer Bürgschaft ganz absehen, in welchen Fällen auf den moralischen Eindruck gerechnet wird, den die gerichtliche Prozedur auf den Angeklagten, aber auch auf seine Angehörigen macht; — der Richter kann den Angeklagten der Schutzaufsicht unterstellen und ihm geeignet scheinende Bedingungen seines Verhaltens auferlegen — er kann ihn in eine Industrial oder Reformatory school senden, und zwar in die eine oder andere, je nachdem dieser unter oder über 14 Jahre alt ist — er kann auf körperliche Züchtigung erkennen, allerdings nur in dem ganz beschränkten Umfang, in dem sie heute noch überhaupt zulässig ist — er kann den jungen Übeltäter selbst oder dessen Eltern zu einer Geldstrafe und zu Schadenersatz verurteilen — er kann von den Eltern Bürgschaft verlangen für das zukünftige einwandfreie Verhalten ihres Kindes — er kann (und das ist eine Neuerung von zweifelhaftem Wert) den Jugendlichen zur kurzen Anhaltung an einem besonderen Ort, place of detention, verurteilen — endlich als letztes Mittel eine gewöhnliche Gefängnisstrafe über ihn verhängen.

An eine Untersuchung des Unterscheidungsvermögens, des französischen discernement, ist der englische Richter nicht gebunden und ich erblicke darin einen großen Vorzug des englischen Rechtes. Der Richter in England hat sich mit dieser psychologischen Vorfrage nicht zu beschäftigen, sondern alle Umstände zu erwägen, die ihn praktisch bestimmen, das eine oder andere der soeben angeführten Mittel in Anwendung zu bringen.

Diese Auffassung des Richteramtes gegenüber den Jugendlichen, die Mitwirkung der Fürsorger, welche die Schutzaufsicht ausüben, die zahlreichen Schulen und Besserungsanstalten, die zur Verfügung stehen — es gibt heute in England und Schottland 211 Industrial and Reformatory schools — vor allem aber die in England jeden Tag mehr Boden gewinnende Auffassung, daß der straffälligen Jugend gegenüber vor allem erziehliche Maßregel anzuwenden sind, und zwar solche, die sich in gleicher Weise auf die moralische, körperliche und berufliche Erziehung erstrecken — alles dies bildet den großen Hintergrund, auf dem sich auch in England die Jugendgerichte als eine gegebene, natürliche Form abheben. Der Gesetzentwurf, von dem ich spreche, führt die Jugendgerichte in England ganz allgemein ein. Bei allen Gerichtshöfen mit summarischer Jurisdiktion, also praktisch genommen in fast allen Fällen, in denen es sich um Jugendliche unter 16 Jahren handelt, sind Einrichtungen zu treffen, damit diese Fälle in abgesonderten Gebäuden oder wenigstens in abgesonderten Räumlichkeiten vollkommen getrennt von allen anderen Fällen bei sehr beschränkter Öffentlichkeit verhandelt werden. Mit dieser Bestimmung wird aber gesetzlich nur festgelegt und verallgemeinert, was in England schon begonnen ist. Seit einigen Jahren sind nämlich in England bereits Jugendgerichte in Tätigkeit und eine große Anzahl ist in Bildung begriffen. Sie lehnen sich an die amerikanischen Vorbilder an und sind mit Geschick in die bestehende Gerichtsorganisation eingefügt. Unermüdlich arbeitet an der Verbreitung und Ausbildung dieser Einrichtung ein Mann in England, der Pionier der Idee, der Richter Courteney Lord in Birmingham.

Ich will versuchen ein Bild von dem Jugendgericht dieser Stadt zu entwerfen, das dem Geiste Courteney Lords entsprungen, seit etwa drei Jahren in Tätigkeit ist.

In dem schönen, aus roten Terracottaziegeln neu erbauten Gerichtshaus, den Victoria Courts in Birmingham, ist für die Jugendlichen ein besonderer Eingang bestimmt, so daß eine Berührung mit den anderen Fällen von der Schwelle angefangen ausgeschlossen ist. Gleich beim Eingange stehen zwei Zimmer bereit, das eine zum Aufenthalt für leichte Fälle polizeilicher Natur, das andere für die schwereren Gesetzesübertreter. Jeden Donnerstag findet eine Sitzung des „Juvenile Court" statt. Diese Sitzung bietet äußerlich den gewöhnlichen Anblick englischer Gerichtsverhandlungen. Die Richter auf erhöhtem Sitze, vor ihnen der Gerichtsschreiber, links und rechts Bänke für die Prozeßparteien, die wittness box, der Sitz für die Zeugen, in der Mitte vor dem Richter die mit Eisenstäben umgebene Anklagebank.

Aber das Verfahren, wenn es sich auch in den äußeren Formen des englischen Gerichtsverfahrens abspielt, ist doch ein außergewöhnliches. Die Vertreter der Schulbehörde, die Probation officers, die Eltern oder Verwandten des angeklagten Kindes spielen die Hauptrolle. Zunächst berichtet der bestellte Fürsorger, welcher den Fall in Obhut hat, über das Resultat seiner Erhebungen, wird darüber als Zeuge beeidet und vernommen. Dann kommt das Schulzeugnis daran, das von großem Gewicht ist; ob fleißig, oder ein Schulschwänzer, ist sehr häufig für die Entscheidung des Richters ausschlaggebend. Eltern, Verwandte, Nachbarn, Zeugen werden vernommen und schließlich wendet sich der Richter an den jungen Übeltäter selbst, der nicht auf der gewöhnlichen Anklagebank sitzt, sondern unmittelbar vor dem Richter steht, er spricht zu ihm sehr ernst, sehr eindringlich, aber ruhig und wohlwollend. Es sind immer zwei Kategorien von Fällen, die verhandelt werden, entweder neue Fälle oder solche, die aus irgend einem Grunde vertagt wurden und nun fortgesetzt werden. Sind die neuen Fälle leichter Natur, so werden sie mit einer Ermahnung abgetan, die sich aber immer sehr eindringlich auch an die Eltern richtet. Häufig haben diese Bürgschaft zu leisten mit einer bestimmten Summe Geldes, die verfällt, wenn ihr Kind rückfällig wird, ganz abgesehen von dem weiteren Verfahren, welches dann eintritt. Schwerere Fälle werden nur dann sofort entschieden, wenn es unzweifelhaft ist, daß eine Verweisung in eine Industrial oder Reformatory school oder eine Gefängnisstrafe notwendig ist. Gewöhnlich wird die Sache vertagt und der Fürsorger tritt in Aktion. Deswegen sind diese vertagten Fälle sehr häufig. Vor dem Richter liegt ein großes Hauptbuch, jeder Angeklagte hat sein Blatt. Auf der einen Seite sind seine Generalien, Name und Wohnort der Eltern, die strafbare Handlung und andere für die Beurteilung des Falles wichtige Umstände verzeichnet. Auf der anderen Seite werden kurz und übersichtlich die Berichte der Fürsorger über das Verhalten des Angeklagten nacheinander aufgezeichnet, wie sie einlaufen, so daß der Richter mit einem Blick über den Stand der Sache orientiert ist. Dann geht es an das Fragen und Ermahnen. Lauten die Berichte günstig und vermag der Fürsorger in der Sitzung seinem Schützling ein gutes Zeugnis auszustellen, so erfolgt, wenn der Richter die bisherige Probezeit als genügend ansieht, ‚discharge', Entlassung, nie ohne daß eindringliche Worte mit auf den Weg gegeben werden. Hält der Richter die Sache für noch nicht reif, wird sie abermals auf bestimmte Zeit vertagt. Steht die Sache schlecht, gibt der Richter vielleicht „a last chance", eine letzte Vertagung oder es erfolgt die Verweisung in eine Industrial oder Reformatory school oder (allerdings nur selten) die Verurteilung zu einer

Gefängnisstrafe. Im Jahre 1907 wurden vor dem Jugendgerichte in Birmingham im ganzen 824 Fälle verhandelt. Davon wurden 276 unter Schutzaufsicht gestellt; 206 durch eine Geldstrafe erledigt; 85 Jugendliche (unter 14 Jahre alt) wurden in Industrial schools gesendet, 35 (über 14 Jahre alt) in Reformatories; 21 wurden in verschiedenen Anstalten untergebracht; an einem Jugendlichen wurde die körperliche Züchtigung vollzogen; in den anderen Fällen erfolgte Freispruch oder Entlassung ohne Strafe.

Das Charakteristische dieser Gerichtssitzungen ist aber das Auditorium. Studenten der Universität sitzen da und helfen als freiwillige probation officers mit, denn es kommt darauf an, den gefährdeten Knaben aus seiner bisherigen Umgebung herauszubekommen. Es bewährt sich fast regelmäßig, wenn er Mitglied eines der vielen boy's club, der Knabenvereine wird, die in Birmingham bestehen, Sport betreiben, Gelegenheit geben gute Bücher zu lesen und sich in gesitteter Gesellschaft aufzuhalten. Frauen als Vertreterinnen von Fürsorgevereinen verfolgen die Verhandlungen sehr eifrig und erbieten sich das eine oder andere Kind, von dem zweifelhaft ist, was damit anzufangen wäre, in Obhut zu nehmen und es mit demselben zu versuchen. Alle diese freiwilligen Helfer sind natürlich dem Richter wohl bekannt, sie sind da, wenn er sie braucht und er kommt daher kaum je in Verlegenheit, irgend eine Maßregel, sei es der provisorischen oder definitiven Unterbringung zu verfügen. Ein junger katholischer Geistlicher, der Delegierte des Bischofs von Birmingham, verfolgt aufmerksam alle Fälle und führt Buch über dieselben, Kindern seiner Konfession wendet er besondere Aufmerksamkeit zu, berichtet dann dem Bischof, findet Mittel und Wege vorzusorgen und Unterkünfte ausfindig zu machen.

So bildet sich um den Richter ein doppelter Kreis von Helfern, die offiziellen Fürsorger und ein weiterer Kreis freiwilliger Mitarbeiter. Diese ergänzende Arbeit der Freiwilligen ist von großem Nutzen, aber man darf sich darüber keiner Täuschung hingeben: der Schwerpunkt des Verfahrens liegt in den berufsmäßigen Fürsorgern, welche fest angestellt und bezahlt sind und bestimmte Pflichten zu erfüllen haben. Ich möchte es als einen großen Vorzug der englischen Jugendgerichte bezeichnen, daß man freiwillige Arbeit zwar gern annimmt, sich aber auf diese nicht verläßt, was in Amerika doch noch vielfach geschieht. Courteney Lord, der alle Elemente dieses Verfahrens mit seinem erfahrenen Geiste durchdringt, hat mir darüber seine Ansichten mitgeteilt. Er meint mit vollem Recht, daß es für die freiwilligen Fürsorger unmöglich ist, mit derselben Regelmäßigkeit und Aufmerksamkeit für jedes Detail zu handeln, als wie es bezahlte Beamten zu tun verpflichtet sind. Ein Fürsorger muß seine ganze Zeit seiner Aufgabe widmen, wenn sie ordentlich erfüllt sein will. Courteney Lord hält Polizeibeamte, Funktionäre von Kinderschutzgesellschaften oder Schulbehörden nicht für geeignet, das Amt offizieller Fürsorge einzunehmen, weil diese immer mehr oder weniger strafbaren Handlungen nachspüren, der Fürsorger aber überallhin als Freund und Beschützer kommen muß. Er ist für eine ausreichende Bezahlung, um gute, verläßliche Männer und Frauen zu gewinnen, die alle jene Eigenschaften vereinigen, von denen das Gelingen der ganzen Einrichtung abhängt. Ich habe auch die Beobachtung gemacht, daß die einzelnen Fälle vor den englischen Jugendgerichten gründlicher vorbereitet sind als ich es vielfach in Amerika zu sehen Gelegenheit hatte. Im übrigen spielt sich das Verfahren

diesseits und jenseits des Ozeans in ganz ähnlichen Formen ab; hier und dort habe ich dieselbe Hingebung und Begeisterung für die Einrichtung gefunden, die Teilnahme und Mitwirkung weiterer Kreise, den sozialen Zug in der Sache, den innigen Kontakt des Lebens mit diesem Zweige der Rechtspflege.

Ich möchte noch einen flüchtigen Blick auf eine englische Bill werfen, die vor wenigen Tagen im Parlament eingebracht worden ist. Ich meine die prevention of crime bill, wörtlich übersetzt: Gesetzentwurf zur Verhütung von Verbrechen. Amerika hat über sein Erziehungssystem für Jugendliche unter 16 Jahren hinaus einen bedeutsamen Schritt gemacht, indem es die Grundsätze der Nacherziehung, allerdings in strengeren Formen, auf die Jugendjahre nach dem 16. Lebensjahre ausdehnt. Es ist im wesentlichen das, was man das Elmira-System nennt. Diesen Gedanken nimmt nun die neueste englische Bill auf. Der Richter kann Personen im Alter von 16 bis 21 Jahren statt sie zu der gewöhnlichen Gefängnisstrafe zu verurteilen, zur Anhaltung in einer zu diesen Zwecken zu errichtenden Anstalt auf eine Zeit von 1 bis 3 Jahren verweisen. Bisher gibt es bei den englischen Strafanstalten Abteilungen für junge Verbrecher, juvenile sections. Mit diesen soll nun aufgeräumt werden und an ihre Stelle besondere Anstalten treten, Straferziehungshäuser — wie eines bereits in Borstel bei Chatham besteht — die einen neuen Typus repräsentieren werden. Auf diese Weise wird die Idee der Nacherziehung nach dem amerikanischen Vorbild auf die Altersstufe bis 21 Jahren ausgedehnt, allerdings nur fakultativ. Nicht minder interessant ist eine zweite Bestimmung der neuen Bill. Bekannt aber sehr bestritten ist, was der Amerikaner indeterminate sentence nennt, Verurteilung auf unbestimmte Zeit. Die neue Bill bestimmt, daß der Richter einen Gewohnheitsverbrecher, von dem er überzeugt ist, daß im Interesse der menschlichen Gesellschaft seine längere Anhaltung notwendig ist, zu einer präventiven Einsperrung verurteilen kann, die nach Abbüßung seiner Strafe einzutreten hat und auf unbestimmte Zeit, wie der englische Ausspruch lautet: during His Majesty's pleasure zu dauern hat. Die Bill bestimmt die tatsächlichen Voraussetzungen eines solchen Ausspruches, über deren Vorhandensein die Geschworenen zu entscheiden haben, und es ist angeordnet, daß von 3 zu 3 Jahren geprüft werden soll, ob der Verurteilte zu entlassen sei oder nicht.

Diese Andeutungen dürften wohl genügen, um zu beweisen, wie England mitten in der Rezeption amerikanischer Rechtsideen begriffen ist.

Aber die anglo-amerikanische Reformbewegung auf dem Gebiete des Jugendstrafrechts wirkt auch mächtig auf die Entwicklung in den kontinentalen Staaten ein. Insbesondere hat der Gedanke der Jugendgerichte auf dem Kontinente Wurzel gefaßt. In Deutschland sind seit einigen Monaten Jugendgerichte im Entstehen. Das erste Gericht dieser Art trat in Frankfurt am Main in Wirksamkeit, bald darauf ein zweites in Hamm in Westfalen. Andere folgten. Seit einigen Wochen besteht ein Jugendgericht in Berlin. Auch in Frankreich und in Italien ist diese Frage Gegenstand lebhaften Interesses. Der jüngst unserm Herrenhause von der Regierung vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die strafrechtliche Behandlung Jugendlicher nimmt ebenfalls Jugendgerichte in Aussicht.

Zur Psychologie des Spielers.

Von Dr. Oskar Ewald.

Wenn an jemand die Forderung gestellt wird, den Spieler zu definieren, so wird die Antwort darauf zumeist eine platte Tautologie oder ein plumpes Mißverständnis sein. „Der Spieler ist ein Mensch, in dem die Leidenschaft des Spieles über alle Erwägungen der Vorsicht und Klugheit triumphiert,“ oder: „Der Spieler ist ein Mensch, den die Gewinnsucht stets von neuem treibt, das Schicksal auf die Probe zu stellen.“ Die erste Erklärung ist nichtssagend, die zweite sogar falsch. Nichts verdunkelt die Perspektive gründlicher, als wenn wir das Wesen des Spielers in eine Linie mit dem Motiv des Gewinnens setzen. Erst die Beseitigung dieses Vorurteils gibt uns den Weg zum Problem des Spielers frei.

Ich habe von Leuten gehört, die Systeme ausklügeln, mit kleinen Einsätzen mäßige Gewinste im Hazardspiel zu erzielen. Von solchem Wahrscheinlichkeitskalkül bleibt der Geist des Spielers unbeschwert. Denn dieser läßt sich dadurch geradezu definieren, daß er nicht auf den Erfolg als Selbstzweck ausgeht.

Im Zusammenhang hiermit muß ich bemerken, daß der Begriff des Spielers hier im prägnanten, juristisch und sozial geächteten Sinne gemeint ist, und daß demzufolge Aufschlüsse über das allgemeine Wesen des Spiels und Spieltriebes uns nicht zum Erfolge verhelfen. Der Grund wird sofort ersichtlich werden.

Der Spieler, von dem in dieser Studie die Rede ist, unterwirft sich nämlich nicht der Herrschaft eines geistigen Gesetzes, sondern der Herrschaft des Ohngefährs. Dem Spiele dagegen, wie es sich allmählich zu kunstvollen Gebilden entwickelt hat, ist eine Gesetzlichkeit eigen, die zwar keine Kopie der natürlichen Gesetzlichkeit, aber immerhin eine Analogie zu derselben enthält. Denn die Grundzüge des Spieles sind einfach wie die Axiome der Mathematik und Physik. Aber die Mannigfaltigkeiten und Kombinationen, die aus ihnen hervorgehen, bieten einen unerschöpflichen Reichtum. Man denke an die weit ausschauenden Perspektiven, die der Schachkünstler an jeden seiner Züge hängt. Die vielen Möglichkeiten, die sich hier zusammendrängen, entsprechen der Menge und Mannigfaltigkeit natürlicher Kräfte, deren Antagonismus die genaue Voraussage eines bestimmten Vorganges im allgemeinen so sehr erschwert. Man kann sagen, das Spiel wird erst dann kunstvoll und schön, wenn es sich der Natur an Fülle, Differenziertheit und innerer Konsequenz nähert.

Der Spieler aber, von dem hier die Rede ist, steht am entgegengesetzten Ende. Er vertieft sich nicht in die Geheimnisse großer Kombinationen. Er gönnt dem Geiste überhaupt keinen Spielraum. Das Verfahren, das er wählt, ist ein möglichst einfaches, ein solches, bei dem alle rein intellektuellen Energien ausgeschaltet werden können. Desto unumschränkter entfaltet sich die Herrschaft des Ohngefährs. Ihm allein unterwirft sich der Spieler, ihm aber auch schrankenlos und ohne Rast.

Deshalb verzichtet der Spieler darauf, den Intellekt seinem Willen dienstbar zu machen. Er ahmt die Natur nicht nach, aber er gibt sich an die Natur hin. Das Schicksal des Würfels überläßt er der Schwerkraft. Er greift blindlings, gleichsam der Richtung des geringsten Widerstandes folgend, in die Karten. Die letzte Spur einer berechnenden, planmäßigen Lenkung des objektiven Naturlaufes ist

hier getilgt. Das absolute Gegenteil einer verstandesmäßigen, technischen Beherrschung der Dinge wird zum Prinzip. Man kann es in den paradoxen Ausdruck fassen: die sklavische Unterwerfung des Spielers unter die Natur ist die Form seiner Freiheit.

Diese Unterwerfung nämlich ist deswegen Sklaverei, weil sie in gänzlich anderer Art und Absicht geschieht als die des Naturforschers und des Technikers, des theoretischen Gelehrten und des praktischen Erfinders. Auch die beiden letzteren binden ihren Willen und fügen sich in widerstandsloser Hingabe einer objektiven Macht. Aber ihr Zweck ist der entgegengesetzte: nicht von ihr bewältigt zu werden, vielmehr die Naturkräfte zu erforschen und zu verwerten. Für den Spieler dagegen gibt es bloß eine dunkle Macht, die er weder in einen Erkenntniswert noch in einen Wert der Praxis umsetzen will. Ihr Gesetz ist ihm bloß so weit von Bedeutung, als darin ein Unabwendbares, Unerbittliches zum Ausdruck gelangt, das sich mit untrüglicher Sicherheit realisiert. Nicht sofern es sich in mathematische Formeln bringen läßt, sofern es zu einem Objekt der Erfahrung und Berechnung werden kann. Es erscheint ihm als blinde Notwendigkeit, als Fatum von Bedeutung. Der Spieler ist daher der Mensch, der seine Seele dem Zufall verschreibt.

Wir werden ihn mithin erst verstehen können, wenn wir das Verhältnis des Menschen zu dem, was gemeiniglich Zufall genannt wird, analysiert haben. Darin kommen sehr große und bedeutsame Beziehungen zum Ausdrucke.

Um den Grundcharakter des Spielers von dieser Seite aus zu verstehen, wird es gut sein, sich für eine indirekte Art der Begründung zu entscheiden und zu untersuchen, woher die Scheu vor dem Spiele stammt, woher die Furcht, ja das Grauen vor denjenigen, die ihm fröhnen. Es ist die Scheu davor, sich der Herrschaft blinden Ohngefährs zu unterwerfen, sich in Abhängigkeit von einem Fatum zu begeben, das unserem persönlichen Willen gegenüber völlig indifferent bleibt. Darin prägt sich eine Eigentümlichkeit der Menschenseele von hoher Bedeutung aus. Wenn ein Genius vor uns hinträte, eine Wage in der Hand, in deren gleichbelasteten Schalen schwarze und weiße Lose ruhen, die Furcht vor jenen würde bei den meisten überwiegen und sie fernhalten. Objektiv betrachtet sind Furcht und Hoffnung im selben Maße begründet und unbegründet; was der Furcht das Übergewicht verleiht, ist die Einsicht, daß kein vernünftiges Gesetz, keine moralisch urteilende, moralisch wertende Instanz die Entscheidung spricht, sondern die chaotische Macht des Ohngefährs. Es beruht eigentlich auf einer optischen Täuschung, wenn man glaubt, das menschliche Auge werde lediglich durch die negative Seite, durch das Dunkel möglicher Verhängnisse gefesselt, so daß es unter dem Banne dieses Eindruckes die psychische Gesamtverfassung beeinflusse. Stünde unser Schicksal einfach vor uns, geteilt zwischen Unglück und Glück, einem rührenden Bilde gleich, das nächtige Finsternis und Taceshelle unvermittelt nebeneinander zeigt, jene Angst würde uns nicht so sehr übermannen, daß sie den Mut zur Unternehmung zunichte machte. Aber unser Blick ist einzig und allein auf die vernunftlose Wirksamkeit des Ohngefährs eingestellt, wir sehen es in sinnlosen Linien schwanken, wir antizipieren im Geiste seine vagen, von keinem fixen Zielpunkte bestimmten, von keinem inneren Plane gelenkten Bewegungen und begleiten sie mit jener unnennbaren Furcht, die das Unbestimmte, Bestimmungslose in noch weit höherem Maße weckt,

als ein unvermeidliches Übel, dessen Gründe und Wege sich in greifbarer Klarheit darbieten. Und umgekehrt; wenn einer sein Glück dennoch auf eine Karte, einen Würfel setzt, wenn er mit Vorliebe Entscheidungen wie diese sucht, dann mißverstehe man ihn nicht in seinen Motiven, als hätte ihm sanguinischer Optimismus ein glückliches Gelingen vorgespiegelt, als reagierte sein Sehnerv gleichsam bloß auf die hellen Farbentöne. Vielmehr ist auch sein Blick unmittelbar auf das Walten des Ohngefährs gerichtet, aber es wirkt auf ihn im entgegengesetzten Sinne: als ein stimulierender Reiz, als Stachel der Verführung. Er ist deshalb ebensowenig mit dem Optimisten zu verwechseln, wie der Nicht-Spieler ein Pessimist ist. Vielmehr ordnet er sich einem gänzlich anderen Begriffe unter, dem des Abenteurers. Der Abenteurer fragt gar nicht nach dem Erfolge, sondern nach dem Zauber des Spieles. Der Ausgang, es sei auch der günstigste, kann ihn ernüchtern, kann ihn sogar zur Verzweiflung treiben. Er muß sich in ein neues Wagnis stürzen. Und so taumelt er von Abenteuer zu Abenteuer, seinem Verhängnis entgegen.

Das Erstaunen, weshalb ein reich gewordener Spieler, ein vom Glück gekrönter Abenteurer seine Schätze wiederum aufs Spiel setzt, anstatt sich in ruhiger Behaglichkeit an der Fülle seines Besitzes zu freuen, ist demnach völlig unpsychologisch. Denn man setzt voraus, solch ein Mensch ginge auf Gewinn aus, er wolle häufen und sammeln, während ihn in Wahrheit eben bloß das Risiko fesselt, das auf der messerscharfen Schneide zwischen beiden Möglichkeiten schwebt. Auf dieser Schneide, gleichsam auf dem schmalen, schwindeligen Verbindungsstege zwischen Gegenwart und Zukunft sich zu bewegen, ohne jemals dauernd Halt zu machen und auszuruhen, das ist seine Existenzform, die Form seines seelischen Gleichgewichtes. Die Gegenwart fesselt ihn nicht, sie weist ihm ein düsteres oder ein heiteres Antlitz. Und auch die Zukunft reizt ihn nicht mehr, so wie sie sich zur Gegenwart wandelt. Was ihn lockt, ist jener unendlich schmale, unendlich dunkle Übergang von der Gegenwart zur Zukunft, der sich ewig von neuem wiederholt, den er ewig von neuem mit geschlossenem Auge wie ein Nachtwandler betritt.

*

Wir können es uns nicht verhehlen, eine seltsame und bedeutungsvolle Daseinsform kündigt sich hier an. Eine Daseinsform, die wir, sofern sie auf das Ohngefähr gegründet ist, vielleicht verwerflich nennen, die aber des Stiles, der Intensität, der Konsequenz und Größe nicht entbehrt. Wie man den Abenteurer nenne, Napoleon, Don Juan oder Sindbad, den Seefahrer, es bleibt stets das gleiche. Das Schicksal auf die Probe stellen, ihm Wendungen entlocken, die der Alltag nicht ahnt, es bis auf den letzten Rest seiner Möglichkeiten ausschöpfen. Der Abenteurer, ebenso der Spieler scheint Herr jeder Situation, aber er ist es dennoch niemals, weil er über jedwede Situation hinausstrebt. Ob Napoleon im tieferen Sinne des Wortes eine Herrschernatur zu nennen sei, mag immerhin als fraglich empfunden werden. Der Besitz lockte ihn nicht, wie er den Spieler überhaupt kalt läßt, er vermochte seiner kaum inne zu werden. Höchstens lockte ihn die Geste des Ergreifens, aber nicht einmal sie: ihn lockte die Kombination, das Fatum. Deshalb ist auch hier die Verwunderung darüber, daß einer den sicheren Besitz schwankenden Konjekturen zuliebe riskiert, unbegründet. Weswegen zog Napoleon, der in Tilsit und im Wiener Frieden so viel gewonnen hatte, nach Moskau? Eine

Frage, die paradox ist, weil sie für die Paradoxie des Spielers kein Verständnis verrät. Hundert Friedensschlüsse wie der von Schönbrunn würden Napoleon nicht zum ruhigen Genuß seiner Herrschaft geführt haben. Denn der Friede bedeutet einen Stillstand und ein stabiles Gleichgewicht, er bindet das Schicksal. Der Spieler aber verlangt, daß das Schicksal ihn binde.

Daher ist ihm der höchste Gewinn zu nichts anderem dienlich als dazu, Einsatz für ein neues Spiel zu sein. Er wirft ihn fort, wenn er ihn auf die Art nicht brauchen darf. Was für ein Gewinner immer es sei, von sachlichem oder persönlichem Wert. Auch die Geliebte, die sich ihm schenkt, hält er nicht fest, eben weil er an ihr nichts mehr zu riskieren hat. An diese Seite des Problems hat vor allem Dostojewski in seinem herrlichen Romane „Der Spieler" gerührt, durch den auch ich erst zu tieferem Nachdenken über den Gegenstand veranlaßt wurde. Das Sprunghafte, Irrationale im Gebaren eines solchen Menschen, der unerhörte Anlauf, den er nimmt, um dann, hart vor dem Ziel, das Ziel selbst zu vergessen, all das vereinigt sich hier zu einem vollendeten Seelengemälde.

Ein Punkt ist in Dostojewski nicht genügend klar zur Abhebung gelangt: der Fatalismus des Spielers, dem als notwendiges psychologisches Korrelat sein Hang zum Aberglauben entspricht. Der Zusammenhang ist nicht schwer zu rekonstruieren. Es genügt die Erinnerung daran, daß das Fatum, weit entfernt, mit dem Naturgesetz identisch zu sein, dessen extremes Gegenteil repräsentiert. Das Naturgesetz ist streng objektiv, es hat für alle Erscheinungen ein einziges Maß, es ist sozusagen der vollendete Ausdruck kosmischer Demokratie. Wir können es ergründen; und wenn wir es ergründet haben, sind wir seiner in Ewigkeit sicher. So finden wir uns hier in einer ähnlichen Lage wie einem felsenfesten Charakter gegenüber, der außer der Konsequenz und Gerechtigkeit kein anderes persönliches Motiv in sein Handeln einfließen läßt. Dagegen gleicht, was wir das Fatum nennen, tyrannischer Willkür, die nach keiner Norm, sondern nach ihrer Laune mit den Untergebenen schaltet. Der Fatalist ist von dem Gefühl beherrscht, dem unabänderlichen Beschluß einer dämonischen Macht unterworfen zu sein, die ihm fremd und dunkel bleibt. Die Hingabe an das Ohngefähr widerspricht dem Fatalismus nicht, sie bereitet ihn vor. Was der Mensch nicht als Äußerung eines Gesetzes erklären kann, empfindet er als Willkür. Die Willkür aber erscheint ihm als Fatum, weil er sich von ihr in Abhängigkeit weiß, ohne sie begreifen, ohne sie durch sein Bewußtsein binden zu können, wie das unabänderliche Naturgesetz. Und indem er ihr dennoch auf die Spur zu kommen sucht, indem er sie irgendwo in ihrem geheimnisvollen Walten belauern zu können hofft, entsteht das Phänomen des Aberglaubens. Der Aberglaube nämlich repräsentiert, so sehr er dem Erkenntnistriebe entgegengesetzt ist, das letzte Aufgebot des Bewußtseins gegenüber der dunklen dämonischen Macht des Ohngefährs.

*

Wir sind jetzt auch in der Lage, den Spieler, den Abenteurer zu werten. Es ist Größe in ihm, unzweifelhaft. Weniger in der Richtung als in der Linie seines Handelns. Denn alle Größe hebt an mit der Freiheit von bestimmten Zwecken, mit der Erhöhung des Gemütes über die kleinen Rücksichten des Gelingens, die Sklaverei des äußeren Erfolges. Sich selber leben zu dürfen und leben zu müssen, unbeschwert

vom Fremdstoff der nüchternen Praxis, heißt das Geheimnis großer Naturen. Eben daß er niemals zu Ende kommt, daß er niemals unter dem Schatten eines Zieles rastet, daß der Maßstab des Rationalismus an ihm zuschanden wird, gibt dem Phänomen des Spielers seinen ästhetischen Zauber. Allein es gibt ihm nichts mehr als einen Scheinwert. Die innerste Triebfeder seiner Existenzform ist der des genialen Menschen diametral entgegengesetzt. Auch dieser bindet sich an keinen bestimmten Zweck: in ihm ist ein unbegrenzter Überschuß von Persönlichkeit, der sich an kein einzelnes Schicksal noch an die Summe aller möglichen Schicksale verausgabt. Wenn auch er die Welt zuweilen als Spiel empfindet, so geschieht es nicht, weil sie von ohngefähr ist. Wie in ihm alles Einheit und Gesetz ist, so sieht er in der Welt allenthalben Ordnung und Gesetzeseinheit, er sieht in ihr den Kosmos. Indem er das Gesetz aber ins Bewußtsein hebt, überwindet er es: seine Persönlichkeit weiß sich von ihm frei. Wie könnte auch dasjenige, dessen Wesen Unendlichkeit ist, von irgend einem endlichen Schicksal berührt werden? Und so darf er das Gesetz ein Spiel nennen: indem er ihm die einzige und höchste Realität seiner Persönlichkeit entgegenhält.

Anders der Spieler. Ihm wandelt sich die Welt zu einem Spiele, nicht um daran seine Freiheit, sondern seine Sklaverei zu messen. Ihn hält kein bestimmter Zweck, kein Erfolg auf die Dauer: nicht weil er sich dadurch zu viel, vielmehr weil er sich zu wenig gebunden fühlt. Denn hier ist ihm noch immer die Freiheit der Wahl geblieben. Erst die Tyrannei des Ohngefährs, das Fatum beseitigt auch diesen letzten Rest. Der Spieler sucht den Zufall auf, wie der Sklave seinen Herrn. Seine Welt ist keine Welt des Gesetzes mehr, sie ist Willkür und Chaos. So ist der Sinn des Spielertums Rückkehr vom Gesetz zum Chaos, während es der ewige Sinn des Genies ist, über das Gesetz zur Freiheit emporzusteigen.

Manette und Nanette.

Novelle von Raoul Auernheimer.

Als Robert um Manettens Hand angehalten und sich den Korb geholt hatte, den sich jeder bei ihr holte, dachte er, sehr verliebt, wie er leider war, zunächst daran, sich zu erschießen; später entschloß er sich, dem Rat eines älteren Freundes folgend, zu einer Indienreise, womit man in solchen Fällen oft ebensoviel erreicht. Er löste ein Billett nach Calcutta und begab sich nach Triest, um dort auf den Dampfer zu warten. Allein, als er im Coupé saß, sah er ein, wie nutzlos diese ganze Reise sei. Er wollte Manette entfliehen und sie begleitete ihn. Fortwährend hatte er das Bild ihrer Schönheit vor Augen, das ihn quälte. Denn Manette war eine der schönsten Frauen der Wiener Gesellschaft, und es bereitete ihm ein peinliches Vergnügen, sich das immer wieder zu sagen, obwohl es seinen Schmerz doch eigentlich vertiefte. Er sah sie vor sich in den verschiedenen Toiletten und Attitüden, wie sie eine mondäne Frau im Verlaufe einer halben Saison zur Schau stellt: In ihrem smaragdgrünen Seidenkleid zunächst, mit dem schiefgestellten Federhut mit ovaler Krämpe; sie hielt eine Teetasse in der Hand und lächelte ungläubig, wie man auf Jours lächelt. Dann schritt sie in einem orangegelben Ballkleid durch

ein Spalier bewundernder Herren; aus dem gelben Kelch der enganliegenden Taille blühten ihre mondweißen Schultern hervor wie Lilien; sie lächelte sieghaft, mit zurückgeworfenem Kopf und ließ ein Raunen hinter sich zurück. Dann sah er sie in dem knappen zobelbesetzten Eiskostüm, wie sie sich im Takt des Walzers in der Mitte des Eisplatzes graziös herumdrehte; ihr kurzer Rock flog im Winde und enthüllte die hochgeschwungenen kleinen zart gefesselten Füße. In einem schwarzen Samtkleid saß sie in einer Loge, ernst, schwermütig, beinahe gelangweilt; Robert hatte das Stück, das man damals gab, bis auf den Titel vergessen, seine Bühne war ihre Loge. Schließlich gab sie ihm in ihrem blauen Kimono den Abschied; wie Engelsfittiche standen ihr die beiden Flügel einer großen blauen Masche im Rücken und sie machte das Gesicht eines betrübten Engels. Robert hatte vorübergehend an Murillo gedacht; aber später, als er allein war, hatte er geweint.

Wie ihm war es schon vielen ergangen, das wußte Robert, und vielen würde es wie ihm ergehen. Auch daß Manettens erster Mann sich bereits nach dreimonatlicher Ehe von ihr hatte scheiden lassen, war ihm bekannt, und daß der zweite sich nach einem Jahr erschossen hatte, in der Nacht vor einem Duell, das er ihretwegen hatte. Seither richtete ihre entfesselte Schönheit einen desto größeren Schaden an. Viele nannten sie kokett, manche herzlos. Manette war keines von beiden; Robert wußte das. Sie war nichts als schön. Ihre junge Schönheit hatte Hunger; sie nährte sich von Huldigungen und das war ihr gutes Recht. Nein, sie war nicht kokett; Sie wollte nicht gefallen, sie gefiel, ob sie nun wollte oder nicht. Robert erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß man sich von ihr erzählte, sie sei einmal in einer Ausstellung durch ein Negerdorf geschritten, worauf, eine Viertelstunde später, unter den Schwarzen ein Aufstand ausbrach. Und unter den Wesen, die sich unglücklich in sie verliebt hatten, befanden sich außer denjenigen, die der menschlichen Gattung angehörten, auch noch ein Mantelpavian, ein Berberlöwe, ein Kakadu, eine dänische Dogge und ein englisches Reitpferd; letzteres war, als sie es weggab, aus Gram gestorben.

Aber sie war nicht nur schön und verführerisch, die verkörperte Verführung, sie war auch klug, geistreich, interessant. Robert wußte das alles ganz genau; er war sich bewußt, daß er sie vollkommen objektiv beurteile. Keine Fran verstand es, sich wie sie zu kleiden; keine hielt die Teetasse wie sie; keine lachte wie sie; keine hatte einen so hübschen Mund, wenn sie sprach; keine eine so melodische Stimme. Mit einem Worte, sie war einzig in ihrer Art, und er würde in seinem ganzen Leben niemals ihresgleichen finden. Auch das wußte Robert bestimmt.

Indessen zwölf Stunden später, in Triest, am Vorabend seiner Abreise, fand er ihresgleichen. Im Korsogedränge nämlich kam ihm Manette leibhaftig entgegen, mit zurückgeworfenem Haupte und lachenden Mundes, wie sie unlängst beim Tee im Hotel Bristol erschienen war. Natürlich war es nicht wirklich Manette, das war ja ganz unmöglich, da ja Frau Manette heute Abend in Wien tanzte. Aber es war eine Frau, die ihr so ähnlich sah, daß Robert bei ihrem Anblick wie angewurzelt stehen blieb. Das war Manettens Wuchs, ihr Gang, ihre Haltung; das war ihr Haar, ihre Nase, ihr Teint, ihr Lachen; das waren ihre Augen, ihr Mund. Die Ähnlichkeit war lächerlich, frappant, beinahe sinnlos, eine dieser Ähnlichkeiten, bei denen man sich an den Kopf greift und sich fragt, ob man nicht vielleicht

wahnsinnig geworden sei. Auch Robert fragte sich das; und eine halbe Sekunde lang gab er sogar der Vermutung Raum, daß Frau Manette es nicht habe aushalten können und ihm nachgereist sei. Aber ein Blick auf die Toilette der Schönen belehrte ihn; nein, das war doch nicht Manette. Denn ihr Kleid war abgetragen und schlecht geschnitten. Auch ging die königliche Fremde eingehängt mit zwei anderen kleinen Damen einher, die offenbar Nähmädchen oder Verkäuferinnen waren. Und sie sprachen italienisch.

Er wendete sich um und ging den drei fremden Mädchen nach. Es waren Sartorellen, das merkte man an ihrem Gezwitscher uud auch weil sie in der Mitte des Fahrwegs gingen, wodurch eine Frau in Triest zu erkennen gibt, daß sie sich auf den Trauring nicht kapriziert. Übrigens bogen sie bald genug vom Korso ab und wandten sich den höher gelegenen Teilen der Stadt zu. Dort fiel, in einer schmalen Seitengasse, zunächst eine der beiden Begleiterinnen von dem schönen Mädchen ab. Robert setzte die Verfolgung fort und hatte das Glück, daß nach einiger Zeit auch noch die andere Freundin verschwand. Nun trat er auf die falsche Manette zu und sprach sie an. Und obwohl er wenig italienisch sprach und sie kein Wörtchen deutsch, verständigte er sich doch ganz gut mit ihr, so zwar, daß das Billett nach Calcutta am nächsten Morgen unbenutzt verfiel, und daß er nach acht Tagen noch immer in Triest saß.

Sein Entschluß war rasch genug gefaßt. Er machte die junge Italienerin in ihrem Geschäfte frei; ordnete die Geschichte mit ihren Eltern, braven Leuten, die nichts dagegen hatten; kaufte ihr ein grünes Kleid, ein orangefarbenes und eines aus schwarzen Samt, ließ ihr das Haar ondulieren, die Zähne polieren, die Hände von der Manicure behandeln; und wählte in einem Parfümeriegeschäfte unter achtunddreißig verschiedenen Parfüms mit geschlossenen Augen, sorgfältig an jeder Flasche riechend, denjenigen Wohlgeruch aus, der ihm am deutlichsten an Manette erinnerte. So brachte er es zuwege, daß die falsche Manette nicht nur körperlich, sondern auch sonst in allen Stücken der echten glich. Zu allem Überfluß änderte er auch ihren Namen. Die Italienerin hieß Nina, er aber, der die Ähnlichkeit auch im Ruflaut genießen wollte, nannte sie Nanette.

Er kehrte mit Nanette nach Wien zurück und verbrachte mit ihr, ohne weiter an Indien zu denken, den Rest des Frühlings, den Sommer und den ganzen Herbst. Manette aufzusuchen vermied er. Ohnehin war mit ihm, seit jenem Morgen, als das Billett nach Calcutta unbenutzt verfiel, eine ganz merkwürdige Veränderung in bezug auf Manette erfolgt; ja, es schien ihm, als ob er sie jetzt erst richtig beurteilen könne... Gewiß, sie war eine ungewöhnlich hübsche Frau, und sie verstand es, sich anzuziehen und die Männer zum Narren zu halten, besser als irgend eine Durchschnittsmondäne. Alles übrige aber war Suggestion, und was insbesondere die Intelligenz betraf, so hatte er diese ganz entschieden überschätzt. Manette war kaum klüger als Nanette. Sie hatte eine dunkle Stimme und einen hübschen Mund, wenn sie sprach; darum hielten verliebte Männer das, was sie sagte, für bedeutend. Aber er, Robert, gehörte nicht mehr dazu; er hatte Manette erkannt und beurteilte sie jetzt vollkommen objektiv, sachlich. Und unter dieser Voraussetzung konnte er sich allerdings nicht verhehlen, daß ihr Charakter allerhand zu wünschen übrig ließ. Schließlich, man erschießt sich auch nicht wegen einer Frau, in der Nacht vor

einem Duell, wie dies Manettens zweiter Gatte getan hatte, wenn nicht gewichtigere Gründe dafür vorhanden sind. Und übrigens, er wußte es ja auch aus eigener Erfahrung: Einen solchen Brief, wie ihn Manette damals nach dem Ball geschrieben hatte, einen solchen Brief schreibt eine Frau nicht an einen Mann, dem sie sechs Wochen später einen Korb gibt. Derlei tut nur eine Kokette. Kokette — das war das Wort. Jetzt wußte er's: Frau Manette war eine Kokette.

Er zog sich von der Gesellschaft zurück wie alle, die da glücklich lieben, und hatte so auch keine Gelegenheit Manetten zu begegnen. Erst gegen Weihnachten traf er sie einmal auf der Ringstraße. Er wollte mit einem tiefen Gruß an ihr vorüber, allein sie wollte dies augenscheinlich nicht. Denn sie nahm ihr schönstes Lächeln aus dem roten Etui ihres Mundes und hielt es ihm hin. Und obwohl er sie jetzt richtig einschätzte und ganz fertig war mit ihr, blieb er doch stehen. „Wie, nicht in Indien?" fragte sie ihn munter, und lachte ganz wie Nanette lachte, nur daß sich dabei eine kleine Falte unter ihrem Kinn bildete, die bei Nanette noch fehlte. Robert begrüßte diese kleine Falte mit Genugtuung; denn im übrigen war es ganz das Gesicht seiner Freundin. Die Ähnlichkeit war einfach lächerlich. Jetzt, während er mit ihr sprach, während sie das Mäulchen spitzte und konversierend ihr Rad schlug, hatte er einfach das Gefühl mit Nanette zu reden. Vielleicht hatte er infolgedessen diesen leicht ironischen, intellektuell überlegenen Blick, den Frau Manette an ihm noch nicht kannte, mit dem er sie heute zum ersten Male fixierte. Aber gerade dieser Blick reizte sie. Wie alle berufsmäßigen Koketten sah sie es nicht gerne, wenn ihr ihre Opfer entwischten. Und wo dies dennoch geschah, da trachtete sie, sie beizeiten wieder einzufangen. Sie wollte ihre Menagerie hübsch beisammen haben, jedes Tier in seinem Käfig. Ordnung muß sein, dachte sie, und jede Bestie will nach ihrer Individualität behandelt sein: der Tiger kriegt Fleisch, der Elefant Reis, das Ichneumon Schlangen. Was Robert anbetraf, den mußte man von jeher mit Liebenswürdigkeiten füttern. Sie streckte ihm die Hand hin und sagte sehr süß: „Wollen Sie nicht am zweiten Weihnachtsfeiertag den Tee bei mir trinken, lieber Robert?" „Warum nicht?" sagte er und küßte ihr die Hand.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag ging er zu ihr hinauf. Manette empfing in einem Treibhaus. Das heißt, eigentlich war es ja ihr gewöhnliches kleines Boudoir, aber der Weihnachtsabend hatte einen Wintergarten daraus gemacht. Da standen Palmen, weiße Fliederbäume, Orchideen, Azaleen und dazwischen langstielige rote Rosen in schweren Bünden, wie man das Stroh bindet — ein ganzes Dschungel der Galanterie, und Frau Manette in ihrem schwarzen Samtkleid wand sich hindurch und dem neuen Gast entgegen wie einer dieser gefährlichen schwarzen Panther, die das Dschungel bevölkern. Außer ihr waren noch einige hübsche Damen anwesend, denn Frau Manette liebte es, wie alle sehr schönen Frauen, sich mit schönen Frauen zu umgeben — vielleicht, um das Ensemble abzutönen, vielleicht auch nur, um sie zu überstrahlen. Den übrigen Teil des Raumes und die Nebenräume füllten Manettens Verehrer, fast lauter Leute, die Robert kannte und die er nichtsdestoweniger bedauerte. Nur einer war darunter, ein ganz junger Mensch, ein Baron, Poldi mit Namen, der für Robert neu war. Und der rührte ihn noch mehr als die anderen; vielleicht weil er so jung und so ungeschickt war. Er war hoch und dünn und blond, sah aus wie ein ziemlich baufälliger strohgedeckter Turm.

Wenn er mit Frau Manette sprach, so schien er beständig in Gefahr einzustürzen und sich als Trümmerhaufen ihr zu Füßen zu legen. Schon großjährig, noch nicht unter Kuratel, machte er gerade seine erste große Liebe durch. Man sah das an der Art, wie er um sie herum strich und sie bediente, wie er ihr zitternd vor Liebe die Teetasse aus der Hand nahm und sie klappernd auf den Tisch stellte. Offenbar war er frisch gefangen und diente noch nicht lange. Robert schaute ihn an, dachte an seine eigene Vergangenheit und an die Gegenwart, lächelte, rührte dankbar den Tee um, trank aus, zündete eine Zigarette an, küßte der Hausfrau die Hand und fuhr zu Nanette. Die saß in ihrem kleinen Zimmer, das noch kein Boudoir war, und wartete auf ihn. Ein kleiner Strauß billiger Rosen stand auf der gehäkelten Decke des Tisches. Aber da er sie selbst gespendet hatte, so dufteten ihm diese wenigen Rosen viel süßer in die Nase, als jenes von einem Konsortium verliebter Männer künstlich hergestellte Dschungel ... Er zog Nanette an sich und küßte sie dankbar. Und sie erwiderte seine Küsse mit der inbrünstigen Zärtlichkeit eines jungen Weibes, das erst zum zweiten Male liebt.

*

Indessen auch dieser Traum endigte wie jeder mit einem Gähnen. Nach etwa einem Jahr begann Robert zu bemerken, daß ihm dieses schöne Weib, dieses nichts als schöne Weib, gleichgültig wurde wie ein Kleiderstock. Ihre Schönheit langweilte ihn zum Sterben, mehr noch, sie machte ihn nervös, sie reizte ihn, sie ekelte ihn beinahe. Es ging ihm wie dem Konditorjungen, der zu viel Bonbons gegessen hat. Der bloße Anblick von Bonbons machte ihm Übligkeiten. Wenn er jetzt Nanette gegenüber saß, so begriff er nicht, wie er sich jemals in Manette hatte verlieben können.

Er beschloß zu heiraten; er heiratete. Die Erwählte war ein junges Mädchen aus der Gesellschaft, nicht halb so schön wie Manette, aber bedeutend jünger, mit weniger Vergangenheit und mehr Zukunft, ein Mädchen, das er gerne hatte und das ihn liebte. Und er nahm Angelika nicht im Rausch, wie er seinerzeit Manette hatte nehmen wollen, sondern nüchtern, mit Überlegung. Er wußte ja jetzt wie man heiratet — dank Nanette.

Bevor er seine Geliebte verließ, tat er noch ein gutes Werk. Da war der Baron Poldi, der noch immer in Frau Manettens Banden schmachtete. Der junge Mensch war schon ganz blau im Gesicht vor lauter Liebe. Die Augen hingen ihm aus den Höhlen, der Kopf aus dem zu hohen Kragen, er war mager wie ein russisches Windspiel, seine Hände zitterten. Das machte Frau Manette in zwei, drei Monaten aus einem hübschen, gut aussehenden jungen Mann. Robert erbarmte sich des Barons. Am Tage bevor er sich verlobte, führte er ihn zu Nanette.

Die Wirkung läßt sich nicht beschreiben. Der Baron stand noch in einem Alter, in dem man das Äußere und nur das Äußere einer Frau liebt. Dieses aber war bei Nanette dasselbe wie bei Manette; alles was er an der Dame aus der Gesellschaft geliebt hatte, fand er bei der Italienerin wieder. Und so liebte er sie vom ersten Augenblick an und mit demselben leidenschaftlichen Ungestüm, mit dem er Manette geliebt hatte. Nanette ließ es sich gefallen; zwar konnte sie seine Liebe noch nicht erwidern, da sie ihn ja erst seit einer Stunde kannte. Allein er war jung und reich, sie war jung und verlassen. Sie wollte sich an Robert rächen;



sie rächte sich. Der junge Mann war außer sich vor Glück. Und nur dies eine schmerzte ihn: das Bewußtsein, daß er einen Freund betrogen hatte.

Nach sechs Wochen, in welcher Zeit er sich nicht ein einzigesmal bei ihr hatte blicken lassen, traf Frau Manette den Baron auf der Ringstraße, fast an der nämlichen Stelle, an der sie seinerzeit Robert getroffen hatte. Sie blieb stehen, er küßte ihr die Hand. Dabei fiel ihr auf, wie gut er aussah. Sie sagte es ihm, und er lächelte ironisch, in einer Weise, wie er nie sie anzulächeln gewagt hatte. Gleich darauf empfahl er sich. Frau Manette war verwundert. Sie mußte an Robert denken, an sein plötzlich verändertes Benehmen. Genau so benahm sich jetzt auch der Baron. Was sie nur hatten, diese Herren?

Sie brauchte nicht lange darüber nachzudenken. Der Baron war jung, verliebt, und wie alle jungen und verliebten Männer hatte er das Bedürfnis, sich zu affichieren. Man sah Nanette, die Robert weislich versteckt gehalten hatte, jetzt plötzlich im öffentlichen Leben auftauchen, man bemerkte die Ähnlichkeit, man begriff, man machte schlechte Witze. „Was für ein Unterschied ist", fragte man, „zwischen einer anständigen Frau und einer Kokotte?" Und man antwortete mit einem Zwinkern: „Ein Strich mehr beim N ...." In der Tat, der Unterschied war kaum der Erwähnung wert.

Übrigens griff das Wort Kokotte den Ereignissen etwas vor. Zunächst war ja Nanette die Geliebte des Barons. Als solche lernte sie Manette kennen. Es war beim Derby, Frau Manette saß, dank ihren Beziehungen zum Jokeyklub, in der Mittelloge, gegenüber dem Ziel, wo die jeweilig schönste Frau der Gesellschaft sitzt. Drunten aber ging Nanette in Begleitung des Barons über den Rasen. Die schöne Frau sah sie und begriff sofort alles; sie begriff auch den Witz, den sie unlängst gehört und nicht verstanden hatte. Sie lachte herzlich und nicht ungütig über die Rivalin, die sie aufmerksam durch das Lorgnon examinierte. Die Geschichte amüsierte sie. So oft einer ihrer Freunde in die Loge trat, faßte sie ihn am Rockärmel und zeigte mit dem Lorgnon auf Nanette, die fortwährend unten an der Loge vorbeistrich und jedesmal den Kopf wandte und heraufschaute. Und jedesmal, wenn dies geschah, rief Frau Manette fröhlich: „Schauen Sie, die sieht mir ähnlich." Es gab Herren, die sie noch nicht kannten und die darüber staunten. Andere lächelten pfiffig, wie man lächelt, wenn einem einer einen Witz erzählt, dessen Pointe man bereits kennt. Nur der Herr v. Obenaus, einer der feschesten und elegantesten jungen Männer der Gesellschaft, Preisfechter, Reiter und Sieger im Herkomerrennen, der ganz zuletzt in Frau Manettens Loge kam und länger als die anderen blieb — nur Herr von Obenaus lächelte und verwunderte sich nicht. „Die sieht mir ähnlich", sagte Manette und deutete hinunter. Er nahm das Glas, examinierte sie und sagte nachlässig durch die Nase: „Kann ich nicht finden", stellte das Glas wieder weg und sprach über wichtigeres, über Frau Manettens Hut ... Der Herr v. Obenaus wußte sich bei Frauen zu benehmen. Er machte der schönen Frau seit sechs Wochen mit einem Eifer und Fleiß den Hof, wie ein Jokey ein Derbypferd trainiert. Frau Manette blieb auch nicht unempfindlich. Man wettete bereits zwei zu fünf. Und viele erfahrene Sportleute erklärten, daß er das Derby machen werde.

*

Die Geschichte mit dem Baron und Nanette dauerte nicht lange. Nach einem halben Jahr schon stand er unter Kuratel. Nun saß Nanette da in einer teueren Wohnung in der Schwindgasse, mit zwei Dienstmädchen, einem Kutscher, zwei Pferden und keinem Freund. Es meldete sich auch keiner, das heißt, es meldeten sich mehrere. Die Sünde, die sie ergriffen hatte, ließ sie nicht mehr aus. Nanette hatte nur die Wahl, sich pfänden zu lassen oder eine Kokotte zu werden. Sie entschied sich für die zweite Eventualität als die mildere. Hierauf verachtete man sie in der Gesellschaft. Und der Hausherr steigerte sie im Zins.

Nanette war schön und hatte viel Talent. Sie fand sich überraschend leicht in ihren neuen Beruf, es schien sogar, als wäre es ihr eigentlicher. Sie hatte jetzt offenbar ihr Rollenfach gefunden und schritt darin von Erfolg zu Erfolg. Dabei kam ihr allerdings die Ähnlichkeit sehr zustatten. Denn da Manette nur in der besten Gesellschaft verkehrte, so verkehrte auch bei Nanette nur die beste Gesellschaft. Es waren durchaus feine und splendide Herren. Nanette konnte sich nicht beklagen. Die beiden Mädchen, der Kutscher und die Pferde hatten zu leben. Ja, Nanette konnte sogar den Hausstand vergrößern und sich einen Papagei anschaffen, was sie sich seit ihrer Kindheit gewünscht hatte. Und sie trug Monat für Monat eine kleine runde Summe in die Bank. Denn sie war sparsam von Natur und wie alle, die klein angefangen haben, liebte sie das Geld.

Aber Nanettens wachsende Beliebtheit blieb nicht ohne Rückwirkung auf Manette. Zwar äußerlich änderte sich wenig; sie blieb eine gefeierte Schönheit und ihr Salon war immer voll von Herren. Auch standen noch immer bei festlichen Gelegenheiten reichlich Blumen darin. Freilich, ein Dschungel war es nicht mehr. Und die Temperatur war bedeutend gesunken. Frau Manette konnte heizen so viel sie wollte, die Quecksilbersäule stieg nicht über 15° R., das ist die Temperatur einer gesunden Freundschaft. Bei Nanette hingegen herrschte ein geradezu tropisches Klima. Der Flieder blühte mitten im Winter, und der Papagei fühlte sich wie zu Hause.

Frau Manette aber fror. Denn sie war keine Frau für Freundschaft, sie war eine Frau für Liebe. Ihr Lächeln brauchte die überhitzte Luft des Treibhauses, um zu blühen. Es ist wahr, sie sagte immer nein, aber sie hatte doch das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit gefragt zu werden. Seit einiger Zeit aber fragte sie niemand mehr. Sie verlor keinen einzigen Freund, aber sie verlor alle ihre Liebhaber. Nur der Herr v. Obenaus blieb ihr noch; und auch der nicht für lange.

Eines Tages, als er sie allein antraf, begann er vom Heiraten zu reden. Er machte ihr nicht geradezu einen Antrag, dazu war er zu vorsichtig, aber sie verstand ihn und sie lehnte schmerzlich lächelnd ab: „Die Ehe — nein!“ sagte sie mit einem deutlichen Widerwillen: „Das ist nichts für mich.“

„Für mich auch nicht“, dachte der Herr v. Obenaus, hütete sich jedoch, diesen Gedanken laut werden zu lassen. Vielmehr ergriff er ihre Hand (jetzt hatte er ja das Recht dazu) und fragte, ihr in die Augen sehend, mit einem Lächeln, das schon in hundert Schlachten gesiegt hatte:

„Und die Liebe?“

Sie ließ ihm die Hand und antwortete nicht sogleich. Worauf er ohne weiteres vom Fauteuil herunter zu Boden glitt, ganz leicht und leise, wie eine Katze springt,



und ihre andere Hand ergreifend, in seiner bittenden Stellung, die Worte mehr hauchte als sprach:

„Manette, wann kommen Sie zu mir?"

Er sagte es mit einem Rest von Lächeln, um sich den Rückzug zu decken, aber er meinte es sehr ernst, das spürte sie an dem gierigen Druck seiner Hände und an dem heißen Atem, der sie zugleich mit seinen Worten anwehte. Das aber war die Luft, die Temperatur, die sie brauchte. Sie wurde schwach und vergaß zu antworten. Herr v. Obenaus glaubte die Partie schon gewonnen zu haben. Da spielte sie, wie eine letzte Karte, die Frage aus, oder vielmehr, sie ließ sie fallen:

„Und wenn mich jemand sieht?"

„So wird man glauben, es ist Nanette", versicherte er fröhlich, seines Sieges sicher: „Profitieren wir doch von dieser Ähnlichkeit."

Sie zog ihre Hände zurück, stand auf und ließ ihn knien. Seit Jahren stand sie so auf und ließ die Männer knien. In der letzten Zeit fiel es ihr schwerer. Vielleicht, weil sie etwas stärker geworden war und sich nicht mehr so leicht erhob. Immerhin, es gelang ihr auch diesmal. Und sie sagte zu dem bestürzt dreinblickenden Herrn v. Obenaus:

„Profitieren Sie doch von dieser Ähnlichkeit."

„Wie meinen Sie das?" fragte er.

Sie sagte kalt, verächtlich, fast gehässig: „Gehen Sie zu Nanette. Die wird es Ihnen erklären", und verließ mit einem hoheitsvollen Zucken der Nasenflügel in königlicher Haltung das Zimmer.

Was aber tat der Herr von Obenaus?

Er ging wirklich zu Nanette, und sie erklärte es ihm wirklich.

*

Der Herr von Obenaus war der letzte gewesen. Nach ihm verliebten sich nur noch zugereiste Herren aus der Provinz ernsthaft in Manette, und auch die blieben nur so lange verliebt, bis sich einer von den Stammgästen des Hauses ihrer erbarmte und sie mit Nanette bekannt machte. Am nächsten Tag kamen sie dann wieder, und an der Art wie sie sich anschauten und ihr die Hand küßten, erkannte Frau Manette, was geschehen war. Die hatten, wie ein guter Freund sich ausdrückte, jetzt den objektiven Blick. Den hatten sie jetzt alle, ihre Freunde, auch der Herr von Obenaus hatte ihn. Er sagte, so oft das Gespräch auf Frau Manette kam: „Eine hübsche Frau! Aber ein bissel dumm."

Frau Manette begann zu reisen. Sie machte es, wie diese alternden Komödianten, die, wenn sie in der Hauptstadt nicht mehr ziehen, ihr Glück in der Provinz versuchen. Eine Zeitlang hatte sie Erfolg, wie dies auch bei den Komödianten der Fall zu sein pflegt. In Nizza, in St. Moritz, in Ostende riß sie noch hin. Aber das dauerte nicht lange.

Denn bald darauf begann auch Nanette zu reisen. Sie tat den Papagei in einen Käfig und fuhr Frau Manette nach. Sie wußte jetzt, worin ihr Zauber bestand, und sie nutzte diese Wissenschaft gehörig aus. Außerdem haßte sie ihre Rivalin, haßte sie, weil sie schön war und eine Dame, und weil sie damals, beim Derby, oben gesessen hatte, in der Loge, während sie, Nanette, unten hatte auf und ab gehen müssen. Seit langem hatte sie beschlossen, Manette zugrunde zu richten.

Eines Tages, in St. Moritz, tauchte sie in dem Hotel auf, in dem Frau Manette wohnte. Manette räumte das Feld. Sie ging nach Luzern; Nanette folgte ihr. Sie brach ihren Aufenthalt ab und reiste über den Genfersee nach Paris. Nanette, wählte eine andere Route; aber eine Woche später war auch sie in Paris.

Es entwickelte sich eine Flucht von Ort zu Ort, von Hotel zu Hotel: Manette immer voraus, Nanette hinterdrein. In Nizza, in Montecarlo, in Rom, in Ostende, in Kopenhagen, überall tauchte sie wenige Tage nach Manette auf, überall wohnte sie im selben Hotel, überall nahm sie der schönen Frau die Anbeter weg, verleidete ihr den Aufenthalt. Sie folgte ihr wie der Schakal der Karawane.

Frau Manette beklagte sich; zuerst beim Hotelier, dann beim Konsul, schließlich beim Botschafter. Sie hatte Beziehungen, und sie nutzte sie aus. Allein es half ihr nichts. Man kann keinem Menschen verbieten, einem anderen ähnlich zu sehen, und das war Nanettens einziges Verbrechen. Denn im übrigen benahm sie sich vollkommen korrekt, so korrekt, wie sich nur eine Kokotte auf Reisen benimmt. Wie Manette reiste sie mit einem Mädchen; wie diese, nur noch viel ängstlicher als diese, war sie um ihren guten Ruf besorgt. Es ist wahr, sie machte Bekanntschaften, aber das tat auch Frau Manette. Und es war Nanette um so weniger ein Vorwurf daraus zu machen, als sie sogar immer dieselben Bekanntschaften machte, wie Manette, nur — etwas später, nach ihr, sozusagen.

Seit langem machte sie aus dieser Ähnlichkeit ein Gewerbe; nachgerade aber bildete sie sie zur Vollendung aus. Sie kleidete sich genau nach Manettens Vorbild; sie trug dieselben Stoffe, dieselben Hüte, dieselben Pelze und dieselben Schleier. Sie hatte dieselben Gürtel, dieselben Spangen, dieselben Spitzen, dieselben Blumen. Sie ging, stand und saß wie Manette. Sie stieg wie Manette in den Wagen, ja sogar wie Manette aus dem Bad. In der letzten Zeit kopierte sie sie sogar im Sprechen; und mit so viel Glück, daß Manette zuweilen, wenn sie in der Halle eines Hotels an der Rivalin vorüberging, sich selbst zu hören meinte.

Frau Manette trachtete ihr auf andere Art zu entfliehen. Sie stieg nur noch in den allerteuersten Hotels ab, in denen die russischen Großfürsten und die amerikanischen Millionäre wohnen. Auf diese Weise verarmte die anständige Frau und die Kurtisane bereicherte sich. Denn für sie rentierte das Reisen um so besser, je teuerer das Hotel war, in dem sie wohnte.

Manette kehrte in ihre Heimat zurück. Sie meinte ein anderes Mittel gefunden zu haben, um diese für sie kompromittierende Ähnlichkeit los zu werden. Sie gebrauchte eine Gärtnerkur und färbte sich das Haar hennarot. Aber auch Nanette war mit ihrer natürlichen Haarfarbe nicht mehr recht zufrieden; auch wünschte sie schlanker zu werden. Sie ergriff die Gelegenheit mit Freude, um eine Gärtnerkur zu gebrauchen und sich das Haar mit derselben Tinktur wie Manette zu färben.

Manette war außer sich. Sie beschloß diesem Zustand ein Ende zu machen, kost' es was es koste. Eines Tages besuchte sie Nanette und bot ihr eine Summe Geldes, wenn sie aufhören wollte, ihr ähnlich zu sehen. Nanette lachte die Rivalin aus und wies das Geld zurück. Die Ähnlichkeit trug ihr bedeutend mehr.

Einen Augenblick lang dachte Manette daran, der Rivalin ins Gesicht zu springen und ihr die rosige Larve zu zerkratzen, die ihr entgegenlachte wie ihr eigenes Spiegelbild. Aber ein Blick auf Nanettens Fingernägel beruhigte sie; die

waren nämlich ganz wie ihre eigenen geschnitten; ebenso spitz, ebenso scharf, ebenso lang. Offenbar hatte Nanette dieselbe Manicure und sicher würde sie auch ihr das Gesicht zerkratzen. Manette liebte ihr Gesicht; sie ging nach Hause.

Sie wußte einen anderen Ausweg. Sie gab das Kokettieren auf, sie wurde blond, und sie beschloß zu heiraten. Das wenigstens würde ihr die Rivalin nicht nachmachen. Aber es stellte sich heraus, daß sie es ihr gar nicht vormachen konnte. Zum Heiraten nämlich gehören zwei, was auch für die allerschönste Frau gilt. Manette war nicht mehr jung und äußerst anspruchsvoll. Das ist ja die Tragödie der schönen Frauen, daß sie mit den Jahren immer anspruchsvoller werden und immer weniger dazu berechtigt sind. . . . Mit einem Worte: der zweite, der dazu gehört, fand sich nicht mehr. Oder aber, er fand sich, dann nahm ihn ihr Nanette weg. Oder aber, es stimmte alles und er wollte von Nanette nichts wissen: Dann kam er über diese fatale Ähnlichkeit erst recht nicht hinweg. Denn schließlich ist es nicht jedermanns Geschmack, mit einer Frau verheiratet zu sein, die der gesuchtesten und berüchtigtesten Kokotte einer Zweimillionenstadt zum Verwechseln ähnlich sieht, und die schon Unzählige verwechselt haben.

Frau Manette verfiel in eine schwere Nervenkrankheit. Sie ging in ein Schweizer Sanatorium. Dort blieb sie ein Jahr. Als sie nach Wien zurückkehrte, war sie grau.

Ihre von der Rivalin besudelte Schönheit ekelte sie, und sie warf sie weg wie einen alten Handschuh, obwohl man den Handschuh ganz gut noch einmal hätte putzen können. Aber sie fand es nicht mehr der Mühe wert; sie hörte auf, sich zu putzen, zu pudern, zu färben. Keine Frau kann schön sein so lange sie will; aber jede Frau kann aufhören schön zu sein, wenn sie es will. Frau Manette entschloß sich dazu. Sie streifte die Larve ihrer Schönheit ab und zeigte ihr natürliches Gesicht. Dieses Gesicht aber war achtunddreißig Jahre alt; es war ein feines, anmutiges, gütiges, liebes Frauengesicht. Aber es war nicht mehr schön.

Nanette überlegte, ob sie der Rivalin auch auf diesem Wege nachgehen sollte. Sie überlegte und tat es schließlich nicht. Sie fand, daß sie blond noch sehr schön sei, und daß sie es auf alle Fälle noch ein paar Jahre lang bleiben könne. Sie konnte sich von ihrer Jugend nicht trennen, hielt die Widerstrebende mit allen Mitteln fest. Anstatt das Haar grau werden zu lassen, wie Manette, färbte sie auch noch die Augenbrauen, die Lippen, die Ohren und die Nasenlöcher. Sie war eben eine Kokotte — die andere war eine Dame.

Aber der Erfolg blieb ihr treu. Im Gegenteil, seit Nanette die einzige war, wurde sie noch weit stürmischer umworben. Die Männer, die bei Manette ihre Jugend verloren hatten, fanden sie bei Nanette wieder. Wenn man sie ansah, hatte man immer das Gefühl, um zehn Jahre jünger zu sein. Wer wird nicht gerne um zehn Jahre jünger? Die Herren erwiesen sich dankbar für diese Wohltat. Dem Papagei ging es gut; und Nanettens kleiner Salon glich an guten Tagen einem Dschungel.

Zum Schlusse wurde sie sogar anständig. Der Herr v. Obenaus, der in den Besitz einer Millionenerbschaft gelangt war, hielt sie aus, und sie war ihm treu, weil es vorteilhafter für sie war — die einzige Form der Treue, die hält. Der Herr v. Obenaus wußte das bereits, und es genierte ihn nicht mehr.

Einmal fuhr sie mit ihm in seinem Automobil durch die Stadt. Als sie um eine Ecke bogen, trat eine schwarzgekleidete ältere Dame, die eben das Trottoir verlassen wollte, erschrocken zurück. Nanette zwickte ihren Begleiter in den Arm. „Du", rief sie, „hast sie g'sehen? Die soll mir ähnlich sehen."

„Kann ich nicht finden!" sagte der Herr v. Obenaus.

Das russische Dreigestirn: Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi.

Von Richard M. Meyer.

Rom, sagt das Sprichwort, ist nicht an einem Tage erbaut worden; wenn die Weltgeschichte etwas Großes hervorbringen will, eilt sie nicht. „Die Zeit hat Zeit." Wie unendlich langsam hat sich die Erneuerung des Deutschen Reiches, die Einigung Italiens, der Eintritt der Vereinigten Staaten in die moderne Weltpolitik vorbereitet! Dann freilich, wenn in langer, stiller Arbeit die Geschichte alle Vorbedingungen erfüllt hat, dann scheint plötzlich hervorzubrechen, was so lange auf sich hatte warten lassen. Dann mit einem Mal traten in ganzen Scharen die großen Vollender auf. Kaiser Wilhelm mit Bismarck und Moltke, Viktor Emanuel, Garibaldi und Mazzini schreiten einer ganzen Heerschar hervorragender Parlamentarier, Staatsmänner, Generäle voraus.

Nur bei den orientalischen Kulturen, wo alles sich jugendlicher, sprunghafter vollzieht, sind auch heute noch Wandlungen von einem Tag zum anderen möglich, wie wir sie an Japan staunend erleben. Das alte asiatische Rußland konnte Peter der Große in seiner Regierungszeit nach Europa hinüberreißen — wenn auch freilich nicht mit vollem Erfolg; das moderne Rußland brauchte viele Vorbereitungen, ehe es sich eines der wesentlichsten Kennzeichen kultureller Nationen schuf: eine eigene Literatur. Dann aber folgten auf die Begründer, die Puschkin, Lermontow, Gogol als Vollender fast gleichzeitig drei große Männer: Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi.

Erst sie haben für uns eine eigene russische Literatur geschaffen. Mögen sie selbst sich nur als Vollender ansehen, mag vor allem Dostojewski stets mit Begeisterung in Puschkin den Stifter der russischen Dichtung gefeiert haben — für Europa haben ihre Vorgänger nur historisches Interesse, wie etwa für die Ausländer Klopstock. Die große russische Literatur, die als ein mächtiger Kulturfaktor auch unsere Literaturen mitbedingt, die eine Zeitlang ihr Reich fast so gewaltsam ausgedehnt hat wie der russische Staat — sie ist in jenen drei Namen verkörpert. Und nur von unserem Standpunkt aus können wir ihre Bedeutung zu würdigen versuchen. Denn eben darin besteht sie vor allem, daß diese drei Riesen erst die ungeheuere Kraft und die wunderbare Begabung ihres Volkes auf literarischem Gebiet der ganzen Welt zugänglich gemacht, daß sie erst die Isolierung der russischen Dichtung aufgehoben haben. Daß sie dabei den Geist ihres Volkes nicht verleugneten, sondern im Gegenteil zum vollen Ausdruck brachten, das macht ihre Bedeutung erst zu einer wahrhaft welthistorischen.

Eine so große Aufgabe war selten großen Begabungen gestellt. Für die bildende Kunst bleibt sie noch zu lösen: hier hat Rußland noch niemanden gefunden, der seine Eigenart monumental darstellt, wie etwa Giotto neben Dante die des erwachenden Italien. Aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das auch literarisch noch so wenig geschehen, wie es etwa bis jetzt in Nord- oder Südamerika der Fall ist. Ein ungeheuerer Staat lag da, eine bedrohliche Weltmacht; zusammengesetzt aus hundert Völkern von mancherlei Art und Glauben, regiert aber von einem: dem der Russen. Ein Volk, das noch immer tief in der Barbarei steckte, noch nicht erlöst von dem Fluch der Leibeigenschaft; in der Religion starr und unbeweglich auf dem Boden uralter Satzungen, deren Unveränderlichkeit im Gegensatz zu der religiösen Entwicklung aller anderen christlichen Konfessionen gerade seinen Stolz bildete, und ebenso byzantinisch starr in seiner bildenden Kunst. Das Leben in den oberen Schichten charakterlose Nachahmung des Strebens in europäischen Großstädten, in den unteren die von aller Veränderung der Welt unberührte Fortdauer patriarchalischer Verhältnisse. Die Dichtung kaum minder zwiespältig schwankend zwischen einer Aufnahme Byronscher oder auch Goethischer und Schillerscher Poesie und einer Fortsetzung abgebrauchter einheimischer Technik. In ihrer Mitte ein Genie, das uns „Europäern“ bedeutender erscheint als Puschkins einseitiges lyrisches Talent: Gogol (1809 bis 1852), dessen großartige Kultur- und Gesellschaftsschilderungen aber noch ganz in der engen russischen Perspektive befangen bleiben.

Da kommt Turgenjew (1818 bis 1883). Wir begreifen es, wenn die „Slawophilen“ in ihm fast einen Renegaten sehen, einen Mann, der das nationale Wesen verleugnet, der das russische Geheimnis den Fremden überliefert, der die stetige Entwicklung zerstört habe. All das kann gegen den großen Gründer der russischen Weltmacht gesagt werden, und ist gegen Peter den Großen gesagt worden; aber so notwendig wie zu den Zeiten des Schiffszimmermeisters in Saardam war es zu denen des Emigranten von Paris und Baden-Baden, daß die Elite Rußlands an den Fremden lernte — ihnen die Werkzeuge abkaufte, auch um sie zu bezwingen.

Eine dämonisch-gewalttätige Natur freilich wie der wilde Zar ist Turgenjew keineswegs. Im Gegenteil kommt in ihm am stärksten die elegische, ja weichliche Seite des Slawentums zum Ausdruck, die Dostojewski fast ganz fehlt und die Tolstoi mit leidenschaftlich-kraftvollen, ja barbarischen Elementen merkwürdig vereinigt. In allen Werken Turgenjews tönt die stille ergreifende Melodie der russischen Volkslieder. Die melancholische Ergebenheit, die natürliche Frömmigkeit dieser Volksgesänge und Volksmärchen erfüllt auch die Novellen und Romane des ausgewanderten Dichters, den seine Heimat als einen „Westling“, als einen Verleugner ihrer Religion und ihres Wesens heute am liebsten selbst verleugnen möchte. Ja auch die Weltauffassung des emanzipierten Schülers Goethes und Schopenhauers bleibt im Banne der angestammten Art und feinsinnig hat der Wiener Kritiker Kürnberger seine „Instinkte für die Welttragödie“, seinen „tragischen Blick für das Weltunglück“ unmittelbar als Inspiration seines Volkstums aufgefaßt. Turgenjew ist geborener Pessimist wie alle Russen; und wenn er, wie seine Genossen Dostojewski und Tolstoi durch tatkräftige Propaganda dieser fatalistischen Stimmung entgegen zu wirken

sucht, so vermögen hierbei „westliche Einflüsse“ ihn doch der angeborenen Entsagung nicht völlig zu entziehen. Ihm bleibt jene trübe „Steppen-Auffassung“, die das Leben des Menschen wie eine große blütenarme Fläche ansieht, deren Melancholie die wenigen toten Bäume und hellen Blumen mehr erhöhen als mildern. Und ihm bleibt auch, ein glücklicheres Erbteil von den Urvätern her, der scharfe Jägerblick für jede Spur, jede Einzelheit auf dieser großen, stillen, toten Fläche: seinem Rußland.

Die Skizzen „Aus dem Tagebuch eines Jägers“ (1852) hat man mit Recht immer als besonders charakteristisch für Turgenjew angesehen; ja wie bei allen Naturen von begrenzter Entwicklungsfähigkeit, zeigen sie seine Eigenart noch deutlicher als spätere, reifere Leistungen. Durchweg sind es kleine Charakterbilder: auf die Schilderung einer Menschenseele kommt es dem Dichter an, nicht auf spannende Handlung. Im Gegenteil verschwindet die Handlung zuweilen fast völlig, so daß wir bloße Zustandsmalerei erhalten; oder das Geschehnis ist längst überwunden und nur seine Nachwirkung in der Seele etwa des armen, häßlichen Kreisphysikus, der sich in eine Sterbende verliebt hat, wird von Turgenjew gemalt. Hierin steht er nun germanischer Art viel näher als romanischer: schon die ältere Dichtung unseres Volkes zeigt solche Charakterskizzen und in Turgenjews Zeit vertritt namentlich Theodor Storm, ebenso elegisch, ebenso lyrisch, dabei wie Turgenjew ein Mann voll kräftigen politischen Interesses und radikalsten Freisinns in religiösen Fragen, eine ganz ähnliche Art. Dennoch ist schon in diesen Anfängen auch der Einfluß der Franzosen nicht zu verkennen: wie alle gebildeten Russen stand Turgenjew zu der Literatur und Kultur unserer westlichen Nachbarn in lebhafter Beziehung und gern und viel hat er in Paris gelebt. Dort ist der „nordische Riese“ mit seiner liebenswürdigen Gutmütigkeit der Liebling jenes anspruchsvollen Kreises der Geistesaristokraten, den die Brüder Goncourt um sich versammelten: der große Kritiker Sainte-Beuve, die gewaltigen Romanschriftsteller Flaubert und Zola, der satirische Sittenzeichner Gavarni gehören dazu. Was sie alle verbindet, ist die angespannte Aufmerksamkeit, mit der sie das wirkliche tägliche Leben verfolgen; die Freude an der Beobachtung des unendlichen Kaleidoskops hebt sie immer wieder über die pessimistische Menschenverachtung, die den Meisten in dieser Gemeinschaft ebenfalls eigen ist. Realisten wollen sie sein, Kenner und Darsteller der einfachen Wirklichkeit. Und dies, dies Abstreifen aller gewaltsam poetisierenden Mittel, ja selbst der natürlichen Stilisierung Theodor Storms, mag Turgenjew doch wohl von den französischen Freunden gelernt haben oder wenigstens in dem Mut, so zu schreiben, von ihrer Art gekräftigt worden sein.

Eine große Reihe von Novellen und psychologischen Skizzen folgt. Wie Storm wiederum scheint Turgenjew niemals eine starke Verführung von seiten der dramatischen Muse erlitten zu haben; ein dramatisches Genrebild hat er verfaßt, seine mächtige lyrische Ader aber fand in dem stimmungsvollen Gewebe seiner russischen Charakterbilder genügende Betätigung. Und vielleicht würde er sich in dem zarten Ausmalen dieser feinen Genrebilder dauernd gefallen haben, wenn nicht die fremden Muster ihn darüber herausgeführt hätten. Die Novellen dehnen sich zu romanartiger Länge — so das berühmte „Adelige Nest“ — und nehmen schließlich wirklich die Gestalt des Romanes an: „Väter und Söhne“ (1861), „Dunst“ (1867), „Neu-

land" (1877). Der technische Unterschied beruht darin, daß es der Novelle nur auf die Vorführung interessanter Momente oder Charaktere, dem Roman auf Entwicklung ankommt. Den Weg zu dieser doch wohl höheren Kunstform hat z. B. Theodor Storm, den wir mehrfach mit Turgenjew verglichen, nie gefunden; andere bedeutende Novellisten, wie Paul Heyse oder Maupassant, haben ihn selten mit Erfolg zurückgelegt: es ist kein geringes Zeugnis für Turgenjews Begabung, daß ihm der Fortschritt meistens glückte.

Seine Novellen sind Meisterstücke der Beobachtung. Ein Realist von seltener Objektivität sieht Turgenjew die Menschen mit durchdringendem Blick; sein Interesse beschränkt sich mit seltenen Ausnahmen auf seine Landsleute, zeigt hier aber eine so universelle Aufnahme wie nur noch Balzac. Bloß die vornehmsten Kreise, Mitglieder der Regierung und des Hofes (die Tolstoi gern schildert) scheiden fast ganz aus; sonst aber treten vom armen leibeigenen Sklaven zum mächtigen Grundherren alle Schattierungen der sozialen Stellung, der Bildung, der Beschäftigung hervor. Seine Lieblinge sind indes (wie später bei Gorki) die „ausgedienten Existenzen", die Menschen, die früher einmal eine Rolle gespielt haben, nun aber wirklich oder im geistigen Sinne des Wortes verarmt, gealtert, zusammengeschrumpft sind und in ihrem ganzen Wesen die Spuren jener Pferdehufe, von denen sie einst überritten wurden, nur zu deutlich offenbaren. Er schildert sie ganz objektiv, fast ohne jede persönliche Bemerkung und fast ganz nach ihrem äußerlich zu beobachtenden Gebaren und Handeln. Auch bei den Nebenfiguren wird das mit dem feinen Pinsel Meissoniers ausgemalt: „Einen Augenblick darauf kam ein Mann mit schneeweißem Kopfe, in einem Nankin-Kaftan gekleidet, man wußte nicht von wo herbeigelaufen; mit vorgehaltener Hand die Augen vor den Sonnenstrahlen schützend, blickte er den Tarantaß an, schlug sich dann mit beiden Händen an die Schenkel, trampelte noch eine Weile auf demselben Flecke, wo er stand und stürzte dann vor, um das Tor zu öffnen. Der Tarantaß fuhr, mit den Rädern die Nesseln niederdrückend, in den Hof und hielt vor der Eingangstreppe an. Der weißköpfige Mann, ein noch rascher Greis, stand bereits mit weit und schräg auseinandergespreizten Beinen auf der untersten Stufe, knöpfte das Spritzleder auf, schlug es heftig zurück und half seinem Herrn aussteigen, wobei er demselben die Hand küßte." Mit dem gleichen liebevollen Interesse schildert er auch die Dinge, wie Th. Fontane durchdrungen von dem pantheistischen Gefühl, daß alles lebt, was die Menschen umgibt: das Hausgerät nimmt gleichsam die Art seines Herrn an, wie die Haustiere. „Anton traf sogleich seine Anstalten: ein altes Huhn ward eingefangen, geschlachtet und gerupft; Apraxia schabte und reinigte lange daran, ja sie wusch es förmlich wie ein Stück Wäsche, bevor sie es in den Kessel legte; als es gesotten war, deckte und servierte Anton den Tisch, stellte vor das Besteck ein dreifüßiges Salzfaß aus schwarzgewordenem, plattiertem Silber und eine kleine geschliffene Karaffe mit rundem Glasstöpsel und engem Halse; darauf meldete er in singendem Tone Lawretzky, das Essen sei bereit — und faßte selbst hinter dessen Stuhle Posto — er hatte eine Serviette um seine rechte Hand gewickelt und verbreitete um sich herum einen starken, antiken Geruch, wie von Zypressenholz. Lawretzky versuchte von der Suppe und nahm das Huhn vor; die Haut desselben war ganz mit Blasen bedeckt, eine dicke Sehne zog sich längs jedem Beine hin, das Fleisch

hatte einen holzigten und laugenartigen Geschmack." In äußerstem Gegensatz zu dieser Detailmalerei des Konkreten steht die nur leicht andeutende Behandlung der seelischen Vorgänge. „Was mögen sie beide gedacht, was empfunden haben? Wer kann es wissen? Wer es sagen? Es gibt im Leben Augenblicke, es gibt Gefühle . . . auf die man nur einen Blick werfen darf, ohne bei ihnen verweilen zu können."

Auch Turgenjew hat Anteil an der namentlich durch Dickens fast allen Erzählern seiner Zeit (so bei uns Gustav Freytag und Fritz Reuter) übermittelten Neigung, Personen durch absonderliche Gewohnheiten zu charakterisieren: eine seltsame Geste, eine oft wiederholte Redewendung, auch wohl eine Eigenheit der Körperbildung oder auch nur der Kleidung machen sie uns sofort kenntlich. Doch macht er von diesem etwas bequemen Kunstmittel diskreter als die meisten Zeitgenossen Gebrauch. Nachdem die Gestalt so ausgeführt ist, wird sie in epischer Behaglichkeit durch ein charakteristisches Schicksal geführt, fast ausnahmslos um an dem Konflikt ihrer Eigenart mit den unbeweglichen sozialen Verhältnissen zu scheitern; und dann sinkt sie gleichsam in die große ewige Landschaft wieder unter, aus der sie für einen Augenblick aufgetaucht war, und die Gebüsche schließen sich über dem abseits am Wege Verschwindenden. Turgenjews eigener Anteil kommt nur in leicht ironischen Wendungen zum Ausdruck; aber unser inniges Mitgefühl mit den armen Seelen und Bedrückten weiß er auch ohne die direkt eingreifende Art seines Gesinnungsgenossen Wilhelm Raabe uns zu übermitteln.

Diese Technik des psychologischen Genrebildes erfordert durchaus Ruhe, im Beobachter wie im Gegenstand. Turgenjew beobachtet lange; dann fühlt er plötzlich, daß er seine Personen „hat", wie Ibsen, wenn er sich monatelang mit seinen Phantasiegebilden zusammen eingesperrt hat. Turgenjew besaß nicht wenig von der berühmten „russischen Trägheit"; er ging gern auf die Jagd, plauderte, dinierte, und war in halbkomischer Verzweiflung, wenn er sich fast wider seinen Willen von dem inneren Drang zum Schreiben genötigt fühlte. Dann schloß er sich in sein Zimmer und schrieb so rasch wie möglich hintereinander. So entstanden jene unübertrefflichen Meisterwerke objektiver und doch lebensvoll, ja herzlich aufgefaßter Zustandsmalerei.

Mit seinem bedeutendsten Roman aber warf er sich mitten hinein in die Bewegung, in die gärende Bewegung seiner Zeit. Das im innersten aufgeregte junge Rußland schildert der große politische Zeitroman „Väter und Söhne". Die Väter gehören noch jener Epoche an, die das „Tagebuch eines Jägers" aus Turgenjews Novellen vorgeführt hatte; die Söhne der Zeit, die sich ihm und der er sich zu entfremden begann. Der Nihilismus, die Verzweiflung eben über die Stagnation des geliebten Vaterlandes, das wilde unklare Bedürfnis etwas zu tun — diese gefährliche Phase im Seelenleben des russischen Volkes malt sich in der berühmten Figur des Bazaroff. Und auch diesmal ist Turgenjew so objektiv, daß die Konservativen ihn der Sympathie mit den Revolutionären und diese ihn der Karikatur ihrer Tendenzen beschuldigen konnten.

Dieser Roman auf der einen Seite, die besten Novellen — ich nenne nur noch Charaktergemälde wie das „Tagebuch eines überflüssigen Menschen" oder den „König Lear der Steppe" — auf der anderen Seite und vermittelnd Halbromane wie die berühmten „Frühlingsfluten" (1872) und „Dunst" (1867) umschreiben das Können Turgenjews. Die epische Größe Tolstois erreicht er so wenig wie die

psychologische Tiefe Dostojewskis; neue Formen, wie diese beiden, hat er nicht geschaffen, sondern nur die besonders in Frankreich längst zu reifer Blüte gebrachten mit neuem Inhalt gefüllt. Dafür übertrifft er beide an jener Sicherheit des Ausdrucks, die den Leser ohne Aufenthalt zur Sache selbst dringen läßt, an Reichtum der Typen, an Breite der eigenen Bildung, die in der Beleuchtung seiner Szenen ja doch alle formelle Objektivität überwindet. Er ist ein Virtuos, ein Meister des selbstgeschaffenen Stils, aber allerdings nicht ein bahnbrechendes Genie; er malt russisches Leben, aber mit „westlichem" Stift.

Aber er ist die Vorbedingung für die beiden größeren: den Propheten des politischen und den des religiösen Rußlands. In ihm selbst lebte etwas von beiden: der politische Eifer des Aufklärers führte ihm die Feder, wenn er die Krebsschäden der Leibeigenschaft aufdeckte, der religiösen Handlung seines Volkes war der Anteil zu danken, mit dem er den Armen, Schwachen, Einfältigen darstellt („Die lebende Reliquie"). Aber was ihn eigentlich beseelte, war doch, was bei Dostojewski und und Tolstoi ganz in den Hintergrund tritt: das künstlerische Interesse, die ästhetische Freude an der Wirklichkeitsschilderung als solcher.

Davon steckt nichts in Theodor Michailowitsch Dostojewsky und nichts in Leo Nikolajewitsch Tolstoi. Tolstoi hat sich in der zweiten Hälfte seines Lebens sogar mit Fanatismus gegen jede rein ästhetische Kunstanschauung ausgesprochen; Dostojewski hat zuweilen die Tendenzschriftstellerei verurteilt, aber ihr allzeit in praxi gehuldigt. Ein törichteres Wort läßt sich über ihn nicht leicht aussprechen als das neuerdings oft wiederholte von seiner Objektivität. Turgenjew ist objektiv in der Darstellung, Tolstoi wenigstens anfänglich in der Haltung — Dostojewski ist von allem Anfang an subjektiv und tendenziös in der Auswahl von Stoff und Form, in der Behandlung seiner Figuren, in der Zuspitzung seiner Fabel, in der eigenen Erläuterung seiner Texte.

Dostojewski ist am 30. Oktober 1821 geboren; sein Vater war ein in engen Verhältnissen lebender Arzt aus dem niederen Adel. Er ergriff den Beruf des Ingenieurs, beteiligte sich lebhaft an den politischen Diskussionen der Jugend und wurde 1849, etwa so schuldig und etwa so unschuldig wie Fritz Reuter, als Hochverräter zum Tode verurteilt. Die furchtbare Erregung des nahen Todes ließ man ihn aber noch ganz anders als unseren Jenenser Studenten auskosten: mit asiatischer Grausamkeit band man die Verurteilten an den Pfahl und bereitete sie zur Hinrichtung vor, um erst im letzten Augenblick ihnen die Begnadigung zu verkünden. Der eine wurde wahnsinnig; in Dostojewski aber klingt die ungeheuere Erschütterung bis zum letzten Tage nach. Obendrein war er von Haus aus kränklich, schweren epileptischen Anfällen ausgesetzt; natürlich konnte die Nervosität nur gesteigert werden. Nun ward er begnadigt — zur Zwangsarbeit in Sibirien, unter Verbrechern; die berühmten „Memoiren aus dem toten Hause" (1862) schildern die Zustände — äußerlich noch sein objektivstes Buch, aber bereits erfüllt von der lebhaftesten Sympathie für die schwachen Opfer der Gesellschaft. 1856 kehrt er zurück und lebt nun als Schriftsteller und Journalist. Einen längeren Aufenthalt in Rußland (1867 bis 1871), den hauptsächlich seine schlechten Verhältnisse nötig machen, ertrug er schwer: in demselben Dresden, das Ibsen so gern bewohnte, in Genf, Florenz, Venedig, wo so viele Ausländer gerade damals bedeutsame Fremdenkolonien bildeten,

fühlte er sich doch immer in der Verbannung. Dort entstanden in der Zeit kurz vor, während und nach diesem Exil seine Hauptwerke: „Raskolnikow“ (1866), „Der Idiot“ (1868), „Die Dämonen“ (eigentlich „Die Besessenen“, 1873); das wichtige „Tagebuch eines Schriftstellers“ wurde (1873) begonnen und nur die „Brüder Karamasow“ (1879) liegen ganz jenseits dieser Epoche. Am 28. Januar 1881, auf der Höhe volkstümlichen Ruhms und schriftstellerischen Einflusses, ist Dostojewski gestorben, während Turgenjew seine Beliebtheit in der Heimat und Tolstoi seine schriftstellerische Begabung überleben mußte.

Um für seine in ihrer Art völlig einzig dastehende Dichtung den richtigen Standpunkt zu finden, muß man ihn, glaube ich, so auffassen, wie ich ihn vorhin charakterisierte: als den Propheten des politischen Rußland. Denn Politiker ist er vor allem, Staatsmann und noch mehr Heerführer seines Volkes, der wilde, rücksichtslose, aber leidenschaftlich für sein Volk begeisterte Hetman der nationalen Kosaken. Das religiöse Element, so stark es in ihm hervortritt, ist teils in diesem nationalen schon enthalten, teils dient es ihm (bei Tolstoi steht es gerade umgekehrt); das soziale aber hat sich völlig unterzuordnen. Denn Dostojewski ist nicht (wie Turgenjew) ein Mann der inneren, sondern der äußeren Politik; die nordische Weltherrschaft ist das Ideal, dem all seine Gedanken und all seine Schriften dienen. Der Gegensatz gegen den „Westen“, der Kampf gegen die europäische Kultur für die russische Tradition zieht sich wie ein roter Faden durch all seine Romane, wie durch all seine Aufsätze; und aus diesem Geist heraus ist er Schriftsteller geworden.

In dieser leidenschaftlichen Natur gilt durchaus jener „Primat des Willens über den Intellekt“, den Schopenhauer allgemein behauptet. Durch und durch fühlt er sich als Russe, als Sohn des alten, mächtigen frommen Rußland, und wie für einen Zaren der alten Zeit ist die Eroberung aller Welt ihm ein selbstverständliches Ziel. Die Gründe hinken nach, und sie sind schwach genug: Rußland müsse die Welt beherrschen, weil nur der Russe jede Volksseele und jede Religion zu verstehen imstande sei. Er selbst macht diesem kühnen Satz wenig Ehre: an den Behauptungen, die sein Tagebuch über die Deutschen aufstellt — er hat sie immer gehaßt, wie die Juden, weil er in beiden die kalte Intellektualität verkörpert sah, und weil ihn beider Erfolge beunruhigten — ist recht wenig, was wir zugeben könnten. Und nicht einmal Tatsachen völkerpsychologischer Art vermag er richtig zu beobachten: den nationalen Enthusiasmus unseres Volkes im Kriege von 1870 verkannte er völlig und erging sich in häßlichen Verdächtigungen; wie viel besser verstand Ibsen, was Sedan für die Welt bedeutete! Ebenso vergeblich wird man bei Dostojewski etwa ein Verständnis für das Wesen des Protestantismus sehen: ihm ist das eigentlich nur eine krankhafte Auflehnung des ungesunden Individualismus gegen das katholische Einheitsgefühl. — Aber nichts machte ihn in jener Lehre irre; gerade so erklärte er Puschkin, seinen Abgott, gerade deshalb für den genialsten Dichter Rußlands, weil in ihm auch ein Deutscher und ein Engländer stecke: er vereinige die Originalität aller in sich. In Wirklichkeit ist Dostojewski gewiß origineller als sein Meister, einheitlich, russisch durch und durch, von unschätzbarer Triebkraft für die Propaganda seines Ideals erfüllt. Seit der großen Zeit Spaniens hat es einen so intransigent nationalen Autor nicht mehr gegeben.

Diese Veranlagung, der beschaulichen Art des kosmopolitisch gestimmten Aufklärers so völlig entgegengesetzt, treibt Dostojewski von allem Anfang an so notwendig zum Roman, wie jenen zur Novelle. Er muß seine Gestalten zu einem bestimmten Ziel führen: jedes seiner Bücher ist eine Kampfgeschichte, die mit dem Sieg des russischen Prinzips endet. Und was ist dies Prinzip? das der Einheit, des Aufgehens allen Eigenwillens in die von Gott gesetzte Ordnung, des Untersinkens aller fremden unorganischen Zutaten in dem mächtigen Strom altheimischer Überlieferung. Dann faltet er fromm die Hände: die Seelen, die er schuf, hat er nun erlöst. Erlöst von dem Kampf, der ihn selbst peinigt: dem der überlegenen Intelligenz gegen die Weisheit auf der Gasse, der westlichen Kultureinflüsse gegen die russische Art.

Als Beispiele nenne ich zwei charakteristische Werke aus seiner Höhezeit: „Raskolnikow" und „Die Besessenen".

„Schuld und Sühne", wie wir die Geschichte von Raskolnikow zu nennen pflegen, ist der Roman von der Heilung eines verirrten Gemüts. Die wüste Umgebung hat in dem Studenten, der als solcher schon ein Vertreter der korrumpierenden „Bildung" ist — böse aufrührerische Gedanken hervorgebracht: den Größenwahn, etwas tun zu müssen, das wider die Ordnung ist. Diese Gedanken sind seine eigentliche Sünde; die böse Tat ist nur ihre Frucht. Und nun erscheint als Vertreter der Ordnung der berühmte Untersuchungsrichter. Und was ist seine Methode? Nichts tun; nicht eingreifen; nicht den Verdächtigen quälen und foltern — der Zeit ihren Weg lassen, sie wird ihr Werk tun. Und sie tut es. In dem Mörder ringt sich der Geist der Ordnung durch, wie Dostojewski ihn auffaßt: der Geist der Wahrheit, der Selbstbezwingung, des Gehorsams. Er verträgt es nicht, außerhalb der sittlichen Welt zu stehen; die Sünderin selbst, die in bußfertiger Demut das schlimme Gewerbe ausübt, das ihr die Welt aufgezwungen hat — Senja selbst ist ihm ein lebender Vorwurf. Und so reinigt er sich, wie (später) Tolstois Verbrecher in der „Macht der Finsternis" durch das freie Geständnis: er nimmt die Strafe auf sich und dieser schwere Tribut an die Welt der Gesetzlichkeit stellt ihn wieder her. Die Ordnung hat ihren Prozeß gewonnen.

Aber sie hat schwer zu kämpfen. Ganz Rußland scheint seinem wahren Geist abtrünnig. „Diese Dämonen, die an den Besessenen in die Schweine fahren — das sind alle schlechten Säfte, alle Miasmen, alle Sabanasse und alle Beelzebube, die sich in unserem lieben kranken, in unserem Rußland angesammelt haben, schon seit vielen, vielen Jahrhunderten!" Aber der große Gedanke und der mächtige Wille heilen, ganz wie den wahnsinnigen Besessenen (Luk. 8, 32—37), auch alle diese Unreinlichkeit, diese ganze Gemeinheit, die sich auf der Oberfläche angesammelt und langsam angefault ist. „Also der Kranke selbst wird wieder gesunden und wird sich zu Füßen Jesu Christi setzen und alle werden ihn in großer Verwunderung schauen." So kommentiert Dostojewski selbst das Werk, das die unheilbare Oberflächlichkeit gewisser Kritiker für ein Denkmal höchster Objektivität herausgeben will! Nein, Turgenjew blieb neutral, als er „Väter und Söhne" schrieb. Dostojewski ist mit aller Glut seiner Seele für die Väter und Ahnen der entarteten Söhne. Es sind alle Raskolnikows, alle Verbrecher nicht so sehr aus Schlechtigkeit (das gilt nur für den Liebling seines Hasses, das „Jüdchen" Lämschin), als aus Großmannssucht, aus

politischem Spieltrieb, aus mißverstandenem Idealismus sogar wie der prächtige Fähnrich, der pflichtgetreu wie in eine Schlacht in das Verbrechen geht. Aber dieser Hexensabbath der Verblendung braust vorüber, und übrig bleibt der sanfte Tod eines Bekehrten — eines Mannes aus der „guten Gesellschaft", der sein ganzes Leben in toller Selbstbespiegelung vergeudet hat, ohne sein Volk zu kennen, und nun, durch die Berührung mit ihm und der Bibel geheilt, sich demütig „zu Füßen Jesu Christi setzt".

Heilungen also sind der Hauptinhalt all seiner Romane — aber freilich oft paradoxe Heilungen. Ein russischer Kritiker hat Dostojewski ein „grausames Talent" genannt, weil er so gern Krankheit und Verfall schildert, und ein russischer Psychiater hat gestaunt, daß in den fünfundzwanzig pathologischen Wesen, die in Dolstojewskis Romanen vorkommen, „die mannigfaltigsten Nuancen mit der feinsten Beobachtung ausgestattet und nirgends ein Strich verzeichnet" sei. Aber Dostojewski ist von der tiefen Ehrfurcht des Orientalen vor denen, die Gottes Hand gezeichnet hat, erfüllt; der „Idiot" ist ihm der wahre Weise und der fanatische Großinquisitor, der den wiedergekehrten Christus selbst hinrichten lassen will, ist ihm frömmer als die leichtfertigen Gottesleugner. Der ist „geheilt", der heimkehrt in das große Haus der Väter, der aufgeht in dem Willen seines Volkes, das selbst längst den Willen Christi zu einem Teil des eigenen gemacht hat. Denn nur, wenn so alle sich bekehren, kann Rußland die Mission erfüllen, die ihm immer und überall vorschwebt: die Welt zu retten, indem es sie zur Einheit unter diesen einen Willen führt, indem es den Eigenwillen der westlichen Nationen dem ruhestiftenden Zwang der stets im Osten geliebten Tradition unterwirft. . . . Jeder Frevler, jeder Verblendete in den Romanen ist zugleich ein Symbol der verhaßten westlichen Kultur. Überall sieht er diesen Gegensatz. Freunde werfen ihm vor, daß er in seinem „Journal" sich in Kleingeld verausgäbe — ihm war gerade hier wohl: alles beobachten, was in der Welt vor sich geht, fortwährend die Uhr der Zeit stellen wie jene Chiliasten, die sich täglich fragten: „was ist es heut an der Zeit nach der Offenbarung Johannis" — mit offenem Visier für seine Ideale kämpfen, das beglückte ihn; mit dem letzten Korrekturbogen fast in der Hand, ist der Kämpfer gestorben.

Diese großartige Einheit des Wollens wirkt nun freilich ästhetisch ermüdend. Die Gestalten sehen sich ähnlich, die Reden wiederholen sich oft wörtlich, die Gedanken bleiben unverändert. Nichts von der Beobachtungsgabe für Typen, die Turgenjew besitzt, nichts von dem Reichtum epischer Empfindung, die Tolstoi sein eigen nennt. Es gibt für ihn überhaupt keine Typen: es gibt nur immer wieder denselben Menschen, der aus der Verzweiflung sich emporringt oder untergeht. Aber dieser eine Mensch erscheint dennoch in tausend Gestalten, weil die eine Natur so viel verschiedene Formen annimmt. Diese Formen nun beobachtet er mit unheimlicher Schärfe und divinatorischem Hellsehen. Seine Menschen sprechen viel zu viel — unheimlich viel selbst in den erregtesten Momenten; immer wieder muß er sie sich aussprechen lassen, schleppt sie dazu mit ermüdendster Technik von einem Besuch oder einer Versammlung im Kreis herum zu dem anderen; aber jedes Wort verrät eine neue Nuance des Seelenlebens, eine Schattierung jenes einen Erlebnisses, das es allein für Dostojewski gibt: des Kampfes um den inneren Frieden. Nackt sieht er die

Diese Veranlagung, [illegible] Erregung: ob diese Äußerungen jedes klärers so völlig enta[illegible] „Individualität" ergeben, danach fragt so notwendig zum Roman[illegible] Psychologen kennt er, und er allein, keinerlei einem bestimmten Ziel f[illegible] mit dessen scharfer, ironischer Psychologie dem Sieg des russischen [illegible] zusammen genannt hat, hat vor seinen Augen des Aufgehens allen Ei[illegible] im „Le Rouge et le Noir") und leitet von sinkens aller fremden [illegible] beiden ab. Für den hysterischen Halbasiaten Überlieferung. Dann [illegible] nur die wechselnden Gesinnungen und Mo- erlöst. Erlöst von de[illegible] Seele. In dieser Moment-Psychologie gegen die Weish[illegible] der Welt erreicht, geschweige denn übertroffen russische Art. [illegible] Pole zu seiner Bedeutung zusammen: die

Als Beispi[illegible] Reihe der Momente. Was dazwischen steht, ver- „Raskolnikow" [illegible] als Ganzes mit Turgenjewscher Deutlichkeit, „Schuld u[illegible] der äußere Mensch verflüchtigt sich in einen ist der Roman v[illegible] mungen. Aber jede hängt mit der vorigen und Studenten [illegible] unbedingte Wahrhaftigkeit läßt den Dichter, — böse [illegible] zwingt, durch die ganze Skala der Empfin- müssen, [illegible] Tapferen feige zittern und den Egoisten uneigennützig die böse [illegible] Tolstoi, mit fühlbarer Freude am Paradoxon, der be[illegible] für ihn nichts ist als ein langsam sich abspinnen- eingr[illegible] — bis er Ruhe findet in der völligen Ergebung, lassen [illegible] werden.

der [illegible] eine neue Welt. Den Russen will er schildern, und schildert Sel[illegible] an, so ist es doch der Mensch, den er darstellt, der von ste[illegible] gerichtete Mensch wenigstens; denn klare mit ruhiger üb[illegible] hat er uns selten gezeichnet und selbst diese — [illegible] — handeln bei etwas folgerechter Tätigkeit (oder [illegible] innerem Trieb als aus sorgfältiger Überlegung. Der [illegible] in Wien hat in unseren Tagen immer wieder betont: [illegible] es gibt gar kein Ich, keinen Menschen, keine Persön- [illegible] Folge an Seelenvorgängen. Den Roman dieser anar- [illegible] Dostojewski geschrieben und damit der Erkenntnis unseres [illegible] geschenkt.

[illegible] nach Einheit sehnte, löste sie mehr als ein anderer [illegible] anzunehmen stillschweigend gewöhnt sind; und der vor allem [illegible] ein Volkserzieher, ein Vertreter Rußlands vor der Welt [illegible] Bahnbrecher in der europäischsten aller Wissenschaften, der [illegible] Psychologie, der Ergründung des Zusammenhanges an köstlichen [illegible] ein Fackelträger geworden. Die praktische Politik aber, [illegible] die Vertretung Rußlands verkörpert sich uns in jenem Neben- [illegible] liebte und dem er das eigentliche Wahre absprach: in Tolstoi, [illegible] immer noch unendlich viel näher stand als der „Westling" [illegible] „[illegible]" (den auch Tolstoi nur mit vieler Mühe lieb gewann) scheint [illegible] die Karikatur des überzivilisierten Schriftstellers in den „Dämmonen" [illegible]

Nicht nur körperlich hat Tolstoi, freilich bei weitem der jüngste von den Dreien, den Mann überlebt, der westliche Kunst in russische Lebensschilderung überleitete, und den, der den neuen großen, chaotischen russischen Roman schuf; es ist wahrscheinlich, daß er auch als Dichter Turgenjew und Dostojewski überleben wird, mindestens für die nichtrussische Welt. Denn sein eigenes selbstmörderisches Wirken sogar hat dem Glanz seiner eigenen früheren Werke nichts anhaben können!

Leo Tolstoi hat für uns nicht bloß ein historisches, nicht bloß ein literarisches Interesse: Er ist ein lebendiger Faktor im deutschen Geistesleben geworden. Mag auch unmittelbar seine Tätigkeit nur in so seltenen Gestalten wie der verehrungswürdigen des Majors v. Egidy sich abspiegeln, unmittelbar hat er an unserer ganzen Sozialpolitik, an der kollektivistischen Auffassung des Eigentumsbegriffs (wie sie selbst in den Gesetzen zuweilen sich andeutet), an neuen Anschauungen unserer Denker bedeutenden Anteil, fast mehr noch, als an der Artung vieler Romane, die ihn mit zum Paten gewählt haben.

Daß die verbreitetste aller russischen Adelsfamilien — auch ein zweiter Dichter gehört ihr an, wie bei uns fast gleichzeitig drei Kleist dichteten — in geraumer Vorzeit deutschem Blut entsprang, hat damit nichts zu tun. Tolstoi ist gewiß ein reinblütiger Russe wie nur Einer. Am 9. September 1828 wurde er auf jenem Stammgut Jassnaja Poljana geboren, dessen schwierigen Namen er weltberühmt gemacht hat. Er gehört dem vornehmen Adel an, wie Turgenjew; der Sohn eines Grafen und einer Fürstin (Wolkovski), wächst er in glänzenden Verhältnissen auf, macht als Offizier die Belagerung von Sebastopol mit, geht 1857 ins Ausland, und lebt seitdem als Landwirt und Schriftsteller auf seinem Gut in der Nähe der Gouvernementsstadt Tula.

Bekanntlich zerfällt seine schriftstellerische Tätigkeit in zwei Hälften. In die erste fallen ausgezeichnete Novellen, die ihn, von Gogol und Turgenjew beeinflußt, doch im wesentlichen schon selbständig zeigen. („Drei Tode“ 1859, „Familienglück“, (im selben Jahr), „Sebastopol“, „Die Kosaken“ (1861), sodann die beiden großen Romane „Krieg und Frieden“ (1865—1868) und „Anna Karenina“ (1878); der zweiten, die durch das Bekenntnis „Worin besteht mein Glaube“ (1881) eröffnet wird, entstammen die beiden Dramen „Die Macht der Finsternis“ (1886) und „Die Früchte der Bildung“ (1887), die schönen Volkserzählungen und der dritte Roman, „Auferstehung“ (1899). Die zweite ist ganz offensichtlich erfüllt von der Absicht religiös-sozialer Propaganda: Tendenzdichtung im vollsten Sinne des Wortes und als solche noch obendrein beleuchtet von dem Dichter selbst in zahlreichen Manifesten über die Wertlosigkeit rein ästhetischer Maßstabe, über den sozialen Zweck aller Poesie, schließlich noch über den Unwert Shakespeares, weil dieser ein objektiver Menschendarsteller ist. Aber mit Recht hat Berneker in seiner trefflichen Biographie Tolstois hervorgehoben, wie vielfach schon Werke seiner frühesten Zeit sich mit denen der späteren berühren; nicht zum bloßen Spiel hat Turgenjew selbst zum Helden seines letzten Romanes die Hauptfigur einer Jugendgeschichte, Nechljudow, gemacht. Man könnte aber weitergehen und sagen, daß im Grund die beiden Perioden nur dadurch verschieden sind, daß in der zweiten ausdrückliche Belehrungen neben der Darstellung herlaufen, während die erste die

[illegible] den Faden leben läßt. Die Lehre aber ist dieselbe, nur daß sie später [illegible] und [illegible] auftritt.

[illegible] Turgenjew wie Dostojewski ist ganz von einer Idee beherrscht und [illegible] ist die der seinen nah verwandt; wie wir es schon formulierten, vertritt er das religiöse Rußland wie Dostojewski das politische. Dostojewski ist ein gläubiger Christ, weil der Russe ein gläubiger Christ ist; Turgenjew ist ein guter Russe, weil der Christ seine Brüder lieben soll.

Und weiter: Die Wurzel der Anschauung ist bei beiden verschieden. Dostojewski ist der „Zerrissene", der kranke Mensch, der Heilung vor allem für sich braucht und indem er seine Figuren zur Erlösung führt, sie auch sich selbst suggerieren möchte. Turgenjew ist der Mann des Mitleids, dem das eigene Wohlbefinden nur noch das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Elend seiner Mitmenschen steigert. Turgenjew erzieht sich, um den anderen dienen zu können; Dostojewski will den anderen erziehen, um mit ihnen einem höheren Ideal zu dienen. Dostojewski ist im letzten Grunde Egoist, mag er sich retten oder mag er das Vaterland groß machen wollen, als dessen Teil er sich fühlt; Turgenjew ist Altruist und die Liebe zu den Menschen hat ihn zum Dichter gemacht, wie jenen die nationale Empfindung.

Und Tolstoi sieht in dem russischen Volk sein Ideal verkörpert und in den höheren Kreisen, in der Standes- und Bildungsaristokratie Abtrünnige von dem wahren Geist. Aber ihm ist der Mann aus dem Volke nicht deshalb Vorbild, weil er Russe, sondern weil er Christ ist. Die schlichte Schönheit eines opferbereiten Glaubens stellt er, wie Lessing in dem Bruder Bonafides seines „Nathan", dem Prunk auch der Kirchenfürsten gegenüber und alle Begabung, alle Kultur scheint ihm gefährlich, nicht weil sie der heimischen Tradition, sondern weil sie der christlichen Einfachheit entfremdet.

So schildern schon seine früheren Novellen mit Sympathie jene rauhen Gebirgssöhne, die Kosaken, die Gogol prächtig gemalt hatte; so stellt schon „Sebastopol" die ruhige, anspruchslose Pflichterfüllung allem „Lärm mit großen Taten", wie Fontane sagt, gegenüber. Der gefeierte Heros ist vielleicht gar nichts Besonderes: der Offizier, der seinen Sekt ruhig weiter trinkt, während neben ihm die Bombe einschlägt und die Kameraden auseinanderfahren, zeigt vielleicht weniger Heldengröße als instinktive, besinnungslose Trägheit, die fortfährt, wo sie gerade stand. Der Mann aus dem Volke aber tut recht und schlecht seine Schuldigkeit, hilft dem Nächsten und verläßt sich auf des Nächsten Hilfe — alle Freunde, alle eins in einem, das ist das ihnen eingeborene Evangelium.

Die westliche Bildung wirkt nun namentlich auf den Auslandsreisen Tolstois auf diese Grundlage ein. In Deutschland besucht er Berthold Auerbach, dessen pädagogische Art ihm starken Eindruck gemacht hatte; Schopenhauer, der Philosoph des Mitleidens, gewinnt auf ihn starken Einfluß, daneben der uns „Europäern" längst historisch gewordene Rousseau, der ihn fast mit der Gewalt einer zeitgenössischen Macht packt. Aber beiden dient er nicht willenlos. Schopenhauer kennt zwei Gipfel der Menschheit: das künstlerische Genie und den Heiligen. — Turgenjew streicht das eine und geht in der unhaltbaren Sophistik seiner Verkleinerung Napoleons mit übertreibender Einseitigkeit gegen alle Heroenverehrung

vor. Rousseau bleibt bei aller revolutionären Tendenz ein Sohn der Aufklärungszeit und verlangt Staat, Vertrag, Gesetze; Turgenjew will mehr und mehr zu der romantischen Ungebundenheit eines vermeintlichen Naturzustandes, wie Rousseau ihn nur für die Vergangenheit voraussetzt, und möchte nur durch die Pflicht der Nächstenliebe gebunden sein.

Diese Richtung gegen Heroentum, gegen Staatsanbetung und Verherrlichung der neuen Errungenschaft erfüllt bereits sein großes modernes Epos „Krieg und Frieden“. Es ist die Epopöie des russischen Feldzuges: Moskau besiegt Napoleon — indem es verbrennt. Das Opfer ist stärker als alle Schwerter: „widerstehe nicht dem Bösen“. Napoleon hat ein ungeheures Heer, berühmte Generäle, alles zittert vor ihm; Kutusow, der russische Oberbefehlshaber, ist ein fast stumpfes altes Männchen — und doch ist er für Turgenjew der Sieger, und der eitle Rostopschin, der an das Mütterchen Moskau die Hand zu wagen legt, ist mit all seiner Schlauheit und Energie neben ihm nur ein schädlicher Komödiant. Der eigentliche Held aber ist das Volk: die Tausende einfacher, schlichter Menschen, die ungeheure Steppe, in der Napoleon sich verirrt und den Pfad verliert. Denn er ist ein Einzelner und Einzelne sind die Generäle und sogar — nicht ganz folgerichtig zu Ende gedacht! — die Soldaten, die er versammelt hat, Einzelne und deshalb ohnmächtig gegen die Riesenkugel eines durch tausendfache Bande der Liebe hier und dorthin verbundenen Volkes! Pierre Besuchoj lernt durch den Soldaten Platon Karatajew, was seine klugen und eleganten Freunde, was die große Welt und die Bücher ihm nicht beibringen konnten: das Evangelium der demütigen Nächstenliebe. „Er lebte in Liebe mit allen, mit denen ihn das Leben zusammenführte, besonders mit den Menschen — nicht einem bestimmten Menschen, sondern mit allen Menschen, die er vor sich sah. Er liebte seinen kleinen Hund, liebte die Kameraden, die Franzosen, Pierre ...“ Sein Leben, wie er es auffaßte, hatte keinen Sinn als Einzelleben. Es hatte Sinn nur als ein Teilchen jenes Ganzen, das er beständig fühlte. Dies eben verbindet den einfachen Soldaten mit dem Obergeneral, auch Kutusow fühlt in sich beständig das Leben des Ganzen, des Volkes; und das ist Tolstois Ideal.

„Krieg und Frieden“ ist ein modernes Epos. Es besitzt die große Auffassung heroischer nationaler Begebenheiten, die verweilende Breite, den Figurenreichtum des echten Epos; es besitzt die psychologische Feinheit, die kunstvollen Verzahnungen, die anregenden Zwischenreden der modernen Erzählung. In Genrebildern kann Tolstoi es mit Turgenjew aufnehmen, in der Kunst, einen gewaltigen Gesamteindruck zu erzielen, mit Dostojewski. Dennoch fehlt es nicht an Stillosigkeiten: zu ausführlich technische Motivierungen, zu weit ins allgemeine führende philosophische Auseinandersetzungen (wie jene verunglückte, Napoleons Entschlüsse hätten für die Weltgeschichte nicht mehr zu bedeuten als die des letzten französischen Korporals). Es fehlt auch nicht an Stellen, wo die Tendenz den Stoff vergewaltigt. Pierre wird vor den Marschall Davout geführt, der als kalter, grausamer Machthaber geschildert wird; in dem entscheidenden Augenblick sieht der Russe den Feldherrn, der ihn füsilieren lassen will, fest an. Dieser Blick rettete Pierre. „In diesem Blicke, der ohne alle Beziehung zu Krieg und Gericht stand, faßten zwischen diesen beiden Männern menschliche Gefühle Platz. Beide durchfühlten in diesem einen Moment

eine zahllose Menge von Dingen und Begriffen, daß sie beide Kinder der Menschheit, daß sie — Brüder waren." So unvermittelt hätte Dostojewski nicht die Liebe auf den ersten Blick entstehen lassen; so überdeutlich hätte Turgenjew nicht in der Seele lesen wollen. Aber Tolstoi lechzt nach dem Triumph des menschlichen Gleichheitsgefühles.

Auch „Anna Karenina" führt den Helden aus dem Lärm und Trubel der großen Welt zur Einkehr in sich selbst: durch das zufällige Wort eines alten Bauern wird Ljevin bekehrt und aus verzweifelten Selbstmordgedanken zum Glauben, zur ruhigen Arbeit, zum Verzicht auf lauten Eigenwillen geführt; Anna Karenina aber, deren Liebesgeschichte fast zu schematisch genau als Gegenbild ausgeführt ist, geht zugrunde, weil sie von dem schlimmen Boden sich nicht lösen kann. — Der Roman übertrifft in Einzelheiten „Krieg und Frieden"; in der Totalität bleibt er hinter Turgenjews größtem Werke zurück. Was sich unserem Gedächtnis einprägt, sind doch vorzugsweise glänzend ausgeführte Momente, wie die adelige Teegesellschaft, das Wettrenen, Annas Selbstmord. Die große Geschlossenheit fehlt, die den durcheinander geschobenen Lebensläufen der drei Adelsfamilien in „Krieg und Frieden" durch die historisch-nationale Grundlage gegeben wird. Stellenweise löst sich der Roman in eine Reihe jener freilich prachtvollen Genrebilder auf, die die Novellen zeigen. Auch in diesen fügen sich ja mehrere parallele Geschichten zu einer lehrhaften Folge zusammen, wie in den „Drei Toden" das Sterben der Weltdame beginnt, die sich von ihrem leeren Leben nicht trennen kann, und das des Bauers schließt, der nach getaner Arbeit ruhig und friedlich in die Erde heimkehrt. — Straffer ist die Komposition in der „Auferstehung", einer Bekehrungsgeschichte, fast in der Art Dostojewskis an den sie selbst in Einzelheiten — die Gefallene als Werkzeug der Bekehrung! — erinnert; ein Bild voller Kraft der Zustandsschilderung, aber abgeblaßt in der Zeichnung der Charaktere, weil dem Dichter die einzelnen Menschen den großen Problemen gegenüber immer gleichgültiger werden.

Wie er sich hierin Dostojewski nähert, so auch in seinen beiden Dramen. Die Lösung in der Tragödie: die Befreiung durch das demütige Geständnis der Schuld verglichen wir schon mit der von „Raskolnikow"; und in den „Früchten der Bildung" ist die stark karikierende Zeichnung der „Modernen" ganz im Sinne Dostojewskis. Und wie dieser wendet Tolstoi sich nun der unmittelbaren Volksbelehrung zu, der Einmischung durch Manifeste, mündliche Erklärungen; er freilich noch außerdem durch vorbildliches Leben. An Puschkin hatte Dostojewski gerühmt, daß er sich wieder ans Volk wandte; den Wahlspruch: „ins Volk gehen!" wandte Turgenjew in seinem großen Zeitroman zweifelnd an; Dostojewski wiederholte ihn mit strengem Ernst — Tolstoi erfüllte ihn. Wie ein Bauer sich ankleiden, am Pflug arbeiten, sich nähren wie der Landmann-Forderungen Rousseaus, die zu erfüllen diesem nicht eingefallen war, macht Graf Leo Tolstoi jetzt zur Wahrheit. Er predigt die Wiederkehr zur christlichen Unkultur: Gemeinbesitz in gegenseitiger Liebe, Abstoßen der sozialen Klüfte schaffenden Bildung, Beseitigung des Staates, der sie vertieft und aufrecht erhält. Mit diesen Lehren als solchen haben wir uns hier nicht zu befassen; aber ihre literarische Einkleidung ist erstaunlich arm; sie entbehrt zwar ebenso sehr jenes fanatischen Schwungs, den Dostojewski, wie jener

edlen Ruhe, die Turgenjew seinen Ausführungen allgemeinerer Art lieh. Er scheint mit puritanischem Eifer immer strenger alle „eitle Kunst“ von seiner Predigt fern zu halten, hier will er nur durch die Sache selbst wirken. Und so wäre — von der merkwürdigen Episode „Auferstehung“ abgesehen — der Dichter Tolstoi tot, wenn nicht doch der geheime Künstler in ihm sich Luft machen würde in jenen wunderbaren kurzen Volkserzählungen, die an literarischer Vollkommenheit ein würdiges Gegenbild zu „Krieg und Frieden“ bilden. Und ihnen kommt der herzliche Anschluß an volkstümliche Art, kommt der Glaube an die fromme stille Weisheit des Volkes zugute. Zuweilen, wie in der Erzählung „Das Korn“, tritt wohl auch hier die Absicht mit zu dürrer Deutlichkeit hervor; aber „Wie viel Erde braucht der Mensch“ oder gar das wunderbare Gedicht in Prosa „Drei Greise“ — das sind Perlen, die nur ein großer Dichter aus dem edelsten Stoff, aus einer reinen und klaren Weltanschauung formen konnte.

Tolstoi steht als Psycholog zwischen Turgenjew und Dostojewski mitten inne. Ihm fehlt die wunderbar scharfe Analyse, mit der Dostojewski den Charakter in seine Momente auflöst; aber über die etwas äußerlich typisierende Charakteristik Turgenjews geht seine Ergründung der Seelen weit hinaus. Und ebenso steht er zwischen ihnen in der Technik: er rundet nicht, wie Turgenjew, kleine geschlossene Kunstwerke ab, aber er bleibt auch nicht, wie Dostojewski, in der chaotischen Unordnung der nebeneinander hingeschleuderten Momente. So vermittelt er zwischen ihnen, wie er persönlich zwischen ihnen stand: Turgenjew beschwor noch auf dem Totenbett „Rußlands größten Dichter“, wieder literarisch zu wirken, und Dostojewski erkannte in „Anna Karenina“ wenigstens eine große Leistung an.

Es ist zwischen ihnen doch auch der Unterschied der Generationen. Turgenjew sieht aus „Europa“ nach Rußland, Dostojewski sieht aus Rußland nach Europa; Tolstoi sieht nur Rußland, weil er in jedem Landmann „den Menschen“ sieht und nationale Unterschiede kaum beachtet. Turgenjew ist am größten in der Novelle, Dostojewski im Roman, Tolstoi aber im Epos: der erste ganz objektiv, der zweite ganz subjektiv, der dritte objektiv Angeschautes subjektiv ordnend. Und wie das Epos volkstümlich, der Roman national, die Novelle kosmopolitisch ist, so sehen wir in Tolstoi den Christen, in Dostojewski den russischen Orthodoxen, in Turgenjew (um Goethes Ausdruck anzuwenden) den „dezidierten Nichtchristen“; sehen in Turgenjew den Europäer von russischer Herkunft, in Dostojewski den fanatischen Russen, in Tolstoi den großen Menschen. Alle lieben sie das Volk, aber Turgenjew wie ein vornehmer Herr, Tolstoi wie ein zu der edlen Pflicht des Wohltuns erzogener Gutsbesitzer, Dostojewski wie ein politischer Agitator. Deshalb hat auch gerade der leidenschaftliche Bekämpfer der Gebildeten, Dostojewski, seine Romane vorzugsweise in den großen Städten spielen lassen, Turgenjew, der Großstädter, seine Erzählungen am liebsten auf dem Land; Tolstoi aber führt gleichmäßig in beide Sphären. Der landschaftliche Hintergrund ist bei Turgenjew bestimmend, bei Tolstoi wichtig, bei Dostojewski fast gegenstandlos. Denn Dostojewski schildert das Innenleben in seinen gesteigerten Formen und zeigt deshalb so oft Verbrechen und Liebeskrankheit. Tolstoi schildert das Leben des Volkes in seinen wichtigsten Momenten und malt deshalb so gern den Krieg; Turgenjew aber hat es mit den Menschen als fertigen Einzelpersonen zu tun, die mehr sind als eine

Kette von Empfindungen und weniger als ein Bestandteil des großen Volkes, und deshalb vollzieht sich seine Fabel fast stets auf ruhigem, idyllischem Hintergrund.

Vieles haben sie doch gemein. Etwas Skizzenhaftes zeigt selbst Turgenjew; und eine junge Kultur verrät sich bei ihm sogar in der Seltenheit von Sentenzen und allgemeinen Erkenntnissen. Alle drei haben ihre starke Lyrik in Erzählungen umgesetzt; der Vers spielt bei ihnen gar keine, das Drama nur bei Tolstoi eine Rolle, weil sie jede zu stark bindende Form vermeiden. Von fremder Kultur sind doch alle drei mitbedingt: Turgenjew, der Deutschland und Frankreich liebte, aber auch Tolstoi, der beide und zumal jenes verabscheute. Unsere Philosophen, unsere Schriftsteller haben auf Turgenjew positiv, auf Dostojewski negativ als stark reizende Reagensmittel, auf Tolstoi in beiderlei Sinne eingewirkt. Und das Echt-nationale ist bei ihnen allen hierdurch nur noch genährt worden, bei jedem in seiner Weise.

Auch als Menschen sind sie in einem Punkt wenigstens zu vergleichen: alle drei Männer von hoher Geradheit, ehrlich und fest. Mag auch Turgenjew einem Fanatiker der Volkstümlichkeit wie Tolstoi oder gar einem Feind aller Form wie Dostojewski durch eine gewisse Affektation der Eleganz Anstoß geben — sein Urteil über die Bewegung, die sein Vaterland ergreift, gibt er ruhig und furchtlos ab, mag man ihn auch hüben und drüben verdammen. Mag Dostojewski durch die Heftigkeit seiner Antipathien zur Ungerechtigkeit gedrängt werden — seinen guten Glauben, seine ehrliche Überzeugung hat er mit dem Leben im sibirischen Zuchthaus, mit mühevoller schlecht belohnter Lebensarbeit bis zum Tod betätigt. Mag in Tolstois Bauernkostüm etwas Pose sein — Opfer genug hat doch auch er seiner Sache gebracht; im Kampf mit seinen Standesgenossen ist der exkommunizierte „beste Christ“ wirklich zum Märtyrer geworden.

Wohl mag Rußland auf sie stolz sein, auf jeden von ihnen und mehr noch auf alle zusammen. Verschieden wie die drei Greise in Tolstois schönster Erzählung sind sie wie diese einig im Höchsten: in dem warmherzigen Idealismus, in der männlichen Tapferkeit, in der unermüdlichen Hingabe an ihr Werk, in der Liebe zu ihrem Vaterland und ihren Mitmenschen. Und treten sie vor das Gesicht ihrer Landsleute, ihrer Zeitgenossen, der Nachwelt, Hand in Hand die drei ungleichen Brüder, so mögen sie wohl zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft jenes ergreifende Sprüchlein sprechen, das die frommen Wundergreise beten: „Drei sind wir, drei seid ihr — schützt uns für und für!“

Künstliche Naturprodukte und Surrogate.

Von Privatdozent Dr. Viktor Grafe.

Beide entspringen sie den unaufhörlich sich steigernden Kulturbedürfnissen der Menschheit, der Sucht künstlich mehr von jenen Produkten zu schaffen, mit denen die Natur den Menschen allzu stiefmütterlich bedacht hat. Nun ist aber die Natur eine Meisterin, die sich ihre Geheimnisse nicht so ohne weiteres ablauschen läßt und die ihre Künste eifersüchtig hütet. Darum bedeutet es immer einen Markstein in dem heißen Wettstreit zwischen Natur und Mensch um die Vorherrschaft auf Erden,

wenn der Natur wieder eines ihrer Geheimnisse entrissen worden ist, einen Schritt näher der Gottähnlichkeit. Die Erzeugung von Surrogaten liegt nicht auf dem Wege jenes Triumphzuges, auch den Göttern macht sie uns nicht ähnlicher, es sei denn, daß wir an Merkur, den Gott der Kaufleute und Diebe, denken. Deshalb ist auch die Zahl jener künstlich dargestellten Naturprodukte an den Fingern herzuzählen, die der Surrogate ist Legion. Es ist vor allem die Chemie, welche uns gelehrt hat, der Arbeitsweise der Natur in manchem gleichzukommen oder sie sogar zu übertreffen, und darum wollen wir uns bei der Besprechung jener Produkte an die Einteilung halten, die sie selbst sich gesetzt hat, um die überquellende Fülle der Entdeckungen und Synthesen in einen Rahmen fassen zu können, an die Einteilung der Chemie in anorganische und organische.

Wie überall, so sind es auch hier die Bedürfnisse der Technik, der Großproduktion einerseits, die des Luxus anderseits, die den Menschen zur Nachahmung der Natur angespornt haben. Wählen wir aus beiden Kapiteln die markantesten Produkte aus, so werden wir auf die Gewinnung der Soda einerseits, auf die Darstellung von künstlichen Edelsteinen anderseits zu sprechen kommen müssen.

In der Natur findet sich die Soda als Bestandteil vieler Mineralquellen, z. B. der zu Karlsbad, welche jährlich gegen 7000 Tonnen kohlensaures Natron zutage fördern, dann als Ausblühung an vielen vulkanischen Gesteinen, am ausgiebigsten aber im Wasser der sogenannten Natronseen Ägyptens, Zentralafrikas, der Ebenen längs des Kaspisees und des Schwarzen Meeres, in Indien, Kalifornien und Südamerika als „Trona". In der großen ungarischen Tiefebene wittert in der heißen Jahreszeit kohlensaures Natron als kristallinische Salzdecke, rohe Soda oder Székšó aus, welche dereinst eingesammelt und in den Handel gebracht wurde. Vom ägyptischen Trona stammt die Bezeichnung Natron. In Columbien gewinnt man noch heute die Soda, dort Urao genannt, aus einem kleinen See, La Lagunilla geheißen. Von Tauchern wird die Urao, welche in der heißen Jahreszeit aus dem Wasser herauskristallisiert, von dem Boden des 3 m tiefen Salzsees emporgeschafft. Auch in Argentinien und in Virgina findet sich natürliche Soda in größeren Mengen vor. Eine weitere wichtige natürliche Quelle für Soda war die Asche von Sodapflanzen, zu denen außer den im Meere vorkommenden Fucusarten besonders die Gattungen Chenopodium, Salsola, Atriplex, Salicornia u. v. a. gehören; sie wurden zum Zweck der Sodagewinnung direkt in manchen Gegenden kultiviert, abgemäht oder die Meeresalgen zur Ebbezeit ans Land gebracht, getrocknet und dann in Gruben zu Asche verbrannt. Die erhaltene Sodaasche weist manchmal bis 30% Natronkarbonat auf, das man durch Auslaugen mit Wasser und Abdampfen der Lauge reinigte. Besonders geschätzt war die Barilla, die Soda von Alicante, Malaga, den Kanarischen Inseln, die aus der gleichnamigen Pflanze gewonnen wurde, welche sich durch besonderen Sodareichtum auszeichnete und deshalb an der spanischen Küste eifrig gebaut worden war. Im Altertum schon war der Bedarf an Alkali namentlich zu Reinigungszwecken, zur Seifenfabrikation ein sehr bedeutender. Das Industrieland Ägypten versah das römische Reich mit mildem und ätzendem Alkali. Die Industrie, welche namentlich in Memphis zu hoher Blüte gelangt war, ging aber später sehr zurück, Export wurde gar nicht mehr getrieben, als Europa seinen Sodabedarf ganz aus der Asche der Strandpflanzen deckte. Frankreich, das Land der schwunghaftesten

Seifenindustrie war infolge des geringen Gehalts seiner Sodaaschen an kohlensaurem Natron und des Überwiegens von kohlensaurem Kali, Pottasche, lange Jahre vollkommen von Spanien abhängig. Alle die zahlreichen Verfahren, welche von französischen Chemikern erfunden wurden, um aus dem Kochsalz eine Soda darzustellen, die mit der Barilla in Konkurrenz treten konnte, scheiterten und große verlockende Preise, welche die Pariser Akademie der Wissenschaften für die Lösung dieser Aufgabe ausgesetzt hatte, verfielen. Nach wie vor gingen von Frankreich 20 bis 30 Millionen Francs für Soda nach Spanien. Die Einfuhr von Soda und Pottasche erfuhr aber eine empfindliche Unterbrechung infolge Ausbruchs der Revolutionskriege in Frankreich, das nun vom Außenverkehr völlig abgeschlossen war, um so empfindlicher, als alle Pottasche, die Frankreich selbst erzeugte, sofort von den Salpetersiedern und Pulverfabriken verbraucht wurde; der Wohlfahrtsausschuß forderte im Jahre 1793, daß ihm über alle Sodafabriken genauestens zu berichten sei. Der Fabrikant Leblanc war eben im Begriff nach völlig neuen Prinzipien eine Sodafabrik einzurichten und eilte unter den ersten dem bedrängten Vaterland zuhülfe, indem er seine Erfindung der allgemeinen Benutzung preisgab. Sein Verfahren beruht auf der Herstellung von Natriumsulfat aus Kochsalz und Schwefelsäure, wobei Salzsäure als wichtiges Nebenprodukt gewonnen wird, das bald Hauptprodukt werden sollte, und Reduktion des gebildeten Sulfats durch Kohle bei Gegenwart von Kalkstein. Nach Wiedereröffnung der Landesgrenzen konnte aber das Leblancverfahren die Konkurrenz mit der spanischen Aschensoda nicht aushalten; die erste Leblancsodafabrik kam nicht in Blüte und der Erfinder endete im Armenspital durch Selbstmord. 1814 begann man bei einem Preis von Mk. 120 für 100 *kg* Kristallsoda nach seinem Verfahren in England Natriumkarbonat herzustellen, und jetzt wird in Großbritannien jährlich ½ Million Tonnen Kochsalz auf Leblancsoda verarbeitet. In den übrigen Kulturländern, welche weniger zäh am Althergebrachten hängen, ist das Leblancverfahren durch den Solvayprozeß, der Kochsalz unter Druck mit Ammoniumbikarbonat zu Soda umsetzt, verdrängt worden; im Jahre 1866 betrug noch der Preis der Leblancsoda Mk. 25 für 100 *kg*, unter dem Einfluß der Solvaykonkurrenz sank er in den ersten 10 Jahren auf 20, in weiteren 10 Jahren auf Mk. 8. Heute scheint die elektrolytische Darstellung der Soda das Verfahren der Zukunft zu sein. Dem großartigen Aufschwung der Sodaindustrie verdanken wir billiges Glas und billige Seife, also Licht und Sauberkeit.

Was die Darstellung natürlicher Edelsteine auf künstlichem Wege betrifft, so mußten im Laboratorium ähnliche Verhältnisse geschaffen werden, wie sie zur Zeit der Entstehung der kostbaren Substanz auf Erden geherrscht haben dürften. Bekanntlich müssen wir uns die Erdkugel aus einem feurig-flüssigen Ball durch allmähliche Erkaltung entstanden denken; bei der Abkühlung mußten offenbar die festwerdenden Partien einen enormen Druck auf die darunterliegenden Schichten ausüben, und dieser Periode der allmählichen Erkaltung unter Mitwirkung enorm hoher Drucke verdanken zahlreiche Mineralien ihre Entstehung. Zugleich mit den Eruptivgesteinen wie Olivin und Serpentin bei hohem Druck, gesteigerter Temperatur und ganz allmählicher Abkühlung sind wahrscheinlich auch die großen und kleinen Kristalle entstanden, die unsere mehr oder minder wertvollen Edelsteine repräsentieren. Der erste Versuch, ähnliche Verhältnisse im Laboratorium zu realisieren und damit die

Arbeitsweise der Natur nachzuahmen, wurde von Gay-Lussac unternommen, der kristallisierten Eisenglanz durch Einwirkung von Wasserdampf auf Eisenchlorid bei gesteigertem Druck darstellte; auf ähnliche Weise erhielt Becquerel Schwefelsilber und Hautefeuille kristallisierten Kali- und Natronfeldspat, Bertier endlich stellte durch Zusammenschmelzen von Quarz mit Kalk, Magnesia und Eisenoxyd künstlichen Glimmer dar. Wertvollere Produkte ergab schon eine Synthese von Gaudin, der als erster in einem Knallgasgebläse bei 2700° durch Zusammenschmelzen von Ammoniakalaun mit etwas Chromoxyd wohlausgebildete echte Rubine erzeugen konnte. Die Edelsteinminen von Birma waren damals erschöpft und eine neuentdeckte Fundstätte für Rubine, nämlich die in Montana hatte sich gerade als wertlos erwiesen. Deshalb spornte das Gaudinsche Experiment auch andere Forscher zu einschlägigen Versuchen an. Rubine und Saphire sind nichts anderes als durchsichtig kristallisierte, durch sehr geringe Beimengungen gefärbte Tonerde, — auch die chemische Zusammensetzung der Smaragde ist höchst einfach, denn sie bestehen aus nichts anderem als aus Berylliumsilikat. Schon vor 50 Jahren war es Greville Williams geglückt, reine kieselsaure Beryllerde im Knallgasgebläse zu wasserklaren Tropfen zu schmelzen, welche beim Erkalten ihre Durchsichtigkeit behielten. Nur die Farbe dieser kostbaren Steine konnte auf keine Weise erzielt werden.

Williams half sich damals damit, die erzielten Kunstprodukte mit geringen Mengen Kobalt blau zu färben und so Steine zu erzeugen, die ihrer chemischen Zusammensetzung nach Smaragde, ihrer Farbe nach Saphire waren und geschliffen, schönes und lebhaftes Feuer zeigten. Allerdings besitzen diese Produkte auch nicht die kristallinische Struktur ihrer naturerzeugten Vorbilder, denn beim Zerschlagen mit dem Hammer ergibt sich ein muscheliger Bruch an den einzelnen Stücken, es sind also Körper, die in der Mitte zwischen Edelsteinen und deren Glasimitationen stehen. Nun gelang es aber Feil und Frémy, in der Hitze ihres Porzellanofens gewisse Tonerdefluoride ganz allmählich so zu zersetzen, daß sich kristallisiertes Aluminiumoxyd abschied. Eine geringe Menge von Chrom erzeugte die charakteristische Farbe des Rubins. Abgesehen davon aber, daß die Herstellung der betreffenden Steine so langwierig und kostspielig sich gestaltete, daß die natürlichen Steine noch immer billiger zu stehen kamen, schossen die künstlichen Rubine meist auch in langen Nadeln an, aus denen keine Schmucksteine herzustellen waren.

In der Pariser Weltausstellung von 1900 waren nun künstliche Rubine und Saphire zu sehen, die weder in der Farbe noch in der Zusammensetzung von den gleichen natürlichen Steinen abwichen; sie waren von Marc Paquier dargestellt worden, werden es wohl auch heute noch und so sind gewiß viele der Steine, welche in den Auslagefenstern unserer Juweliere glänzen, echte Steine künstlicher Herstellung. Vor kurzem ist der wahre Erfinder dieser Erzeugungsmethode hervorgetreten und hat die Einzelheiten seines Verfahrens dargelegt. Es ist ein bedeutender französischer Chemiker namens Verneuil, und seine Steine besitzen dieselbe Kugelform wie die natürlichen von Birma, ihre kristallinische Struktur zeigt sich erst beim Zertrümmern im Auftreten ganz bestimmter Spaltflächen. Das Material für diese Darstellung ist reine Tonerde, die im Knallgasgebläse geschmolzen wird, nachdem sie mit etwa 2% Chromoxyd versetzt worden war. Die Operation selbst ist eine im chemischen Laboratorium ganz gewöhnliche und wenn man nach dem Goldschmidtschen

Thermitverfahren Blöcke von metallischem Chrom durch Reduktion von Tonerde mittels Aluminiumgries darstellt, so ist die Schlacke, welche bei diesem Verfahren abfließt, künstlicher Korund, jenes bekannte vorzügliche Schleifmaterial, das hier durch geringe Chrombeimengung rot gefärbt, seiner Zusammensetzung nach also Rubin, trotzdem aber nicht der kostbare Edelstein selbst, sondern ein undurchsichtiges Produkt ist. Nur wenn die Kristallisation langsam und bei einer Temperatur erfolgt, die dem Schmelzpunkt des Körpers naheliegt, erhält man klare Rubinkristalle. Rasches Erkalten läßt das Material in feinen Nadeln erstarren, zwischen denen zahllose feine Spaltrisse entstehen, die Undurchsichtigkeit des Steines bewirkend. Darauf beruht nun Verneuils Verfahren. Ein Tonerdestift wird in die nach unten gerichtete Knallgasflamme hineingehalten und in die Bahn des Gases durch eine elektrische Schüttelmaschine die Mischung von Chromoxyd und Tonerde äußerst feingemahlen eingestreut. Die einzelnen Stäubchen schmelzen in der heißen Flamme zu feinen Tröpfchen, die sich an der Spitze des Stiftes festsetzen, schließlich häufen sie sich zu einem Kegel an. An der Spitze dieses Kegels bildet sich ein Tropfen geschmolzener Tonerde, der allmählich aus der Flamme herausgezogen wird. An diesen Tropfen lagern sich die feinen Tröpfchen geschmolzenen Korunds an, die von der Flamme unaufhörlich zugeführt werden und schließlich wächst das Produkt nach einigen Stunden zum kugeligen Rubin heran, der durch die leiseste Erschütterung der Flamme zum Herabrollen gebracht werden kann und nun nur mehr geschliffen zu werden braucht. Dieses mühevolle, Geschick und Geduld erfordernde Verfahren wurde vom Erfinder seinem Assistenten Paquier zur industriellen Verwertung überlassen. Beim Zusammenschmelzen von Kohle mit Schmirgel erhielt Haßlacher in den Hohlräumen seiner Schmelze außer roten Steinchen Krystalldrusen von blauer Farbe mit allen charakteristischen Kennzeichen des Saphirs. Erst der elektrische Ofen Moissans aber, der die Temperatur bis auf 4000° zu steigern gestattet, ließ die Aufgabe der künstlichen Herstellung von echten Edelsteinen durchführbarer erscheinen; namentlich war es der Diamant, dessen Darstellung Moissan zunächst mit seinem Ofen erstrebte. Der Diamant ist bekanntlich eine der drei allotropen Modifikationen des Kohlenstoffs und entstammt wahrscheinlich wie die eruptiven Magnesiasilikate, die sein Vorkommen stets begleiten, dem feurig-flüssigen Erdinnern, seine Bildung erfolgte im Schmelzflusse unter hohem Druck bei rascher Abkühlung. Mit seinem elektrischen Ofen versuchte Moissan die Reproduktion der gleichen Urverhältnisse. Chemisch reinen Kohlenstoff erlangte er durch Verbrennen von Zucker und diese Kohle wurde nun bei der enorm hohen Temperatur des elektrischen Ofens in reinem, geschmolzenem Eisen gelöst. Zur Erzielung des notwendigen hohen Drucks wurde jetzt die Schmelze rasch in die Höhlung eines starken wassergekühlten Eisenblocks gegossen und dieser mit einem Stahlstöpsel verschraubt. Die Schmelze erkaltet und übt bei ihrer Zusammenziehung einen kolossalen Druck auf den gelösten Kohlenstoff aus, der sich bei der immer stärker abnehmenden Temperatur schließlich in fester Form ausscheiden muß. Diese Form ist nun allerdings neben der des unveränderten amorphen Kohlenstoffs die des Graphits, der sich bei langsamer Abkühlung ausschließlich bildet, immerhin aber fanden sich nach Auflösung des Eisens einzelne wohlausgebildete, wenn auch mikroskopisch kleine Diamantkristalle. Wie Roozeboom gezeigt hat, ist der Graphit jene Modifikation, die zu ihrer Bildung der höheren Temperatur bedarf, während

der Diamant bloß eine Wärme von ungefähr 1000° braucht. Zur Auflösung des Kohlenstoffs in Eisen ist aber eine dreimal so hohe Temperatur notwendig. Wenn nun die Abkühlung langsam erfolgt, wandelt sich der ganze Kohlenstoff in Graphit um und nur bei rapider Abkühlung ist auf Entstehung von Diamanten Aussicht; sollen sich aber große und klare Kristalle bilden, so ist wie überall bei Kristallisationen Zeit und Ruhe erforderlich, daher sind die so gebildeten Diamantkristalle stets mikroskopisch klein ausgefallen und man müßte es, wollte man große Diamanten erzielen, in der Hand haben, die Schnelligkeit des Abkühlungsprozesses beliebig regulieren zu können, oder es müßte ein Lösungsmittel gefunden werden, das den Kohlenstoff in größerer Menge und bei viel niedrigerer Temperatur auflöst als geschmolzenes Eisen. Einen bedeutenden Fortschritt nach der ersten Richtung brachte das Goldschmidtsche Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen. Schon Wöhler und Deville hatten gezeigt, daß sich die meisten Metalloxyde durch Aluminiumpulver unter Entbindung einer beträchtlichen Wärmemenge reduzieren lassen. Das Verfahren beruht auf der hohen Verbindungswärme des Aluminiums mit Sauerstoff, als dessen Quelle die Oxyde dienen. Die genannten Forscher aber erhitzten das Reaktionsgemisch von außen und ließen die sich entwickelnde Wärme entweichen. Goldschmidt in Essen fand nur, daß es gar nicht notwendig sei, das Reaktionsgemisch von außen durch und durch zu erhitzen, sondern bloß den Prozeß von einem Punkt des Gemisches in Gang zu setzen, was mit einer sogenannten Zündkirsche und Magnesiumband geschieht. Die Zündungstemperatur pflanzt sich dann selbsttätig durch die Masse fort, die in wenigen Minuten auf enorme Temperatur gebracht ist. Der Prozeß wird aus einem wärmeverbrauchenden zu einem wärmeerzeugenden, und es ist so eine kolossale wärmeliefernde Kraft gegeben. Man vermeidet dabei jede äußere Erwärmung des Tiegels, dessen Außenwand völlig kalt bleibt, da die entstehende kristallisierte Tonerdeschlacke sich sofort beim Erstarren an die Tiegelwände anlegt und keine Wärme herausläßt. Man kann mit der Goldschmidtschen Thermitmasse große Mengen von Metallen in kürzester Zeit und auf beschränktem Raume völlig rein darstellen, was früher nur in kleiner Menge im elektrischen Flammenbogen möglich war, ein Umstand, der dem Thermitverfahren den charakteristischen Namen eines Hochofens in der Westentasche eingetragen hat. Nun kann der Experimentator durch Eintragen von mehr oder weniger Zündmasse oder durch schnelleres oder langsameres Einbringen Verlauf des Prozesses und Höhe der Temperatur vollkommen nach Belieben regulieren. Die ersten Erfolge mit diesem bequemen und billigen Verfahren auf dem Gebiet der künstlichen Edelsteinherstellung hatte H. Hoyermann zu verzeichnen. Dieser beschickte einen großen Graphittiegel mit reiner Zuckerkohle und füllte ihn mit einem Gemisch von Eisenoxyd und Aluminium auf, steckte ihn dann durch die Zündkirsche in Brand und tauchte ihn nach Beendigung der Reaktion in kaltes Wasser. Nach dem Erkalten fand sich im Tiegel metallisches Eisen, von schönen Graphitkristallen bedeckt, nach deren Entfernung ein harter Rückstand verblieb, der sich bei der Untersuchung als aus Diamanten bestehend erwies, von denen einige sogar mit freiem Auge ganz gut zu erkennen waren. Sie erstrahlten unter dem Mikroskop in prachtvollen Farben und zeigten den charakteristischen Diamantglanz. Noch bessere Ausbeute ergab ein Versuch mit einer Lithiumeisenlegierung als Lösungsmittel. Auch der Versuch mit einer Silber-

titanlegierung ergab Diamanten mit besonders prachtvollem Feuer, was gut mit dem Umstand zusammenstimmt, daß auch Moissan in der Asche natürlich vorkommender Diamanten Titan nachgewiesen hat. So weit sind wir heute in unseren Versuchen, der „anorganischen“ Arbeitsweise der Natur näherzukommen. Die Herstellung künstlicher Edelsteine, also Edelsteinsurrogate oder Amausen hatte schon früh in Ägypten und Griechenland eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bildete sich die Herstellung künstlicher Edelsteine zu einem besonderen Industriezweig heran, um dessen Emporblühen sich namentlich Strasser in Wien verdient machte. Durch die Fortschritte der Chemie hat man es heutzutage so weit gebracht, daß man alle Edelsteine mit Ausnahme des Edelopals nachzuahmen imstande ist. Man nennt die zur Fabrikation der künstlichen Edelsteine dienende Masse Mainzer Fluß oder Straß. Die Grundlage dieser Edelsteine ist farbloser Straß und durch Färben werden die in der Natur vorkommenden Edelsteine nachgeahmt. Topas z. B. resultiert aus weißem Straß, Antimon und Goldpurpur, Rubin aus Topasmasse und Straß, indem man die Schmelztemperatur des Ofens 30 Stunden lang erhält. Smaragd aus Straß, Kupferoxyd und Chromoxyd. Setzt man mehr von letzteren und zugleich etwas Eisenoxyd zu, so läßt sich der grüne Ton abändern und ein dunklerer Stein erzeugen, der Ähnlichkeit mit dem Peridot hat. „Saphir“ wird erhalten aus Straß und Kobaltoxyd, „Amethyst“ enthält dazu noch Braunstein und Goldpurpur. Die benutzten Gläser enthalten alle sehr viel Blei und verdanken diesem Körper ihren lebhaften Glanz und ihre starke Lichtbrechung. Heute ist die Technik der Erzeugung künstlicher Edelsteine, welche viel Erfahrung und Geschicklichkeit in sich schließt, so weit fortgeschritten, daß die erzeugten Gläser selbst von Fachleuten beim bloßen Ansehen von echten Steinen nur schwer unterschieden werden. Die Untersuchung im polarisierten Licht lehrt uns allerdings sofort die Imitation von der Natur zu unterscheiden, denn hier werden alle Edelsteine im dunklen Feld aufleuchten und bei entsprechender Drehung wieder unsichtbar werden, ihre Kristallstruktur anzeigend, während der gläserne Stein immer dunkel bleibt und damit zeigt, daß seine Kristallform nur künstlich angeschliffen, er selbst aber amorph ist. Nur zwei geschätzte Edelsteine machen eine Ausnahme und polarisieren das Licht nicht, der Diamant und der Granat, welche beide dem tesseralen System angehören. Auch die Untersuchung im Röntgenlicht lehrt uns schätzbare Unterscheidung. Glas ist nämlich für Röntgenstrahlen ziemlich undurchlässig. Man kann nun oft einen Ring etwa mit einem echten Rubin von einem mit falschen Rubinen nicht unterscheiden; sobald man sie aber mittels der Röntgenstrahlen betrachtet oder photographiert, schwindet jeder Zweifel, denn das rotgefärbte Glas erscheint da völlig dunkel und undurchsichtig, die echten Steine aber erscheinen durchsichtig. Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch über ein wertvolles Naturprodukt sprechen, das als edler Schmuck Verwendung findet: über die Perle. Es ist festgestellt, daß bei der Mehrzahl der Perlen der Kern von dem kleinen Saugwurm Distomum gebildet wird; wie L. Boutan festgestellt hat, wandern die Distomeen, welche den Körper der Perlmuschel befallen, durch die Gewebe, um nach außen zu kommen. Dabei geraten einige in den engen Zwischenraum zwischen Mantel und Schale und werden dort festgehalten; diese sind es, welche zur Entstehung von Perlen Veranlassung geben, denn da die Tierchen ihr Gefängnis nicht verlassen

können, so erzeugen sie durch ihre Anwesenheit eine kleine Vertiefung in der Mantelhaut, welche alsbald durch Ausscheidung von Perlmutter den Parasiten einkapselt. Seit uralten Zeiten hat man sich nun schon bemüht, die Entstehung der Perlen künstlich hervorzurufen, indem man zwischen Mantel und Schale der Perlmuschel Fremdkörper einschob. Besonders in China hat man seit undenklichen Zeiten die künstliche Herstellung von Perlen ausgeübt, ein Industriezweig, bei dem man sich in erster Linie einer großen Süßwassermuschel Dipsas plicatus bediente. Aber trotz aller Versuche hat man bis auf den heutigen Tag nur perlenartige Gebilde zu erzeugen vermocht, die sich von den echten Perlen durch geringere Schönheit und vor allem durch ihre Unvollständigkeit unterschieden. Die schönsten künstlichen Perlen verstehen die Japaner mit Hilfe einer kleinen Perlmuschel zu erzielen. Diese Produkte sind nicht kugelig, sondern besitzen die Gestalt einer bikonvexen Linse, deren eine Seite stärker gewölbt ist als die andere. Die stärker gewölbte Hälfte ist mit einer Perlmutterschicht überzogen und zeigt einen schönen Glanz, während die andere nur den gewöhnlichen Perlmutterglanz wie man ihn an Knöpfen zc. sieht, aufweisen kann. Den naturerzeugten Perlen kommen auch diese japanischen echten Kunstprodukte in keiner Weise gleich, außerdem zeichnen sie sich aber auch unliebsam durch hohe Zerbrechlichkeit aus, weshalb sie gerade zu Schmuck weniger verwendet werden können. Was nun die Erzeugung künstlicher Surrogatperlen betrifft, so werden diese aus Glasröhren von verschiedener Dicke geblasen, das Ausbrechen der Öffnungen bei den feinen Sorten geschieht wechselweise mit den Röhren selbst, deren eine immer zu diesem Zwecke an die bereits geformte Perle angeschmolzen wird. Dann wird ihre innere Fläche mit Perlenessenz überzogen. Schon 1656 schuppte Jaquin Weißfische ab und nannte die Mischung der Schuppen mit Wasser Essence d'orient, orientalische Perlenessenz. Es gehören mehr als 8000 Fische dazu, um 1 *kg* Schuppen zu erhalten und diese geben noch nicht ganz 120 *g* der Perlenessenz, so daß mithin 40.000 Fische zu 1 *kg* dieser Essenz erforderlich sind. Eine Reihe besonders schön und gleichmäßig ausgeführter derartiger Kunstperlen, wie sie namentlich in Paris fabriziert und von unseren Damen gerne als Duplikate echter Perlenschnüre gekauft werden, kostet deshalb immerhin mehrere hundert Mark. Um die Perlen auf ihrer Innenseite mit der Essenz zu überziehen, saugt man etwas Essenz in die Perle und bewegt sie dabei nach allen Seiten.

Wenden wir uns nun dem organischen Gebiete zu, so können wir uns hier kürzer fassen, obzwar gerade auf diesem Gebiete die ruhmvollsten Taten menschlich geistreicher Kombinationskraft und genialer Erfindung liegen; aber es bedarf der Detailkenntnisse des Chemikers von Fach, um diesen verschlungenen Wegen menschlicher Überlegung bis zum endlichen Geistessieg zu folgen. In erster Linie sind es Riech- und Farbstoffe, deren Synthese genau nach dem Vorbilde der Natur uns gelungen ist; da diese Meisterin einen komplizierten Aufbau liebt, war es schon ein riesiger Erfolg in den Bau des Moleküls dieser Körper einzudringen, eine Arbeit, welche immer der Synthese vorangehen muß; weiß man die Struktur des Moleküls, so fehlt noch viel, daß man dieses Molekül auch wieder künstlich aus anderen Stoffen zusammenfügen kann, besonders so, daß auch ein materieller Erfolg damit verbunden, also das Ausgangsmaterial billig, die Ausbeute groß und die Arbeitsweise nicht zu kostspielig ist.

Die Wurzel von Rubia tinctorum enthält die Ruberythrinsäure, die beim Kochen mit Wasser in Zucker und Alizarin zerfällt; letzteres ist ein prachtvoller roter Farbstoff, auch Krapp genannt, um dessenwillen diese Pflanze namentlich in Südfrankreich vielfach angepflanzt wurde. Der Jahresbodenertrag für Krappanpflanzung wurde in Frankreich allein auf 34 Millionen Mark geschätzt, seine Ausfuhr betrug noch im Jahre 1868 rund 25 Millionen Mark. Das Alizarin war 1826 von Colin und Robiquet aus der Krappwurzel isoliert worden. Trotz mehrfacher Untersuchungen gelang es lange Zeit nicht die Zusammensetzung des Farbstoffs festzustellen, erst als im Jahre 1868 Gräbe und Liebermann ihre bahnbrechenden Untersuchungen über das Alizarin veröffentlichten, verbreitete sich Licht über die bisher dunkle chemische Natur desselben. Die genannten Forscher stellten zunächst fest, daß das Alizarin leicht in Anthrazen verwandelt werden kann und als ein Abkömmling dieses Stoffes zu betrachten sei. Schon im folgenden Jahre gelang es ihnen, das Alizarin aus dem Anthrazen, welches seinerseits bei der Teerdestillation gewonnen wird, darzustellen, indem sie das Anthrazen zunächst in Anthrachinon verwandelten. Damit war zum ersten Male ein Naturfarbstoff auf künstlichem Wege dargestellt. Man begreift, daß dieses Ergebnis in der chemischen Welt das größte Aufsehen hervorrufen mußte; aber noch hatten die Entdecker des künstlichen Alizarins die schönste Frucht ihrer Bemühungen nicht geerntet, denn die angegebene Darstellungsweise ließ sich technisch nicht mit Vorteil auswerten. Jedoch noch in demselben Jahre wurden in England fast gleichzeitig zwei Patente auf die künstliche Herstellung des Alizarins erteilt, das eine an Caro, Gräbe, Liebermann, das andere an Perkin. Das darin beschriebene Verfahren wird im wesentlichen noch heute befolgt. Der einst so blühende Krappbau war völlig vernichtet, gewaltige Bodenflächen wurden für den Anbau von Feldfrüchten frei und Deutschland schädigte den Gallier fast in demselben Jahre zweimal schwer auf wirtschaftlichem Gebiet. Die neue Industrie gewann bald eine solche Ausdehnung, daß ihr Wert für Deutschland heute mit 30 Millionen Mark nicht zu hoch veranschlagt ist, sie wirkte aber auch befruchtend auf die Fabrikation von anorganischen Produkten, Alkali, Chloraten und Schwefelsäureanhydrid, die sie selbst benötigt.

Der zweite künstlich gewonnene Naturfarbstoff ist der Indigo. Schon seit Jahrtausenden wurde er in Indien und Ägypten zum Färben benutzt. Plinius bemerkt, eine Auflösung von Indigo zeige eine wunderbare Mischung von Purpur und Blau. In Europa wurde Indigo seit Anfang des 16. Jahrhunderts allgemeiner gebraucht, als er aus Ostindien auf dem Seewege erhalten wurde. In Deutschland und Frankreich war es vorher namentlich die Waidpflanze gewesen, welche den köstlichen blauen Farbstoff lieferte. Die blühende Kultur wurde durch den ostasiatischen Import vernichtet. In Indien wird die strauchartige Indigopflanze im März gesät und im Juni, September und Jänner geschnitten. Der Indigo ist darin als farblose Verbindung, als Indican enthalten; die abgeschnittenen Pflanzen werden in lauem Wasser eingeweicht und unter Zusatz von Kalk einem Gärprozeß überlassen. Das Indican spaltet sich dabei in Zucker und Indoxyl, welches letztere an der Luft zu Indigo sich oxydiert, zu welchem Zweck die abgezapfte Flüssigkeit in großen Bottichen durch Schlagräder mit Luft gut durchgemischt wird. Die erste klassische Indigosynthese aus Zimmtsäure gelang

A. v. Baeyer, technischer Wert aber kommt ihr weniger zu und der so gewonnene Farbstoff wird heute nur mehr zum Kattundruck verwendet, da er auf der Faser selbst erzeugt werden kann. Erst mit der Phthalsäure als Ausgangsmaterial war als Rohstoff der Indigosynthese nunmehr das Naphthalin und damit erst die sichere Grundlage für die große Indigofabrikation gewonnen. Mangels geeigneter Verwendung mußten bisher große Mengen Naphthalin aus dem Steinkohlenteer zu Ruß verbrannt werden. Am erfolgreichsten ist bisher die Badische Anilin- und Sodafabrik gewesen; ihr ist es zuzuschreiben, daß ein großer Teil der indischen Indigoplantagen eingegangen ist; heute wird schon um 50% weniger Grund mit Indigo bebaut als vor fünf Jahren und man ist dazu übergegangen, diese Ländereien mit Zuckerrohr zu bepflanzen. Was die Duftstoffe der Pflanzen anbelangt, so werden durch Extraktion mit Alkohol oder durch Enfleurage, d. h. Auflegen der Blüten auf Fette, welche die Duftstoffe aufnehmen, noch heute in Cannes, Grasse, Nizza die Wohlgerüche des Veilchens, der Tuberose, Orangenblüte, des Jasmins aus den Pflanzen gewonnen und als Parfum oder als Pomade in alle Teile der Welt versandt. Nicht wenige namhafte Chemiker haben sich dem interessanten Gebiet einer Synthese dieser Duftstoffe, so weit sie nicht unentwirrbare Gemische verschiedener Stoffe vorstellen, zugewendet. Von seltenem Erfolge als Pfadfinder begleitet, erwies sich hier namentlich der Berliner Universitätsprofessor Ferdinand Tiemann, dem die Synthese zweier der edelsten Riechstoffe, der Vanille und des Veilchens in überraschender und bewundernswerter Weise gelungen ist. Der Vanilleduftstoff wurde zunächst in seiner chemischen Zusammensetzung von ihm erkannt und dann aus dem Rindensaft unserer heimischen Kiefern dargestellt. Heute wird alles Vanillin aus dem im billigen Gewürznelkenöl in reichlicher Menge vorhandenen, ihm chemisch nahestehenden Eugenol gewonnen, und zur Betrübnis aller Fabrikanten ist sein Preis in wenigen Jahren von 6000 auf etwa 60 Mark pro 1 *kg* herabgegangen. Man bekommt also jetzt für denselben Preis wie in den ersten Jahren gerade die hundertfache Menge und ist damit in der Lage, den Vanilleduft auch für wohlfeile Parfümerieartikel und Genußmittel zu verwenden.

Andere synthetisch gewinnbare Riechstoffe sind das Piperonal, der Riechstoff des Heliotrops, dessen Duft an die Vanille erinnert, das Cumarin des Waldmeisters, das Terpineol des Flieders aus dem gewöhnlichen Terpentinöl darstellbar, die ordinären Seifenriechstoffe Safrol, Nitrobenzol (Bittermandelöl) 2c. Von der Untersuchung der Iriswurzel, in welcher er den Veilchenduftstoff vermutete, kam Tiemann dazu, das im Zitronenschalenöl reichlich enthaltene Citral mit Aceton zu kondensieren und erhielt dabei einen Körper, den er Pseudojonon nannte, und der durch verdünnte Schwefelsäure in das Jonon übergeht, eine Substanz, die in tausendfacher Verdünnung mit Alkohol den herrlichsten natürlichen Veilchenduft ausströmt. Was die Surrogate in diesen beiden Gebieten betrifft, so kann man die Teerfarbstoffe so nennen, die uns heute einen vollwertigen Ersatz für die entsprechenden Naturprodukte liefern, ja sogar die Natur an Reinheit, Mannigfaltigkeit und Verwendbarkeit der Farbstoffe weitaus übertreffen. Als einen der ersten der Natur nachgeahmten, nicht nachgebildeten Riechstoffe müssen wir den künstlichen Moschus bezeichnen, der aus Toluol und Butylchlorid von Baur dargestellt, diesen natürlichen, mit 3000 Mark pro 1 *kg* bezahlten Duftstoff in der glücklichsten Weise er-

setzt. Als den riechenden Grundstoff des Rosenöls hat man das Geraniol entdeckt, das im billigen Palmarosaöl und vielen anderen ätherischen Ölen vorkommt und daraus gewonnen werden kann. Eine Reihe von Beimengungen geben ihm den duftenden Charakter des Rosenöls und so ist schon heute eine Ware „Rosenöl künstlich" am Markt, die dem teueren Naturprodukt erfolgreich Konkurrenz macht. Auch ein künstliches, dem natürlichen im Duft sehr ähnliches Orangenblütenöl hat die Kunst der Chemiker dargestellt. Erwähnt seien nur die großen Erfolge der Darstellung von Kunstprodukten, welche die gleiche oder stärkere Wirkung hervorbringen als die entsprechenden Naturprodukte ich nenne nur Antipyrin und Antifebrin als Surrogate für Chinin; Saccharin als weitaus süßer als Rohrzucker. Von einigen Alkaloiden kennen wir völlig oder zum Teil schon die Konstitution wie vom Schierlingsgift, vom Coniin, vom Morphin und Chinin; die Schule E. Fischers in Berlin ist auf dem besten Wege die Synthese der lebenswichtigsten Substanzen, der Eiweißkörper, zu verwirklichen. Den Kampfer hat schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts der Apotheker Kind durch Einleiten von Chlorwasserstoff in Pinen, den Hauptbestandteil des Terpentinöls, dargestellt. Die Synthese eines anderen Naturproduktes, welches heute unentbehrlicher und kostbarer ist als je, des Kautschuks, ist im Werden begriffen. Schon hat Harries in Hamburg dessen Konstitution ermittelt und arbeitet erfolgreich an der Synthese eines Stoffes, den wir heute ausschließlich aus dem eingedickten Milchsaft tropischer Bäume beziehen. Den vollen Wert des Kautschuks, der erst seit etwa 80 Jahren Handelsprodukt ist — früher wurde er nur zum Radieren benutzt, daher India rubber — kennen wir erst, seit wir gelernt haben, ihn durch Erhitzen mit Schwefel zu „vulkanisieren". Von Tag zu Tag braucht die Technik, der Chemiker, die Automobilindustrie, mehr Kautschuk, daher blüht die Surrogatindustrie schlechtester Sorte nirgends so wie hier. Zunächst lernte man, dem Kautschuk bei seiner Verarbeitung immer größere Mengen von Mineralstoffen einzuarbeiten und so sein Gewicht auf Kosten der Festigkeit, Weichheit, Elastizität zu erhöhen. Dann suchte man ihm seine Weichheit wiederzugeben, indem man ihm eine Erfindung des Teufels, das „Factis", beimischte, das man durch Erhitzen von Leinöl und Schwefel bereitet; dieses macht ihn sehr bald hart und brüchig. Und schließlich verfiel man darauf, alten schlecht gewordenen Kautschuk durch Erhitzen und Behandeln mit Lösungsmitteln wieder plastisch zu machen und mit frischem zu vermengen. Das ist der heutige Kautschuk, der mit dem unschätzbaren Naturprodukt, das kaum mehr in reiner Form zu haben ist, nur mehr den Namen gemein hat. Seine Synthese wird die Großtat des 20. Jahrhunderts sein. Kann ich wegen Raummangels den Ersatz für Schildpatt und Elfenbein, das Zelluloid und das künstliche Elfenbein hier nicht mehr behandeln, so will ich doch noch der künstlichen Seide Erwähnung tun. Wenn auch der Gedanke Seide künstlich herzustellen nicht neu ist — Réaumur hat ihn schon 1734 ausgesprochen — so ist es doch das Verdienst von H. de Chardonnet, die Herstellung der künstlichen Seide 1887 zuerst durchgeführt zu haben. Im großen ganzen beruht das Verfahren darauf, daß man Schießbaumwolle in einem Gemisch von Äther-Alkohol löst und diese Lösung, Kollodium genannt, dann heiß durch enge, in kaltes Wasser getauchte Röhrchen austreten läßt. Der austretende dünne Strahl trocknet und erhärtet zu einem dünnen Faden, der lebhaften Glanz aufweist. Die Fäden werden zusammen-

gesponnen und die Nitrozellulose — aus ihr besteht Schießbaumwolle — denitriert, und damit ihrer Feuergefährlichkeit entkleidet. Die Spinnmaschinen haben den Namen „Seidenraupen", jedes Strähnchen Seide hat 500 *m* Faden und etwa 220.000 *m* gehen auf 1 *kg*. Wenn man für einen solchen Faden 14 einfache Kokonfäden annimmt, so braucht es ungefähr 5000 *km* einfachen Seidenfaden, wie ihn die Spinnmaschine liefert, für 1 *kg* Seide. So wird aus Watte Seide hergestellt, die künstliche Seide ist also ein Kohlehydrat, Zellulose, die natürliche ein Eiweißkörper. Die Zellstoffseidefabrik in Besançon beschäftigte 1899 etwa 300 Leute und erzeugte täglich 400 *kg* Seide. Um den Ruin der Seidenzüchter zu verhüten, bezahlte die französische Regierung neun Millionen Francs Prämien für natürliche Seide in demselben Jahre, der künstlichen Seide dagegen wurden hohe Steuern auferlegt. Alle künstliche Seide hat geringere Festigkeit als die natürliche, bricht leichter und ist empfindlich gegen Nässe, hat aber einen schöneren Glanz und ist deshalb als Besatzartikel sehr geschätzt. Neuerdings wird auch künstliches Roßhaar aus Kunstseide hergestellt. 1899 war die Nachfrage nach Kunstseide eine derartige, daß ihr von den Lieferanten nicht im entferntesten entsprochen werden konnte. Die Preise stiegen ins ungeheuerliche, obzwar sich dasselbe Quantum Naturseide genau dreimal so billig stellte. Auch heute übersteigen die Preise für Kunstseide, obzwar sie sehr gesunken sind, jene für Naturseide noch erheblich und trotzdem ist die Kunstseide am Markt geblieben.

Diese wenigen Beispiele mögen zeigen, daß der Mensch die Natur, seine Lehrmeisterin, in Surrogat und Nachbildung vielfach erreicht, wenn nicht gar übertroffen hat.

Lola Montez.

Aus den Aufzeichnungen eines Achtundvierzigers.

In der Skandalchronik spielte dieser Name vor sechzig Jahren eine hervorragende Rolle. Man nannte ihn nicht nur in den adeligen Kreisen Münchens mit tiefer Verachtung, er wurde auch in allen anderen Gesellschaftsschichten bespöttelt, verhöhnt und in der radikalen Presse durch den Kot geschleift. Maitressen von Fürsten erfreuen sich sonst einer gewissen Popularität, besonders wenn sie Geld unter die Leute kommen lassen; aber die „Königsschnacken" — wie die Münchner die Geliebte ihres Königs Ludwig I. nannten — vermochte es nicht, sich die Gunst des Volkes zu erwerben; sie strebte auch nicht danach und statt Geld teilte sie lieber Ohrfeigen aus. Ihr feuriges Temperament rief daher vielfache Konflikte hervor. Schon in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft in München (1846), wo sie im Hotel zum Hirschen Wohnung nahm, prügelte sie das Dienstpersonal mit der Reitpeitsche und ohrfeigte schließlich sogar den Wirt, der aber kurzen Prozeß machte und seinen exzentrischen Gast in des Wortes vollster Bedeutung aus dem Hause warf. Trotz dieser unangenehmen Episode ohrfeigte die lebhafte Señora weiter, sie ohrfeigte Hohe und Niedere, Jung und Alt ohne Rücksicht auf Ort und Umgebung. Kein Tag ohne Ohrfeigen war die Maxime dieser Dame, die unter ihren Namen ostentativ die Worte setzte: „maitresse du roi". Sie glaubte hiezu im Recht zu sein, denn sie war nicht nur die Geliebte des Königs, sie war auch Ge-

bieterin und Herrin, denn ihr Wort war ausschlaggebend. Der Weg zum König führte durch Lolas Salon; sie nahm Bittschriften entgegen, erteilte Audienzen, kurz, sie verhehlte es durchaus nicht, wie gewaltig ihr Einfluß auf den König sei. Was Wunder, wenn sich die Zahl der Klienten von Tag zu Tag vermehrte und eine solche Höhe erreichte, daß sich die Vielumworbene veranlaßt sah, in Münchner Blättern anzuzeigen, sie sei nicht mehr gesonnen, Gnadengesuche anzunehmen. Sie wußte ganz wohl, daß sie trotzdem überall verhaßt war; aber sie lechzte nach einer Position in der Gesellschaft. Und dazu sollte ihr der König verhelfen. Señora Montez, die Tochter eines englischen Offiziers und einer Kreolin, die mehrfach Verheiratete, die wiederholt verwiesene Abenteuerin, die schöne, geistvolle, aber sittenlose Tänzerin, verlangte nunmehr in den bayrischen Staatsverband aufgenommen und in den Hochadel eingereiht zu werden. Sie wußte zwar, daß die Minister — an der Spitze der reaktionäre und den Protestanten feindlich gesinnte Abel — niemals ihre Zustimmung geben werden, aber sie wagte dennoch den Schritt. Ihr königlicher Freund genehmigte ihn und wehrte die Hindernisse mit dem ganzen Einfluß seiner Macht ab. Wollen die Minister nicht, nun so sollen sie gehen! „In Bayern" — schrieb am 10. Februar 1847 der König an den Minister des Äußern, Grafen Bray — „besteht das monarchische Prinzip. Der König befiehlt und die Minister gehorchen. Glaubt einer, es sei gegen sein Gewissen, so gibt er das Portefeuille zurück und hört auf Minister zu sein. Der König läßt sich nicht von Ministern vorschreiben, was er tun und lassen soll." Eine energische und mehr als deutliche Weisung, der die Minister insofern folgten, als sie ihre Portefeuilles dem König zur Verfügung stellten. Nicht in stiller Demut und Ergebenheit, vielmehr in einer dramatisch lebendigen Form. Es sind scharfe Worte, die Minister Abel in seinem Memorandum an den König richtete. „Seit dem Monat Oktober" — heißt es daselbst — „sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet, und es haben sich in allen Teilen Bayerns über das, was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand der Gespräche im Innern der Familien wie an öffentlichen Orten bildet, Urteile festgestellt, und es ist aus diesen Urteilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört. Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in dem Innern der Gemüter ausgetilgt, weil nur noch Äußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden. Dabei ist das Nationalgefühl auf das tiefste verletzt, weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so manchen Tatsachen gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag . . . Es ist die Sache des Königtums, die auf dem Spiele steht!" — Mochte Herr von Abel noch so eindringlich reden, Lola Montez erreichte dennoch ihr Ziel und wurde — Gräfin Landsfeld. Ja noch mehr, sie wurde mit einem Male als politische Persönlichkeit in den Vordergrund geschoben, der es gelungen war, das klerikale Ministerium Abel zu stürzen und der liberalen Richtung zum Sieg zu verhelfen. Aber obwohl selbst in den untersten Volksschichten anerkannt wurde, daß die Montez den „Pfaffenschleier" gehoben hatte, blieb sie trotz alledem der Gegenstand allgemeinen Hasses und der Verachtung. Bürger und Soldaten sprachen ganz offen über das den Nationalstolz beleidigende Verhältnis des Königs; jene nannten sie von nun an nur mehr „Gräfin Null", diese kurzweg „die Pepi".

Am kräftigsten aber regte sich der Haß in den studentischen Kreisen, zumal wegen der Strenge des Königs gegen einige akademische Lehrer, die wegen Abels Abgang demonstriert hatten. Daß diese der klerikalen Partei angehörten, kümmerte die Studenten wenig. Galt es doch zunächst die akademische Freiheit zu schützen. Herr von Abel aber konnte wohl zufrieden lächeln, mit einem Male aus einer mißliebigen eine populäre Person geworden zu sein. Der Straßenskandal, den am 1. März 1847 die Studenten vor dem Palais der Gräfin Landsfeld inszenierten, gab der Bevölkerung Münchens Gelegenheit, ihren Haß gegen die übermütige Tänzerin Luft zu machen. „Die Studenten" — schrieb am 8. März ein hoher Beamter an den Grafen Bray — „zogen vor die Behausung der Lola und brachten dieser ein Pereat. Das Heldenmädchen zeigte ihnen vom Fenster herab seine holde Zunge, leerte ein Glas Champagner und warf es hinab, drohte mit einem Dolche und dann mit einer Pistole, ohrfeigte auch am Fenster den Leutnant Nußbaumer, der sie vom Fenster zurückzuziehen suchte. Dieses schon vorher ruchbar gewordene Schauspiel zog eine Menge Zuschauer herbei, und während Infanterie die Theresienstraße besetzte und Kavallerie später hinkam, um die Straße zu säubern, sammelten sich nach und nach Tausende von Menschen, die bis nachts neun Uhr durch infernales Geschrei und Gepfeife die Ruhe störten und auch in anderen Teilen der Stadt umherzogen, Laternen und Fenster einschlugen. Seine Majestät hatte sich zu Fuß in die Straße begeben und wurde beim Hin- und Herwege leider nicht mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt. Die ganze Garnison war schließlich auf den Beinen, und die Nacht verlief ruhig. Dienstag währten die militärischen Maßregeln fort, die Landwehr wurde aufgeboten, lehnte indessen jeden Dienst in der Theresien- und Baderstraße ab und erschien auch auf dem alten Max Joseph-Platz nur in geringer Zahl. Die Ruhe wurde an diesem Abend nur durch einen Trupp gestört, der abends, als Seine Majestät aus der Theresienstraße heimkehrte, Allerhöchstdieselben schreiend und pfeifend begleitete und dann im Postgebäude Fenster einschlug. Der vorgestrige und gestrige Tag waren aber wieder so ruhig, daß die Einberufung Beurlaubter wieder abgestellt und die Heldin des Tages gestern abend wieder im Theater erscheinen konnte." Einen ausführlichen Bericht eines Geheimagenten der österreichischen Polizei über diese Skandalszenen hat Professor August Fournier 1901 im Augusthefte der „Deutschen Revue" veröffentlicht. Daß sich seit den Märztagen des Jahres 1847 die Situation noch mehr verschlimmert hatte, geht aus den nachstehenden bisher unveröffentlichten handschriftlichen Aufzeichnungen eines Augenzeugen der Ereignisse im Februar des Jahres 1848 hervor, die das Schlußkapitel des königlichen Liebesromanes bildeten. Aus der Gräfin von Landsfeld wurde wieder die bürgerliche Lola Montez, die, aus München ausgewiesen, zunächst in der Schweiz ihrer Rückberufung vergeblich harrte. Durch die Märzereignisse jeder Hoffnung beraubt, verließ Señora Montez bald darauf die alte Welt, um in der neuen das Glück herauszufordern. Aber sie fand es nicht; arm und verlassen starb die einstige Geliebte eines Königs am 30. Juni 1861 in der Krankenanstalt Astoria in New-York.

Ganz vergessen wird die Montez niemals werden, denn sie hatte Bayern, wenn auch indirekt von einem reaktionären Minister befreit, der nahezu zehn Jahre die freie Entwicklung des geistigen Lebens empfindlich gehemmt hatte. „Wir alle in Bayern" — äußerte sich 1847 Herzog Max — „sind der Lola wohl viel Dank schuldig,

denn ohne sie wäre es noch nicht zum Bruch gekommen; nur schade, daß alles aus einer so schmutzigen Quelle kommt."

Demselben Gedanken hatte Grillparzer 1847 in der Schlußstrophe des Gedichtes „Lola Montez" poetischen Ausdruck gegeben:

Drum kehrt Euch nicht verachtend von dem Weib,
In deren Arm ein König ward zum Mann:
Sie gab dem besseren Gedanken Leib,
Verlor sich selbst, allein die Welt gewann. — o —

* * *

München, 12. Februar 1848.

Binnen 3 Tagen ist hier Unglaubliches geleistet worden und ich beeile mich den wahren Thatbestand über eine Begebenheit mitzutheilen, die wohl alle bayerischen Herzen mit neuem Muth und neuen Hoffnungen belebt, die aber keine Zeitung auch so berichten wird wie meine Wenigkeit, die zufällig Augen- und Ohrenzeuge der Hauptmomente war. Was ich aber nicht selbst gesehen, habe ich mir von solchen sagen lassen, die dabei waren, wie z. B. Karl Schönchen, der auf der Polizei im Gensdarmes-Bureau arbeitet.

Den 8. Februar Morgens waren wir sehr erstaunt unsere Straße mit Infanterie gesperrt zu sehen. Wir wußten keine Ursache. Im Verlaufe des Tages erfuhren wir, daß die Studenten sich entschieden weigerten, eine neue unter dem Einfluße und Schutz der Gräfin Landsfeld stehende Verbindung Namens Alemannen anzuerkennen. Sie äußerten sich entschlossen, wenn der König auf seinem Willen bestände, eher alle übrigen Verbindungen und Farben aufzugeben. Schon seit einem Jahre herrschte eine große immer im Zunehmen begriffene Spannung zwischen den Alemannen und den übrigen Verbindungen. Und zwar mit Recht, denn die Alemannen waren die Kinder einer königlichen Laune, groß gezogen im Schooße einer Maitreße. Im Hause der letzteren saßen sie von Morgens bis Abends ehr- und sittenlos schwelgend, sie, die schönen hoffnungsvollen Jünglinge. Ihr brachten sie ihre Huldigungen öffentlich mit Serenaden, zeigten sich auf Spaziergängen und -Fahrten, erhielten Anstellungen, wobei verdienstvolle ältere Leute übergangen wurden und betrogen den König auf die schändlichste Weise. Das letztere habe ich mit eigenen Augen gesehen, mag es aber nicht niederschreiben, was ich gesehen. — Die übrigen Verbindungen zeigten im engen Zusammenhalten ihre Indignation bei jeder Gelegenheit, blieben in keinem Gasthause, wo ein Alemanne sich zeigte, in den Vorlesungen setzten sie sich abgesondert, ja es ging in der letzten Zeit so weit, daß wenn eine Kappe unglücklicher Weise in Berührung kam mit der eines anderen, der Betheiligte sein Schnupftuch oder den Rockschoß nahm und sie damit weghob. Pfeifen und Pereat-schreien war schon an der Tagesordnung. Da kam der Befehl, die Alemannen als eine Verbindung anzuerkennen, was doch noch nicht geschehen war. Es wurde rund abgewiesen. An demselben Tage gab es schon Demonstrationen in der Ludwigsstraße zwischen den Studenten. In den Vorlesungen war eine große Aufregung und Erbitterung sichtbar. Doctor Thiersch konnte nicht mehr durchdringen, Fürst Wallerstein wollte reden, hat auch geredet, schön und rührend. Die Studenten ließen ihn leben und wie er draußen war, erhob sich wieder das Geschrei: pereat die Alemannen.

Am 9. Februar kam der Befehl vom König, die Universität zu schließen, die Vorlesungen bis Michaeli einzustellen und für die Verbindungen die Anweisung die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen — oder die Alemannen anzuerkennen. Beides wurde abermals verweigert von den Betheiligten, als ihnen Thiersch die königliche Proklamation im Universitätsgebäude vorlas. Die Stimmung im Volk, unter den Bürgern in allen Klassen war entschieden für die Studenten, man äußerte sich überall laut und öffentlich für sie. Unsere Straße war, wie schon gesagt, am 8. besetzt mit Militär, das dauerte auch den 9. nur mit dem Zusatz einer Leibgarde für die Gräfin Landsfeld. Einen solchen Augenblick wählte sie, um zu Fuß in Begleitung des Ministers Berks und eines anderen Günstlings Namens Musignan in die Stadt zu gehen, die gedrängt voll aufgeregter Massen war.

Bei der Theatinerkirche angelangt, wollten ihr drei Studenten nicht ausweichen. Sie rief sie an, ihr Platz zu machen. Als sich keiner rührte, drohte sie, worauf der eine sie bei der Brust packte, hoch in die Luft hob und in einen Haufen Straßenkoth fallen ließ, worauf sie sich schnell erhob und ihm an den Leib wollte. Der Student aber ruft: „Drei Schritte mir vom Leib, Canaille, oder du bist hin“ und wirft sie einem Andern zu und so fliegt sie von einer Hand in die andere, dem Masakriren nahe, bis glücklicherweise berittene Gensdarmerie ihr zu Hülfe eilte, sie in ihre Mitte nahm und mit ihr in die Residenzwache flüchtete. Erst bei einbrechender Nacht kam sie wieder in ihr Haus. Das war der 9. Februar. Noch war alles ruhig. Die Stadt war überfüllt mit Militär; den 10. Morgens große Spannung, die meisten Läden geschlossen. Alles auf den Beinen. Um 10 Uhr erscheinen 1500 Studenten vor Thiersch' Haus. Die Deputation ersucht den Rector sich beim König für sie zu verwenden, auf keinen Fall ließen sie sich um einer solchen Person willen aus der Stadt vertreiben. Sie seien entschlossen zu bleiben. Thiersch verspricht was sie wünschen zu thun und bittet sie sich ruhig zu verhalten. Sie brachten ihm ein Hoch und zogen singend die Karlsstrasse hinab. An der Barerstrasse gab es ein wüthendes Pereat Landsfeld, wobei sie stillestanden und wie die Löwen brüllten, von da ging es wieder singend über den Dultplatz zum Karlsthor hinein nach der alten Universität, der sie auch ein dreimaliges sehr unschuldiges Hoch bringen wollten. Hier wurden sie von bewaffneter Gensdarmerie empfangen, die allerdings ohne Auftrag mit gefälltem Bajonette in die jungen Leute stürmte und leider ziemlich viele schwer verwundete und auch einen Todten am Platze liegen hatte. Fürst Wallerstein machte dem Gemetzel ein Ende, ließ den Gensdarmeriehauptmann Bauer von Breitenfeld, der einen jungen Menschen mit dem Bajonette von rückwärts erstochen hatte, festnehmen. Die jungen Leute waren gänzlich unbewaffnet, das Volk wüthend. Die Bürger beschlossen einstimmig, eine Deputation an den König zu schicken mit folgenden Bitten: 1. Die Wiedereröffnung der Universität. 2. Die Erlaubniß für die Studenten zu bleiben. 3. Die Entfernung der Gräfin Landsfeld. 4. Den Kriminalprozeß gegen Hauptmann Bauer, widrigenfalls sie dem König ihren Beistand versagen müßten im Falle eines Aufstandes und sich auf Seiten der Studenten schlagen. Der König ließ die Deputation warten, und endlich bestimmt durch die dringenden Bitten seiner Familie, ließ er sie vor. Sie mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Der König hatte erklärt, sich eher das Leben nehmen zu lassen als nachzugeben. Ich war gerade auf den Residenzplatz als die Bürger wieder herunter-

kamen. Es war 5 Uhr. Finster und ernst schritten sie, 500 an der Zahl, aufs Rathaus zu. Ich ging so schnell ich konnte über den Schrannenplatz nach der Kaufingerstrasse. Bald hörte ich den furchtbaren Tumult den Schrannenplatz herunterziehen; denn wie ein Lauffeuer hatte sich die unglükselige Nachricht verbreitet. Ich lief was ich laufen konnte, nach Hause, traf aber gerade mit dem tollen Haufen beim Obelisken zusammen und kam in dem Augenblick noch bei der Wache in unserer Strasse hinein, als der Offizier befahl die Glieder zu schließen und Niemanden mehr durchzulassen. Der Haufen stand nun und brüllte, schrie und pfiff, einzelne wischten doch durch, nach und nach fing die Straße an sich zu füllen, und die Menge drängte immer näher auf den Punkt ihrer Rache los. Schimpfreden aller Art waren genau zu hören. Heraus mit der . . . . usw. Sie stand auf dem Balkon, lachte und scherzte mit den untenstehenden Gensdarmen. Uns klopfte das Herz, mir war bis zum Übelwerden Angst. Oben waren die Soldaten gar nicht mehr im Stande, festen Fuß zu halten, sie wurden in die Strasse gedrängt. Auf ein Mal stürzten ungefähr 10 Gensdarmen mit dem Bajonette vor in die Menge und stachen und schlugen, wo sie hintrafen. Mehrere wurden verwundet, voll Schreck stob alles auseinander, und bald war die Strasse so von Militär zu Fuß und zu Pferd umstellt, daß kein Andrängen mehr möglich war. Die Wuth der Menge wendete sich nun gegen die Polizei. Fast alle Fenster wurden eingeworfen, mehrere schwere Verwundete trug man weg, die ehrbarsten Bürger sah man unter den Haufen. Auch hier sprengte Militär die Tumultuanten auseinander und für diesen Tag trennte sich die Menge. Neun Glaser arbeiteten die ganze Nacht, um die Fenster einzurichten. Ganze Haufen Pflastersteine mußten aus den Zimmern weggeschleppt werden, Öfen und Thüren waren zertrümmert worden. Den 10. Morgens um 8 Uhr kam der Polizeidirektor Mark bei der Gräfin Landsfeld angefahren. Noch wußte man nicht warum.

Eine Menge Weiber, Straßenbuben und mitunter auch Männer hatten sich schon unten gesammelt. Bald hörte man die Neuigkeit. Der Polizeidirektor hätte der Gräfin angekündigt, sie müsse binnen einer Stunde die Stadt verlassen. Der Haufen schwoll immer mehr, Pfeifen, Hohngelächter, Schimpfreden wurden immer lauter, auch jetzt noch hatte Lola die Frechheit sich am Balkon zu zeigen oder unten am Fenster! Jedesmal wurde sie mit einem Ausbruche des Hohnes empfangen. Das Volk war seines Opfers gewiß. Bis 10 Uhr war eine unzählbare Maße gedrängt aneinander, nicht gehindert mehr von Soldaten noch von der Gensdarmerie. Sogar ein Vivat wurde dem Baron Ritter, einem Kavallerie Offizier, gebracht, weil er das Volk ungehindert ließ. Man schüttelte ihm rechts und links die Hand. Es war seit gestern etwas geschehen, das Militär hatte sich für die Bürger erklärt. Morgens war der Stadtrath mit dem Fürsten Leiningen an der Spitze zum König gedrungen und hatte ihm feierlichst das Anschließen an die Bürgerschaft erklärt. Der König von Allen verlaßen, gab in Allem nach.

Minister Berks war beordert, auf dem Rathhause den versammelten Bürgern des Königs neuen Entschluß bekannt zu machen; als er eintrat und anfing zu reden: „Des Königs Gnade" . . ., schrie alles durcheinander: „Keine Gnade, unser Recht wollen wir." Der Minister kam nicht mehr zu Wort und mußte schmählich abziehen, wobei ihm noch ein Leuchter, der auf dem Rathstisch stand, nachflog. Während dies in der Stadt vorfiel, bereitete sich hier bei uns ein gewaltiger Sturm

vor. Der Pöbel erwartete den Gegenstand seines Hasses. In mancherlei kleinen Vorfällen gab sich die Stimmung deutlich kund: fuhr ein Sandwagen vorbei, schrie alles durcheinander: „r'aus mit der Landsfeld, r'aus mit der . . ." Am Karren muß sie fort usw. Endlich kamen 2 Wagen. Jetzt hieß es: Sie geht. Wir hatten aber noch mehr als das Volk gesehen, denn unsere Fenster gehen zum Theil in ihren Garten, zum Theil in ihren Hof. Eine Leiter wurde hinten angebracht, man wollte sie hinten hinaus flüchten lassen, wäre sie vorne heraus, sie wäre zerrissen worden.

Aber es war nicht mehr möglich. Das Volk hatte Wink bekommen und stürzte nun um die Strasse herum über die Wiese in den Garten hinein. In unserm Garten wurde die Planke eingerissen, das Volk stürzte von allen Seiten herein, die anständigsten Leute schämten sich nicht mit Steinen die Fenster einzuwerfen. Plötzlich erscheint die Heldin des Dramas im Garten, stellt sich auf eine Erhöhung und spricht zu der Menge. Sie wollte rühren, aber es gelang nicht. Die Steine flogen um sie herum. Sie sagte: „schlecht gezielt, da müßt ihr treffen (auf ihr Herz zeigend) wenn ihr mich umbringen wollt." Sie sprach noch mehr, ich verstand es aber nicht. Ihr Diener, der die Gefahr, die mit jedem Augenblick wuchs, nicht mehr ansehen konnte, sprang herzu, faßte sie in die Arme und trotz ihres gewaltigen Sträubens, trug er sie weg. Gleich darauf wurde von einem Offizier das Anspannen ihres Wagens befohlen. Mit möglichster Vorsicht brachte man die Gräfin, die noch immer lachte, in den Wagen und ein Offizier stieg ein. Der Kutscher stieg am Bock, das Hausthor wurde aufgerissen und die Pferde stürzten durch die Menge, die vor Schrecken im ersten Augenblicke wie weggeblasen war. Bis man sich gesammelt hatte, war die Gräfin gerettet und weit weg. Kaum aber wieder zu sich gekommen, stürzte alles ins Haus; Pflastersteine flogen in die Fenster und binnen 5 Minuten war rückwärts am Hause alles zerstört. Einer brachte als Trophäe aus der Küche einen ganzen Kalbsschlegel, den er wie einen Säbel schwenkte. Plötzlich hieß es, der König sei da; er war wirklich gekommen, allein, zu Fuß. Seine Anwesenheit wirkte magisch, keine Hand rührte sich mehr. Er ging ins Haus, gleich darauf kam ein Offizier heraus und kündigte dem Volk des Königs Beschluß, die Universität zu öffnen, die Studenten hier zu lassen, an. Ein lautes Hoch wurde dem König gebracht. Er trat selbst heraus und wollte reden. Er war gebeugt, gebrochen. Das Herz mußte einem wehe thun bei seinem Anblicke. Seine Worte waren: „Aus eigener Machtvollkommenheit habe ich die Wiedereröffnung der Universität erlaubt." Hier wurde er durch ein allgemeines Hoch unterbrochen. Unwillig winkte er still zu sein. „Ich erwarte, — fuhr er fort — „daß dieses unser Haus verschont bleibt und daß jeder, der mich liebt, nach Hause geht." Hierauf erscholl ein Hoch auf den König. Der König ging heftig vor dem Hause auf und ab und bewachte $^1/_4$ Stunde lang ganz allein die beiden Eingänge, bis das Militär kam, das er selbst aufstellte und instruirte. Es ist nur eine Stimme über die vortreffliche Haltung der Bürger, Linientruppen und Studenten. Noch manches steht uns bevor, 80 Personen sind denunzirt. Ein neues Ministerium usw. Lola soll nur bis Blutenburg gekommen sein und bei einem Grafen Spul übernachtet haben. In Augsburg war alles in der Höhe, der Bahnhof gestürmt, die Gensdarmen vertrieben, man wartete auf die Signora. Am 13. war überall angeschlagen, daß die Gräfin L. über Lindau nach der Schweiz gebracht worden sei.

Chronik.

Geschichte.

In der Folge sollen vorerst drei Werke allgemein deutschen Charakters, die unserer Zeitschrift eingesandt wurden, und hernach einige Bücher österreichischer, reichsdeutscher und französischer Autoren zur Geschichte der deutschen Frage, der Zeit also von 1848 bis 1871 besprochen werden. Wenn in jenen erstgenannten Werken von Österreich nur zum geringen Teile die Rede ist, so darf doch nicht außeracht gelassen werden, daß alle deutsche Geschichte vor Königgrätz, sofern sie nicht Landesgeschichte ist, immer auch österreichische Geschichtsmomente in sich schließt; an einem der drei Bücher werden wir gerade die Vernachlässigung Österreichs als einen gröblichen Fehler verurteilen müssen. Wenn der zweiten Gruppe auch die vornehmlich Amerika belangenden Lebenserinnerungen von Karl Schurz angereiht werden, so mag als äußerlicher Grund hiefür die auch für Österreich bemerkenswerte Unterredung des Erzählers mit Bismarck im Jahre 1868 geltend gemacht werden.

* * *

Der Titel des Buches von Eccardus, „Geschichte des niederen Volkes in Deutschland“, könnte gewisse Befürchtungen wachrufen*. Das Vorwort beklagt, daß die deutsche Geschichte bislang immer von oben herab geschrieben worden sei; der Verfasser aber wolle versuchen, sie von unten herauf, aus der „Froschperspektive“, zu sehen. Nicht ohne politischen Zweck: aus solcher Geschichte heraus soll sich das Rätsel lösen, warum bei augenscheinlichem Wachsen des allgemeinen Wohlstandes Millionen deutscher Sozialdemokraten mißtrauisch abseits stehen. Die Lösung sei nicht schwierig: sie verlangen nach jener einst genossenen „Gemeinfreiheit“, da jeder Germane gleichberechtigt war „in Ding, Heer und Hufe“. Sein Buch klingt in den Ruf nach dem allgemeinen Wahlrechte vor allem in Preußen aus; dann würden die Schatten weichen. Wird nun solcher Zweck nicht fröhlich zur Leugnung jedes individuellen Momentes in der Geschichte führen? Man ist angenehm enttäuscht. Nein, es wird kein Feldzug gegen große Menschen unternommen. Die Froschperspektive ändert das herkömmliche Gesamtbild nicht allzusehr. Wir sind gewohnt vor allem das deutsche Mittelalter vom Standpunkte der Krone aus zu sehen; das niedere Volk aber ist der Krone natürlicher Bundesgenosse. Wie begreiflich, daß sich somit auch von seiner Seite her die Szene nicht allzusehr verändert zeigt. Neben der „Gemeinfreiheit“ gilt dem Verfasser durchaus das „Kaiserideal“. Es ist ein ganz positiv gemeintes Buch.

Der Historiker muß freilich laute Einwände erheben. Zwar die Darstellung der Völkerwanderungszeit und Kaisergeschichte gehört in ihrer prächtigen Anschaulichkeit und in dem Schwunge ihrer Begeisterung zum Besten, was jemals Dilettanten über alte deutsche Kaiserpracht geschrieben haben. Man wird sie mit wirklicher Freude lesen. Daß hierbei die deutsche Geschichte von Karl Wilhelm Nitzsch gründlich zu Gevatter stand, ist nur eine Empfehlung. Immerhin zeigen auch diese Ausführungen deutlich die Fehler dilettantischer Geschichtswerke: es wird zu stark unterstrichen, die Personenzeichnungen allzuscharf schattiert. Gleichwohl sind es schön belebte Bilder, die der Verfasser vor allem von den großen Innerpolitikern des salischen Kaisergeschlechtes, von Konrad II. und Heinrich IV. den einsichtigen Förderern des niederen Volkes, entwirft; aber sie sind dabei doch allzusehr zu Lichtgestalten geworden. Vielleicht noch höheren Preis möchte die fast malerische Deutlichkeit der wirtschaftsgeschichtlichen Partien verdienen. Man nimmt dabei wohl in Kauf, daß die Unterschätzung der kirchlichen Momente zu falscher Bewertung des großen Organisationswerkes Kaiser Ottos des Großen, des Gründers des Kaisertums, führt und daß der Verfasser bei aller Anerkennung schließlich doch bei der unseres Erachtens durchaus unhaltbaren kleindeutschen Ansicht landet, es sei von den großen Kaisern „ein großer Aufwand ungenützt vertan“ worden. Kurz, allzu kurz wird das Spätmittelalter behandelt. Und es sind doch die „plebeischen“ Jahrhunderte unserer Geschichte. Dem Verfasser ist die „Itio in partes“ jener Tage, die Anmaßung der Junker, die aus Deutschland eine Galeere machen wollten, die Summe der erlittenen Reichsverluste offenbar so unerträglich, daß er gar nicht dabei verweilen will. Er nennt nicht übel die deutschen Territorialherren die geistigen Erben der römischen Senatorialen. Nur ein Verdienst will er ihnen zugestehen: sie haben als Jagdliebhaber den deutschen Wald erhalten. Übrigens spielt schon hier die politische Befangenheit des Autors hinein, die Habsburg nichts, aber schon gar nichts gelten lassen will*, in Hohenzollern aber schon 1455 den Stern der deutschen Zukunft aufgehen läßt.

Parteimäßige Befangenheit und die Unfähigkeit, sich ohne tagespolitische Vorurteile in den Geist der Zeiten zu versetzen, stören vornehmlich die Lektüre des zweiten Teiles. Der arme Maximilian I., gegen den ein Verdikt Macaulays losgelassen wird, was hätte er nicht alles tun sollen! Und wo anders kann Platz für Karl V.

* Eccardus (Pseudonym), Geschichte des niederen Volkes in Deutschland. Zwei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. XVIII und (zusammen) 862 S. Mit Quellenverzeichnis und Register.

* Selbst Schiller muß es ernsthaft entgelten, daß er Rudolf von Habsburg Kaiser nennt!

sein denn im tiefsten politischen Höllenpfuhl. Dann aber folgt wieder eine vortreffliche Geschichte und auch Beurteilung des großen Bauernkrieges. Es war — ganz richtig — nicht tatsächliche Not, welche die Bauern zum Kampfe trieb, sondern jener Grund, der auch heute die Fabriksbevölkerung ohne materielle Veranlassung zu Massendemonstrationen treibt; das Verlangen, wieder „Reichsstand zu werden". Und wenn die Bewegung so ganz mißriet, so war dies nur ein trauriger Beweis, wie gänzlich verarmt an höherem patriotischen Sinn und an Talenten das deutsche Volk, hohes und niederes, gewesen ist. Bei allen Sympathien für die Reformation bleibt das Urteil über Martin Luther zurückhaltend. In dem Charakterbilde sind Licht und Schatten treulich und glücklich gleich verteilt. Auch der Jesuitismus findet eine billige Bewertung. Die Schwere der Folgen des dreißigjährigen Krieges ist sichtlich übertrieben, aber der Verfasser hebt immerhin auch eine günstige Folge des Unheils hervor: die Entvölkerung des Landes habe den Wert des Bauers erhöht; der Bauer wurde „auch ein Mensch sozusagen".

Für unseren Eckart ist die Vorherrschaft der Hohenzollern schon seit dem großen Kurfürsten entschiedene Sache. Fortab schreibt er nur mehr preußische, nicht deutsche Geschichte. Von Österreich besonders ist kaum die Rede; es habe schon in der Raubkriegszeit „auf sein Wächteramt am Rheine verzichtet" (!) und erledigte nur „zuweilen" deutsche Aufgaben, indem es den Türken Schwert und Schild entgegenhielt. Und Sobieski hat natürlich Wien gerettet. Es kommt aber noch schöner. Friedrich II. hat als „Vergelter uralter Unbill" Schlesien an sich gebracht und würde sonst — wohl am liebsten still das Lämmlein gehütet haben! Deshalb weil vordem Oncken solche Dinge schrieb, brauchte unser Verfasser sie nicht wahllos nachzuschreiben. Und schlechthin unverzeihlich scheint die Ignorierung der Bauernpolitik Kaiser Josefs II., dieses Ehrentitels österreichischer Wirtschaftsgeschichte und der Tatsache, daß Österreich damals und wiederum 1848 auf dem Gebiete der Agrarreform zum Heile seines „niederen Volkes" der preußischen Entwicklung weit vorangeschritten ist. Wie soll man solche Geschichtsschreibung beim rechten Namen nennen und wie ist der sonst so verständige und sympathische Verfasser zu seiner Geringschätzung Deutschösterreichs gekommen? Etwa durch die Lektüre der famosen „deutschen Geschichte" von Eduard Heyck? Je mehr man uns Deutschösterreicher als Germanias verlorene Söhne von der gesamtdeutschen Sache abdrängt, um so größer ist die Gefahr, daß wir uns gleich Schweizern und Holländern in ein Sondernationalgefühl einleben und dem deutschen Volke ein Siebentel seines Bestandes als politisch-wirksame Kraft verloren geht. Weiß man in Deutschland noch immer nicht Rat mit Österreich und mit Habsburg? Wir bedauern die gerügte Verständnislosigkeit unseres Eckart um so mehr, als er sonst auch über die jüngste Zeit viel treffliches zu sagen weiß: über Bismarck und die Berliner Revolution, über Sozialdemokratie und soziale Wohlfahrt. Die „Moral von der Geschichte", die allgemeine Wahlrechtsforderung für Preußen, möchte fast dünn erscheinen. Aber ihre Erfüllung wird ein politisch gesättigtes Volk auf den Reichsboden hinüberziehen. „Die deutsche Rasse, so lange sie lebt, kann niemals aufhören nach Gemeinfreiheit, nach Geltung und Berechtigung des einzelnen im politischen Dasein der Nation zu verlangen." Videant consules!

Aus diesem bei manchen Fehlern achtenswerten Buche sprießt die Saat, die in den Tagen der großen deutschen Konfliktszeit die kleindeutschen Historiker gesät haben: voran Heinrich von Treitschke. Der Haß jener Zeiten blitzt wieder aus seinen im Vorjahre vorgelegten „ausgewählten Schriften" auf.* „Wandelt es nicht unter uns, jenes Haus Habsburg, dessen gesamte Geschichte mit unvergeßlichen Zügen verkündet, wie die Macht der rohen Gewalt ein Herr werden kann über den Geist?" Man muß sich über solche Weisen nicht erbosen. Die Zeiten haben ihre Sinnsprüche. Und bei allen Fehlern seines Temperamentes ist dieser Preuße Treitschke doch ein ganzer Mann. Seine Freunde sind die starken einseitigen Naturen, „die willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig wiedergewinnen"; von der überlegenen Milde des Historikers spricht er wohl als von einer schönen Sache, aber er übt sie nicht. Übrigens wird in diesen ausgewählten Schriften Österreich nur selten unmittelbar berührt. Fast die Hälfte der Aufsätze ist literarhistorischen Inhalts: eine feinsinnige Studie über John Milton, den genialen Pedanten und furchtlosen Streiter für eingeborene Volksrechte, lebensvolle Worte über Leben und Werke der Fichte, Lessing, Kleist, Uhland, Otto Ludwig und Hebbel; Vorträge über Königin Luise und Gustav Adolf; hier eine glänzende Kennzeichnung der drei „Gewaltigen" des großen Krieges: Wallenstein, Richelieu, Gustav Adolf. Die antiösterreichische Tendenz der bekannten Arbeit über Cavour ist von Franz X. Kraus, gewiß keinem Bewunderer der Italienerpolitik Österreichs, auf das rechte Maß zurückgeführt worden. In der persönlichen Schätzung des großen Piemontesen weichen beide Autoren, der Protestant und Katholik, wenig voneinander ab. Cavour war „genial als Diplomat, als parlamentarischer Führer und Volkswirt; im Finanzwesen gedankenreich, aber leichtsinnig; über die folgenschwere Frage der Verwaltungsorganisation sprang er mit einigen guten Einfällen hinweg und an die Heilung der schweren sittlichen

* Heinrich von Treitschke, Ausgewählte Schriften. Zwei Bände. Leipzig, S. Hirzel. 1907. 337 und 357 S.

Leiden seines Volkes dachte er nicht mit jenem heiligen Ernst, der dem Staatsmanne ziemt." Der Glanz der Darstellung ist schier berückend — in Recht und Unrecht; denn diese Schrift, deren Verfasser Deutsche und Italiener für immer vor einen Schicksalswagen ruft, verliert sogleich alle Form, wenn von Österreich die Rede geht. Diesem glühenden Nationalismus muß das österreichische Problem immer unverständlich sein. Den Preis unter allen diesen Studien aber möchten wir der prachtvollen Schilderung von Blüte und Welken des deutschen Ordens im „Ordensland Preußen" reichen. Hier stört den Deutschösterreicher kein verletzender Ton und wir werden mit reiner nationaler Teilnahme des Staates gedenken, dessen Versagen zwar nicht für das Deutschtum Preußens, wohl aber Oberschlesiens und Westgaliziens das Todesurteil bedeutet hat.

Gleich diesen Schriften Treitschkes nehmen auch die in zweiter Auflage und teilweise veränderter Fassung aufgelegten „historischen und politischen Aufsätze" von Hans Delbrück nur selten unmittelbar Bezug auf Österreich*. Wir lesen eine vernichtende aber nicht unbegründete Kritik der Janssenschen Praxis, „die Quellen reden zu lassen", eine richtunggebende Beurteilung der Tragödie von Canossa als eines politischen Sieges des persönlich gedemütigten Kaisers, eine Reihe beachtenswerter Aufsätze zur englischen Geschichte; auch einen ehedem vielbemerkten Artikel, der Bismarck gegen den von Mommsen erhobenen Vorwurf des Hausmaiertums verteidigt und der wieder den Wunsch wachruft, es hätte der große Historiker lieber die Hände von der Politik lassen sollen. Ein Aufsatz über General Clausewitz kennzeichnet diesen als den einzig echten Klassiker der Strategie und größten aller Militärschriftsteller, der gleichwohl, eben wegen seiner gründlichen Einsichten, schwerlich ein kühner und daher großer Feldherr geworden wäre. Auf besonders vertrautem Felde bewegt sich der Verfasser in der geistvollen Studie über die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs des Großen und Napoleons. Jener ist der Vertreter der Lineartaktik, des militärischen Systemes des Ancien Regime (kleine Heere, geworbene Truppen, Lineartaktik, Magazinsystem), dieser der Schöpfer der modernen Kriegführung, (große Heere, Nationalarmee, Tirailleursystem, Requisitionen). Die beiden Richtungen der Strategie, entgegengesetzt nach Zahl, Zusammensetzung, Taktik und Verpflegung, sind vor allem verschieden in ihrem Verhalten zur Schlacht; die alte Richtung stellt dem Feldherrn Schlacht und Manöver zur Wahl, der neuen Richtung bedeutet die Schlacht alles. Die napoleonische Schlacht soll nicht wie jene Friedrichs „Stücke spielen", sondern einfach den Feind vernichten. Was Friedrich über seine Zeitgenossen erhebt, ist seine Emanzipation von deren methodischer Schwerfälligkeit; dadurch gewinnt seine Schlachtführung zuweilen einen napoleonischen Zug. Aber unbedingt wie der Kaiser verlangte der König niemals nach der Schlacht, wenn er sie anderseits auch nicht gleich den echten Lineargeneralen mit Logarithmentafeln und mathematischen Formeln gewinnen wollte. Delbrück läßt hierbei auch dem Talente Dauns und Laudons alle Anerkennung zuteil werden; sie schlugen ihre Schlachten nach ähnlichen Grundsätzen wie der König und erheben sich bedeutsam über ihre Mitgenerale. Schade, daß nicht ein Strahl rückwärts auf die Kriegführung des großen Eugen fällt! Nicht wenn man Friedrich zum modernen Feldherrn macht, sondern nur, wenn man ihn aus „dem eintönig grauen Hintergrunde der Jahre auf Jahre sich abspinnenden Manöver der Linearzeit im Glanze seiner Siege und selbst im Schatten seiner Niederlagen hervortreten" läßt, wird man seiner strategischen Größe gerecht werden.

* * *

Um nun auf die Literatur zur Geschichte der deutschen Frage überzugehen, würde sich als Einleitung am besten eine Betrachtung des zehnten, der „Romantik" gewidmeten Bandes der deutschen Geschichte von Karl Lamprecht empfehlen. Doch soll dieses Buch im Zusammenhange mit den bald zu erwartenden Folgebänden einer besonderen Besprechung vorbehalten bleiben und ebensowenig kann es die Aufgabe dieser Chronik sein, der bereits eingehend gewürdigten Geschichte der österreichischen Revolution von Heinrich Friedjung anders als mit bloßer Nennung zu gedenken*. In wie glücklicher Weise darin ein schwieriges und heikles Problem gelöst wurde, wird auch deutlich, wenn man das ungefähr gleichzeitig erschienene, verdienstvolle und nachrichtenreiche Buch von Josef Alexander von Helfert über dasselbe Thema zur Hand nimmt**. Schon die Tatsache, daß der erste Band nur bis zum Tage der Aprilverfassung reicht, wird erkennen lassen, welche Fülle von Material hier zusammengetragen ist. Der Verfasser war Zeitgenosse der beschriebenen Ereignisse und nicht von der niedersten Warte aus. Ungern nur verzichtet er auf die Verbrämung seiner Darstellung durch zeitgenössische Zitate. Dabei wird aber die Fülle des Materiales zur Überfülle, durch welche sich die Erzählung nicht immer leicht durcharbeitet. Das Buch ist vielmehr ein Quellenwerk denn eine darstellende Geschichte und will dies wohl

* Hans Delbrück, Historische und politische Aufsätze. Zweite Auflage, Berlin, G. Stilke, 1907. 352 S. Die erste Auflage ist 1886 erschienen.

* Österreichische Rundschau XIV., S. 86 bis 94.

** Josef Alexander Freiherr von Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution 1848 bis 1849. Erster Band. Bis zur österr. Verfassung vom 25. April 1848. Freiburg im Breisgau, Herder. 1907. XX und 536 S.

auch sein. Wie Friedjung und Zwiedineck macht auch Helfert von dem Rechte der Erzähler halbaktueller Geschichte Gebrauch, ihren Neigungen mehr als bei der Schilderung weiter abliegender Gebiete Folge zu geben; er ist konservativ, aber gleichwohl ein scharfer Kritiker des Vormärzregimentes, das er weniger dem „maßlos verunglimpften" Metternich denn Kaiser Franz zu Lasten schreibt. Seine Antipathien gelten den Magyaren und Italienern, seine Sympathien dem österreichischen Slawentume bei deutlicher Eingenommenheit gegen das Deutschtum Österreichs. Darum das Eintreten für das unteilbare Königreich Böhmen, die Kritik des deutschböhmischen Verlangens nach Wahrung des deutschen Besitzstandes, die Betrachtung der deutschen Kolonisation Nordböhmens schier unter dem Gesichtspunkte der Reunionen Ludwigs XIV. So werden wir Deutschösterreicher Helferts Buch zu unserem Leidwesen ohne Befriedigung aus den Händen geben.

Durch seine Voreingenommenheit gegen das österreichische Deutschtum und seine apologetische Auffassung des Tschechentums ist auch der Franzose Ernest Denis bei uns bekannt geworden, der geistvolle Verfasser einer Geschichte des „Endes der böhmischen Unabhängigkeit" und einer Geschichte von „Böhmen nach dem weißen Berge". Daß nicht Feindseligkeit gegen das deutsche Volk überhaupt ihm die Feder führt, beweist sein jüngstes und wohl hervorragendstes Werk über die „Gründung des Deutschen Reiches"*. Er spricht mit hoher Achtung, ja mit Bewunderung von der deutschen Kultur. Es kann nicht der vielerzählte Ablauf der Ereignisse sein, dessen Darstellung uns an solchem Buche fesselt, sondern die Stellungnahme des nationalen Gegners zu ihnen und zu den großen Personen. Und da darf man wohl gestehen, daß dieses Buch, ausgezeichnet durch klassische Ausgeglichenheit der äußeren Form, gründliche Sachkenntnis und maßvolles Urteil, jedermann erfreuen muß. Nicht minderes Lob aber muß der gleichzeitig erscheinenden Bismarckbiographie eines zweiten französischen Historikers, Paul Matter, gelten**. Beide Werke bedeuten die trefflichste Ergänzung zu den Geschichtsbüchern von Sybel und Friedjung und können uns nur hoch willkommen sein.

Ernest Denis legt in der Vorrede sein Glaubensbekenntnis auf das Milieu ab. Die deutsche Einigung mußte kommen. Es war ausgeschlossen, daß ein so großes und kulturverdientes Volk sich mit der ihm von den Diplomaten des Wiener Kongresses zugewiesenen Aschenbrödelrolle bescheiden konnte. Dahin begrenzt sich auch das Verdienst Bismarcks. Er war nicht möglich ohne seine militärischen Mitarbeiter, ohne die Universitäten und Komptoirs. Für ihn stritten Vergangenheit und Volk. „Il ouvrit au vent la voile. Cela suffit à son gloire." Die Frage nach der Schuld am großen Kriege ist darum müßig; die sogenannten Schuldigen sind nur die Werkzeuge eines höheren Geschickes. Und das Reich ist stark. Die Machenschaften von Welfen und Bayern sind haltlose Treibereien. „Laßt die Toten ihre Toten begraben." Aber Deutschland hält nicht Maß. Darum müssen seine Nachbarn gewaffnet sein. Die deutsche Nation hat noch nicht aufgehört Frankreich zu hassen (?). Völkerhaß vergißt sich nicht in Menschenaltersfrist. Eine Einleitung würdigt dann verständig das diplomatische Talent Metternichs und enthält eine anschauliche Geschichte der Revolution. Hernach folgt, nach vier Büchern geteilt, die eigentliche Darstellung: Als erstes die Reaktion der fünfziger Jahre, der „Vorabend der Revolution", wobei vor allem auf die „centralisation brutale" des Bachschen Systems die schärfsten Worte niederprasseln; nicht einmal dessen Ehrentitel, die Durchführung der Grundentlastung, will der gestrenge Richter gelten lassen. Er führt aus, daß die Zentralisationspolitik Österreichs das Festhalten an Deutschland bedingte; denn die Deutschösterreicher für sich allein konnten Magyaren und Slawen nicht absorbieren. Dabei übersahen die österreichischen Minister, daß ihr Gefolge am Bundestage politische Existenzen umfaßte, nicht gewillt zu sterben, aber unfähig zu leben. Mit solchem Leichenzuge wollte man ein großes Reich gewinnen? Nein, der deutsche Bund verurteilte sich selbst zum Tode. Über Friedrich Wilhelm IV. kann der Franzose nicht ohne ironisches Lächeln sprechen. „Il appartient à la catégorie des hommes qui sont toujours convaincus, mais ne savent pas de quoi." — Was war das Ergebnis der Reaktion? In der Politik trat rechtzeitig Bismarck als Liquidator auf. Die ökonomischen Fortschritte Deutschlands in eben diesen Jahren sind nicht zu leugnen und an Geistern hohen, wenn auch nur zweiten Ranges war kein Mangel: Schopenhauer und Feuerbach, Keller, Reuter, Geibel, Storm, Hebbel, Otto Ludwig. Denis hat eine sehr geringe Meinung vom „jungen Deutschland", dessen Wortführer meist schlecht ausgewählte französische Vorlagen in plattes Deutsch übertragen wollten. Wir werden hier oft widersprechen. Die Verurteilung Scheffels etwa — „c'est un très recommendable guide pour voya-

* Ernest Denis, Fin de l'independance Bohême. Zwei Bände. Paris 1902. — La Bohême depuis la Montagne Blanche. Zwei Bände. Paris 1903 Dazu Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860. I., 285 Anm. — La fondation de l'empire Allemand 1852 bis 1871 (hier besprochen). Paris, Armand Colin, 1906. VIII und 528 S.

** Paul Matter, Bismarck et son temps. I. La préparation 1815—1862. II. L'action 1862—1870. Paris, Alcan 1906 und 1906, III, 534 und 680 S. Der dritte Band (Triomphe, Splendeur et Déclin 1870—1898) ist jüngstens (1908) auch erschienen. Es war leider nicht möglich, das Buch zur Einsichtnahme vom Verlage zu erhalten. Wir vermögen uns nur auf Grund gelegentlicher flüchtiger Lektüre und somit nur recht beiläufig darüber zu äußern.

geurs d'agence Cook" — zeigt deutlich die Kluft zwischen deutschem und französischem Empfinden. Willig neigt Denis sich vor Helmholtz, während Mommsen seinen germanischen Chauvinismus mit Verurteilung selbst seiner römischen Geschichte als eines Pamphletes entgelten muß; nur schwer bezwingt er seine Abneigung gegen die nationalliberale Partei, ihre Wortführer und Helfer; denn er weiß, daß sie die Wegbereiter deutscher Einheit waren. „Ils avaient créé dans le peuple une sorte d'attente messianique." Und Bismarck war der Messias.

Seinen „Lehrjahren" gilt das zweite Buch Denis'. Hier ist ein großartiges Charakterbild des Kanzlers gegeben, das wir nicht nachzeichnen werden. Jeder Deutsche sollte es lesen. Bemerken wir dabei wohl wieder den Unterschied der Auffassungen: Wir schätzen Bismarcks Erinnerungen als ein Meisterwerk der Form; Denis lehnt dies ab; aber es liege etwas unwiderstehlich Verführerisches in ihnen: wie in seinen Taten gab der Erzähler auch in seinen Schriften sein ganzes Leben hin; „comme Richelieu il est surtout grand par le coeur". Seine Königstreue scheint den beiden Franzosen doch nicht so einwandfrei wie uns; Denis vergleicht ihn mit dem Wallenstein des ersten Generalates. Ihm und Paul Matter wird der Kanzler — und das ist nicht unbezeichnend für die Romanen — vor allem zum Dämon, dem wie die Fliegen der Spinne die Gegner alle in die unentrinnbar gestreckten Netze laufen. Man wird die Pracht dieser Charakterzeichnungen um so mehr schätzen, wenn man dagegenhält, mit wie schwerfälligen Mitteln die fleißige Arbeit von Gustav Wolf über „Bismarcks Lehrjahre" (1821 bis 1852) arbeitet*. Über die Hauptergebnisse der bekannten Bismarckbiographie von Max Lenz ist der Verfasser kaum hinausgekommen. Immerhin bringt er mancherlei über die Schulzeit des Knaben (1821 bis 1832) bei und auch in der Bewertung des Einflusses der Familie Blankenburg-Thadden, des „christlich-germanischen Kreises" auf den halb an sich verzagenden Mann geht er selbständig über seine Vorgänger hinaus. Bismarck, führt er aus, lernte sich unter diesem Einflusse als christlicher Adeliger fühlen und trat mit solcher Auffassung ins öffentliche Leben (1847) ein. Er verlor nie den Blick für die Vielfältigkeit des Lebens, war aber doch immer besonders freudig am Werke, wenn allgemeine und adelig-christliche Interessen zusammenfielen. Verlorene und verbrauchte Adelsrechte nach Art strenger Junker neu beleben zu wollen, fiel ihm nicht ein. Diese Ausführungen über die Anfänge von Bismarcks politischer Rolle sind klar und anschaulich. Sonst wird auch eine wohlwollende Beurteilung dem Buche nicht zugestehen können, daß es sich seines Vorwurfs mit jener Kunst plastischer Charakterschilderung und psychologischer Beobachtung bemächtigt habe, die seiner würdig wären. Der auf anderen Gebieten höchst verdiente Geschichtsforscher scheint uns nicht berufen, ein deutsches Bismarckbuch zu schreiben.

Die Kunst der Personenzeichnung, die vor allem aus ihrem Bilde Bismarcks spricht, bewähren die beiden Franzosen auch in den anderen Charakterbildern der Großen und der Kleinen, Beusts und Gortschakoffs, Napoleons III. und Kaiser Wilhelms I. Er erscheint ihnen, wie Erich Marcks das edle Bild gezeichnet hat. Die Versuche ihn zum großen Politiker und glühenden deutschen Patrioten zu machen, der Bismarck in seine Spuren gezwungen statt in den seinen zu wandeln, weisen sie geringschätzig ab. Auch der jüngste deutsche Biograph des Kaisers, der indessen verewigte Generalmajor Albert Pfister hat, so sehr die Aufgabe gerade den Militär hiezu einladen mochte, den Fehler der Überschätzung glücklich vermieden*. Sein Buch ist sympathisch gehalten und beruht auf guten Kenntnissen; die Vorgeschichte etwa des französischen Krieges ist von musterhafter Deutlichkeit; sonst aber fehlt doch die rechte Kunst der Komposition und der geschärfte psychologische Blick. Schon daß ein ausdrücklich der „Herausbildung der Persönlichkeit" gewidmetes Werk die Jugend des Helden mit dürren Worten erzählt wie dieses, scheint befremdlich; Pfisters Biographie beginnt erst 1848, mit dem 51ten Jahre des Kaisers. Innerhalb dieser Grenzen verfährt er nicht ohne Geschick und Takt. Die Jahre von 1848 bis 1866 sind die Jahre des „Umdenkens" des Königs vom Preußen zum Deutschen. Als er sein Regiment übernahm, war sein vornehmstes wenn nicht einziges Ziel die Größe Preußens; in weitester Ferne die deutsche Einheit und kaum noch ein Gedanke an preußisch-deutsche Kaiserherrlichkeit. In den Tagen von Königgrätz ist ihm zur Freude Bismarcks die Frage deutscher Einheit mindestens nichts Anstößiges mehr. Das Verhältnis beider Männer ist nicht übel als eine Mischung von Vorwärtsdrängen und Zurückhalten gekennzeichnet. Der König erlangte eine „bemerkenswerte Virtuosität", die verfügbaren Kräfte in entscheidenden Tagen beisammenzuhalten und zu lenken. Aber bis zum Jahre 1870 erscheint er doch geschoben von Verhältnissen und Personen; und er ließ sich schieben. Das ist das Große an ihm, daß er sich in Zeit und Menschen zu schicken und jene Kriege und Siege zu führen und zu gewinnen verstand, die nach altem Worte die schwersten und schönsten sind. Nach dem Kriege geht er auch als Kaiser seine Wege in vornehmer

* Gustav Wolf, Bismarcks Lehrjahre. Leipzig, Dieterichscher Verlag 1907. 376 S.

* Dr. Albert Pfister, Kaiser Wilhelm I. und seine Zeit. Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von E. Heyck. 26. Band. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing, 1906, 138 S.

Unterordnung unter die Größe des Kanzlers, aber nun nicht mehr schweren Herzens, ungewollten, sondern aus eigenster Überzeugung gewollten Zielen zu: Dreibund, Heereserhaltung, Sozialgesetzgebung; „immer", wie Bismarck selbst es ausdrückt, „im königlichen Bewußtsein, doch der Herr zu sein."

Wir kehren zu den Franzosen zurück. Der preußische „Konflikt" ist ihnen schlechterdings der Kampf zwischen Krone und Parlament; der Militärstreit ist nur eine Erscheinungsform. Roon ist ihnen keine bedeutende Persönlichkeit, verdienst- und kenntnisreich, aber doch beschränkt. Mit seiner Haltung in der polnischen Frage hat Bismarck wirklich und wahrhaftig einen Meisterstreich geführt. Er hat damit eine ernste Annäherung zwischen Frankreich und Rußland unmöglich gemacht, für lange Jahre das Bündnis zwischen Berlin und Petersburg sichergestellt, für Dänemark und — Österreich das Schicksal vorbereitet. Mit der dänischen Frage beginnt Denis sein drittes Buch vom „Ende des Bundes". Er erörtert genau die Rechtsfrage, nicht den Krieg. An dem ist nichts großes; nicht das deutsche Heer, Bismarck legte seine erste Prüfung ab. „L'affaire des duchés est vraiment pour Bismarck ce qu'avait été la campagne d'Italie pour le general Bonaparte et jamais son jeu n'a été plus brillant." Überhaupt verzeichnet sein Buch die Kriegsereignisse nur in groben Umrissen oder gar nur in skizzierenden Sätzen. Es ist nicht so sehr die Überlegenheit der deutschen Führung, als die militärische Organisation, welche die Erfolge schafft. Moltke, der Sieger in den berühmtesten aller Schlachten, ist als General nicht zu vergleichen mit Napoleon; „même ses panegyristes hésitent, quand ils parlent de lui, à prononcer le mot de génie." Aber dieser Mann mit den Äußerlichkeiten eines österreichischen Hofrates ist der größte militärische Theoretiker aller Geschichte; vor allem, weil ihn die Theorie nicht beherrschte und er entschlossen ihre scheinbar gegründetsten Regeln verletzte, wenn es ihm nötig schien. Sein Feldzugsplan von 1866, vergleichbar mit jenem Napoleons von Marengo, ist eine Meistertat. Die Bedenken und der Tadel der Zimmertaktiker sind einfach kindisch. Daß Erzherzog Albrecht nicht nach dem Norden ging, zählt Denis sehr schwer; denn er rühmt ihn „le plus remarcable général de la dernière moitié du XXe siècle, stratégiste autrement personnel et inventif que Moltke." Dessen größtes Werk ist die Mobilisation von 1870, vielmehr als der Krieg, in dem der Feldherr sich nur als mittelmäßiger Führer gezeigt hat; sie ist „ein Triumph menschlichen Geistes, ein Wunder moderner Wissenschaft". — Die Stellung Österreichs im Entscheidungskampfe geben Denis und Matter von vornherein verloren; die Donau, Italien und Deutschland gegen Rußland, Piemont-Frankreich und Preußen halten wollen, war unmöglich. Sonst folgen sie für „Königgrätz" viel mehr Friedjung als Sybel, unseres Empfindens ganz mit Recht. Denis begreift wohl, was Österreich abhielt, Venetien und Holstein gegen die angebotenen Millionen und Milliarden herzugeben. „Est ce qu'on s'imaginait que les Habsbourgs étaient en liquidation et que la monarchie était à l'encan!" Aber er verurteilt strenge die österreichische Politik; nirgends etwas von Sympathie für ihre Staatsmänner; besonders Schmerling, der Zentralist, muß ihm unsympathisch sein; die Abtretung Venetiens an Napoleon gegen unsichere Zusicherungen in Deutschland ist eine „politique de debâcle". Beide Franzosen bewundern rückhaltlos die Staatskunst Bismarcks in den Verhandlungen nach Königgrätz; so hat auch der Engländer John Holland Rose dieses Verhalten als weise und maßvoll der unbesonnenen Unersättlichkeit Napoleons gegenübergestellt. Mit gerechter Härte wird das Urteil über Bayern gesprochen. Warum hat es seine Truppen nicht nach Böhmen gesandt, anstatt sie sinn- und ruhmlos zu verzetteln? — Der siegreiche Bismarck, der norddeutsche Bundeskanzler, schloß nun ein neues innerpolitisches Bündnis: nicht mehr so sehr mit der Intelligenz als mit der besitzenden Bürgerkaste, mit den Kapitalisten anstatt den Doktoren. Denn Deutschland war reich und reicher geworden. „Elle ne marcha pas, elle galopa." Und Bismarck erkannte diesen Fortschritt und paßte sich ihm an. Es ist nicht sein geringster Ruhm. Mit der materiellen Erhebung hält die geistige nicht gleichen Schritt; aber sie ist hohen Interesses wert; das Zeitalter der „Reizsamkeit" (nicht „Reizbarkeit!") beginnt. Denis spricht wegwerfend über Dahn, mit Wärme von Hamerling, mit Respekt von Raabe, mit Liebe von Heyse, in dessen ganzem Wesen etwas Lateinisches liege; keineswegs völlig zustimmend über Menzel, nachsichtig über Piloty; mit sichtlicher Zurückhaltung und meines Empfindens unzureichend über Richard Wagner, dem er seine vorwaltende Stellung als Schöpfer des Musikdramas bestreiten zu wollen scheint.

Nun aber Frankreich! Wenn die Franzosen aus den Umwälzungen in Europa gewinnen wollten, mußten sie 1866 zugreifen. Aber sie verstanden weder ihre Zeit noch ihr Interesse. Gegen Wilhelm, Bismarck und Moltke — Gortschakoff, Napoleon III. und Ludwig II.; „un fat, un rêveur et un fou"; freundlicher konnte das Schicksal für Preußen-Deutschland nicht spielen. Und Bismarck stellt seine Netze; etwa im Luxemburger Handel; wunderfein gewebt und unentrinnbar. Mag er sich wenden, wie er will, Napoleon ist ihm verfallen. Dem „neuen Reiche" gilt Denis' letztes Buch. In Deutschland, versichert er, mißverstehe man die Bewegung, die der deutsche Vorherrschaftskrieg in Frankreich

hervorgerufen habe. Die Racherufe für Sadowa waren das Geschrei vereinzelter Leute. Das große Frankreich wollte leben und leben lassen und versäumte darüber zu rüsten. Viel Schuld trägt die Kaiserin, bigott, hochfahrend, unwissend. Das unversöhnliche, stets auf deutschen Gebietserwerb lauernde Frankreich ist eine Legende. Denis verteidigt auch darum die „Trias", das „dritte Deutschland". Wirklich, Frankreich wollte kein Wässerchen trüben? Die Politik der Bourbonen und Bonaparte, die ihren deutlichsten Ausdruck im napoleonischen Rheinbund fand, war nachbarlich loyal? Bismarck, sagen die beiden Franzosen, Bismarck allein wollte den Krieg. Er kannte die Stimmung seines Volkes; Straßburg für das Reich! Aber er wollte wie immer den Krieg nicht um jeden Preis. Er richtete es so ein, daß die Gegner ihn herausforderten als es an der Zeit schien. Dann hatte er die Wahl. In der Frage der hohenzollerschen Thronkandidatur scheiden sich wieder deutlich die deutschen und französischen Auffassungen. Bismarck, sagen jene, wollte in Spanien eine Rückendeckung gegen Frankreich gewinnen; er konnte nicht wissen, daß Frankreich darum in Kriegsfeuer geraten würde. Bismarck, behaupten diese, wollte Frankreich tödlich treffen, er mußte wissen, daß es für Frankreich der Krieg sein müsse. So auch Denis. Den Kinderlärm von der „Fälschung" der Emser Depesche weist er als töricht ab; übrigens sei nicht diese das Entscheidende, sondern das tagsvorher an König Wilhelm gestellte Verlangen, sich zum Versprechen zu erniedrigen, keine hohenzollersche Kandidatur für Spanien mehr zulassen zu wollen. Das ist die Peripetie des Dramas! Und doch war vielleicht auch noch ein Ausweg mit Anstand möglich. Nur ein paar tausend Schreihälse riefen nach Krieg und wahrlich nicht ganz Frankreich. „Quand l'empereur Napoléon a cherché à excuser sa conduite en disant que l'opinion publique avit voulu la guerre, il a proféré le plus abominable mensogne, et quand les historiens allemands le répètent aujourd' hui, volontairement ou non, ils se trompent." — Die Deutschen danken ihre Siege nicht so sehr ihrer keineswegs tadellosen Führung als ihrer militärischen Organisation und ihrer moralischen Überlegenheit; während eine mächtig treibende Idee ganz Deutschland erfüllte, ging die französische Bohême verzagt und resigniert von Anbeginn in den Kampf: Thiers, Trochu, Jules Simon. Die vor wenig Jahren von einem englischen Minister wieder aufgetischten Geschichten von den angeblichen Grausamkeiten der Deutschen lehnt der Franzose mit dem Bemerken ab, es sei nicht mehr Leides angerichtet worden als nötig (les maux que causa l'invasion furent aussi reduits que possible). Die Friedensbedingungen konnte Bismarck nicht anders stellen; vielleicht daß ein geschickterer Unterhändler wenigstens Metz für Frankreich hätte retten können. So blieben die militärischen Interessen siegreich; sie zwangen und zwingen Deutschland und Europa, Militärmacht zu bleiben.

Bismarck, sagt Denis, hat die Notwendigkeit erkannt, den deutschen Bund zu zerstören und Blut und Eisen gegen Österreich zu wagen. In diesem Sinne ist er wahrhaft der Gründer des modernen Deutschland, „inventeur et initiateur". Insoweit war sein Werk gesund und fruchtbar. Aber weiter hinaus — gegen Frankreich — baute er auf Gewalt und Völkerknechtschaft. Hat irgend ein Volk Freude an der Deutschen Hegemonie? Italien und Österreich, des neuen Reiches Vasallenländer? Das bundestreue Rußland, dem der preußisch-deutsche Freund den Weg nach Konstantinopel verlegt? Mit Verlaub, dies sind die wohlbekannten Phrasen unserer Dreibundfeinde in Presse und Parlament. Hat Ernest Denis nie die russische Politik Bismarcks geprüft? Und endlich, lobt dieses Deutschland nicht für sich allein seinen Meister? — Den Racheruf der Politik erhebt der Gelehrte nicht. Er läßt Frankreich von Völkerverbrüderung träumen und hoffen, die Führerschaft, die es mit den Waffen der Hände nicht zu erstreiten hoffen darf, mit den Waffen des Geistes zu gewinnen. Frankreich will die Rolle des Volkes der Dichter und Denker übernehmen. Das hindert nicht, daß auch die Nation Bismarcks und Moltkes sich wieder zum Volke Goethes und Schillers wandle. Wir aber denken bei solchem Verlangen nicht an die Dioskuren von Weimar, sondern an Napoleon Bonaparte. Und ist denn das Volk der Dichter und Denker stumm geworden. Sagt Denis nicht selbst, daß die deutsche Kultur die Welt beherrsche? Rief nicht ein Franzose, daß man auf dem Hügel von Bayreuth Elsaß-Lothringen vergessen könne? Die Franzosen klagen über deutsche Gewalt, die Deutschen glauben noch immer an die Ode Klopstocks:

> Nie war gegen das Ausland
> Ein anderes Volk gerecht wie du; sei nicht
> Allzugerecht; sie denken nicht edel genug,
> Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

In eben diese Jahre hinein — 1852 bis 1870 — doch überwiegend auf ferner fremder Erde spielt die Fortsetzung der „Lebenserinnerungen" von Karl Schurz, deren schöner erster Band in diesen Blättern bereits freudige Anerkennung gefunden hat*. Die ursprünglich englische Niederschrift des vorliegenden zweiten Bandes ist in formvollendeter deutscher Übersetzung erschienen. Wir erfahren mit Betrübnis, daß dies auch der letzte Band bleiben und Karl Schurz, über der Abfassung seiner Memoiren

* Karl Schurz, Lebenserinnerungen. Zweiter Band. Von 1852 bis 1870. Berlin, G. Reimer 1907. VI und 528 S. — Über den ersten Band s. „Österreichische Rundschau" XI, S. 223 bis 224.

verstorben, über die letzten 35 Jahre seines reichen Lebens uns nichts mehr zu sagen haben wird. Doch erklingen die „Leitmotive“ seines amerikanischen Lebens schon hier; Aufhebung der Sklaverei, Reform des Zivildienstes, Antiimperialismus, deutsch-amerikanische Freundschaft. Das Hauptthema dieses zweiten Bandes ist der große Krieg der Nord- und Südstaaten, den Schurz als General mitgemacht; die hohe und bewundernswerte Kunst der Darstellung wird ohne Zweifel den Leser auch bei diesen fernabliegenden Dingen festhalten. In feiner plastischer Zeichnung kennzeichnet er die politischen Spieler des Dramas: Jefferson Davis, Douglas, Seward, Chase, vor allem Abraham Lincoln. Schon um der Beiträge zur Erkenntnis dieser seltsam ehrwürdigen Persönlichkeit willen wird das Buch seinen Wert haben. Schurz lehnt die „beliebte Theorie der Südländer“ ab, der Krieg sei „dem egoistischen Wunsche des Nordens entsprungen, den Süden zu seinem eigenen materiellen Vorteil zu unterwerfen und zu beherrschen“. Niemals, versichert er feierlich, waren politische Motive so rein wie in der nordstaatlichen Bewegung gegen die Sklaverei. Natürlich war er auch selbst mit vollem Herzen dabei. Zu Beginn des Krieges mußte er zwar — recht wider Willen — für ein Jahr als Gesandter an den spanischen Königshof (Frühjahr 1861 bis Frühjahr 1862), dann aber stand er zwei Jahre hindurch im Felde, stritt bei Bull-Run (August 1862), Chancellorsville (Mai 1863), Gettysburg (Juli 1863). Er hat die höchste Meinung vom Amerikaner als Soldaten; er halte schlecht Disziplin, sei aber gleichwohl jedem Gegner überlegen, ob man dies nun in Europa glauben wolle oder nicht. Wie früher die Politiker, treten nun die Gestalten der Generale vor uns hin: Mac Clellan, Sherman, der fähigste Feldherr und beste Stratege, Ulysses Grant. Die Frage der Wiederwahl Lincolns bestimmte Schurz, doch lieber politisch zu wirken und für den bedrohten Freund einzutreten. Für seine Ermordung hat er natürlich nur Worte des Abscheus. Er bereiste hierauf den Süden und erstattete Bericht über die entsetzlichen Verheerungen des Krieges, deren wir mit Schaudern auch aus dieser seiner Darstellung gewahr werden. Man vernimmt, wie der unversöhnliche Gegensatz zwischen Nord und Süd oft genug auch in bester Gesellschaft unverhüllt durchbrach und noch heute nicht völlig behoben ist, hört von den überaus großen Schwierigkeiten der Durchführung der Sklavenbefreiung gegenüber den fest eingewurzelten Vorstellungen der Weißen des Südens. Mit seinem Berichte hierüber, den Schurz selbst das Beste nennt, was er je in öffentlichen Angelegenheiten geschrieben habe, beschloß er fürs erste seine politische Tätigkeit und trat in den Verband großer deutscher Zeitungen ein, um von hier aus besonders für die Geltung der deutschen Sprache in Amerika einzutreten. Er ist Amerikaner geworden, ohne aufzuhören Deutscher zu sein. Dies macht uns sein Gedächtnis besonders wert und lieb. Im Jahre 1869 lohnte seine Wahl zum Senator von Missouri seine vielfältigen Verdienste. Mit Worten innigen Dankes an sein neues Vaterland, das sich ihm so wohlwollend erzeigte, beschließt er seine Erzählung.

Nicht immer spielen diese Erinnerungen auf dem fernen Boden Amerikas. Schurz ist häufig nach Europa gekommen, hat ergriffenen Herzens im Jahre 1861 zuerst den Klängen der Tannhäuserouverture gelauscht und ist ein begeisterter Jünger der Kunst Richard Wagners geworden. Niemand wird sich dem Eindrucke der wundervollen Worte entziehen können, die er vor allem dem „Parsifal“ widmet. Sieben Jahre später hat ihn dann sein Weg in das Haus Bismarcks geführt. Wir verdanken diesem Zusammentreffen eine der glänzendsten Schilderungen des Kanzlers, die unsere Literatur kennt. Die Erzählung, Geschichtsquelle und literarisches Meisterstück, wird wenigstens jeder Deutsche als den Höhepunkt dieser Lebenserinnerungen empfinden und sie allein darum lieben lernen. Der Kanzler erzählt vom Bundestage und von „den Schwierigkeiten, die er überwinden mußte, um den Konflikt mit Österreich zustande zu bringen, von den bangen Augenblicken vor der Entscheidung bei Königgrätz, vom Frieden von Prag, den er für das Beste halte, was er je getan habe“. Und er prophezeit — das ist wohl die bedeutsamste Stelle — mit dürren Worten: „Den Krieg mit Frankreich bekommen wir doch. Nach meiner Berechnung wird diese Krisis in etwa zwei Jahren eintreten. Wir werden siegen und das Ergebnis wird die vollständige Einigung Deutschlands außerhalb Österreichs sein und wahrscheinlich auch der Sturz Napoleons.“ „Keine Prophezeiung“, ruft Schurz, „ist je scharfsinniger gemacht und genauer und vollständiger erfüllt worden.“ Und den Republikaner übermannt die Bewunderung. Es ist nicht das Geringste an Bismarck, zu den hundert anderen auch diesen Mann in seinen Bann gezwungen zu haben. Uns aber erübrigt nur der Wunsch, es möchte dieses Vermächtnis des großen Bürgers zweier Welten hüben und drüben ein deutsches Hausbuch und ein Unterpfand gegenseitigen Verständnisses werden.

Professor Dr. Heinrich Kretschmayr.

Feuilleton.

Geist und Sinne.

Die Tatsache, daß künstlerisch begabte Menschen häufig mit Sinnesmängeln behaftet sind, ist schon oft mit Verwunderung bemerkt worden. Die Geschichte des Genies liefert eine Anzahl schöner Beispiele. Namentlich ist man ratlos, wenn gerade jenes Sinnesorgan mangelhaft entwickelt ist, dessen der Künstler vor allem bedarf, z. B. beim Maler das Auge.

Ohne die Unterscheidung von Geist und Sinnen, wie sie nun freilich gar nicht im „Geiste" der neueren Psychologie ist, kann man über diese auffällige Tatsache zu keiner befriedigenden Einsicht gelangen. Kein Werk, auch das des bildenden Künstlers nicht, ist ein bloßes Erzeugnis der Sinne. Die Sinne liefern ihm bloß das Material; und der Geist schafft daraus das Werk, in kürzerer oder längerer Zeit, aber immerhin in der Zeit. Gerade die größten Künstler waren nichts weniger als Nachbilder der Natur; sie haben sich — wie es z. B. Manet, Böcklin von sich erzählen — in der Natur mit Eindrücken gesättigt, die Eindrücke wochen-, monatelange mit sich herumgetragen, ihrer Schwangerschaft gar nicht bewußt, dann eines Tages den Trieb zu einem Bilde in sich gefühlt und es frei aus dem Gedächtnis entworfen und ausgeführt. Ein derart entstandenes Werk unterscheidet sich wesentlich von dem Netzhautbild, einer Photographie oder auch einem nach der Natur gemalten Aquarell. Alles Zufällige ist aus dem ersten Eindruck verschwunden. Aus einem Gemenge unzusammenhängender Einzelheiten ist ein organisches Ganzes geworden. Alles was die reine Form, die reine Idee, die reine Harmonie beeinträchtigt, ist vom schaffenden Geiste ausgemerzt worden.

Man kann sich den Hergang in der Weise denken, daß im Geiste gewisse allgemeine Prinzipien — wie Einheit, Harmonie — enthalten sind. Diese Prinzipien wirken auf den bunten Abdruck der Wirklichkeit wie ein Ferment. Es beginnt ein Klärungsprozeß, nach dessen Ablauf wir das fertige Werk vor uns haben. Daß es sich hierbei um einen Werdeprozeß und nicht um eine Arbeit handelt, wird jeder Schaffende bezeugen.

Für den Künstler ist der Eindruck nicht mehr als eine Anregung. Er braucht deshalb gar keine scharfen Eindrücke. Ein unscharfes Netzhautbild erspart dem Geist die Mühe des Schematisierens. Dieselben Dienste wie die Kurzsichtigkeit leistet das trunkene Auge, der verlorene Blick; diese Art der Funktion kommt in der Wirkung auf das anatomische Gebrechen hinaus.

Was vom bildenden Künstler gilt, trifft bei jedem Schaffenden zu, oder, allgemeiner ausgedrückt, beim Geistesmenschen. Je mächtiger der Geist, desto geringer der Anteil der Sinne am Seelenleben. Das Seelenleben des niederen Menschen ist ein beständiges Sinnesleben, d. h. ein ununterbrochenes Zusammenleben der Sinne mit der Außenwelt. Der höhere Mensch nimmt nur von Zeit zu Zeit mit den Sinnen Nahrung auf, die er dann verarbeitet; die Sinneseindrücke sind für ihn nur eine periodische Stärkung wie für den Magen die Speisen.

Die Verkümmerung der Sinne begabter Menschen ist daher eine sehr sinnvolle Tatsache; und wenn Homer auch nicht wirklich blind war, so bezeugt die Sage von seiner Blindheit ein feines Verständnis für die Unbedeutsamkeit der Sinne beim großen Dichter. Beim Seher! Der Seher ist blind, weil man die Dinge so rein wie er überhaupt nicht mit Augen, sondern nur mit dem Geiste sieht. Das Auge wird durch die Fülle der Eindrücke verwirrt. Der Geist entwirrt und kommt auf diese Weise zu klaren Einsichten.

Man könnte so sagen: Die Eindrücke kommen bei allen Menschen durch das Zusammenwirken zweier Faktoren, eines sinnlichen und eines geistigen, zustande. Die schärfsten Sinne hat das praktische Weltkind; es orientiert sich mit Geschick, aber es führt ein unkünstlerisches, geistloses Dasein. Die schwächsten Sinne hat der Geistvollste; je selbsttätiger der Geist ist, desto nebensächlicher wird das Sinnesmaterial.

Wer die ganze Welt in sich hat, der braucht sie erst nicht durch die Sinne aufzunehmen. Es kann aber gar keinem Zweifel unterliegen, daß es sich beim Genie wirklich so verhält. Es kommt schon mit der fast fertigen Erfahrung auf die Welt und die Sinneseindrücke wirken nur wie eine Garküche. Nur so ist die Fülle an Erfahrung in den Werken eines Shakespeare und Goethe zu erklären. Goethe hat sich auch in bemerkenswerter Weise über diesen Sachverhalt geäußert. Nicht nur das Maß, sondern auch die Richtigkeit der im Götz niedergelegten Erfahrung erregte in späterem Alter sein Erstaunen und Nachdenken. Ganz konkrete Erfahrungen kann man sich freilich nicht vorgebildet denken; aber solche sind auch nicht künstlerisch. Zum Künstler gehört notwendig das Erfassen des Allgemeinen, Typischen. Als reines Formelement ist aber angeborene Erfahrung ganz wohl denkbar, ja sogar vorstellbar.

Die Sinnesmängel des Geistesmenschen sind also durchaus nichts Wunderbares, sie sind im Gegenteil, wie die Sage vom blinden Homer, von den blinden Sehern erweist, etwas ganz Naturgemäßes. Freilich nicht naturgemäß vom

Standpunkt der sensualistischen Psychologie, die alle seelischen Gebilde aus den Sinneseindrücken wie aus Bausteinen entstehen läßt, jener faktisch geistlosen Psychologie, die in England ihren Ursprung genommen hat und auch heute noch, trotz alles anscheinenden Widerspruches, in Kraft ist. Für diejenigen Menschen, welche sich von den Tieren nur graduell unterscheiden, paßt ja die sensualistische Psychologie, aber bei der Erklärung gerade der Erscheinungen, welche den Menschen zum Menschen machen, versagt sie völlig. Was die Menschheit vor der Tierwelt unbedingt voraus hat, das sind ihre Werke. Diese sind aber nie und nimmer als bloßes Sinneserzeugnis zu begreifen. Sonst müßten die Sinnestüchtigsten die Begabtesten sein. Es ist aber gerade umgekehrt.

Die Sinnesschwäche der Begabten ist aber nicht nur eine Instanz gegen die geradezu menschenunwürdige sensualistische Psychologie, sie lehrt auch eindringlich, wie man in der Psychologie überhaupt zu erklären habe. Auf die Frage: Warum sind die Gelehrten kurzsichtig? haben die meisten sofort eine Antwort: Vom vielen Lesen. Mehrere berühmte Maler haben selber ihr Maltalent mit ihrer Kurzsichtigkeit in kausalen Zusammenhang gebracht. Als ob durchaus das eine vom anderen kommen müßte. Zuerst gelehrt und dann kurzsichtig oder zuerst kurzsichtig und dann Maler. In Wahrheit paßt hervorragende Geistesanlage und mangelhafte Sinnesausbildung einfach gut zusammen; es ruft nicht eins das andere hervor, sondern sie sind von Unbeginn miteinander verbunden. Das Talent und die Kurzsichtigkeit sind beide anerkanntermaßen angeboren. Die Frage ist deshalb nicht die: Warum tritt Kurzsichtigkeit — ich greife diesen einen Sinnesmangel heraus — auf? sondern: Was bedeutet die Kurzsichtigkeit? Mit welchen anderen Tatsachen gibt sie ein erträgliches Ganzes? Durch welche andere Tatsache wird sie versöhnlich?

Zuerst hat man sich — ganz allgemein in der Naturwissenschaft — mit der Erforschung der Gründe abgemüht. Da war die ständige Frage: Warum? Woher? Dann kam, als Rückschlag, der Grundsatz: causas non oportet investigare. Die Gründe dürfen den Naturforscher nicht kümmern, er hat nur zu beschreiben. Es gibt aber außer Erklären und Beschreiben noch ein Drittes, nämlich Deuten. Wer eine Erscheinung deuten will, der nimmt sie als gegeben an, er fragt daher nicht nach ihrer Entstehung, er sucht nur nach dem Zusammenhang, in welchem sie sinnvoll ist. Wie die Sinnesmängel zu deuten seien, ist schon ausgeführt worden. In ähnlicher Weise kann man alle Zustände des Körpers und der Seele deuten. Immer handelt es sich darum, einen anderen Zustand zu ermitteln, der mit dem ersten einen Einklang gibt. Die Deutung erfordert daher immer einen Überblick. Das Einzelne ist nicht zu deuten. Die noch so peinliche Durchforschung eines vereinzelten Tatbestandes kann zu keiner befriedigenden Einsicht führen. Denn der Sinn einer Tatsache liegt nie in ihr selbst, sondern in einer anderen Tatsache, mit der sie ständig verbunden ist.

Ein Erklären, wie es bisher in der Naturwissenschaft von dem einen vergeblich versucht, von dem anderen ganz vergeblich bekämpft wurde, kann deswegen nicht befriedigen, weil es den natürlichen Zusammenhang der Erscheinungen nicht berücksichtigt. Für eine organische Einheit, wie es der menschliche Körper — aber nicht bloß dieser — ist, gibt es weder vereinzelte Erscheinungen noch solche, die einander hervorrufen. Die Deutung einer Tatsache ist gegeben, wenn man zeigt, mit welchen anderen Tatsachen sie notwendig verbunden ist. Mehr bedarf der Verstand nicht zu seiner Beruhigung und Befriedigung. Nicht bei der einzelnen Erscheinung bis zur Ermüdung und Abstumpfung verweilen, sondern die natürlichen Erscheinungspaare nachweisen, das ist die wahre Aufgabe der denkenden — im Gegensatz zur suchenden — Naturwissenschaft. Zeigen, warum dieses zu jenem paßt, Akkorde in dem Wirrwarr vernehmbar machen, ist das Höchste, was man verlangen kann, vielleicht nicht vom Forscher, sondern vom Philosophen oder wenigstens vom Philosophen im Forscher. Privatdozent Dr. Swoboda.

*

Richard Wallascheks Psychologie und Pathologie der Vorstellung.*

„Sutor ne ultra crepidam!" mag vielleicht angesichts des Buchtitels mancher denken, der den Namen Wallaschek nur von dessen Musikrezensionen her kennt und auch so beiläufig in Erfahrung gebracht hat, daß der Autor an der philosophischen Fakultät Privatdozent für Ästhetik und Psychologie der Tonkunst ist. Freilich, wer die gediegenen Arbeiten Wallascheks in der „Zeitschrift für Physiologie und Psychologie der Sinnesorgane" usw. gelesen, der weiß, daß dieser mit einer für einen Nichtarzt erstaunlichen Sachkenntnis und Belesenheit in die verwickeltsten Probleme der Gehirnpathologie sich eingearbeitet und, die Ergebnisse dieser Studien in das Spezialgebiet der Musik wissenschaftlich verpflanzend, die theoretische Musikliteratur, namentlich die Ästhetik — so vielfach die Domäne phantasie- und phrasenreicher, aber unfruchtbarer Spekulationen — mit den wertvollsten positiven Beiträgen bereichert hat.

Diese glückliche Verschmelzung des Musikgelehrten ex cathedra und des medizinisch ge-

* Psychologie und Pathologie der Vorstellung. Beiträge zur Grundlegung der Ästhetik. Verlag von J. A. Barth. Leipzig.

bildeten Laien gestaltet die Lektüre des vorliegenden Werkes zu einer überaus genußreichen und interessanten. Weder vages schöngeistiges „Salonästhetisieren", noch trockene Auseinandersetzungen über Vorstellung, Bewußtsein u. dgl., noch dilettantenhafte Schreibereien über das besonders heikle Kapitel des Zusammenhangs von Genie und Irresein, Musik in der Psychiatrie usw. (Man lese besonders S. 251 ff.!) All die zahlreichen, stellenweise sehr eingehenden Erörterungen über den Gehirnmechanismus der Sprache, des Lesens, über das Traumleben, über Gefühle und Vorstellungen: sie geben nur die wohlfundierte Basis ab für das Haupt- und Lieblingsthema des Verfassers, Fragen aus dem Gesamtgebiete der Musik, dieser übersinnlichsten Kunst, deren „Reich nicht von dieser Welt", mit naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden zu ergründen. Tatsächlich ist auch in dem Buche allem, was mit musikalischem Schaffen, Reproduzieren und Genießen, mit der Tonkunst überhaupt in irgendeinem Zusammenhange steht, der weitaus breiteste Raum gegönnt.

Eine eingehende Besprechung des Werkes muß ich mir leider aus mehrfachen Gründen versagen. Die imponierende Fülle des vorgebrachten Tatsachenmaterials ist derart groß, die Ausdrucksweise des Verfassers derart prägnant und konzis, daß durch eine auch nur halbwegs erschöpfende Wiedergabe eines einzigen Kapitels der uns zur Verfügung stehende Raum weit überschritten würde. (Es gilt das oben Gesagte sogar schon für eine einfache Aufzählung des sechs Seiten umfassenden Inhaltsverzeichnisses.) Vor allem aber steht einer flüchtigen Inhaltsangabe der Umstand hindernd im Wege, daß Wallaschek durchwegs vollkommen originelle, selbständige und daher vielfach mit der „herrschenden Lehre" in Widerspruch stehende Anschauungen vertritt, deren jede einzelne mit zwingender Logik aus dem Vorhergegangenen deduziert wird, so daß lose, aus dem Zusammenhange gerissene Stichproben, ohne die gleichzeitige detaillierte Wiedergabe der scharfsinnigen Motivierungen des Verfassers, kein richtiges Bild liefern würden von dem, was der Verfasser meint und will.

Schon die Vorrede zeichnet sich durch originelle, von dem Hergebrachten abweichende Auffassung aus: „Ästhetik ist die Naturwissenschaft vom künstlerisch genießenden und produzierenden Menschen ..... Sie ist weder bloß eine normative Wissenschaft vom Objekt (Kunstphilosophie) noch lediglich Physiologie, sie ist eine Analyse der Begeisterung und vermittelt das Wissen von dem Zustande des Menschen, in dem er sich unter dem Einflusse derjenigen Dinge befindet, die er um der Freude willen genießt." Ich wußte wahrlich nicht, welches Kapitel ich als das anziehendste, als das interessanteste besonders erwähnen sollte; hier ist wahrhaft ein embarras de richesse.

Eines aber möchte ich speziell noch hervorheben, was, ganz abgesehen vom Inhalte, der Lektüre des Werkes, einen besonderen Reiz verleiht: die glänzende Darstellungsweise; zahlreiche feinsinnige Bemerkungen, oft voll des köstlichsten Humors, sind überall, so ganz nebenbei, eingestreut.

Aufs Geratewohl herausgegriffen einige Beispiele. Wer empfände nicht den feinen Humor, wenn Wallaschek S. 261 (bei Besprechung des Traumlebens mit den bekannten Maturaqualen) von jenen „gestrengen Herren" spricht, die dem Jünglinge „die klassische Welt erschlossen und die moderne verbargen" — oder wenn er trocken die Antwort einer Mutter verzeichnet (S. 111, über Musikunterricht), die als Zweck der Klavierstunden ihrer Tochter angibt: „that she might have something to display, when she comes home." Wie feinsinnig ist die Bemerkung S. 260: „Übrigens wissen wir auch in betreff des Inhalts einer Traumerzählung genau, wo die Lüge anfängt. Dort, wo ihre Logik beginnt."

Der Abschnitt über Musikunterricht gehört mit zu den vorzüglichsten Kapiteln des ganzen Werkes. Jeder Musikpädagoge sollte ihn gelesen haben und den beherzigenswerten, freilich ganz von der Schablone abweichenden Eröterungen muß jeder Einsichtige zustimmen.

„Sie — (scil. die Schüler — üben noch immer .... Skalen, als ob die Skala heute noch die Grundlage der instrumentalen Koloratur wäre, wie zur Zeit eines Philipp Emanuel Bach. Auf die gegenwärtig üblichen Wendungen sieht kein Mensch, niemand kümmert sich darum, das Auge des Schülers an das Bild moderner Akkorde zu gewöhnen ...." usw. Wer hat nicht öfter technisch geschulte Dilettanten und leidlich geübte a vista-Leser bei der Begleitung eines technisch ganz leichten, nur harmonisch ein bißchen ungewöhnlichen „ketzerischen" Liedes von Strauß oder Brahms stutzen und stolpern gesehen? Aber Wallaschek hat eben ganz recht, das Auge wird nicht an das Bild moderner Harmonisierung gewöhnt.

Gegen Wallascheks Buch läßt sich beim besten (bei dieser Gelegenheit richtiger gesagt „übelsten") Willen wahrlich nichts anderes bemängeln als nebensächliche Auslassungen, Schreib- oder Druckfehler, endlich rein subjektive Meinungsverschiedenheiten. So heißt es z. B. S. 9 (als von der sogenannten Echolalie die Rede ist) „Sakitlatar", während dieser krankhafte Zustand auf Java Latah genannt wird. Die analoge Bezeichnung bei den sibirischen Kosaken und Jakuten lautet „myriachit", den vom Verfasser zitierten Namen „Hon" oder „Eminra" habe ich bei meinen vergleichenden rassenpsychiatrischen Studien nirgends gefunden. Bei Besprechung des „Gesichtstypus" unter der musikalischen Vorstellungstype hätte vielleicht Heines Klangbildertalent als besonders prägnantes Beispiel (Paganini) herangezogen werden können. Von rein subjektivem Stand-

punkte aus möchte ich auch gegen die Wallaschek'sche Auffassung des Gehörtypus als eines musikalisch-künstlerisch inferioren protestieren. (Gerade das von Wallaschek hier angeführte Beispiel „Der Spielmann" [Grillparzer] erwähnt bekanntlich auch Hanslick in seinem „Grillparzer als Musiker".) Bei Verwendung der Literatur — (das auf 14 Seiten sich erstreckende Quellenverzeichnis gibt beredtes Zeugnis von der gerühmten außerordentlichen Belesenheit Wallascheks) — hätte vielleicht noch die eine oder die andere wichtigere Publikation berücksichtigt werden können. Doch erhebt ja Wallaschek nicht Anspruch auf Vollständigkeit, und ich will ihm aus dem Fehlen einiger Literaturangaben um so weniger einen Vorwurf machen, als ich selbst leicht in den Verdacht geraten könnte, pro domo zu sprechen, d. h. zu denen zu gehören, welche ihrer Kränkung, „unter den Anwesenden nicht bemerkt", d. h. zitiert worden zu sein, durch geharnischten Tadel Luft machen. — Damit wäre wirklich alles, was ich auf der „negativen Abszissenachse" vorzubringen hätte, erschöpft.

Ich möchte die Lektüre dieses Werkes jedem Gebildeten (gleichgültig, ob musikalisch oder nicht) wärmstens empfehlen.

Primarius Dr. Alexander Pilcz.

Rundschau.

2. Juni. Die Regierung sistiert die Vorlesungen an der Innsbrucker Universität; die Universität wird gesperrt. — 80. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident spricht anläßlich der Budgetdebatte über die allgemeine Lage. — Johann Graf Palffy ab Erdöd (geb. 1829) in Wien †.

3. In Brünn, Prag, Graz beginnen die Hochschulstudenten zu streiken. Die Vorlesungen an der Universität und Technik in Graz werden seitens der betreffenden Rektoren sistiert. — In Baden bei Wien findet in Anwesenheit des Kaisers die Vermählung der Erzherzogin Henriette mit dem Prinzen Gottfried Hohenlahe-Schillingsfürst statt. — 81. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Budgetdebatte. — Eröffnung der ungarischen Bankenquete. — Internationaler Schiffahrtskongreß in St. Petersburg. — Die slawischen Abgeordneten des Reichsrates nehmen in einer gemeinsamen Versammlung den Bericht der Abgeordneten Dr. Kramarz, Hribar und Hlibowicki über ihre Konferenzen in St. Petersburg betreffend die Organisation der slawischen Völker entgegen.

4. Eröffnung der Frühjahrssession des Staatseisenbahnrates. — An sämtlichen Wiener Hochschulen, ferner an den Hochschulen in Brünn und Prag werden infolge des Generalstreiks der Studenten die Vorlesungen eingestellt. — 82. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Bei Beratung des Budgets in der italienischen Kammer hält Minister Tittoni eine Rede über die Reformen in Makedonien und die Balkanbahnen. — Erster internationaler Antiduellkongreß in Budapest.

5. Die Studenten der Akademie der bildenden Künste und der Export-Akademie in Wien sowie jene der Universität in Czernowitz schließen sich dem Streik an. — 83. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Internationaler Handlungsreisendenkongreß in Paris.

6. IV. Kongreß der tschechischen Naturforscher und Ärzte in Prag.

7. [Pfingstsonntag]. Hauptversammlung des deutschen Schulvereines in Klagenfurt. — Deutschböhmischer Städtetag in Reichenberg. — Dr. Benedikt Sauter, Abt des Benediktinerstiftes Emaus in Prag. (geb. 1835) †.

8. Internationaler Kongreß für Rettungswesen in Frankfurt a. M.

9. Professor Wahrmund erklärt dem Professorenkollegium der juristischen Fakultät in Innsbruck, daß er mit Rücksicht auf eine Unterredung mit dem Unterrichtsminister „bis zur definitiven Erledigung der obschwebenden Rechtsfrage" von der Abhaltung des kirchenrechtlichen Seminars sowie seiner angekündigten Vorlesung absehe.

10. Einweihung der Kaiserin Elisabeth-Gedächtniskapelle in Wien. — 84. Sitzung des Abgeordnetenhauses.

11. Konstituierende Versammlung der großen Kommission des Jubiläumswerkes „für das Kind". — 85. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Der ungarische Finanzminister egibt 150 Millionen Kronen 4% Kronenrente zum Durchschnittskurs von $92^{1}/_{8}$ an die Rotschildgruppe. — Internationaler Bergarbeiterkongreß in Paris.

12. Huldigungsfestzug in Wien anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers.

*

Von Ihrer Exzellenz Gräfin Marie Festetics, der langjährigen Obersthofmeisterin Ihrer Majestät der verewigten Kaiserin Elisabeth, erhalten wir folgendes Schreiben: „Als eifriger Leserin der „Österreichischen Rundschau" konnte mir die reizende kleine Arbeit Hermann Bangs „Wallfahrt. (Zu Füßen des Denkmals der Kaiserin Elisabeth)" im zweiten Junihefte nicht entgehen. Die warmempfundenen Worte, mit denen der Verfasser die ideale Gestalt der „Verklärten" umgibt, haben gewiß aller Herzen berührt, selbst die, die nicht mittelbar in dem Zauberkreise ihres Wesens standen. Natürlich konnte mir aber auch die Namensverwechslung nicht entgehen, die sich bei dem Zitat einer rührenden Episode aus dem Leben der Kaiserin-Königin irrtümlich da einschlich, und mir, der es vom Schicksale gegönnt war, Ihre Majestät in die Akademie begleiten zu dürfen und dadurch Zeuge dieses erhebenden Augenblickes zu sein, mir erscheint es als heilige Pflicht, sowohl meiner Kaiserin gegenüber, als auch des edlen Toten halber, dem die großherzige Regung der Kaiserin in Wahrheit galt und den sie im Angesicht der ganzen Welt ehrte, mir steht es zu, diese irrtümliche Verwechslung richtigzustellen. Die Bahre, an der die Kaiserin und Königin Elisabeth in Tränen kniete und betete und in tiefer Rührung einen Kranz niederlegte, war

die Bahre Franz von Deáks. Graf von Zichy's Pinsel hat in einem großen Gemälde diesen ergreifenden Augenblick verewigt." Marie Gräfin Festetics.

*

Professor Laurenz Müllner. Professor Laurenz Müllner vollendet in kurzem sein 60. Lebensjahr. Wir ergreifen mit Freuden die Gelegenheit, um ein Bild der langjährigen akademischen Wirksamkeit des um die philosophische Erziehung und Veredlung der jüngeren Generation so hoch verdienten Lehrers zu entwerfen. Selten vereinigen sich in einem Manne so viele außerordentliche Züge, die harmonisch zusammenwirken, um ihn zu fruchtbarer Lehrtätigkeit zu befähigen. Müllner beherrscht nicht allein sein Gebiet in allen Einzelheiten mit staunenswerter Souveränität, handle es sich um die philosophische Antike, um Mittelalter oder Neuzeit, er verbindet damit eine enzyklopädische Kenntnis der verschiedensten Disziplinen, die nicht weniger Naturforschung als Historie und Kunstgeschichte umfaßt. Dadurch gewinnt seine Darstellung eine Weite und Freiheit der Perspektive, die jede Einseitigkeit ausschließt. Erklärt bereits dieser Umstand die große Anziehungskraft, die Müllner auch auf jene Kreise der akademischen Jugend übt, die der Philosophie fern stehen, so wird sein Einfluß noch erhöht durch den glänzenden Vortrag und die zwingende Macht der persönlichen Wirkung. In diesem Vortrag ist keine Spur von kalter Gelehrsamkeit, er ist so lebendig und beziehungsreich, daß er den Hörer zugleich fesselt und zu selbständigem Nachdenken anregt. Zweifellos wirkt hier vor allem das Interesse für die Relationen zwischen philosophischem Schaffen und künstlerischem Gestalten mit, das ihn selber in hohem Maße beseelt und das er seinen Schülern mitzuteilen weiß. Damit steht es auch wohl im Zusammenhang, daß Müllner ein so intensives Interesse für seine Hörer an den Tag legt. Wer in Abstraktionen aufgeht, verliert leicht den Sinn für den Reichtum des Persönlichen, für die Bildsamkeit und Plastizität der Individualität. Der ästhetische Geist dagegen befreit von jedem Schematismus und lehrt die Grenzen zwischen Individuum und Individuum sehen. Philosophen sind daher bloß dann Erzieher, wenn sie etwas vom Künstler in sich haben.

Diese Eigenschaft bewährt sich auch in dem Grundton seiner Weltanschauung. Er bewährt sich nämlich darin, daß er keine Weltanschauung als Dogma vertritt, daß er die eindeutige Formulierung eines bestimmten Systems als Lösung des Welträtsels zurückweist. Man kann seine Auffassung, wenn man für sie überhaupt einen Namen prägen will, am besten als kritische Skepsis bezeichnen. Denn es ist nicht jene konventionelle, wurzellose Skepsis, die häufig zur Gebärde weltmännischer Blasiertheit entartet, sondern eine Skepsis, die der Kritik entstammt und sich eher in der verständnisvollen Anerkennung der verschiedensten Standpunkte als in ihrer Verneinung äußert. Die Freiheit von jedem Vorurteil ist das Leitmotiv seiner Weltbetrachtung. Und auch die absolute Wahrheit hat sich in der Geschichte der Philosophie zuweilen als verhängnisvolles Vorurteil erwiesen. Diese kritische Skepsis, die wohl insofern mit seinem ästhetischen Empfinden zusammenhängt, als in ihr die Abneigung zum Ausdrucke kommt, die lebendige Mannigfaltigkeit persönlicher Denkrichtungen und Wertungsarten einem abstrakten Schema preiszugeben, wirkt wieder auf seine Lehrtätigkeit im günstigsten Sinne zurück. Der dogmatische Philosoph, der das Denken seiner Schüler von Anbeginn in eine bestimmte von ihm vorgezeichnete Richtung zu drängen bestrebt ist, wird niemals im eigentlichen Sinne Lehrer sein, denn es mangelt ihm die Fähigkeit, sich in die verschiedenen psychischen Dispositionen hineinzuversetzen, die unmöglich in den objektiven Ausdruck einer einzigen Weltanschauung zu vereinigen sind. Der Verzicht auf die absolute Philosophie ist es eben, der Müllner die Unmittelbarkeit einer persönlichen Einflußnahme auf die Hörer in so großem Grade ermöglicht. So vermag er jeden in anderer Art anzuregen, so weckt und befestigt er in jedem die individuellen Anlagen, indem er auf sie keinen theoretischen Zwang ausübt, sondern sie ihrer natürlichen Richtung folgen läßt. In einem Punkte freilich vereinigen sich diese so mannigfachen und vielartigen Einflüsse; in jenem Punkte, der eben durch ihre Verschiedenheit und Fülle bezeichnet ist: in der Befreiung von Vorurteilen. Dies ist die hohe moralische Bedeutung seiner Wirksamkeit. Nicht umsonst bildet Galilei, der große Kämpfer gegen die Macht des Vorurteils, den Mittelpunkt seiner Forschung. Bloß wer diese antikulturelle Macht des Vorurteils kennen gelernt hat, wird Müllner im vollen Maße würdigen können: als Gelehrten, als Lehrer und als Persönlichkeit.

*

Technik und Kultur. Was ist Technik? Die Frage ist nicht so einfach zu erledigen, wie sie klingt. Von hunderten, an die man sich wendet, wird vielleicht jeder sie anders beantworten. Da ist mir vor einiger Zeit ein Buch auf den Tisch gelegt worden: „Technik und Kultur." Von Eduard von Mayer in Lausanne. Ein Titel, der nahezu alltäglich ausschaut und ein Name, der vollwertige Bürgschaft ist für gut angebrachte Mußestunden. Der Autor hält auch tatsächlich mehr, als der Titel verspricht. Es ist eine ganz eigenartige Gedankenwelt, in die uns das Buch führt — und nicht das mindeste Verdienst erscheint es mir, daß Eduard von Mayer so einmal recht gründlich und recht vielseitig die Frage erfaßt: Was ist Technik?

Technik — sagt er — ist Organisation der Natur, ein Ausfluß des organisatorischen Wesens der Persönlichkeit, zunächst eine naturgestaltende Tätigkeit der empfindenden Person selbst. Und darauf weiter bauend, faßt er an anderer Stelle die Antwort in knappere Form: „Die Technik ist die Persönlichkeit." So vielseitig diese — so vielseitig die Technik: Die Technik im Verkehre und Industrie — in Wissenschaft und Kunst — in Staat und Weltpolitik — in Religion und Erziehung. Aber die bedeutsamste von allen ist die gewerbliche Technik, schärfer gesagt: die mechanisch-gewerbliche, die in Verkehr und Industrie sich am gewaltigsten offenbart. Auch der Verfasser von „Technik und Kultur" steht vornehmlich in ihrem Banne; wo immer man das Buch aufschlägt, da tritt uns diese Technik entgegen; sie beherrscht seinen Geist und sie durchweht die Weltanschauung, die das Buch predigt und die eigenartig genug ist, um gehört zu werden. Diese gewerbliche Technik beherrscht aber auch unser ganzes Jahrhundert — sie ist die Seele unserer modernen Kultur.

Die Technik im allgemeinen, besonders die mechanisch-gewerbliche Technik war nach Mayer aus Lausanne in ihren ersten Anfängen eine Förderin des persönlichen Lebens und dadurch der kosmischen Bestrebungen des Menschen. „Sie ist in ihrer Vollkraft" — so sagt er — „wohl immer noch ein Notbehelf des individuellen Daseins, aber kulturell und kosmisch der allergrößte Verderb geworden." Dieses vernichtende Urteil erwächst aus hochinteressanten Betrachtungen hervor, die von dem einseitigen Standpunkte des Verfassers aus ihre Berechtigung haben. In der Persönlichkeit erblickt dieser die Quelle der Technik, der engeren, gewerblichen Werkzeugstechnik und der weiteren — der Wissenschaft, dieser rechten Hand der Technik, wie der allerweitesten jeder zielbewußten und naturüberlegenen Handlung. In ihrer fortschreitenden Entwicklung aber hat die Technik die Persönlichkeit mehr und mehr unterdrückt, täglich mehr und mehr ausgemerzt.

Die gewerbliche Tätigkeit zeigt in schärfster Prägung diesen Weg der Technik, der die Menschheit schon bis an die Tore geführt hat, hinter denen der Ruin des Menschenlebens liegt — so behauptet wenigstens unser gelehrter Mentor. Die Wunderwerke der modernen Technik — wir folgen in freier Wiedergabe seinen Darlegungen — sind die Ergebnisse ungeheurer Summen von Arbeit; diese Arbeit wurde von Menschenhänden geleistet. So war die grundlegende Tat der Technik die Unterjochung des Menschen. Die Technik hat die Sklaverei erfunden und hat sie bis heute unter dem Schein der Arbeitsfreiheit beibehalten. Und sie ist noch weiter gegangen. Das moderne Großgewerbe der Fabriken hat die Arbeitsteilung geschaffen — die Stückarbeit; sie hat die Hände der Menschen durch die Faust der Werkzeuge ersetzt, welche sie nur als Sklaven zu bedienen haben. Die Organisation der Arbeit, die mechanische Einteilung der Arbeitsstunden und der Zahltage, die Ausschaltung aller inneren Mitarbeit — das ist das Ziel der modernen Technik, deren ganze Zukunft in der absoluten Uniformierung der Arbeit, in der ganz unpersönlichen, nach Pferdekräften oder Sekundengrammzentimetern zu messenden Bararbeit liegt . . . Nur in der Landarbeit und im Kleinhandwerke schafft der Arbeiter noch einen fertigen Gegenstand mit eigener Gelingensfreude; hier bleibt trotz einer gewissen Arbeitsteilung jeder Teil der Gesamtarbeit immer noch eine wirkliche Tätigkeit, die dem schaffenden Menschen Freude bereitet . . .

Es ist das alte Klagelied von dem Fluch der Maschine, nur in neue Form gegossen — geistreich erläutert, wissenschaftlich vertieft, in historisch-philosophischem Gewande. Aber wie alle diese Klagelieder, ob jung oder alt, so geht auch dieses Lied von falscher Voraussetzung aus. Es ist nicht richtig, zum mindesten nicht allgemein richtig, wenn Mayer behauptet, daß der Arbeiter als tätiger Mensch nie das nutzbringende Ende seiner Arbeit sieht, daß er nie ein Ziel vor Augen hat, das ihm ab und zu eine Freudenpause brächte . . . Die Stückarbeit konzentriert im kleinsten Punkte die höchste Kraft; sie führt den Arbeiter in seiner Einzelheit zu großer Vollendung, zur Meisterschaft; sie läßt ihn eine Gewandtheit, eine Geschicklichkeit erreichen, die er selbst immer zu vergrößern sucht — auch in dieser Erkenntnis persönlichen Fortschrittes liegt eine Genugtuung, liegt Gelingensfreude. Ein bewußtes Maschinenrad nennt der Philosoph den Stückarbeiter — gewiß, ich stimme bei; aber der Ton liegt auf dem „bewußt", nicht auf dem „Maschinenrad" — und das Wort ist anders zu nehmen, als es der Autor zu nehmen scheint.

Denn hören wir weiter: „Des Menschen Tätigkeit wird um so mehr ernüchtert, entgeistet, je mehr Geist in die Maschine gelegt worden ist und er wird um so ärmer, je mehr Geld in der Maschine, der Fabrik, dem ganzen Riesenunternehmen steckt." Nun — die Wartung eines Kessels, die Bedienung eines Motors, die Handhabung einer Arbeitsmaschine, sie fordern mehr als einfache Aufmerksamkeit, als Nachfüllen von Öl und Reinigen mit dem Putzlappen; in der Hand des Arbeiters liegt es, zur Sicherheit und Wirtschaftlichkeit des Betriebes beizutragen und gerade hierin kann sich die Individualität zeigen, die Persönlichkeit offenbaren; aber der Arbeiter muß sich eben als dienendes Glied eines Ganzen fühlen . . . Ich möchte doch ohne Gefahr eines Widerspruches behaupten, daß der Führer einer Lokomotive, daß auch der Heizer derselben am Ende einer längeren Fahrt doch noch etwas mehr Gelingensfreude fühlt als der Knecht des Land-

wirtes, wenn er abends von der letzten Düngerfuhr auf den Acker heimkehrt.

Das vielgebrauchte Wort von der Masse spielt in Mayers fesselnd geschriebener Studie eine wichtige Rolle. „Die erfindende, begründende Technik war die schöpferische Persönlichkeit; mitgenießend gehört jeder lebende Mensch zur Technik; aber die Großanwendung der Technik kommt der Masse zugute." Und „Masse" ist ihm eine Lehmschicht charakterlosen Staubes — eine flüssige Lavakugel — der kosmische Gestaltungsdrang geringster Stufe; als Nerven dieses Scheinorganismus werden die Verkehrswege, die Fabriken, die Administrationen genannt . . . Ich bin nun nicht gerade Optimist, denn das Leben hat tüchtig daran gearbeitet, den Optimismus in mir auszumerzen; ich kann aber doch nicht zu dieser pessimistischen Weltanschauung mich ganz und gar bekennen: in dieser Lehmschicht wurzeln doch noch fruchtbringende Pflanzen, in dieser Lavakugel funkeln doch noch Kristalle, um die bilderreiche Sprache Mayers festzuhalten. Es ist in der Welt der Technik — und ich nehme das Wort in dem weiten Sinne des Autors — es ist in dieser „toten, massigen Welt" doch noch Raum für die Persönlichkeit. Daß diese weniger scharf hervortritt, nicht so überwältigend wie vor Jahrhunderten, daß immer größere Menschenmengen in die „Masse" zurücksinken, das ist gewiß nicht Schuld der mechanisch-gewerblichen Technik; das liegt wohl zumeist, wie Mayer selbst ganz richtig betont, in der „Massenentwicklung" der Menschheit, in ihrer Vermehrung gleich dem Sande am Meere und wesentlich auch in der ganz und gar verfehlten Erziehungsmethode der Gegenwart.

Dr. Eduard von Mayer deckt nicht bloß die Wunde auf, die er am Körper der Menschheit erblickt und die er für so überaus tiefgreifend und gefahrbringend hält — er weist auch auf die Mittel hin, die nach seiner Meinung geeignet sind, sie zu heilen. Eine neue Naturanschauung muß die Unwahrheit der bestehenden Weltanschauung verdrängen: die individuelle Naturanschauung, welche den Gedanken festhält, daß nur der persönliche freudvolle Mensch eine aufbauende Macht bedeutet. Die übermäßige Volksvermehrung muß ihr Ende finden, das Zweikindersystem und die freie Wahlehe müssen der großen Fruchtbarkeit entgegenwirken, welche nur deshalb so gepriesen wird, weil sie dem Staate Soldaten und Steuerzahler, der Technik Arbeiter zuführt.

Eine neue Menschheit sieht der Verfasser aus der Verwirklichung dieser Weltanschauung erstehen — einen neuen Menschenfrühling erblühen, der mit der Technik die Erde beherrscht und in dem es nur Kultur, Religion, Kunst und Freude gibt. Und nun ist es interessant zu hören, welche Rolle der gewerblichen Technik in dieser Freudenwelt zugedacht ist. Die Technik — so heißt es — kann als Dienerin das neue Leben erleichtern; sie kann durch die Verkehrsmittel dem einzelnen die Freiheit geben, sich den Ort zu suchen, an den er gehört; sie kann die großen Städte dezentralisieren, der Landflucht vorbeugen, durch Reisen den Sinn weiten, durch Verbreitung von Bildern die Anschauung sinnlicher Schönheit fördern, den Sinn für die Form anerziehen, dem Glauben an die Göttlichkeit der Freude den Weg ebnen . . .

Das ist nicht im Jahre 1806 geschrieben, zu einer Zeit, da die Landstraßen elend waren, die Postkutschen verkehrten, Fahrpreise und Tarife hoch standen, Zölle und politische Schikanen aller Art den Handel erschwerten, da es noch keinen Telegraph und kein Telephon gab: das ist im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität geschrieben! Die Tatsache ist also längst dem Wunsche vorausgeeilt und wenn doch noch nicht das goldene Zeitalter Mayers angebrochen ist, so liegt also, wie der Verfasser bewußt oder unbewußt dartut, die Schuld doch nicht so schwer auf der mechanisch-gewerblichen Technik; im Gegenteile, sie hat die Prämissen für die Erfüllung der neuen Weltanschauung bereits geschaffen.

Ich habe die Anschauung — und ich habe sie eigentlich erst aus dem geistvollen Buche Mayers geschöpft — daß die gewerbliche Technik schon in sehr entschiedener und erfolgreicher Weise der neuen Gestaltung des Lebens vorgearbeitet hat und noch stetig vorarbeitet. Man vergleiche doch einmal das Leben des Arbeiters in hochentwickelten industriellen Gegenden mit dem Leben eines Landarbeiters oder eines kleinen Handwerkers. Die Lebensbedürfnisse des Ersteren sind wesentlich weiterreichend und aus seiner Tätigkeit erwächst ihm weit mehr die Möglichkeit, mit einem gewissen Ausmaße von Freude am Leben mitzuwirken. Das, was Mayer von der Technik verlangt: den Menschenmuskeln die ganze Roharbeit abzunehmen — das ist doch bis zu einem immerhin erfreulichen Grade durch die Maschinen erreicht.

Professor A. Birk (Prag).

„Österreichische Rundschau", XVI., 1.
Redaktionsschluß 26. Juni 1908.
Ausgegeben 1. Juli 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Dendrologische Gesellschaft. Von der unter dem Protektorate Sr. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand neugegründeten Dendrologischen Gesellschaft zur Pflege der Gartenparkkultur wird ein Aufruf versendet, der alle Liebhaber der Gartenkunst und Blumenpflege zum Beitritt einladet. Die Gesellschaft will vor allem schönblühende Gehölze und Ziergewächse verbreiten, zu welchem Zweck ein eigener Vereinsgarten gegründet werden soll, in dem die Anzucht solcher Ziergehölze erfolgen wird, die dann den Mitgliedern als junge lebensfähige Pflanzen kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Ferner soll die Kenntnis dee in den Parks und Anlagen der Monarchie vorhandenen dendrologischen Schätze durch Besuche solchee Anlagen, sowie durch Herausgabe illustrierter Fachschriften gefördert werden. Zur Erforschung botanisch noch wenig bekannter Gebiete sollen eigene Forschungsreisende entsendet werden. Der Jahresbeitrag beträgt im Minimum *K* 20.— Nähere Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle der Gesellschaft, Wien, I. Bezirk, Schauflergasse Nr. 6, wo auch Beitrittserklärungen entgegengenommen werden. Dem Präsidium der Gesellschaft gehören Ernst Graf Sylva-Tarouca als Präsident und L. Ritter v. Boschan als Vizepräsident an.

Büchereinlauf.

Weltgeschichte. Herausgegeben von H. F. Helmolt. Neunter Band: Nachträge zur Quellenkunde, Generalregister. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1907.

Export und Exportförderung. Von Dr. Julius Wilhelm. Wien und Leipzig, Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung, 1908.

Meine Beziehungen zu Nietzsche. Von Karl Spitteler. Verlag, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, 1908. Preis Mk. 1.—.

Richard Wagner in seinen Briefen. Herausgegeben von Erich Kloß. Bücher der Weisheit und Schönheit, jeder Band Mk. 2·50. Verlag von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart.

Die Rechte der Tiere. Von Henry S. Salt. Übersetzt und mit Einleitung versehen von Professor Dr. Gustav Krüger. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen in Berlin. Verlag Magnus Schwantje, Berlin W. 57.

Spott. Aphorismen von Carl Paul. Verlag Axel Juncker, Stuttgart.

Heinrich Laubes gesammelte Werke in 50 Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. I. bis III. Band. Das junge Europa. Max Hesses Verlag, Leipzig 1908.

Zur Frage der Umgestaltung der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien und Prüfungen. Vom Stadtrate und Privatdozenten Dr. Rudolf Bischoff, Graz. Wien 1908, Moritz Perles, k. u. k. Hofbuchhandlung.

Ein Wort für das humanistische Gymnasium. Zur Erwiderung an Geheimrat Ostwald. Von Dr. phil. Georg Albert. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1908.

Kants kritischer Idealismus als Grundlage von Erkenntnistheorie und Ethik. Von Dr. Oskar Ewald. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1908.

Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft. Von Dr. Georg Lomer. Halle a. S., Carl Marholds Verlagsbuchhandlung, 1907.

Friedrich Delitzsch. Zur Weiterbildung der Religion. Zwei Vorträge. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig. 1908.

Zur Literatur und Ideengeschichte. Zwölf Studien. Von Karl Hoffmann. Günther'sche Buchhandlung, Charlottenburg 1908.

Die Schlacht. Studie auf Grund des Krieges in Ostasien 1904/05. Von Maximilian Csicserics v. Bacsány, k. u. k. Oberst im Generalstabskorps. Wien 1908, L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

Nicht doch! Novellen von Heinz Tovote. Verlag F. Fontane & Co., Berlin 1908. Preis Mk. 2.—

Trutznachtigall. Von P. Friedrich Spee, S. J. Nebst den Liedern aus dem Güldenen Tagebuch desselben Dichters. Nach der Ausgabe von Klemens Brentano kritisch neu herausgegeben von Alfons Weinrich. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.

Die römische Kapelle Sancta Sanctorum und ihr Schatz. Meine Entdeckungen und Studien in der Palastkapelle der mittelalterlichen Päpste. Von Hartmann Grisar, S. J., Professor an der Universität Innsbruck. Mit einer Abhandlung von M. Dreger über die figurierten Seidenstoffe des Schatzes, mit 77 Textabbildungen und 7 zum Teil farbigen Tafeln. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1908.

Geschichte des osmanischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt von N. Jorga. Professor an der Universität Bukarest. I. Band. Gotha 1908. Verlag von Friedrich Perthes A. G.

Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereines in Deutschland, Heft V. Bericht über die Scheck-Konferenz der Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine in Deutschland, Österreich und Ungarn. Berlin 1908, Puttkammer & Mühlbrecht, Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

Dokumente frühen deutschen Lebens. Erste Reihe. Das deutsche Lied, geistlich und weltlich bis zum 18. Jahrhundert. Martin Breslauer in Berlin. Preis Mk. 8.—

Meier Helmbrecht. Von Karl Fellner. Schauspiel in 1 Akt. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig

Der deutsche Michl im Bakonyerwald. Posse in fünf Aufzügen von Oskar Waldeck. Verlag von G. Szelinski & Co., Wien.

Erdbeben und Vulkane. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Verlag Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart. Preis Mk. 1.—

An Eden's Pforten, auf Eden's Reich. Von Elijar v. Kupffer. E. Pierson's Verlag in Dresden.

Der Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Eucken. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1908.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Sommer 1908. **Schnellzugsverbindungen.** Sommer 1908.

Giltig vom 1. Juni 1908.

Wien-Italien

über Cervignano

□		□
7^{20}	ab Wien Südbhf. an	6^{45}
9^{27}	Semmering . . .	4^{22}
10^{22}	Bruck a. d. M.	3^{02}
1^{21}	Graz	2^{01}
2^{22}	Marburg Hbhf.	12^{47}
1^{32}	Cilli	11^{21}
3^{18}	Laibach . . . . . an	9^{42}
. .	an Abbazia-M. . .	5^{35}
. .	Fiume	5^{05}
6^{30}	Triest	6^{25}
6^{41}	Monfalcone . . .	5^{50}
9^{45}	Venedig	2^{25}
3^{05}	Mailand	7^{45}
4^{55}	Florenz	10^{30}
0^{52}	Rom	10^{52}
6^{50}	an Neapel . . . . . . ab	3^{05}

über Cormons

△	□		□	△
8^{45}	9^{20}	ab Wien Südbhf. an	9^{10}	8^{50}
11^{00}	11^{22}	Semmering . . .	7^{06}	6^{42}
12^{12}	12^{47}	Bruck a. d. M.	5^{32}	5^{22}
1^{21}	1^{42}	Graz	4^{21}	4^{10}
2^{38}	3^{02}	Marburg Hbhf.	3^{07}	2^{52}
3^{55}	4^{12}	Cilli	1^{47}	1^{34}
5^{48}	6^{02}	Laibach . . . . . an	12^{24}	11^{27}
9^{42}	9^{31}	an Abbazia-M. . .	8^{33}	8^{27}
10^{21}	9^{50}	Fiume	8^{21}	8^{01}
8^{44}	8^{59}	Nabresina . . .	9^{01}	8^{28}
9^{05}	9^{25}	Triest	8^{30}	7^{55}
. .	2^{15}	Venedig	2^{10}	11^{40}
. .	7^{20}	Mailand	7^{45}	6^{40}
. .	11^{22}	Florenz	6^{10}	2^{45}
. .	7^{45}	Rom	10^{52}	9^{00}
. .	1^{25}	an Neapel . . . . . . ab	3^{05}	12^{20}

über Ala

□		□
8^{40}	ab Wien Südbhf. an	8^{30}
0^{53}	Semmering . . .	6^{09}
1^{28}	Bruck a. d. M.	4^{30}
2^{25}	Graz	3^{47}
2^{29}	Marburg Hbhf. an	2^{28}
4^{34}	an Klagenfurt Hbhf.	12^{22}
5^{25}	Villach S. B. .	11^{15}
7^{21}	Lienz	9^{22}
2^{02}	Bozen-Gries . .	4^{40}
1^{19}	Meran	3^{30}
1^{29}	Trient	3^{12}
2^{05}	Rovereto	2^{11}
2^{18}	Mori	2^{32}
3^{30}	Arco	12^{58}
2^{28}	Ala	2^{10}
4^{30}	Verona	11^{55}
7^{20}	Mailand	7^{45}
5^{42}	Florenz	11^{22}
2^{25}	an Genua . . . . . . ab	2^{50}

über Pontebba

7^{25}	ab Wien Südbhf. an	9^{27}
9^{49}	Semmering . . .	7^{22}
11^{00}	Bruck a. d. M.	5^{35}
11^{22}	Leoben . . . . . . an	5^{05}
3^{30}	an Klagenfurt Hbhf.	12^{43}
3^{56}	Villach S. B. .	12^{18}
10^{45}	Venedig	4^{45}
1^{42}	Verona	2^{21}
6^{05}	Mailand	11^{20}
6^{38}	Florenz	9^{20}
1^{10}	Rom	2^{00}
6^{22}	an Neapel . . . . . . ab	8^{40}

Deutschland-Italien

über Ala

□ △ Nordsüd-Expreß	△	△	□		□ △	△	□ △ Südnord-Expreß
10^{25}	8^{42}	10^{35}	10^{30}	ab Berlin an	6^{48}	8^{25}	8^{00}
12^{22}	10^{15}	1^{15}	12^{56}	Leipzig .	3^{55}	7^{00}	5^{11}
10^{32}	7^{21}	11^{40}	8^{15}	Dresden	5^{43}	10^{06}	8^{17}
8^{20}	8^{40}	11^{35}	10^{52}	München	4^{05}	9^{42}	9^{21}
11^{01}	12^{04}	3^{30}	2^{45}	Innsbruck .	12^{41}	6^{22}	6^{20}
2^{30}	4^{21}	7^{22}	6^{10}	Bozen-Gries an	8^{38}	1^{55}	2^{55}
3^{29}	5^{34}	8^{22}	7^{18}	an Meran .	7^{30}	12^{46}	1^{45}
3^{32}	5^{20}	8^{26}	7^{21}	Trient . .	7^{36}	12^{49}	1^{56}
. .	5^{53}	9^{14}	8^{01}	Rovereto	6^{45}	12^{18}	. .
9^{02}	11^{55}	4^{22}	12^{15}	Venedig	11^{23}	8^{00}	9^{35}
5^{25}	7^{15}	11^{22}	9^{59}	Verona .	4^{38}	10^{01}	11^{55}
. .	10^{45}	6^{05}	12^{30}	Mailand.	12^{20}	7^{45}	. .
. .	5^{42}	6^{38}	4^{55}	Florenz .	9^{20}	11^{22}	. .
. .	1^{10}	1^{10}	10^{50}	Rom . . .	2^{00}	4^{30}	. .
. .	6^{22}	6^{22}	6^{50}	an Neapel ab	8^{40}	10^{00}	. .

Budapest-Italien

über Cormons

△	□		□	△
8^{00}	8^{00}	ab Budapest an	10^{12}	9^{42}
9^{02}	9^{35}	an Triest .	8^{30}	7^{55}
9^{42}	10^{04}	Görz S.B.	6^{42}	7^{17}
10^{21}	10^{33}	Cormons	6^{12}	6^{50}
. .	2^{15}	Venedig	2^{10}	11^{40}
. .	7^{20}	Mailand	7^{45}	6^{40}
. .	11^{22}	Florenz .	6^{10}	2^{45}
. .	7^{45}	Rom . . .	10^{52}	9^{00}
. .	1^{25}	Neapel .	3^{05}	12^{20}

über Cervignano

5^{00}	ab Budapest . . . an	9^{22}
9^{45}	an Venedig	2^{25}
3^{05}	Mailand	7^{45}
4^{55}	Florenz	6^{10}
10^{52}	Rom	10^{52}
6^{50}	Neapel . . . . ab	3^{05}

über Ala

△		□	
8^{00}	5^{00}	8^{00}	ab Budapest . an
7^{21}	4^{34}	6^{41}	an Klagenfurt Hbhf.
7^{34}	5^{22}	8^{07}	Villach S.B.
12^{22}	7^{21}	11^{00}	Lienz . . . .
2^{01}	9^{04}	12^{52}	Toblach . . .
5^{25}	12^{02}	4^{03}	Bozen-Gries
7^{15}	1^{19}	5^{34}	Meran . . . .
7^{21}	1^{29}	5^{30}	Trient . . . .
8^{01}	2^{05}	5^{53}	Rovereto . .
8^{11}	2^{18}	6^{21}	Mori . . . . .
9^{19}	3^{30}	7^{12}	Arco . . . . .
9^{36}	3^{47}	7^{22}	Riva . . . . .
8^{31}	2^{28}	6^{42}	Ala . . . . . .
9^{59}	4^{30}	7^{42}	Verona . . .
12^{30}	7^{20}	10^{42}	an Mailand . . ab

Die Grenzen des Schutzzolles.

Von Regierungsrat Dr. Josef Grunzel.

Die moderne Handelspolitik verfolgt zwei Ziele: die Entwicklung der Produktion im eigenen Lande durch entsprechenden Zollschutz zu sichern und den Absatz durch Handelsverträge mit fremden Staaten zu erweitern. Wenn auch praktisch Kollisionen schwer zu vermeiden sind, so stehen die beiden Ziele doch nicht in einem prinzipiellen Gegensatze, wie dies auf den ersten Blick zu sein scheint. Der Zollschutz ist an und für sich nicht ein Hindernis, sondern eine Vorbedingung der Expansion, denn eine ältere und stärkere Produktionsgruppe besitzt auch bei gleichartigen Produktionsbedingungen die Mittel, um eine neu entstehende oder schwächere Produktionsgruppe niederzuringen. Die Expansion des Absatzes ist aber wieder im Interesse der produktiven Entwicklung selbst notwendig, weil nur auf diese Weise im Wege fortschreitender Spezialisierung die höchstmögliche Leistungsfähigkeit erreicht werden kann. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Ära der neueren Schutzzollpolitik mit einer riesigen Ausdehnung des Außenhandels zusammenfällt, daß ferner das Verkehrswesen an seiner mächtigen Entfaltung durch die immer höher wachsenden Zollbarrieren nicht behindert wurde.

Verschiedene Erscheinungen der letzten Zeit legen aber ein anderes Problem nahe. Der Zollschutz kann nicht ins Ungemessene gehen, sonst nähert er sich den Einfuhrverboten des alten Prohibitivsystems, welche, soweit sie handelspolitischer Natur sind, die moderne Handelspolitik verwirft und verwerfen muß, weil sie in dem Verkehre der Gegenwart noch weniger haltbar wären, als sie es in jenem des 18. Jahrhunderts waren. Da entsteht aber die Frage, wie weit die Grenze des zulässigen Zollschutzes zu ziehen ist.

Für die Höhe des Schutzzolles ist im allgemeinen der Grad der Inferiorität maßgebend, in welchem sich der zu schützende Produktionszweig des Inlandes der konkurrierenden Produktion des Auslandes gegenüber befindet. Diese Inferiorität kann resultieren: Aus den ungünstigen Verhältnissen des Bodens und Klimas, aus dem Mangel an Kapital, aus dem Mangel an geschulter Arbeitskraft, aus der geringeren Entwicklung der technischen und kommerziellen Organisation, aus der stärkeren Belastung durch Steuern und Abgaben, sowie durch Maßnahmen sozialpolitischer Natur, und aus der Unvollkommenheit der Verkehrsmittel. Alle diese Momente kommen in der Differenz der Selbstkosten für die Erzeugung des inländischen und des konkurrierenden ausländischen Produktes zum Ausdruck. Wird zu dieser Differenz noch ein Betrag als Sicherheitskoeffizient für die während der Dauer des Zolltarifs möglichen Veränderungen in den Selbstkosten zugeschlagen, so erhält man jenen Zollbetrag, welcher von den Interessenten als das Minimum des zu erreichenden Schutzes vertreten wird.

Diese fast allgemein übliche Methode der Zollberechnung leidet jedoch an schweren Mängeln, weil die einzelnen Faktoren, welche die Differenz der Selbstkosten beeinflussen, durchaus nicht gleichartig sind und oft eine ganz entgegengesetzte Stellungnahme der Wirtschaftspolitik erheischen. Die Verschiedenheit des Bodens und Klimas kommt zunächst darin zum Ausdruck, daß sie gewisse Zweige der landwirtschaftlichen und bergbaulichen Produktion überhaupt nur in bestimmten Gebieten gestattet. Im übrigen rechtfertigt sie dauernde Schutzmaßnahmen, doch verringert sich ihr Einfluß zusehends. Mit modernen Maschinen und Verkehrsmitteln ließen sich Industriezentren auch in den Tropen schaffen, ohne daß Klima und Boden ein unübersteigliches Hindernis wären. Das Kapital ist so international geworden, daß es von selbst überall hinfließt, wo es gebraucht wird. Ein gewisser Schutz ist nur dann am Platze, wenn das fremde Kapital von Unternehmungen im Inlande ausgeschlossen oder möglichst zurückgedrängt werden soll. Das geschieht in der Tat immer mehr und mehr, neuestens sogar in China, weil man gesehen hat, daß dem fremden Kapital der politische Einfluß auf dem Fuße folgt und überdies ausländische Unternehmen lediglich auf hohen und vor allem raschen Gewinn ausgehen, daher wirtschaftspolitischen Maßnahmen nicht selten ein Hindernis sind. Der Mangel an geschulter Arbeitskraft ist weniger in der Landwirtschaft, dafür aber um so mehr in der Industrie ein gewichtiges Motiv für den Zollschutz, denn dieser Mangel ist nur durch eine schwere und allgemeine Kulturarbeit von Generationen gänzlich zu beheben. Das Anlernen einer manuellen Fertigkeit ist auch bei niedrigstehenden Völkern möglich, genügt aber nicht, denn zur Fabriksarbeit gehört unbedingt auch eine Einpassung in ein Arbeitssystem, eine Pünktlichkeit und Genauigkeit, die erst das Resultat einer langen Erziehungsarbeit sind. Die Rückständigkeit in der technischen und kommerziellen Organisation ist ein Nachteil, der sich zwar nur allmählich beheben läßt, auf keinen Fall aber durch einen Zollschutz petrifiziert werden darf. Spanien hat daher Unrecht, wenn es einen Bauer schützt, welcher sein Feld nicht düngt, das Getreide mit der Sichel schneidet und mit einem von Tieren gezogenen Schlitten drischt. Der industrielle Zollschutz darf nie so ausgedehnt sein, daß er auch den Betrieben mit veralteten Maschinen und Methoden eine ruhige Existenz sichert, denn auch im wirtschaftlichen Leben hat nur das Lebensfähige eine Existenzberechtigung. Der Zoll darf ferner keine Prämie dafür sein, daß sich die Produzenten aus Mangel an kaufmännischer Bildung allzu vieler Zwischenglieder für den Verkauf bedienen. Anderseits vermindert die Kartellierung oder Kartellfähigkeit einer Industrie den Anspruch auf Zollschutz, weil sie die bessere Ausnutzung desselben gestattet und durch Hochhaltung der Inlandpreise Unterbietungen im Auslande (Dumping) ermöglicht, die unter Umständen eine allgemeine Verbilligung der Produktion zur Folge haben, in vielen Fällen aber doch für den Inlandskonsum sehr nachteilig sind. Die stärkere Belastung durch Steuern und Abgaben muß im Zoll ausgeglichen werden, ebenso jene durch Maßnahmen sozialpolitischer Natur, weil sie zwar im Endresultat auf eine Hebung der Produktivkraft eines Landes hinauslaufen können, vom einzelnen Unternehmen momentan aber doch als Benachteiligung empfunden werden, falls die ausländische Konkurrenz nicht nachfolgt. Die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel kann und soll paralysiert, kann aber im Wege des Zollschutzes nicht auf die Dauer behoben werden.

Wir sehen also, daß es unrichtig ist, die Differenz der Selbstkosten als sichere Grundlage für die Berechnung des Zollschutzes anzunehmen, und daß die Staatsverwaltung, welche die Zolltarife und Handelsverträge vorzubereiten hat, und die Gesetzgebung, welcher die Entscheidung obliegt, nicht von der Aufgabe dispensiert werden kann, auch die Bedeutung der Elemente zu prüfen, aus denen sich diese Differenz zusammensetzt. In Wirklichkeit sind aber die Zölle gewöhnlich nicht das Resultat einer derartigen Berechnung, sondern der Ausdruck einer wirtschaftlichen oder politischen Macht. Innerhalb der Industrie wirken zwar die zahlreichen Interessenkollisionen ermäßigend, denn die Kattundrucker z. B. werden sich gegen allzu hohe Gewebezölle, die Weber gegen allzu hohe Garnzölle, alle diese Gruppen gegen allzu hohe Maschinenzölle und die Maschinenfabrikanten gegen allzu hohe Eisenzölle wehren. Das Kompromiß, das in solchen Fällen geschlossen oder oktroyiert wird, läuft aber zumeist auf eine Verteuerung der Ganzfabrikate hinaus, denn weil die letzten Verbraucher wirtschaftlich und politisch nicht organisiert sind, so ist beispielsweise die Maschinenindustrie nur allzu leicht geneigt, hohe Eisenzölle zu bewilligen, wenn ihr gleichzeitig hohe Maschinenzölle gesichert werden. Noch schlimmer stehen die Verhältnisse in der Landwirtschaft. Der Agrarschutz hat sich bekanntlich in der Gesetzgebung der europäischen Staaten viel später durchgerungen als der Industrieschutz und hat sich infolge langer Zurückdrängung einer berechtigten Forderung mit um so größerer Kraft geltend gemacht. Die große Masse der kleinbäuerlichen Interessenten gab der Bewegung den entsprechenden politischen Nachdruck. Interessenkollisionen unter den einzelnen Zweigen der Landwirtschaft waren lange Zeit überhaupt nicht bemerkbar, erst neuestens werden auf dem europäischen Kontinente Klagen laut, daß die hohen Getreidezölle Kapital und Arbeitskraft dem Rübenbau abspenstig machen und dem Körnerbau zuführen. Im allgemeinen haben sich aber die Forderungen der einzelnen landwirtschaftlichen Produktionszweige aneinander nicht so abgeschliffen wie jene der Industrie. Noch ein Moment beeinflußt sowohl die Industriezölle als auch die Agrarzölle im Sinne einer Erhöhung. Die Finanzverwaltungen der verschiedenen Staaten wurden gewahr, daß sie nicht bloß aus den eigentlichen Finanzzöllen, sondern auch aus den Schutzzöllen eine sehr hohe und rasch steigende Einnahme erzielen können, und standen daher Zollerhöhungen nicht unsympathisch gegenüber. Zudem sind die Zölle unter einer weniger intelligenten Bevölkerung viel populärer als Steuern, weil sie „fremde" Waren treffen und scheinbar vom Auslande getragen werden. Speziell aus letzterem Grunde basiert Griechenland sein Budget hauptsächlich auf die Zölle, welche etwa ein Drittel der Staatseinnahmen liefern. In den süd- und zentralamerikanischen Staaten, so besonders in den großen Staaten Brasilien und Argentinien, fließt mehr als die Hälfte aller Staatseinnahmen aus den Zöllen.

Es muß ferner in Rücksicht gezogen werden, daß sich der „Schutz der nationalen Arbeit" nicht auf den im Tarif enthaltenen Zollsatz beschränkt, sondern auch auf anderen Gebieten der Wirtschaftspolitik zur Geltung kommt. Das gefügigste Werkzeug in dieser Beziehung waren die Eisenbahntarife, indem man in den Richtungstarifen für bestimmte Aufgabe- und Bestimmungsstationen Ausnahmstarife schuf, die so gewählt wurden, daß trotz der Gleichstellungsklausel in den Handelsverträgen die inländische Produktion vor der ausländischen einen Vorteil

genießt. Der Plan der Wiedereinführung von Schiffahrtsabgaben auf den natürlichen Wasserstraßen in Deutschland hat, obzwar er mit finanziellen Erwägungen begründet wird, doch mindestens die nicht unbeabsichtigte Nebenwirkung eines Schutzes gegen die den billigen Elbeweg benutzende österreichische Produktion. Die englische Merchandise Marks Act von 1887 und die ihr nachgebildeten Bestimmungen in der amerikanischen Gesetzgebung zielten auf die Verdrängung fremder Konkurrenz ab. Die veterinärpolizeilichen Maßnahmen, welche ihrem Entstehungsgrunde nach lediglich die Einschleppung der Tierseuchen verhüten sollen, werden heute ganz offen zu handelspolitischen Zwecken mißbraucht, so daß die Viehzölle vielfach sogar illusorisch geworden sind, weil der Schutz der veterinärpolizeilichen Beschränkungen und Verbote natürlich viel wirksamer ist.

Es mehren sich denn auch die Anzeichen dafür, daß in den meisten Staaten gewaltige Überschreitungen der volkswirtschaftlich gerechtfertigten Grenze des Zollschutzes stattgefunden haben. Einige der markantesten sollen hier kurz gestreift werden.

Überspannungen des Industrieschutzes haben insbesondere in Ländern stattgefunden, in denen eine Großindustrie erst in der Entstehung begriffen oder doch noch sehr entwicklungsfähig ist, weil die große Ausdehnungsmöglichkeit jedes einzelnen Zweiges die schlummernden Rivalitäten und Interessenkonflikte nicht oder nur wenig zum Vorschein kommen läßt. Die Wirtschaftspolitiker suchen dort so rasch als möglich das Versäumte nachzuholen und der Wächter des Staatsschatzes stimmt freudig zu. In der Regel erweist sich ein Zollschutz bis zu 30% vom Werte der Ware als genügend, manche Zolltarife sind aber weit über diese Grenze hinausgegangen. Die amerikanische Mac Kinley Bill vom Jahre 1890 enthielt Zölle von durchschnittlich 48·66%, die Dingley Bill vom Jahre 1897 solche von 54·5% vom Werte der zollpflichtigen Waren. Brasilien erhebt von den meisten Industrieerzeugnissen Zölle von 30, 60 und sogar 80% vom Warenwert, die noch dadurch eine wesentliche Erhöhung erfahren, daß ein Teil des Zollbetrages in Gold zu zahlen ist. In Venezuela machen die Zölle mit den verschiedenen Zuschlägen bereits 70 bis 80% des Fakturenwertes aus. In Griechenland gibt es Zollsätze, die bis zu 150% des Wertes ansteigen. Wie planlos oft bei der Zusammenstellung der Tarife vorgegangen wurde, beweist der Umstand, daß Griechenland im Interesse seiner Produktion bei einigen Artikeln (z. B. Schafwollgarnen, eisernen Röhren) die Zollsätze nach abgeschlossenen Handelsverträgen autonom noch unter die Vertragssätze heruntersetzen mußte, so daß seltsamerweise der Vertragstarif in diesen Positionen höher ist als der autonome Tarif. Für die Massenartikel des täglichen Bedarfes verschärft sich aber diese Zollbelastung noch ganz wesentlich durch folgende Umstände. In den abseits des europäischen Kulturzentrums gelegenen Gebieten ist die Organisation des Detailhandels eine so mangelhafte, daß der Konsum jede Erhöhung der Spesen in einer beträchtlichen Abrundung der Verkaufspreise nach oben zu spüren bekommt. Weiters werden bei den Gewichtszöllen, wenn die Zollverwaltung einer größeren Spezialisierung noch nicht gewachsen ist, Artikel sehr verschiedener Qualität in einen Zollsatz zusammengefaßt, der dann die gröberen und billigeren, also schwereren Artikel stärker belastet als die feineren und teureren, aber leichteren Artikel derselben Gruppe. Die Folge dieser Verhältnisse ist eine ganz

abnorme Teuerung, welche die Bevölkerung Griechenlands und Spaniens in Massen zur Auswanderung treibt, in Australien zu einer politischen Aktion führt und in südamerikanischen Blättern zu lebhaften Klagen Anlaß gibt. Die produktive Tätigkeit dieser Länder wird auf diese Weise natürlich mehr gehindert als befördert.

Zu welchen Auswüchsen der Agrarschutz geführt hat, zeigt folgende Gegenüberstellung. An der Spitze des Agrarschutzes stehen Spanien, Portugal und Griechenland. Der Weltmarktpreis für Weizen betrug im Jahre 1906 14 Frcs. pro 100 *kg*. Importiert nach Spanien kostete er:

Preis Fob Odessa	14	Pesetas
Zoll in Gold	8	„
Zuschlag für Wechselkurs zu 10% . . .	2·20	„
Fracht (10 Pesetas pro 1 *t*)	1	„
Steuer	0·05	„
Daher Preis Fob Barcelona	25·25	Pesetas

Der kastilische Weizen aber stellte sich gleichzeitig auf 26·04 Pesetas franko Waggon Barcelona, also noch um 0·79 Pesetas teurer als der fremde. Deshalb haben landwirtschaftliche Körperschaften in Spanien ein direktes Einfuhrverbot für Weizen verlangt, obwohl das Land alljährlich einen ansehnlichen Teil seines Bedarfes aus dem Auslande beziehen muß. In Griechenland stellte sich der Preis des thessalischen Weizens im Jahre 1906 infolge eines Schutzzolles von 8·86 Lepta pro Oka auf 37·5 bis 40 Lepta pro Oka (zirka 25 bis 27·50 Frcs. pro 100 *kg*). Das Einfuhrverbot, welches in Spanien für Getreide verlangt wurde, besteht für Vieh und Fleisch in vielen Ländern de facto, weil, wie gesagt, die veterinärpolizeilichen Maßnahmen mißbräuchlicherweise auch von handelspolitischen Rücksichten diktiert und gehandhabt werden. Die steigende Brot- und Fleischverteuerung hat denn auch namentlich in großen Städten zu einer lebhaften Beunruhigung der Bevölkerung, stellenweise sogar, wie z. B. in Madrid, zu öffentlicher Gewalttätigkeit gegen die Broterzeuger geführt. Aber noch eine auffallende Erscheinung kann man in den meisten Ländern beobachten. Infolge der Lebensmittelteuerung verringern sich die kleinen Sparkapitalien auch in Instituten, bei denen nicht angenommen werden kann, daß die Sparer ihre Ersparnisse nur deshalb zurückziehen, um sie wo anders anzulegen und von der gegenwärtigen industriellen Hochkonjunktur zu profitieren.

Der steigende Agrarschutz hat aber nicht bloß eine preissteigernde, sondern auch eine preisdrückende Wirkung ausgeübt, die stellenweise sogar heftige Krisen veranlaßt hat. Die landwirtschaftliche Produktion läßt sich den Veränderungen am Weltmarkte noch viel schwerer anpassen als die industrielle, so daß einzelne Zweige, die mit ihrer Produktion auf den Export angewiesen waren, durch die Absperrung der fremden Märkte in besonders kritische Situationen geraten sind. Die furchtbare Weinbaukrise, welche Frankreich im Jahre 1907 zu bestehen hatte, war eine direkte Folge des agrarischen Hochschutzes, denn das Ausland hatte keine Ursache, dem französischen Wein die Märkte zu öffnen, nachdem sich Frankreich selbst mit sehr hohen Agrarzöllen umgeben hatte; die Weinproduktion läßt sich aber nicht ohne weiteres einschränken oder in eine andere Art der landwirtschaftlichen Produktion überführen, so daß eine chronische Überproduktion mit zeitweiliger Unverkäuflichkeit

des Produktes unvermeidlich ist. Griechenland hat zur Zeit, als Frankreich die Weingärten verwüstet sah und in der Erzeugung von Kunstwein Ersatz suchen mußte, seine Produktion von Korinthen außerordentlich vermehrt; die Absatzgelegenheit in Frankreich verschwand wieder, die Korinthenproduktion blieb aber bestehen und sieht sich seither, da Griechenland ebenfalls hochschutzzöllnerisch ist, vergebens nach neuen Märkten um, so daß die Regierung zu den gewagtesten Experimenten greifen muß, um den aus der Überproduktion entstehenden Notstand im Lande wenigstens einigermaßen zu mildern.

Diese und viele andere ähnliche Erfahrungen müssen eine immer stärkere Bewegung nach Milderung der gegenwärtigen Hochschutzzollpolitik hervorrufen. Produktion und Konsum sind zwar nicht zwei getrennte Hälften, sondern nur zwei Seiten derselben Volkswirtschaft; die Rechnung wird aber bei manchem Geschäft und manchem Haushalt deutlich ergeben, daß infolge übermäßiger Zölle auf der Konsumseite das Mehrfache dessen bezahlt werden muß, was auf der Produktionsseite gewonnen wird. Gegenwärtig findet ein gegenseitiges Hinauflizitieren statt, dessen Ende nicht abzusehen ist. Die Industriellen und Landwirte benutzen die Zölle, um die Preise zu erhöhen, infolge der Verteuerung der Lebenshaltung erhebt aber das große Heer von Beamten und Arbeitern dringende Forderungen auf Erhöhung des Einkommens. Dadurch verteuert sich wieder infolge der Mehrausgaben in Steuern und Löhnen die Produktion usw. Alle diese Erhöhungen pflanzen sich immer weiter, aber nicht in gleichem, sondern in verstärktem Maße. Nun ist es ja klar, daß theoretische Einsicht keine Änderung herbeiführen wird, denn die Zölle sind ein Gebilde politischer Macht. Wohl aber können sich wegen Überspannung der Zölle Veränderungen der politischen Macht ergeben, wie ja die Geschichte der Handelspolitik zur Genüge lehrt.

Rußland und die dritte Duma.

Von N. Freiherr von Stetten.

Das Bild der dritten Duma im konstitutionellen Rußland hat neuerdings das Interesse der Kulturwelt an der politischen Wiedergeburt des Riesenreiches geweckt. Es verlohnt sich wohl noch einmal in die Verhältnisse hineinzuleuchten, wie sie die Bewegung der letzten Jahre dort geschaffen hat. Grundlegend für ein richtiges Urteil über das heutige Rußland sind vor allem zwei Berichtigungen in der Vorstellung des Auslandes über russische Zustände. Die erste betrifft den Charakter dieser Bewegung. So heftig, so blutig sie auch war, der Anbruch der revolutionären Neugestaltung Rußlands aus dem Innern heraus, war sie keineswegs und noch weniger — die Revolution selbst. Es war ein Gärungsprozeß, eine turbulente Gärungsphase, deren Fermente nicht zureichten, die große, träge, fatalistische, den Dingen nie auf den Grund gehende, apathische, russische Masse anzuregen. Die kleine extreme Intelligenzminderheit, in deren Kreisen die Bewegung wahre Orgien feierte, stand der russischen Masse, in der das „Dorf" mit seinen 120 Millionen Bauern dominiert, ohne Mittelglieder, ohne Übergangselemente gegenüber und vermochte nur zeitweilig kleine Partien vom großen Strome mit-

zureißen. Die Sturzwelle, welche die Extremen anfachten, zerstörte allerdings Vieles, warf Personen und Sachen um, lockerte das Gefüge der Gesellschaft und die Disziplin der Armee, und sah namentlich in der Darstellung des Auslandes nach vollständigem Umsturz der Dinge aus. Aber in die Tiefe ging sie doch nicht. Und es ist daher nicht — wie vielfach angenommen wird — dem Ergebnis der brutalen Übermacht der Reaktion, der Kraft des zaristischen Systems zuzuschreiben, daß die innere Ruhe und Ordnung wiederhergestellt worden ist, sondern es war dies die logische, mechanische, nach großen Naturgesetzen über Bewegung eingetretene Folge des Charakters der Gärung. Und damit ist die zweite Berichtigung irrtümlicher Vorstellungen über das Zarenreich gegeben. Die Bewegung ist nicht unterdrückt worden, wie man vielfach annimmt, sondern in sich selbst, durch sich selbst wieder in Stillstand gekommen. Das ist sehr wesentlich, um die Prognose für die nächste politische Periode Rußlands aufzustellen.

Die ausländischen Darstellungen haben durch Aneinanderreihung der revolutionären und terroristischen Einzeltaten unter Vernachlässigung der Dimensionen der Weite und Breite des Landes in allen Beziehungen, nicht immer das richtige Bild von Rußland vorgeführt.

Damit soll durchaus nicht behauptet werden, daß keine Anlässe zu einer Selbstwehr des russischen Volkes vorhanden waren und wohl auch noch bestehen. Korrupte Verwaltung, maßlose Ausbeutung der ungebildeten Klassen durch den diebischen Tschinownik, Härte und Rücksichtslosigkeit der Exekutive, Not und Armut der Masse, liefern fortgesetzt soziales und politisches Anstoßmaterial. Aber das russische Volk sieht in konstitutionellen Zugeständnissen, wie die Duma eines vorstellt, keine Erlösung von seinen drückenden Sorgen. Dafür fehlt es der Masse einfach an Verständnis, das sich erst mit gradueller Hebung der Volksbildung einstellen wird. Die Programme, Versprechen und Neugestaltungen, welche die Extremen dem Volke vorgaukelten, erwiesen sich sehr bald als derzeit unerreichbar, unerfüllbar. Und da verlor die naive Masse sofort das Vertrauen und den Glauben an die Neuordnung. Die erste Enttäuschung der russischen Bauernschaft war gleich die schwerstwiegende. Das Dorf hatte von der Duma die Lösung der Grundbesitzfrage in dem weitgehend sozialistischen Sinne, wie sie das kindische Gemüt der russischen Bauern herbeiwünschte, erhofft. Die Unmöglichkeit, dieses Problem auch nur annähernd der bäuerlich-agrarischen Utopie entsprechend zu lösen, wischte mit einem Schlag das bißchen Interesse für die Duma bei der Masse aus. So konnte die Gegenströmung ohne mehr Risiko — als nur auf die Gewaltakte und Proteste einzelner zu stoßen — aus der ersten die zweite, immer noch als beschränkt legislative Körperschaft gedachte Duma und endlich aus der zweiten — durch entsprechende Wahlgesetze und Beschränkungen des Grundstatuts — eine filtrierte dritte Duma, bezeichnenderweise Herrenduma genannt, ins Leben rufen. Fast noch böser für das Ansehen des Großstaates Rußland, als die traurigen Erscheinungen im innerpolitischen Leben, sah sich die bedenkliche Lockerung der Disziplin in Heer und Flotte, der entschieden nicht zu leugnende Tiefsturz des moralischen Elements unter den russischen Offizieren und Soldaten an. Es wäre wieder ein Irrtum, zu glauben, daß der unglückliche, schlecht eingeleitete und noch schlechter geführte Krieg in Ostasien, diese Lockerung verschuldet habe. Hier muß man wieder auf die räumliche Ausdehnung des ungeheuren geographischen

Begriffes Rußland hinweisen. In den Zentren des europäischen Rußlands interessierte man sich — wie ich selbst während meines russischen Aufenthaltes feststellen konnte — relativ sehr wenig für den im fernen ostasiatischen Winkel der russischen Machtsphäre gekämpften Krieg. Dessen unglücklicher Ausgang wurde tatsächlich weder in der Armee, noch in der Bevölkerung — als eine große Katastrophe empfunden. Das Gefühl der Allgemeinheit stand da gleichsam einem Kolonialkrieg mit ungünstigen Ergebnissen gegenüber. Das Mutterland war betrübt, aber nicht erschüttert. Und in der Armee, die in Rußland doch stark typische Züge des apathischen, fatalistischen „Dorfes" trägt, war die Empfindung nicht viel anders. Erst die dem Krieg folgende, langwährende Verwendung der Armee zu Polizeidiensten, gegen den inneren Feind, hat die eigentliche Demoralisation gezeitigt. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß die russische Armeeuniform im Lande selbst niemals auch nur annähernd in Achtung und Ansehen stand, wie jene in anderen europäischen Großstaaten. Dadurch, daß die innere Verwaltung fast alle reaktionären Aufgaben und Missionen Offizieren anvertraute, daß die Armeeuniform der innerpolitischen Gewalt in tausenden von Fällen Assistenz leisten mußte, sank schon das Ansehen der Armee ganz erheblich und dadurch sank auch wieder das Standesbewußtsein und das moralische Niveau des Soldaten.

Die Tatsache, daß diese moralische Depression der russischen Armee vornehmlich von der innerpolitischen Bewegung der letzten Jahre bedingt wurde, drängt aber wieder die Folgerung auf, daß mit der schon gekennzeichneten, natürlichen Selbsteinstellung der revolutionären Bewegung auch die Rückwirkung auf die Armee aufhören müsse. Dabei ist man — erwiesenermaßen an maßgebender Stelle bestrebt, die zutage getretenen militärischen Schäden und Fehler durch gründliche Ausmerzung der angefaulten Elemente, durch Hebung des Bildungsniveaus im Offizierskorps und durch Beseitigung der ungesunden Privilegien des Adels für Offiziersstellen wettzumachen.

Rußlands militärische Energie wurde früher ganz erheblich überschätzt. Durch Jahrzehnte hindurch rechnete die europäische Politik mit einem erdrückenden Faktor, den sie aus der russischen Riesenmasse und trügerischen Papierziffern berechnete. Aber bedenklicher als diese Überbewertung wäre jetzt eine weitgehende **Unterschätzung** Rußlands als europäische Landmacht, zu der die öffentliche Meinung hinneigt.

Rußland ist überhaupt nicht nach dem im alten Kultureuropa üblichen Maß zu messen. Gerade das hochcharakteristische Beispiel der dritten Duma belehrt darüber am klarsten.

Ich erwähnte schon, wie wenig Vertrauen und Bedeutung die Russen selbst ihren zwei ersten Parlamenten entgegenbrachten. Unmittelbar aus der Bewegung hervorgegangen, noch unter den Schwingungen extremer Einflüsse stehend, traten die erste und zweite Duma, übergangslos in Ton und Geberde eines Konvents auf den Plan. Der russische Kaufmann, der russische Landwirt und zumal der russische Bauer waren ob dieses überradikalen Auftretens, dieses wilden, die alten Götter stürzenden Gehabens der Extremen weit mehr erschrocken und abgestoßen, als der Zarismus selbst. Und damit war der konstitutionelle Gedanke, die Idee auf diesem Wege, die innere politische Wiedergeburt Rußlands zu erreichen, von vornherein

unpopulär. Nein — das war nicht das Remedium, von dem der Durchschnittsrusse träumte. Für ihn war es die Austreibung des Teufels durch Beelzebub. Ich habe in Rußland selbst die vollständige Teilnahmslosigkeit der großen Mehrheit gegen die verzweifelten Bemühungen der ersten und zweiten Duma beobachtet. Erst die dritte — die gerade im Spiegel ausländischer Beurteilung als minderwertig, als Karikatur einer parlamentarischen Einrichtung erschien — begegnet einiger Beachtung in Rußland selbst. Sie ist von der Regierung den Russen erst mundgerecht, verständlich gemacht worden. Ihr ist Glied für Glied, Stück für Stück immer etwas mehr Macht eingeräumt worden. Mit einem Wort, sie ist von der alten Machtstelle nach und nach zu einer Übergangsetappe zur tatsächlichen Konstitution gestaltet worden. Mit Gewalt und Unrecht, jedenfalls unter Beugung der in Kultureuropa geltenden Verfassungsprinzipien ist die Herrenduma von den Konventsleuten, den Extremen größtenteils gereinigt worden. Jetzt hat sie nicht nur Zutritt und Gehör beim Zaren, sie beginnt ohne Bruch mit der Regierung deren Pläne, Vorlagen, Programme, wie jetzt jenes über die Flotte zu verwerfen, ja noch mehr, sie fängt an, Bedeutung für die russische Mehrheit zu erlangen.

Die Tatsache, daß ein russisches Parlament erst dann Geltung bei der Majorität erzielt, nachdem es vom alten Regime präpariert, eingeführt, faßbar gemacht wurde, ist ungemein bezeichnend für das Empfinden des russischen Volkes. Eine Art naiven Eingeständnisses der Unreife für die Parlamente, wie sie die Extremen erkämpften!

Mit dieser Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Duma und Volk ist auch wieder die Aktionslust und Fähigkeit Rußlands in der äußeren Politik erwacht. Dieses Erwachen gibt sich für unsere Interessen wahrnehmbar — insbesondere am Balkan kund. Rußland behandelt mit England einige Fragen, so die makedonische scheinbar ganz mit Ausschluß Österreich-Ungarns, seines früheren Ententegenossen. Unsere Diplomaten werden daher wohl alle ihre Aufmerksamkeit anspannen müssen, um diesen Ausschluß zu verhindern und eine Überraschung auf diesem Gebiete zu vermeiden.

Erinnerungen an österreichische Garnisonen in Italien.

Von Friedrich Freiherrn von Holzhausen.*

II.

Nach dem Jahre 1848 war für den österreichischen Offizier in Italien fast jeder Familienanschluß abgeschnitten. Der gesellschaftliche Verkehr konnte nur unvollkommen durch eine allerdings unvergleichliche Kameradschaft jener Zeit ersetzt werden.

Unter allen Städten Ober- und Mittelitaliens war es nur Florenz, wo sich einige Familien gastfreundlich gegen uns erwiesen, ohne dadurch den Haß ihrer Mitbürger auf sich zu laden.

Geistlichkeit und Landbevölkerung dagegen waren im allgemeinen kaiserlich gesinnt. Eine notgedrungene Berührung zwischen Offizier und Bürger fand nur da

* Vgl. „Österreichische Rundschau", Band XV, Heft 6.

statt, wo jenem eine Privatwohnung zugewiesen war. Trat er nicht allzu anspruchsvoll und herrisch auf, so stellte sich meist ein kühles Verhältnis her, bei dem der Privatdiener die Brücke der Annäherung bildete, indem er durch Herausstreichen seines Herrn dessen Ansehen zu fördern suchte.

Das Familienleben in Florenz wich mannigfach von dem deutschen ab, besonders was Häuslichkeit und Sittlichkeit der Frauen betraf. Wir hatten uns freilich nicht darüber zu beschweren, wohl aber über die Unsauberkeit der Straßen und Plätze, veranlaßt durch die schamlosesten Aufführungen der niederen Volksklasse.

Der Großherzog, den wir wieder eingesetzt hatten, erwies sich als ein recht schwachherziger Regent. Er ließ einen alten zerfallenen Verbindungsgang zwischen seinem Palazzo Pitti und dem Palazzo vecchio, wo sich die österreichische Hauptwache befand, wieder herstellen, um sich flüchten zu können, im Falle wieder die Revolution ausbräche. Palazzo Pitti und Umgebung durften nicht mit Gas beleuchtet werden, da der Großherzog glaubte, es könne mittels der Gasleitung eine Gefahr für ihn ersonnen werden. Seine Tante, eine bucklige Dame, genoß dagegen allgemeine Verehrung wegen ihrer Furchtlosigkeit, ihrer Klugheit und Mildtätigkeit. Ihm hatte es nichts geholfen, daß er beim Ausbruch der Revolution seine österreichische Generalsuniform mit allen Orden zum Fenster hinausgeworfen, um seine verhaßte Abstammung zu verleugnen; fort mußte er. Die Bucklige hätte ruhig bleiben können.

Ich hatte mich einmal bei plötzlich ausgebrochenem Platzregen unter die Einfahrt eines Hauses geflüchtet. Gleich darauf erschien ein Diener mit der Einladung, mich doch hinauf zur Frau Gräfin zu bemühen. Ich fand eine ältliche, sehr feine und würdevolle Dame, die sich erfreut zeigte, einen österreichischen Offizier kennen zu lernen, da ihr Großvater mütterlicherseits österreichischer General gewesen sei. Trotzdem konnte sie meinen Namen von der Visitenkarte nicht aussprechen und mußte es mir überlassen, mich ihrem eben eintretenden Sohn nochmals vorzustellen. Er nannte sich Gregorio Conte R.

Die Gräfin besaß im nahen Prato ein Landhaus mit ausgedehntem Grundbesitz. Dorthin lud mich der junge Graf zur Jagd ein. Wir fuhren abends ab, um früh aufzubrechen. Ich war schon jagdgerüstet, als der Graf im schwarzen Rock und Zylinderhut bei mir eintrat. „So wollen Sie auf die Jagd gehen?" fragte ich. „O nein, ich komme Sie zur heiligen Messe abzuholen, wir können doch nicht fortgehen, ohne solche gehört zu haben." Das war mir neu; aber ich legte ab und ging mit zur Kirche. Dort erkannte ich aus dem ganzen Gebaren meines Wirtes, daß ich es mit einem Ausbund katholischer Frömmigkeit zu tun hatte. Aber so hingerissen war er doch nicht von seiner Andacht, daß er mich unbeobachtet gelassen hätte.

Beim Frühstück beklagte er so im allgemeinen den zunehmenden Unglauben, sprach von der Wunderwirkung eines Muttergottesbildes in Arezzo und des alle Krankheiten heilenden Skelettes der heiligen Katharina in Siena. Er suchte mich offenbar bezüglich meines Glaubens auszuholen. Ich sagte ihm, daß wir auch in Österreich derartige Bilder hätten, daß diese aber immer nur geringen Kunstwert besäßen. Er meinte, das müßte dann mit allen unseren Gemälden der Fall sein, denn im Unkünstlerischen könne doch nicht das Kennzeichen des Wunderkräftigen

liegen. „Doch, doch“, sagte ich, „das ist bei uns in Deutschland so. Wunderbilder gibt es nur dort, wo Kunst und Bildung noch nicht hingedrungen sind.“ Er fand das sehr merkwürdig bei den Deutschen. Ob er nun bei seinem Beichtvater sich Rat erholt, oder selbst darauf gekommen, wenige Tage danach erschien er bei mir mit der Frage, ob ich ein glaubenstreuer Katholik sei. Ich sagte ihm, daß man zwar in Deutschland (Österreich gehörte damals noch dazu) das Glaubensbekenntnis nicht auf die Visitenkarte zu schreiben pflege, ich aber trotzdem keine Ursache hätte zu verschweigen, daß ich Protestant sei.

Diese Bestätigung seiner Befürchtung traf ihn wie ein Schlag, und unter Tränen auf ein Heiligenbild blickend, das in meiner Wohnung hing, sagte er: „Sie werden sich bekehren, ich weiß es! Ich biete Ihnen hier das Mittel dazu, verweigern Sie dessen Annahme nicht, ich beschwöre Sie! Ich gebe es Ihnen mit Bewilligung, ja auf Wunsch meiner Mutter, die die Kraft dieses Heiligtums erprobt hat und es Ihnen überläßt, um Ihre Seele zu retten durch Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden katholischen Kirche! Wir erwarten Sie als Bekehrten wiederzusehen!“ Er legte ein Päckchen auf den Tisch und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Ich öffnete und fand darin einen Brief von der Äbtissin des Katharinenklosters in Siena mit Band und Siegel, worin bestätigt wurde, daß der angehängte Handschuh auf der Hand der heiligen Katharina gelegen habe und daher dieselbe Wunderkraft besitze, wie die Hand selbst.

In Bergamo ist mir ähnliches widerfahren.

Meine Kompagnie war in der hochgelegenen Altstadt untergebracht, wo ich auch wohnte. Unten in der Neustadt, inmitten der Fiera, war das stets von Uniformen wimmelnde Kaffeehaus und die recht gut gehaltene Restauration zum Adler, die kein Italiener betrat, weil sie von uns besucht wurde.

Bergamo war unsere letzte Garnison vor Ausbruch des Krieges 1859, den man seit Napoleons Neujahrsrede jeden Augenblick erwarten konnte.

Die eingerückten Reservisten beschäftigten uns bis tief in die Nacht. Mir war der beschwerliche Weg hinunter und herauf zu zeitraubend. Mein alter Oberleutnant, der gern einsiedlerte und daher eine stille Kneipe dem taubenschlagartigen Kaffeehaus vorzog, hatte sich oben bereits zurechtgefunden und führte mich in eine enge, übel riechende Gasse und dort in eine Weinstube. Es war eigentlich eine geräumige Küche, denn an den Wänden hing allerhand Küchengerät, in der Mitte befand sich ein großer Eichentisch mit den für die Wirtschaft nötigen Lebensmitteln: einem Korb mit Brötchen, einem mit Eiern, einigen Zwiebeln und einer schnittbereiten Salami. Für etwaige Gäste standen dort drei Stühle und in der dunkeln Ecke lagerten einige Weinfässer.

Der einzige Stammgast, ein alter pensionierter Pfarrer, saß auf einer der rechts und links vom Riesenherd aufgemauerten Bänke und wärmte sich die Füße am lustigen Flackerfeuer. Er hielt mit zitternder Hand sein Glas auf das Knie gestützt und nippte daraus den dunklen Nostrano, nach jedem Schluck befriedigt nickend. Aus einem Nebengemach hörte man Mora spielen und singen. Das war, nach deutscher Bezeichnung, die Schwemme; hier saßen Arbeiter und Fuhrleute mit umgeworfenen Samtjacken beim bescheidenen Piccolowein und rauchten aus kurzen Holzpfeifen schlechten Tabak.

Ich fand den Platz am Herd sehr einladend. Nach freundlich erwidertem Gruß rückte der Pfarrer ein wenig, um zu zeigen, daß ihm meine Nachbarschaft erwünscht sei. Ich machte davon Gebrauch, während mein Kamerad sich zum Tisch setzte und seine Porzellanpfeife zu stopfen begann. Mir gegenüber erhob sich ein etwa 15jähriges Mädchen, die Enkelin der Wirtin. Die Alte hatte sich die Bedienung in der Schwemme vorbehalten und dem jungen hübschen Mädchen die Küche und deren Gäste überlassen. Ohne zu fragen, stellte dieses ein volles Glas auf den Tisch und überreichte mir ein gleiches mit dem Wunsch des Wohlbekommens.

„Krieg, Krieg", sagte der Pfarrer seufzend, „Christen wider Christen: die Landeskinder einer Apostolischen Majestät gegen die Söhne eines Staates, dessen Könige sich die allerchristlichsten nannten und neben diesen die Piemontesen, die freilich wegen ihrer Kirchenfeindlichkeit meinen Segen nicht erwarten dürften!"

Aus seinen weiteren Bemerkungen klang aber unzweifelhaft der Wunsch, daß die österreichischen Waffen siegreich sein möchten.

Die anfänglich etwas befangene und scheue Marietta war endlich zutraulich geworden und hatte auf ein ihr zugebrachtes Wohl mit leichtem Erröten und herzlichem Blick ihren Dank gelispelt.

Als dann der Pfarrer in gewohnter Ordnung sich um 10 Uhr nach Hause begab, rückte ich an dessen Platz und winkte die Kleine an meine Seite, was sie — nachdem die Seßhaftigkeit der Großmutter im Nebenzimmer festgestellt war — in ungekünstelter Liebenswürdigkeit ausführte.

Hier vertraute sie mir, daß der am Tisch sitzende und die Zeitung lesende Oberleutnant sehr häßlich sei. Ich gab zu, daß er kein Adonis, wohl aber ein treuer und guter Mensch sei. Das wollte Marietta nicht anerkennen: „Unschöne Männer sind nie gut", sagte sie; „aber Sie sind gut!" Diese naive Äußerung zeigte, daß ich an dem lieben Kind ganz unabsichtlich eine Eroberung gemacht hatte; ja sie ging noch weiter und versicherte mich, daß sie während des Krieges täglich für mich beten werde, bis ich wieder gesund zu ihr zurückgekehrt sei.

Sie hatte also schon für alle Zeit Beschlag auf mich gelegt; doch mochte ihr selbst das Gebet zur allerheiligsten Jungfrau als nicht genügende Sicherheit erscheinen, sie eilte daher hinaus und kam mit einem Heiligenbildchen zurück, das sie mit einer Nadel an meiner Mütze befestigte: „So, wenn Sie das tragen, kann Sie keine Kugel treffen! Es ist vom hochwürdigsten Erzbischof von Mailand geweiht."

Der Oberleutnant sah der Hantierung zu und sagte trocken: „Nehmen Sie Ihr Bildchen zurück, der Herr ist ja gar kein Katholik!"

Ich würde es ihr nicht verraten haben; warum das gute Kind in seinen religiösen Empfindungen kränken wollen? Nun es aber heraus war und sie mich mit Entsetzen fragend ansah, sagte ich ihr: „So ist es, ich bin nicht Katholik!" — „Also Jud!" schrie sie, „Sie sind ein Jud?" — „Nein, mein Kind, ich bin Christ, aber nicht katholischer Christ." — „Das gibts nicht, wer nicht Katholik, der ist auch nicht Christ!" Damit riß sie die Nadel aus meiner Kappe, preßte das Bild, wie ein aus den Flammen gerettetes Kind an die Brust und stürzte hinaus.

Ich zahlte der Großmutter meine Zeche und ging. Drei Tage später lag Bergamo hinter mir: der Krieg war erklärt.

* * *

Nach dem unglücklichen Feldzug 1859, der uns die Lombardei kostete, fühlte sich das bei Österreich verbliebene Venetien in der Mehrzahl seiner Bewohner sehr unzufrieden, ja unglücklich. Die dort liegenden Ergänzungsbataillone für die italienischen Regimenter hatten sich durch Desertion fast ganz aufgelöst. Es bestanden Geheim-Agenturen, die die Soldaten mit Zivilkleidern und falschen Pässen zur Flucht über die Grenze versahen; die dagegen aufgebotene italienische Gendarmerie erwies sich als durchaus unzuverlässig, so daß eine Abteilung Gendarmerie aus Böhmen hergeschickt wurde. Diese verstand kein Wort der Landessprache, was oft zu den lächerlichsten und auch bedenklichsten Verwicklungen führte.

Daß sich unter diesen Zeichen der Hülflosigkeit die Bürger immer herausfordernder zeigten, war begreiflich. Auf dem Markusplatz in Venedig entfernten sich alle Nichtuniformierten mit höhnischem Lachen, sobald die vorzügliche Regimentskapelle sich zur Platzmusik aufstellte, oder es bildeten sich Gruppen, aus denen schrille Pfiffe und Abzugsrufe ertönten. Fälschlich angesagte Aufstände zwangen allwöchentlich die Truppen zu strengem und ärgerlichem Nacht- und Bereitschaftsdienst. Wie oft wurden die Offiziere nächtlicherweile durch Patrouillen aus ihren Wohnungen abgeholt, weil deren Ermordung heute erfolgen sollte!

Mein Hausherr in Mestre hätte dagegen keinen Riegel vorgeschoben, im Gegenteil sich wohl an einem solchen Überfall selbst beteiligt.

Er trug als Zeichen seiner Gesinnung — wie alle Unzufriedenen — eine hochrote Krawatte, machte eine Faust im Sack, wenn er einem Österreicher begegnete und grüßte seine Freunde mit dem lauten Ruf: „Evviva Verdi!" Dieses „Verdi" umfaßt die Anfangsbuchstaben von „Victor Emanuel Re d'Italia", dem man also mit diesem Gruß ein Vivat ausbrachte.

Wir hatten strenge Weisung, alle diese Demonstrationen zu überhören. Meinem Hausherrn, einem ehemaligen Schiffskapitän, stieg der Kamm. Er ward grob und befehlshaberisch gegen meinen Diener, der sich darüber beschwerte. Die Nachbarvilla, genau so gebaut und so groß als die von mir bewohnte, beherbergte meine Kompagnie. Ich befahl dem Diener zu packen und ließ einen Zug mit Sack und Pack vor meinem Garten aufmarschieren.

„Was geschieht?" fragte der Kapitän meinen Johann mit frohem Gesicht. — „Abmarsch? nur fort, nur fort!" „Nein," sagte Johann, „nichts Abmarsch, wir wechseln nur die Quartiere, mein Herr zieht hinüber, die Kompagnie kommt herüber."

Jetzt hörte ich den Alten durchs Haus jagen. Zwei Minuten darauf klopfte es. Es war die Frau des Kapitäns, die um Gnade bat. Sie hatte ihr Jüngstes auf dem Arm. Nein, dieser Frau hätte niemand eine Verlegenheit bereiten mögen! Eine 18jährige Madonna; wie ich später hörte, die zweite Frau. Nur das jüngste von fünfen, Checchi, war ihr eigenes Kind und das konnte kaum laufen. Eine solche Frau weinen sehen und die Ursache dieser Tränen zu sein, das war zu viel für mich. Ich nahm die Anordnung für diesmal zurück, erklärte ihr aber, daß ich jede fernere feindselige Äußerung oder Handlung ihres Mannes in der angedrohten Weise beantworten würde.

Sie streckte mir dankend die Hand entgegen. „Ach, verzeihen Sie ihm" — flüsterte sie — „er ist so schrecklich erregt durch die vaterländischen Verhältnisse und dann leidet er auch an Gelbsucht, was ihn krankhaft ungerecht und jähzornig macht. Ich habe

zwar wenig Einfluß auf ihn, aber ich werde ihn täglich an die Gefahr mahnen, in der wir uns befinden, die Sie aber hoffentlich nicht wahr machen."

Ich strich über den Lockenkopf des kleinen Chechi, der sogleich meine Finger erfaßte und Papa stammelte. „Ich habe auch einen kleinen Buben zu Hause," sagte ich ihr, „nur hat er blaue und ihrer hat braune Augen, aber ich weiß auch mit solchen umzugehen."

Der Friede schien hergestellt. Der Kapitän wich zwar mir und meinem Diener aus, doch wenn wir uns trotzdem zufällig im Hause trafen, so grüßte er mit stummer Verneigung. Der rote türkische Fez schien aber dabei dem alten Sklavenhändler angewachsen zu sein.

Chechi bekam täglich von mir etwas, hie und da ein Spielzeug, meist aber Obst. Wenn der kleine Schelm sein Geschenk nicht schon im Flur in Empfang genommen, so kratzte er an meiner Tür, die sich ihm sofort auftat, worauf ein Ritt auf meinen Knien erfolgte und sonst allerhand Possen getrieben wurden, bis ich ihn mit seiner Orange hinausließ. Dort erwartete ihn seine Mutter, nahm ihn auf den Arm, küßte ihn und trug ihn ins Wohnzimmer.

Eines Tages, als Chechi in meiner Stube das Hündchen machte, auf allen Vieren kroch und bellte, hörte ich draußen den Kapitän sagen: „Ich will keine Annäherung mit diesem Herrn, der wird kein Haar besser sein, als der Frankovič, den der Teufel holen soll." Darauf ging meine Tür auf, der Kapitän steckte seinen Kopf ins Zimmer und rief: „Wo ist Chechi?" Chechi war sofort unter mein Bett gekrochen, er schien sich sehr zu fürchten. „Mit welchem Recht," schrie ich den Frechen an, „treten Sie ohne anzuklopfen mit der Mütze auf dem Kopf in mein Zimmer? Wollen Sie sich augenblicklich zurückziehen!"

Das tat er denn auch und gleichzeitig hörte ich die flehende Stimme der Frau: „Um Gottes Willen Franz, sei vernünftig, was willst du durch solches Benehmen erreichen? Du weißt, was bevorsteht, wenn du den Herrn ärgerst. Hier hast du doch wahrlich keinen Grund zum Haß!" „Der Haß gegen diese Fremdlinge ist jedem Patrioten angeboren," knirschte der Gelbsüchtige! Trotzdem klopfte er jetzt manierlich an und trat auf mein „Avanti" ohne Mütze in die Stube.

„Was wünschen Sie, Herr?" „Mein Kind, es ist ohne meine Erlaubnis hier!" „Ihr Kind ist unter meinem Bett, lassen Sie es nur dort, vielleicht versucht es in seinem angeborenen Haß mich nachts zu ermorden." Er tat, als ob er es nicht gehört hätte, bückte sich unter das Bett und rief: „Heraus Chechi!" Aber wer nicht folgte, war Chechi, der hatte sich unerreichbar zurückgezogen. Ich trat auf die andere Seite: „Komm Chechi, komm zur Mutter!" und nahm das zitternde Kind auf den Arm und trug es hinaus. Wütend folgte der Alte und wollte es der Mutter entreißen. Ich stellte mich dazwischen und sagte möglichst ruhig: „In meiner Gegenwart werden Sie keine Familienszenen aufführen, sonst haben Sie es mit mir zu tun" und hielt ihm die Faust vor die Nase. „Schande, sich gegen ein so sanfte und tugendhafte Frau solche Gewalttätigkeit zu erlauben!"

„Ach!" rief die Frau, „verkennen Sie doch nicht, daß Franz krank ist, sonst würde ihm so was gar nicht einfallen!"

„Und wem verdanke ich diese Gelbsucht?" schrie der Kapitän. „Wem anders als einem Landsmann von Ihnen, einem Hauptmann Frankovič, der meine Frau bis in ihr Schlafzimmer verfolgt hat, daß sie den Gärtner zu Hülfe rufen mußte!"

„Wenn ich Sie, Herr Kapitän, für alles verantwortlich erklären wollte, was Ihre Landsleute in dieser Richtung verschulden, so hätten Sie schwer zu tragen. Übrigens scheint dieser Herr ein Kroat und somit nicht mein Landsmann gewesen zu sein.“ „Ach was, er ist ein Tedesco (Deutscher), ob er sich jetzt Kroat oder Ungar nennt.“

Diesen in ganz Italien verbreiteten Unsinn aufzuklären, war nicht der Augenblick. „Genug,“ sagte ich, „über meine Anwesenheit haben Sie sich nicht zu beklagen und was ein anderer getan hat, kümmert mich nicht. Sind Sie in Ihrer Hausehre angegriffen worden, so stand Ihnen der Weg der Beschwerde offen. Das Festungsgouvernement ist gerecht und kennt keinen Unterschied von Stand oder Nation. Seien Sie überzeugt, daß Hauptmann Frankovič nicht unbestraft geblieben wäre, wenn Sie seine Anmaßung zur Anzeige gebracht hätten.“ Der Kapitän lachte höhnisch auf: „Gerechtigkeit! Im österreichischen Gouvernement zu Venedig gibt es für einen Italiener kein Recht und keine Gerechtigkeit. Ich weiß davon ein Lied zu singen! Mehr als 300 Lire Bestechungsgeld habe ich bereits durch einen Beamten des Gouvernements an die hohen Herren bezahlt, d. h. bezahlen müssen, damit meine gerechte Forderung endlich zur Verhandlung komme und immer sitzt wieder ein höherer Offizier da, der die offene Hand gefüllt haben will!“

„Ich hoffe, daß Sie bedacht haben, was und mit wem Sie jetzt gesprochen haben, Herr Kapitän. Ich gestatte nicht, daß Sie ein Wort vom Gesagten zurücknehmen und werde sofort Ihre Mitteilung zur dienstlichen Anzeige bringen. Wollen Sie mir Näheres über die Sache eröffnen?“

„Mit besonderem Vergnügen lasse ich Sie in diesen greulichen Abgrund schauen: Vor 10 Jahren, also 1848, hat man mir, ohne nur zu fragen, eine an das Fort Malghera angrenzende Wiese weggenommen und darauf Schanzen errichtet. Die Schanzen stehen heute noch und sind armiert; von einer Rückgabe meines Grundstückes ist also keine Rede, aber Bezahlung verlange ich dafür, ja, ich verlange 1500 Lire. Ein Vetter von mir, Angelo Vitelli, ist beim Gouvernement in Venedig angestellt. An diesen wendete ich mich um Rat. Er setzte mir die Schrift auf, die ich unterzeichnete; 5 Lire kostete der Stempel, 5 Lire gab ich ihm für seine Bemühung. Jetzt sind es 3 Jahre und jedesmal, wenn ich frage: Angelo, wie steht's? heißt es: Jetzt hängt es beim Hauptmann-Auditor, jetzt beim Oberst X, jetzt beim General Y. Dem 50 Lire, dem 100 Lire! Ich habe alles aufgeschrieben, wie gesagt, mehr als 300 Lire! Nun, mein Herr, was sagen Sie zu dieser Wirtschaft?“ „Ich habe Ihnen nichts darauf zu antworten,“ erwiderte ich, „aber in 10 bis 14 Tagen werde ich dieselbe Frage an Sie stellen; bis dahin ersparen Sie sich jede abfällige Bemerkung.“

Meinen sofort verfaßten Bericht übergab ich persönlich dem Adjutanten des Gouverneurs und bat um baldige Erledigung.

Die ließ auch nicht lange auf sich warten und lautete ungefähr:

Auf den im Jahre 1850 erlassenen Aufruf zur Anmeldung auf Kriegsentschädigung hat ein Kapitän F. in Mestre bis jetzt keine Ansprüche erhoben. Die angeblich im Jahr 1856 durch den Schreiber Angelo Viteli vorgelegte Anmeldung ist durch denselben — wie er in der gerichtlichen Untersuchung eingestanden hat — zum Zweck fortgesetzter Erpressung unterschlagen worden. Das Grundstück hat nach Schätzung

unserer Kommission einen heutigen Wert von 2100 Lire, welcher Betrag, nach grundbücherlichem Eigentumsnachweis, bei der Steuerkasse zu Mestre gegen Quittung erhoben werden kann.

Der Erlaß war an mich gerichtet, daher in deutscher Sprache.

Zufälligerweise begegnete ich die junge Frau im Flur und sagte ihr: „Wollen Sie nicht mit Ihrem Mann auf einen Augenblick zu mir kommen, ich habe Ihnen etwas mitzuteilen." „Ach, doch nichts Unangenehmes?" fragte sie ängstlich. „Nun, es hängt davon ab, wie es der Kapitän auffaßt. Für Sie aber ist es gewiß erfreulich, Beweis, daß ich Sie gebeten habe, mitzukommen; aber veranlassen Sie, daß Ihr Mann ohne die rote Krawatte erscheint, sonst würde ich ihn nicht empfangen."

„Die trägt er ja ohnehin nur auf der Straße," sagte sie lächelnd.

Der Alte mochte ahnen, um was es sich handelt und neugierig, wie sich das verfluchte Gouvernement herauslügen werde, erschien er sofort mit seiner Frau. Er entschuldigte den Hausanzug mit dem Drängen seiner Frau, worauf ich die Übersetzung begann.

Anfänglich verneinte er mit Hände- und Kopfbewegung; wie aber der Herr Vetter entlarvt wurde, riß er Augen und Mund auf und rief: „Per Bacco! wer hätte das geglaubt! Der niederträchtige Gauner! Jetzt sind auch die 310 Lire verloren!"

Nun kam ich an die 2100 Lire. Da sprang er vom Stuhl auf: „Unmöglich! bitte, zeigen Sie mir die Ziffer im Brief! Luigia, s' ist richtig! 2100 Lire!" Er streckte mir die Hand entgegen: „Dank! Dank!"

Ich aber lehnte die Hand ab. „Wollen Sie mir erst nachsprechen: Die österreichische Regierung hält Recht und Gerechtigkeit aufrecht ohne Ansehen der Person" „— der Person." „Ich bedauere, dieselbe fälschlich der Erpressung beschuldigt zu haben, welches Verbrechen meinem Vetter, einem Italiener, zur Last fällt" — „zur Last fällt," schloß er, und nochmals: Dank! Dank! Luigia, reiche dem Herrn die Hand und sage Dank! Nur einen Augenblick entschuldigen Sie mich, bin gleich wieder da," und draußen war er.

Die junge Frau schien etwas befangen, doch ich nahm vom Tisch eine Photographie und reichte ihr sie hin: „Das ist meine Frau und mein Bub! Sie sieht Ihnen etwas ähnlich, nicht wahr?" „O, ich bin nicht so schön," sagte sie in lieblicher Bescheidenheit, „und der Knabe, wie heißt er?" „So, wie ich, Fritz." „Ein kurzer, scharfer Name, wie er für einen Mann paßt. Ich werde den Namen Ihres Knaben behalten, möge er Ihnen viel Freude machen! Wie traurig für Sie, von Ihren Lieben getrennt sein zu müssen! Sieh, Francesco, die Gemahlin und der Sohn des Herrn Hauptmanns!"

Er entledigte sich erst einer verschimmelten Flasche und der Gläser, dann nahm er das Bild zur Hand: „Per Bacco! die Dame gleicht ja meiner Frau." „Sie haben recht, ein wenig, doch Ihre Frau ist unbedingt schöner." Er machte eine Verbeugung, während die Frau hocherrötet die Augen niederschlug. Dann stießen wir an. Ich bot ihm eine Zigarre an. „Die ist gut und abgelagert; aber das beste Rauchen ist der Nargile, ich habe es mir in der Türkei und Ägypten, wo ich oft lange zugebracht, angewöhnt. Lieben Sie auch den Nargile?

Ich gestand, noch nie aus einer Wasserpfeife geraucht zu haben. Sofort wollte er eine für mich holen, besann sich aber dann und sagte: „paßt nicht zum Wein,

dazu gehört schwarzer Kaffee. Also ein andermal. Der nächste Tag war ein Sonntag. Da pflegte ich, wenn keine Kirchparade, auch bis 8 Uhr im Bett zu liegen. Die Stille, die Kühle und die fast völlige Dunkelheit machten die Morgenruhe in einem italienischen Riesenbett für einen Gesunden, der sonst täglich früh heraus muß, höchst angenehm. Dann hatte der Diener mit dem Frühstück und der Zeitung zu erscheinen, den Schluß machte der Tschibuk. Auch heute öffnete Johann, mit besonders befriedigtem Gesicht, die dichten Fensterläden, gleichzeitig klopfte es und auf mein Herein erschien der alte Kapitän. Er trug in beiden Händen eine große Flasche vor sich, die er vorsichtig auf das links von meinem Bett stehende Nachtkästchen stellte und dann den Handrücken an die Stirne gelegt, mit militärisch sein sollendem Gruß sagte: „Guten Morgen, Herr Hauptmann! Hier ist die Wasserpfeife!" Hierauf ging er wieder aus der Tür, entnahm dort den Händen seiner Frau das Kaffeegeschirr und stellte es rechts von meinem Bett auf das Nachttischchen; Johann legte die Zeitung hinzu. Jetzt muß ich aber dem Johann zeigen, wie der Nargile behandelt wird, und in der merkwürdigen Sprechweise, deren sich der Italiener bedient, wenn er einen seiner Sprache Ungeübten vor sich hat, begann er: „Hier Bernstein: Herr in Mund; hier Messingschale, Tabak feucht, Kohle glühend, blasen, so" und er blies auf die Kohle, daß sein gelbes Gesicht durch den Tabakrauch eine braune Färbung annahm. „Jetzt bitte ich zu ziehen, Herr Hauptmann! Ha, wie kühl der Rauch! Ha, wie duftig der Latakia! Was sagen Sie, Herr?"

Was sollte ich anders sagen als „Freundlichen Dank! Ich will Ihren Nargile rauchen, wie es die Indianer zu tun pflegen!"

Er hatte die Anspielung verstanden: „Bravo, bravo!" rief er. „Es ist die Friedenspfeife!" und ohne zu fragen, nahm er mir den Bernstein aus dem Mund, machte einige Züge, reichte mir ihn wieder und verschwand unter militärischem Gruß.

Das dauerte etwa 10 Tage. Auf der Straße aber wich mir mein neuer Freund stets aus. Galt er doch als einer der Hauptunzufriedenen und nun sollte er mit seiner roten Halsbinde einen österreichischen Offizier grüßen! Das hätte sein ganzes Ansehen vernichtet! Da schlug die Stunde des Abmarsches. Um 4 Uhr früh stand meine Kompagnie mit Sack und Pack vor meiner Wohnung. Mein Gepäck wurde aufgeladen. Ich hatte am Abend Abschied genommen von den mir liebgewordenen Hausleuten. Ich trat in den Vorgarten. Da stand Frau Luigia mit den vier sonntäglich gekleideten Kindern; Checcchi auf ihrem Arm streckte mir eine weiße Rose entgegen und stammelte: „Adio Onkel" . . . er wußte nicht weiter. Frau Luigia flüsterte ihm zu: „Fritz," reichte mir die Hand und wandte sich dem Haus zu. Ich sah nur noch, wie sie das Taschentuch zu den Augen führte.

Herr Waltram, der Sinnierer.

Von Hans Sittenberger.

Die Herrin auf dem Sonneck war gestorben. Vor drei Tagen hatte man sie unten auf dem lindenüberschatteten Gottesacker des Dörfleins bei kläglichem Glockengebimmel und frommen Gesängen in die Erde geschaufelt. Sie ruhte nun auf Zeit und Ewigkeit, die sich keinen Tag ihres Lebens hatte Rast gönnen wollen, das

Haupt dicht an die Kirchenmauer gebettet, damit Schutz und Friede des Heiligtums unmittelbar über ihr walte.

Gar plötzlich war es über Frau Hermenegild gekommen; eine hitzige Krankheit hatte sie jählings errafft und aus voller Gesundheit, mitten aus der zuversichtlichsten Tätigkeit heraus, auf das Lager geworfen.

Sie, deren Stolz und Stärke immer gewesen, in allen Dingen, wie lieb oder leid sie ihr sein mochten, unerbittlich klar zu sehen, hatte auch die Boten des Todes sogleich mit festem Blick erkannt. Von der Stund an, da Fieberschauer sie zwang, ihr Bette zu besteigen, wußte sie, daß sie sich nimmer davon erheben würde. Vergebens suchte Herr Waltram, ihr Eheherr — keineswegs so klarsichtig wie sie — die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang festzuhalten.

„Was hilft es denn, sich zu täuschen?“ sagte sie. „Gerne geh' ich nicht von dieser Welt, aber ich habe allezeit willig auf mich genommen, was sein mußte, und so werd' ich es auch jetzt, da es zum letzten Ende kommt, nicht anders machen.“

Sie bat nur, daß man einen eilenden Boten nach ihrem einzigen Kind ausschicke, ihrem Leuthold, der an dem Herzogshofe zu St. Veit um Ritterschaft diente.

Das war geschehen, und zur rechten Zeit noch war der schlanke Junge gekommen. Wie er an dem Sterbelager der Mutter niederstürzte, tat sie noch einmal die Augen auf, ihre matte Hand vergrub sich liebkosend in seinen dunklen Locken, und ihre Lippen, nicht mehr fähig, Worte hervorzubringen, bewegten sich zu einem stillen schier glücklichen Lächeln. Dann noch ein Nicken, kaum bemerkbar, und alles war vorüber . . .

* * *

So war Herr Waltram Witwer geworden. Er war ein noch stattlicher Mann, nicht jung mehr, aber auch lange noch nicht alt: siebenundvierzig etwa, wenn er recht gerechnet hatte. Wohl fing sein schwarzes Haar schon an grau zu werden, allein seine Sehnen spannten sich noch straff genug, und völlig ungebrochen war die Kraft seiner Glieder. Wenn er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete, breitbrüstig und starkknochig, konnte er wohl für das Musterbild eines streitbaren Herrn gelten. Einzig in seinen Augen war etwas, das dem widersprach. Gutmütig und ein wenig versonnen blickten sie in die Welt hinein und ihr stilles, friedliches Leuchten schien durchaus nicht aus einer besonders kriegerischen Seele zu kommen.

So war es denn auch. Wohl verstand Herr Waltram so gut wie ein anderer seinen Speer zu verstechen, und wenn der Zorn ihn packte, dann tat es ihm kaum einer gleich, aber er suchte den Kampf nicht. Streiten und Dreinschlagen war ihm nicht wie anderen seinesgleichen Beruf und Element, darin er lebte, sondern eine leidige Notwendigkeit, der sich ein Mann, wenn es einmal darauf ankam, nicht entziehen durfte.

Vielleicht lag ihm das schon so im Geblüte, vielleicht auch rührte es daher, daß er nicht auf dem geraden Wege zu Waffenhandwerk und ritterlichem Leben gekommen war. Als Zweitgeborenen hatten ihn die Eltern für den Dienst der Kirche bestimmt und frühzeitig zu den Mönchen von Ossiach in die Schule getan. In dem stillen Kloster an dem träumerischen See waren ihm die letzten Jahre der Knabenzeit und die ersten des Jünglingsalters hingegangen; Weisheit der Bücher, fromme Lehre und allerlei sanfte Kunst hatte sie genährt.

Als ihm nach dem plötzlichen Tode des älteren Bruders die Anwartschaft auf das väterliche Erbe zufiel, war es der Wunsch seiner Eltern, daß er aus der Kutte springe. Er gehorchte nicht ungern, denn so wenig er im Kloster zu klagen fand, ihn reizte zuletzt doch das freiere Leben.

Alsbald kam er an den Hof des Markgrafen von Istrien, der seinem Vater gewogen war, und wurde dort in Ritterzucht, in Speer- und Schwertbrauch unterwiesen. Mit Eifer oblag er seinen Pflichten, schon um nicht als ehemaliger Rauchfaßschwinger verspottet zu werden, wohl aber auch, weil die junge Kraft seines Körpers nach Betätigung verlangte, und da er sich in allem wacker hielt, wurde ihm bald der Ritterschlag erteilt. Ja, dies geschah sogar früher, als es sonst die Gepflogenheit mit sich brachte; den Anlaß gab eine Grenzfehde mit dem welschen Nachbar, in der sich Waltram so sehr auszeichnete, daß ihn der Markgraf noch auf dem Kampffeld erhöhte.

Bei seinen jungen ritterlichen Ehren konnte er aber die stillen Gewohnheiten des Klosters dennoch nicht ganz vergessen. Ihm war lieber, daheim zu weilen als im Sattel zu sitzen und krausen Abenteuern nachzujagen. Vor allem zog ihn eine fast leidenschaftliche Neigung zu den Büchern, deren er sich, so viel er irgend konnte, zu verschaffen suchte: lateinisch geschriebene — teils Werke der alten heidnischen Dichter, teils fromme Schriften der Mönche — daneben auch deutsche Rittermären, wie sie ihm eben zur Hand kamen; alle waren ihm gleich lieb.

Der Vater freilich sah solche Beschäftigung ungern. „Junge, was soll's," schalt er mehr als einmal. „Unter dem Waffenrocke lugt dir immer noch ein Zipfel der Mönchskutte hervor. Das muß anders werden."

Allein sein Brummen und Schelten war verloren. Herr Waltram konnte sich nicht anders machen, als er war, so hart er sich zu Zeiten auch darum mühte, und er änderte sich auch nicht, als er nach dem frühen Tode seines Vaters Herr auf dem Sonneck wurde und die junge schöne Hermenegild heimführte.

* * *

Seine Standesgenossen rings auf den Hochsitzen sahen ihm zu, wunderten sich über seine andere Art und wunderten sich so lange, bis sie sich daran gewöhnten. Ein seltsamer Kauz schien er ihnen freilich zu sein, und selten vergaßen sie das Lachen, wenn von ihm die Rede war. „Herrn Waltram, den Sinnierer" nannten sie ihn wegen seiner Lust an gedankenvoller Beschaulichkeit, die ihnen selbst so fremd war. Es lag ein gelinder Spott in dieser Bezeichnung, aber doch nicht eigentliche Geringschätzung. Denn, daß er in Stunden der Not seinen Mann stellte, hatte mancher erfahren, und mildere Sitte, die nicht aus Feigheit erwuchs, zwang selbst in jenen kampffrohen und wilden Zeiten die Herzen.

So ließ man ihn denn in seiner Weise gelten. Nur, die ihm am nächsten von allen Menschen stand, Frau Hermenegild, vermochte sich mit seiner Art nicht abzufinden. Fehlte seiner weichen, etwas lässigen Natur der brennende Ehrgeiz der Tat mehr als billig, so trug sie ein schier allzu reichlich Maß davon im Herzen. Ehrgeiz für ihn, nicht für sich selbst, meinte sie.

Als sie ihm die Hand zum Bunde reichte, eine kleine, aber feste Hand, da schaute sie glückselig mit einem Blick bewundernden Stolzes an seiner mächtigen Gestalt empor, und es stand fest in ihrer Seele, daß er allen Glanz und Ruhm

des Lebens auf seinen starken Schultern als eine leichte Bürde davontragen müßte. Darum zog sie auch wie eine hohe Fürstin auf das Sonneck. Das war freilich dazumal nur ein enges Felsennest, dürftig, gering, ja sogar ein wenig verlottert, doch das irrte sie nicht; sah sie das armselige Bürglein doch schon verwandelt in einen prächtigen, vielgepriesenen Herrensitz mit weitem Gelaß, stolzem Hausrat und strotzenden Speichern.

In ihr selbst wuchs viel frohe Kraft und ein hoher, vor keinem Ziel zurückscheuender Wille. Dies edle Gut ihrer Seele brachte sie vertrauend Herrn Waltram, freudig schlug sie es zu seinem Eigen, daß er damit schalte und in der Welt wirke, und wie sie selbst gläubig ihr Höchstes gab, so forderte sie auch das Höchste von ihm.

Aber es dauerte nicht lange, so merkte sie, daß an ihm nicht alles so war, wie sie es in ihrem jungen, stolzen Glück erträumt hatte. Ihm lag wenig am Herzen, worauf sie Tag und Nacht in heißer Sehnsucht hoffte. Anstatt sich in die Welt zu stürzen und sie sich zu erobern, ging er ihr lieber aus dem Wege, und so erfüllt war er von dem freundlichen Glück der Gegenwart, daß es schien, er habe darüber aller Zukunft vergessen.

Das war Frau Hermenegilden leid, und sie fing an, ungeduldig zu werden. „Warum rührt er sich nicht?" dachte sie. „Er ist doch stark und nicht ohne Mut, ihm wäre leicht, Ehre zu gewinnen. Anstatt dessen sitzt er daheim und hängt an meiner Rockfalte."

Ihr, die nicht zu leben meinte, wenn sie nicht wirkte und etwas vor sich brachte, dünkte seine geruhsame Zufriedenheit ein häßlicher Fleck, den sie gerne weggescheuert hätte. Auch die Bücher waren ihr ein Dorn im Auge. Wohl wußte sie, edle Märe und schönes Lied waren Ritterfreude, aber sie galten ihr doch nur als Würze eines tatenreichen Lebens, und auf seine Taten ließ Herr Waltram noch immer warten.

Als nun Frau Hermenegild lange genug vergeblich gewartet hatte, versuchte sie ab und zu ein Wörtlein hinzustreuen, vorsichtig zuerst, dann immer deutlicher, und verwies endlich zu einem Beispiel auf andere, die mit schlechteren Gaben doch weit besseren Ruhm zu erwerben verstünden als er.

Das half. Herr Waltram begriff, was sie wollte. Ganz heimlich tat ihm zwar etwas weh, er wußte selbst nicht, was es war, aber er schnallte doch seine beste Rüstung um, belud seinen Knecht Balthasar mit Schild, Speer und Schwert und fuhr mit ihm über Land, ob ihn irgendwo Schranken zu ritterlichem Kampfe lüden. Danach hatte er denn nicht lange zu suchen. Er hielt sich stattlich in dem Sattel, und die meisten seiner Gegner flogen in den Sand. Als ihm dies so wohl gelungen, ritt er seelenvergnügt heim; denn er glaubte nun völlig genug getan zu haben.

Eine Zeitlang wars auch Frau Hermenegilde zufrieden und hoffte schon, das preisliche Beginnen werde ihn zu weiteren Taten spornen. Als sie aber merkte, daß er sein lässiges Leben von vorne beginne und die fröhliche Wallung seines Blutes kläglich verebbt sei, bekümmerte sie das sehr, und es kam zu neuen Mahnungen.

Diesmal schüttelte Herr Waltram bedenklich das Haupt.

„Was willst du von mir?“ fragte. „Soll ich wüsten und prassen wie die anderen und bei unsinnigem Prunk das Meinige vergeuden? Und wär' es dir wirklich recht, wenn ich gleich ihnen von Hof zu Hofe, von Schranken zu Schranken ritte und mein Leben fern von dir vertäte?“

Diese Rede dünkte Frau Hermenegild unklug, ja unwürdig, und mild versuchte sie ihn zu weisen.

„Ich will keinen Wüsteprangel aus dir machen und keinen eitlen Speerstecher, das weißt du,“ sagte sie. „Aber wer sich in der Welt nicht rührt, den vergißt sie. Du sollst erwerben, was deiner Kraft gebührt, und dich über andere mächtig zeigen. Dir und mir hab' ich ein anderes Los ausersehen, als bei kargen Bissen all unser Lebtag auf dem Sonneck zu sitzen. Ein Gebietender könntest du werden, wenn du nur wolltest.“

Herr Waltram sah die junge Frau groß an, als sie so redete. Nun wußte er auch, was ihm gleich das erste Mal so weh getan, und es war ihm, als ob etwas in ihm zusammenbräche. „Ihr Sinn steht nach Prunk und Macht, nicht nach mir,“ dachte er. Aber er sagte kein Wort.

Auch Frau Hermenegild schwieg. Sie sah wohl, daß er sie nicht verstanden hatte, und das schmerzte sie. „Sein träges Behagen geht ihm über alles, und mir zu Liebe will er nichts tun,“ grollte sie heimlich.

* * *

Zu solcher Zwiesprach kam es noch manchmal, aber je öfter dies geschah, desto weniger verstanden sie einander, und die Dinge blieben, wie sie waren. Wohl ritt Herr Waltram von Zeit zu Zeit wieder einmal auf ritterlichen Strauß, aber nicht aus eigener Lust, sondern mehr, um verdrießlichen Worten seiner Ehefrau zu entgehen, und darum packte er auch alles ganz verkehrt an. Denn was er auch an Ehren von da und dort heimbrachte, es fehlte der rechte Sinn bei seinem Tun, er verstand nicht, eines zum anderen zu fügen und ein Ganzes daraus zu bauen. So war die Mühe jedesmal verloren, und von allem blieb ihm nur ein Stachel in der Brust. Unbillig, ja unmäßig schien ihm, was Frau Hermenegild von ihm verlangte.

Diese gab es endlich seufzend auf, ihn zu ändern. Sie hätte sich zuletzt beschieden, wenn er wenigstens in seinem engsten Bereich als ein echter Mann hätte walten wollen. Allein auch daran ließ er es gebrechen. Seine Bauern saßen in lässiger Zufriedenheit auf ihren Höfen und vertrauten mehr der gütigen Natur als eigener Arbeit. Vom Herrendienste drückten sie sich, so oft sie konnten, und wenn es zum Zinsen kam, wußten sie hundert Ausreden und Kniffe, um von dem rechten Maß etwas abzuknappen.

Herr Waltram ließ es hingehen. „Es sind arme Schelme,“ pflegte er zu zu sagen. „Man muß wohl ein Auge zudrücken.“

Darum lobten sie ihn sehr und nannten ihn einen guten Herrn.

Unwillig aber hörte Frau Hermenegild solches Lob. „Gutmütigkeit heißt er's, und Schwäche ist es,“ meinte sie ärgerlich. „Er verdirbt damit das Volk und schadet uns.“

Und weil sie sah, daß er sich sein Lebtag nicht um seine Gerechtsame kümmern würde, fing sie selbst an, sich darum zu kümmern. Gerne tat sie es nicht; denn im

innersten schämte sie sich für ihn, daß er sich von Frauenhand entwinden ließ, was seines Amtes war, aber sie nahm es als eine Pflicht auf sich, die sie treu erfüllte.

Bald waren es die Bauern gewohnt, daß sie das Regiment führe und hatten heilsamen Respekt vor ihr. Überall war sie dahinter her, trieb zu rastlosem Fleiße, leitete, riet, änderte und besserte, und nichts entging ihren scharfen Augen. Der Segen blieb nicht aus. Die Äcker trugen doppelt so reich wie zuvor, die Almen waren auf das trefflichste bestellt, und dabei gediehen Bauern wie Herrenleute.

Eine ungütige Gebieterin war Frau Hermenegild nicht. Zur rechten Zeit wußte sie Nachsicht zu üben, und wo es not tat, half sie ohne viele Worte. Aber sie duldete keinen Müßiggang und strenge forderte sie, was der Burg zukam. Wenn die Halmfrüchte eingescheuert wurden, stand sie von früh bis spät im Kornhaus und sah genau zu, daß keiner hinter seiner Pflicht zurückbleibe. Mit eigener Hand strich sie das Maß. „Was recht ist — nicht mehr, aber auch nicht weniger," war ihr Spruch.

So wuchs das Gut unter ihren Händen. Ihre Umsicht wußte jeden Vorteil zu erspähen, zu den alten Äckern kamen neue Hufen, von verschuldeten Nachbarn um ein geringes Entgelt erworben. Träumte sie auch nicht mehr von dem stolzen Herrensitze, der sich auf dem Sonneck erheben sollte, so schaffte sie doch, so viel an ihrem Teil war, um dem alten Steinkasten ein braveres Aussehen und dem Leben darin stattlichere Fülle zu gewinnen.

Staunend, mit einer Art scheuer Achtung gewahrte Herr Waltram diese unmüdliche, zähe Tatkraft, aber es wurmte ihn manches dabei. Daß Frau Hermenegild die stärkere war und ihm dies bisweilen fühlen ließ, verdroß ihn; auch schien sie ihm die Zügel straffer als nötig zu spannen. Ungern hörte er ihr scharfes Befehlen mit den Dienstleuten, und wenn er sie vollends in der Kornkammer bei den säckeschleppenden Bauern die Kelle schwingen sah, so gab es ihm allemal einen Stich. „Sie hat ein hartes Herz," seufzte er dann wohl.

Ganz müßig blieb übrigens auch er nicht. Das Sonneck lag an der Straße, die nach Venetien führt, dort, wo die deutsche Zunge mit der welschen zusammentrifft, und das Land nordwärts und südwärts davon war dazumal noch recht unsicher. Frau Hermenegild bedachte, daß die Kaufleute, die mit ihren Warenballen des Weges zogen, oder vornehme Reisende froh wären, gutes Geleit zu erlangen, um vor Schatzung durch räuberische Gesellen behütet zu sein, und gerne Zoll dafür geben würden. Vermochte sie ihren Eheherrn schon nicht zu rühmlicherem Werke zu spornen, so suchte sie ihn wenigstens zu solchem Dienste zu ermuntern; es war immerhin Waffendienst und ging nicht gegen die Ritterehre.

Herrn Waltram war dergleichen nie eingefallen, er tat aber willig, was von ihm geheischt wurde. Oft ritt er selbst mit einer reisigen Schar, manchmal schickte er auch seinen treubewährten alten Balthasar und blieb daheim bei seinen Pergamenten, die Burg zu hüten. Das trug nun allerlei ein, schönes Tuch, ein Faß Wein, Kettlein und Spangen, Silbergroschen oder Goldgulden, je nach Rang und Reichtum der Reisenden. Ab und zu kam auch eine Fehde aus und Herr Waltram brachte Beute davon heim. So schlug sich eines zum anderen, das Sonneck sah gute Tage, aber dem Gedeihen fehlte die Freude.



Frau Hermenegild berechnete still gekränkt, was Herr Waltram ihr schuldig geblieben. Alles, wozu er sich aufschwang, schien ihr gering gegen das, was er bei höherem Sinne hätte gewinnen können. Und selbst zu dem Geringen, wozu er sich herbeiließ, mußte sie ihn treiben. Sagte sie: reite! so ritt er; sagte sie nichts, so blieb er daheim. Es wurmte sie, daß alles Denken und Sorgen auf ihr ruhte, daß ihres Eheherrn Gedanken in ferne Fabelländer schweiften, das Nächste und Nötigste aber unwert fanden.

Herr Waltram dagegen sah, daß sie ihre Liebe zu ihm verlor und klagte insgeheim ihren unverständigen Ehrgeiz an. Wohl gefiel auch ihm, daß Kammern und Speicher sich füllten, aber oft dachte er, kärglichstes Hausen bei freundlicherem Sinn und Willen wäre weit größerer Reichtum.

Früh war der beiden Glück verdämmert wie ein kurzer Lenztag. Kein großer Schmerz war zerstörend darüber hingefahren, nicht in bitterem Zwist und offenem Hader war der Traum vernichtet worden. Es war nur alles anders gekommen, als jedes von ihnen gedacht hatte. Ganz still eingeschlafen war das Glück, und Enttäuschung um Enttäuschung hatte ihren grauen Schleier darüber gebreitet.

Freilich, als ihnen ihr Sohn geboren wurde, da waren freundlichere Tage, freundlichere Wochen gekommen; aber zuletzt waren auch diese vergessen.

* * *

Als etwa fünf Jahre dieser trüben Ehe dahingegangen waren, ereignete es sich, daß Herr Waltram sich einer Fahrt anschließen mußte, die der Markgraf von Istrien nach deutschen Fürstenhöfen unternahm. Bis nach Schwaben führte die Reise und in manchem stolzen Herrenbau wurde geherbergt. Da geschah es in einer Burg am Bodensee, wo sie Gastrecht ansprachen, daß ihnen in der Herrin eine Dame entgegentrat, wie Herr Waltram noch nie eine so schöne gesehen hatte. Engelhafte Milde umfloß ihr Antlitz, ihre Wangen waren wie Apfelblüte, ihre Lippen holdselig wie die eines Kindes, obschon ein wenig keck geschwungen und unter der weißen Stirne grüßten die Augen in dem Blau der Veilchen. Das Haar aber schimmerte in einem glänzenden Rot und war so üppig und schwer, daß alle Kunst seine Fülle kaum zu halten vermochte.

Herr Waltram stand tief betroffen.

„Löst die Herrin das Haar," dachte er bang, „so wallt es wie ein Flammenmantel um ihre weißen Glieder."

Er hatte sich bisher der ritterlichen Sitte, eine Dame zu küren, stets entschlagen. Sein gerader Sinn sträubte sich gegen die törichte Spielerei, mit der viele seiner Standesgenossen ihr ganzes Leben ausfüllten und noch weniger suchte er ernste Minne; denn unrecht schien ihm, daheim das Walten der Hausfrau zu genießen, den Dienst aber einer anderen zu weihen. Nun freilich entzündete sich sein Herz, das so lange Zeit verwaist stand, jählings an der heißen, roten Lohe schönen Frauenhaares und er geriet darüber in große Not.

Zwei Tage schon weilte er auf der Burg, ohne daß ihm gegönnt war, mit der Dame zu reden; denn sie war wohl behütet und vermied sorglich, einen Schritt über die engen Grenzen der Sitte zu tun; nur schien ihm bisweilen, als ob ihre Augen ihn heimlich suchten.

Am dritten Tage aber, als die Gesellschaft zur Beize auszog, fügte sich's auf dem Heimwege, daß er in seinen wirren Gedanken den anderen um ein paar Pfeilschüsse voraustrabte und die schöne Herrin auf einmal an seiner Seite ritt. Sie sprach kein Wort, sie neigte sich nur ein wenig zu ihm hinüber und lachte ihn an.

Da erhob sich ein mächtiger Sturm in seinem Herzen und er hätte gerne viel gesagt, aber die Zunge lag ihm gebunden im Munde, so daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Ihm fielen Frau Hermenegild und sein kleiner Leuthold ein, und das mehrte die heillose Wirrnis in seiner Seele. Als sie eine Weile nebeneinander geritten waren und er noch immer schwieg, wurde die Dame ärgerlich. Sie sah sich um und winkte den Rittern, die folgten.

„Es ziemt euch schlecht, daß mich nur einer geleitet," sagte sie.

Sogleich sprengten die Herren heran, umringten die Dame und der günstige Augenblick für Herrn Waltram war versäumt. Das bekümmerte ihn sehr. So groß war seine Trübsal, daß ihm alle Gedanken an das Sonneck auf der Stelle schwanden.

Als man auf die Burg kam und die Frauen von den Pferden gehoben wurden, nahm er einem Knappen das Hebeeisen aus der Hand und ging zu der Dame; denn er mochte den Dienst keinem anderen gönnen. Sie sah ihn lustig an und sagte: „Seid Ihr denn stark genug, daß Ihr Euch traut, mich herabzuheben?" Da lachten alle, die das vernahmen und den starken Mann sahen. Sie indes trat auf das Eisen, und während sie sich aus dem Sattel lüpfte, griff sie Herrn Waltram verstohlen ins Haar und zauste ihn kräftig. „Dies nehmt zur Strafe dafür, daß Ihr Frauen so schlecht kennt," sagte sie heimlich, daß es niemand sonst hören konnte.

Da fuhr eine lichte Glut in seine Wangen, doch bevor er antworten konnte, war die Herrin enteilt.

Er fand die Nacht über keinen Schlaf. Ein Wogen war in ihm, das er nicht zu bändigen vermochte; es ging auf und nieder und wurde zuletzt zum Liede. Das machte sein Herz freier und mutiger.

Sobald es im Schlosse lebendig geworden, ging er zum Burgpfaffen und erbettelte sich einen Streifen Pergament. Darauf schrieb er fein säuberlich das Lied, das er nächtens ersonnen. Und weil er es in der Verwegenheit einmal schon so weit gebracht, wagte er gleich noch mehr: er bestach eine Zofe, daß sie der Herrin das Kunstwerk heimlich zustecke.

Ob dies wirklich geschehen, wußte er freilich nicht, wenngleich die Botin es bei allen Heiligen versicherte. Er selbst vermochte der Herrin nicht mehr zu nahen, nur aus bescheidener Entfernung sah er sie und wartete vergeblich auf ein Zeichen von ihr, ob es ihm nun Gunst oder Zorn kund täte.

Als sie aber am nächsten Morgen von der Burg ritten und er dahinten blieb, weil er immer noch nach dem hohen Turme blickte, wo die Herrin, Abschied winkend, gestanden, da fiel plötzlich, ohne daß er merkte, woher es kam, ein güldenes Ringlein vor die Hufe seines Rosses, und darum war ein anderes Ringlein gewunden aus roten Haaren. Er hob es auf und drückte es an die Lippen. Aber ganz umsonst starrte er in die Höhe nach der Spenderin; es ließ sich niemand auf der Zinne blicken.

Da zog er traurigen und doch frohen Mutes von dannen.

* * *

Nie noch in seinem Leben war Herr Waltram so sehr Ritter gewesen wie in den paar Wochen seiner Heimfahrt. Er zersplitterte, ganz wie es seine Zucht verlangte, manchen Speer zum Preise seiner Herrin und dichtete der Süßen manch ein schönes Lied, eines zarter als das andere. Ihm, dem Freudelosen, war das Glück doch einmal über den Weg gehuscht; es hatte ihn nicht in die weißen Arme geschlossen, aber schon, daß es ihm ein flüchtiges Lächeln geschenkt, erfüllte seine Seele mit Dank. Das Ringlein besang er, das ihm statt der Wonnen war, die ihm versagt geblieben, und tausend Grüße schickte er der Fernen. Ihm war ja genug, an sie zu denken.

Lieder hatten dazumal rasche Beine; sie kamen gar schnell und weit durchs Land. In manchem Burghofe wurden Herrn Waltrams Weisen gerne gehört; mit ihrer stillen, scheuen Art wußten sie die Herzen, besonders der Frauen, zu gewinnen. Derbere Naturen freilich lachten darüber, und es fand sich ein kecker Gesell, der Spottverse darauf machte, die er unter Dorf- und Hoflinden sang. Herr Waltram, hänselte er, küsse wohl das Ringlein, würde aber die schöne Dame, wenn er bei ihr wäre, nicht anrühren. Ein Klügerer würde ihr, wenn er sie einmal allein hätte, er wolle nicht sagen, was, antun, und jedenfalls nicht den Ring an ihrer Hand, sondern unersättlich den roten Mund küssen.

Auf mancherlei Umwegen kamen die Lieder und zugleich auch die Spottverse zu Frau Hermenegilds Ohren. Groß war ihr Verdruß, größer noch ihre Verwunderung — denn derlei hatte sie ihrem Eheherrn gar nicht zugetraut — und sie beschloß, die Sache allsogleich ins reine zu bringen.

Ohne Zaudern trat sie vor Herrn Waltram, rückte die Haube und sprach: „Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß du unter die Sänger gegangen bist. Zum ersten Male, so viel ich weiß, hast du dich ungebeten gerührt. Es taugt aber nicht, daß du dich auf solche Weise in der Leute Mund bringst. Mir dünkt, du hättest besseres zu tun als mit einem Ringlein zu spielen, das du, wer weiß wo, gefunden, und rothaarigen Schönen törichte Lieder nachzusingen."

Herrn Waltram ward unfroh, da er sie so reden hörte, und etwas kleinlaut entgegnete er, er tue nichts anderes, als was allgemeiner Ritterbrauch sei; deshalb müsse ihn wundern, daß Frau Hermenegild ihm just dies vorhalte, da sie ihn doch sonst tadle, weil er zu wenig Rittersitte übe.

Allein mit dieser Antwort gelang es ihm übel.

Zwar blieb Frau Hermenegild guten und ruhigen Mutes, doch dachte sie nicht, ihm zu weichen.

„Nicht jeder Lappe paßt zu jeder Kappe," sagte sie kurz und blickte ihm scharf, fast ein wenig spöttisch in die Augen. „Es gibt anderer ritterlichen Übung genug, um die du dich kümmern könntest, wenn du nur wolltest. Daß du just diese auserwählst, ist unnötig. Sie steht dir nicht wohl an, und wenn du gutem Rate folgst, so schlägst du dir die Alfanzereien beizeiten aus dem Kopfe."

Herr Waltram schwieg; unmöglich war ihm, darauf etwas zu sagen. Er begriff, daß sein Minnen und Singen ein Ende gefunden, und war sehr traurig. Aber was half es? Er sah ein, daß es nicht anders ging.

Wohl kamen noch Stunden heimlicher Sehnsucht, in denen er der schönen Herrin auf der Burg am Bodensee gedachte, und manchmal schwoll sein Herz von

süßem Klang über; er wehrte den Liedern nicht, die ungerufen kamen, aber er schrieb sie nicht mehr auf, er sang sie nur heimlich vor sich hin zum Brausen des Wildbachs, zum Rauschen des Waldes oder zu den stillen Sternen hinauf.

Und endlich begrub er auch dieses Glück.

* * *

Dafür blühte ihm ganz sacht ein anderes, weit schöneres und wirklicheres auf: sein Leuthold. Schlank und frei wuchs der Junge heran, fröhlich blitzten seine Augen, und frisch war sein Mut.

Oft, wenn Herr Waltram unter der Linde 'm Burghof über einem Buche saß und der Knabe neben ihm spielte, wanderten seine Blicke von den schön gezogenen Zeilen zu dem Söhnlein hinüber und weilten lange, lange mit unsäglicher Zärtlichkeit auf ihm.

Es schien ihm manchmal, als ob viel von seinem eigenen Wesen in dem Kinde wiederkehre, und doch war alles ganz anders; sicherer, verheißender, eine glücklichere Art. Zwar lag es zuweilen wie ein stilles Sinnen auf der dunkel umlockten Stirne, unter der künftige Gedanken heimlich zu keimen schienen, aber kräftige Lust zur Tat streckte die jungen Sehnen, und ein fester, fröhlicher Wille leuchtete von dem Antlitz. Der kleine Leuthold wußte die Welt um sich her, so weit sie sich ihm erschlossen hatte, keck zu ergreifen, und verstand es vortrefflich, sich seinen Platz zu schaffen.

Herr Waltram konnte sich an seinem Knaben gar nicht satt sehen. Ungeduldig, fürchtend und hoffend, forschten seine Gedanken in die Zukunft hinaus, und oftmals rang sich dann ein heißer Wunsch aus seiner Seele wie ein stammelndes Gebet: „Sei du, mein Leuthold, was ich nicht sein, noch werden kann! Was in mir gebrochen und verkümmert liegt, das wachse frei in dir an das Licht heran! Blüh auf, mein Kind, in deiner jungen, fröhlichen Kraft, blüh auf zu einem stolzen, fröhlichen Manne, der getrosten Mutes das Leben erobert und das Glück an seine Fersen bindet!“

Mit immer tieferer Leidenschaft ergriff ihn dieser Wunsch, und die Hoffnung, daß er sich erfülle, war der beste Trost in seinem freudelosen Leben.

Auch Frau Hermenegild hing mit einer abgöttischen Liebe an ihrem Leuthold. Alle Zärtlichkeit, die sie bei ihrem sonst etwas harten Wesen tief in sich verschloß, wandte sie an ihn, und wenn sie ihm über die Locken strich, dann stieg wohl auch in ihrem verarmten Herzen ein Wunsch auf, ähnlich dem Herrn Waltrams: „Werde so, wie ich möchte, daß dein Vater wäre —!“

Darin waren die beiden Gatten eins. Und als Leuthold fortzog aus dem Sonneck, um an dem Herzogshofe Ritterdienst zu erlernen, da standen sie beide tief bewegt und blickten einander in die Augen. In dieser Stunde fühlten sie, daß das Leben sie über alles Nichtverstehen und alles Leid hinweg unlösbar zusammengebunden und zusammengeschworen hatte. — — — — — — — — — — — —

Dann hatten sie wieder jahrelang einsam gehaust, nur aus der Ferne glücklich zugesehen, wie ihr Leuthold draußen in der Welt reifte, . . . und dann . . . dann war das jähe Ende für Frau Hermenegild gekommen.

Sie hatte hingehen müssen, ehe der Traum ihrer Nächte und Tage sich erfüllt hatte: den Sohn im Schmucke seines jungen Rittertums zu sehen. Aber in ihrem

brechenden Blicke noch war ein Schimmer stolzer Zuversicht aufgeglommen; an ihr Kind hatte sie geglaubt, fest geglaubt — allezeit, auch noch in der letzten Stunde.

Es war ein seltsames Zucken über das Antlitz Herrn Waltrams geflogen, da er dies gesehen.

„Arme Frau!“ hatte er gemurmelt. „Ich hätt' ihr alles Glück gegönnt. Nur, daß ich es ihr nicht hab' bringen können!“

In den engen Schragen wurde gebettet, die so lange Herrin auf dem Sonneck gewesen, nicht glücklich und nicht beglückend, aber immer aufrecht und voll guten Willens. Alles Harte hatte der Tod von ihrem Angesichte genommen, die tiefe Treue ihres Wesens leuchtete noch aus den erschlafften Zügen.

Herrn Waltram war rechtschaffen schwer ums Herz. — — — — — — — —

* * *

Der Dorfpfaffe hatte die Messen zum Seelentroste der Verstorbenen gelesen, und Leuthold mußte nun daran denken, an den Hof zurückzureiten. Längerer Urlaub war ihm um so weniger verstattet, als er von der Gnade des Herzogs bald den weißen Gurt und die goldenen Sporen zu empfangen hoffte.

Vater und Sohn beschritten den Hof, wo der Knecht schon, der Fahrt gewärtig, die aufgezäumten Rosse hielt. Jeder ging in schweren Gedanken, aber keiner redete. Leuthold sprang in den Sattel, ein Blick von Aug zu Auge, ein Händedruck noch, der statt vieler Worte war, und die Pferde trabten zum Tore hinaus, den steilen Burgweg zum Dorfe hinunter.

Von der Wallmauer schaute Herr Waltram den Fortziehenden nach. Schon waren sie hinter den Bauerngehöften seinen Blicken entzogen, und eine gute Weile war nichts von ihnen zu sehen; denn Leutkold wollte die heimische Flur nicht lassen, ohne der toten Mutter noch einen Gruß zu entbieten. Endlich kam er mit dem Knechte hinter der letzten Hütte hervorgeritten, Eisenhemd und Stahlhaube blitzten auf dem Sträßlein, das sich neben dem Wildbach nordwärts wand, und Staub flog in weißen Wolken auf. Nicht lange, so waren Roß und Reiter hinter einem Bergvorsprunge verschwunden.

Langsam stieg Herr Waltram von dem Umgang an der Wallmauer herab und schaute sich um. Seltsam verändert kam ihm alles vor: die Linde, deren Äste noch kahl standen, der Hof, das Steinhaus, die Scheuern. Zum ersten Male fiel ihm ein, daß nun ein ganz neues Leben für ihn beginne. Der Gedanke erschreckte ihn fast; denn er war das alte Leben zu sehr gewöhnt, als daß er es so leicht hätte aus den Gliedern schütteln können.

Er ging in das Haus und schritt von Zimmer zu Zimmer, aber immer beklommener ward ihm, und er dachte zuletzt, es sei wohl das Beste, auf eine Zeit über Land zu reiten, um die Seele ein wenig auszulüften.

Rascher, als es sonst seine Art war, entschied er sich. Er berief seinen treuen Knecht Balthasar und trug ihm auf, an seiner statt für das Sonneck zu sorgen. Die Zurüstungen waren bald vollendet, da er allein reiten wollte und wenig bedurfte, und Mittag war kaum vorüber, so er zog schon von dannen.

Es war ein schöner Tag. Der Frühling, der in den südlichen Alpen so plötzlich und mit solcher Gewalt kommt, spann sein helles Duften und Glänzen über die Erde. Schon war der Schnee geschmolzen, in wenig Tagen hatte die heiße Sonne

ihn weggeleckt; nur in Schlüften, wohin ihre Strahlen nicht dringen konnten, und ganz oben auf den Höhen hielt er sich noch. Das weiße Gestein der Berge gleißte aus dem tiefen Himmelsblau. Unten an den Hängen aber breiteten sich, weithin zu sehen, große rote Flecken aus, wuchernde Eriken, die förmliche Teppiche bildeten. Die Wiesen standen in einem scharfen, fast giftigen Grün, und auf ihnen blühten schon die Krokus, weiße und blaßviolette.

Herrn Waltram war gar wehmütig zu Sinn, aber bald gewann er freieren Mut, wie er das Roß zwischen den Schenkeln spürte. Der Wildbach unter ihm schäumte so lustig, von den Höhen kam ihm scharfe Luft entgegen, Finkenruf klang hell aus den Wipfeln, und an den Lehnen herunter liefen eilende Wässerlein.

Wochenlang streifte Herr Waltram durchs Land, von Tal zu Tal, die kreuz und die quere — ohne Ziel und ohne anderes Verlangen, als den hohen Himmel und die liebe Sonne über sich zu haben, die Vögel singen zu hören und im Walde zu liegen.

Auf mancher Burg wußte er Gefreundete und Verwandte, die er heimsuchte, um von ihnen zu hören und unter ihrem Dache zu nächtigen. War's aber keine Burg, so tat's auch eine Herberg am Wege, oder er legte sich wohl auch bei Bauern ein. Das Landvolk war sonst den Herren, die in Eisenschienen ritten, unwillig und gram; ihm aber wurde gerne gewährt, was er bat, um seines guten Gesichtes willen.

Bei seinem Streifzuge wurde Herrn Waltram allgemach von Herzen wohl. Er spürte von Tag zu Tag mehr, wie gut seine Seele ausgelüftet wurde; aller Moder, der sich darin die vielen Jahre her gesammelt, flog hinaus. Mit frischeren Augen, als er seit langem gehabt, schaute er vor sich in das schöne weite Frühlingsland, in dem es so fröhlich blinkte und rauschte und von tausend Blüten duftete, und wie er die ganze Herrlichkeit lebendig spürte, schien ihm fast, als triebe wieder wie einst junger Saft durch seine Glieder.

* * *

Eines Tages fiel ihm ein, daß ihm auf einem Bürglein in den Karawanken, dort, wo das Landvolk wendisch ist, eine Muhme sitze, Kordula mit Namen, die er seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen, und da ihm einerlei war, welchen Weg er sein Rößlein laufen ließ, gedachte er sie aufzusuchen.

Er fragte sich nach ihr durch und erfuhr dabei, ihr Eheherr, ein arger Buschklepper, der, was er etwa im Hohlwege gewann, immer gleich wieder bei Schelmenbein und Kanne durchbrachte, sei vor etlicher Zeit von rachlustigen Bauern überwältigt und mit Dreschflegeln elend erschlagen worden. Der armen Wittib sei nichts geblieben als ein paar magere Felder und der wackelige Burgstall; dort hause sie nun unter löcherigem Schindeldache gar kümmerlich mit ihrem Töchterchen, einem alten, untauglichen Knechtlein und einer ebenso alten Magd.

Die üble Kunde war Herrn Waltram leid, und daß sie nicht übertrieben hatte, merkte er, als er endlich vor Muhme Kordulas Behausung hielt. Das armselige Gemäuer, das ihm da entgegenblickte, sah in der Tat so aus, als könnt' es einen rechtschaffenen Windstoß nicht mehr aushalten. Langes Einlaßheischen war unnötig, denn das Tor stand offen und den Burgleuten schien wenig Sorge, daß ihnen jemand etwas davontragen könnte.

Herr Waltram zog die Brauen hoch. „Wo nichts ist, spart man billig Riegel und Schloß," dachte er, ritt getrost zum Tor ein, stieg vom Roß und wartete, daß jemand käme, ihn zu empfangen.

Auf dem kleinen Hofe war's aber nicht unfreundlich. Alter Holunder reckte seine Äste, um die breiten, weißen Blütendolden summten Bienen, und die Sonne glänzte warm darüber hin. So zermürbt auch alles war, es zeigten sich doch Spuren einer sorgenden Hand, die, wenn sie schon das Zerbröckeln nicht aufzuhalten vermochte, doch wenigstens dem Schmutz und wüster Unordnung zu wehren verstand.

Während Herr Waltram sich umsah, kam aus einem Winkel das Knechtlein herangehumpelt, aus einem anderen die Magd geschlürft, beide verschlafen blinzelnd, obwohl die Sonne hoch im Mittag stand; aus dem Haus aber trat gleichzeitig die Herrin, ein rundliches, aber recht bewegliches Weiblein, und alle drei lugten neugierig nach dem Ankömmling.

Als Frau Kordula ihn endlich erkannte, wurde sie über und über rot.

„Alle Heiligen, Ihr seid's!" rief sie fast erschrocken. Denn bei aller Freude über den unverhofften Besuch schämte sie sich, vor den Vetter, der sie nur in ihren guten Zeiten gesehen, auf einmal so kläglich und armselig hinzutreten. Dennoch überwog die Freude alle Bedenken, und mit gutmütigem Eifer hieß sie Herrn Waltram willkommen.

„Wie Ihr mich seht, bin ich freilich nur eine arme Hauserin," sagte sie, „schlimmer daran als eine Kirchenmaus. Aber deswegen laß ich Euch doch nicht ziehen. Hartes Lager und karge Bissen müßt Ihr eben nehmen, wie sie geboten sind. Seid Ihr der Alte geblieben, so denk' ich wohl, daß wir trotz allem ein paar Tage froh werden sollen."

Herr Waltram war's einverstanden. Indes kam Friderun, das Töchterlein Frau Kordulas, treppab gelaufen. Es war ein Kind von etwa fünfzehn Jahren, schlankfüßig und geschmeidig wie ein Reh, hatte auch Augen von der Farbe des Rehes und schönes braunes Haar, das sich gelind um die feine Stirne legte. Scheu blieb das Mädchen auf der Schwelle stehen und schaute den fremden Mann verwundert an. Erst auf den Befehl der Mutter kam es näher und bot ihm die Hand, lief aber gleich wieder weg.

„Ein armer Wurm!" flüsterte Kordula ihrem Vetter ins Ohr. „Wächst hier im Wilden auf und ich sorge, was aus ihr werden soll. Die frommen Schwestern zu St. Ursula in Klagenfurt wollen sie freilich nehmen, um sie später einzuschleiern, allein, Gott verzeih' mir die Sünde, mir tut's leid um das junge, frische Blut. Wird aber zuletzt doch wohl so sein müssen."

Herr Waltram vergaß der Antwort, so sehr war er in den Anblick Friderun versunken. Sie schien noch völlig ein Kind, aber den herben Reiz der jungen Glieder sänftigte schon eine stille, fast frauliche Anmut. Herrn Waltram dünkte, es könne in aller Welt nichts Lieblicheres blühen. Ganz warm und weich wurde ihm ums Herz.

„Das ist wahrlich nicht für die Klostermauern geschaffen!" dachte er und es fuhr von ungefähr ihm durch den Kopf, ob hier nicht das hübscheste Bräutchen für seinen Leuthold heranwachse. Im nächsten Augenblicke freilich besann er sich, wie töricht das sei, und er mußte über sich selbst lachen.



Frau Kordula, die ihm erstaunt zugesehen und auch das Lächeln gewahrt hatte, fragte, was es zu bedeuten habe.

Da fing er erst recht zu lachen an und sagte: „Nichts für ungut, Muhme! Ihr müßt Euch daran gewöhnen, daß ich ein wunderlicher Geselle bin. Sie nennen mich Waltram, den Sinnierer.“

* * *

Noch desselbigen Tages wurden er und Friderun gute Freunde. Das Kind wollte gar nicht von seiner Seite weichen und lief ihm wie ein Hündchen auf Schritt und Tritt nach. Als es gegen Abend wurde, setzten sie sich zusammen auf das Mäuerlein, von dem man über Fichtenwipfel hinweg weit, weit in die schimmernde Ebene hinausblicken konnte, und dabei fing Herr Waltram an, aus seinem Schatz von Geschichten allerlei Hübsches hervorzukramen. Von dem streitbaren Mönch Ilsan erzählte er, den die schöne Kriemhild zu Worms auf den struppigen Bart küssen mußte, und von den treuen Kindern Flore und Blanscheflur, die lieber zusammen sterben wollten als den Zauberring nützen, der nur eines von ihnen zu retten die Kraft hatte.

Friderun horchte und horchte, und immer größer wurden ihre Augen. Ab und zu riß sie von dem Holunder, der neben ihr wuchs, ein Blättlein und zerzupfte es mit bebenden Fingern.

Die Sonne sank, das Dunkel kam, bleich und bleicher aus dem tiefen Dämmer schimmerte das Kindergesicht neben Herrn Waltram. Endlich war die Geschichte zu Ende und er erhob sich. Friderun aber regte sich nicht; sie lauschte noch immer. Und wundersam still lag die Welt unter ihr . . .

Des nächsten Morgens war sie mit der Sonne auf und hätte Herrn Waltram, der freilich länger schlief, am liebsten gleich geweckt, wenn ihr das die Mutter nicht strenge gewehrt hätte. Aber sie wartete vor seiner Kammer, sprang ihm entgegen, als er daraus hervortrat, und faßte ihn an der Hand, als wollte sie sagen: „So, jetzt gehörst du mir.“

Frau Kordula wurde ärgerlich.

„Das Kind ist ungefüge,“ sagte sie zum Vetter. „Ihr müßt es abschütteln, sonst läßt es Euch keinen Augenblick zufrieden.“

Allein Herr Waltram dachte gar nicht daran, es abzuschütteln; ihm gefiel das hübsche Dirndlein zu wohl, und es freute ihn, daß es so zutraulich war. Kaum nahm er sich die Zeit, den Morgenimbiß zu verzehren, so lief er mit Friderun auch schon zum Bach hinunter und strich seelenvergnügt mit ihr durch die Büsche. Aus dem jungen Weidenholz schnitt er ihr Maipfeiflein, darauf bliesen sie, daß es eine Lust war. Dann warfen sie die Pfeiflein weg und haschten einander. Herr Waltram wunderte sich, wie behend er springen konnte, aber Friderun war freilich noch viel schneller als er. Als sie sich müde gelaufen, schritten sie ganz sachte quer durch die Wiesen dem Bergwalde zu; die Halme gingen Friderun bis an die Brust, und es sah aus, als watete sie durch grüne Flut. Im Walde stiegen sie ein Stücklein hinan, dann streckten sie sich unter einer Tanne ins Moos. Ein schöner grüner Dämmer war um sie, auf dem Boden zitterten weiße Sonnenflecke, und die Vögel sangen. Herr Waltram aber begann zu erzählen, und das war freilich für Friderun das Allerschönste.

„Vor Zeiten," so hub er an, „lebte ein Sänger, der hatte bei weißen Haaren ein junges Herz. Das schuf ihm gar großes Leid. Sein Herz klopfte laut und ungestüm wie das eines Jünglings und verlangte nach allen Süßigkeiten des Lebens, deren es in so viel Jahren noch nicht hatte satt werden können; aber er schaute seine Haare an und wußte: damit ist es für dich vorbei. Er hätte sich auf den wildesten Renner werfen und wie ein Sturm durch die Lande jagen mögen, und kam ihm ein Mägdlein entgegen mit roten Wangen und rotem Munde, so mußt' er an sich halten, um nicht ohne viel Fragen wie ein rechter Fant den roten Mund zu küssen. In Maienmondscheinnächten stand er unter mancher Zinne und wartete, ob denn kein Schleier für ihn wehe, und wenn er das junge Volk im Tanz um die Linde hüpfen sah, so wär' er für sein Leben gerne mitgehüpft. Aber, so lang er wartete, es wollte kein Schleier sich zeigen, und vom Tanze schlich er betrübt hinweg; denn er wußte wohl, die Leute sahen nur seine weißen Haare und nicht sein junges Herz und hätten ihn ausgelacht.

Einstmals im Maien lag er im Walde, einen Strauß frisch gepflückter Blumen in der Hand. Aber er ließ die Blüten traurig sinken, und bitter weh war ihm inmitten der Maienluft. „Was seid ihr mir nütze," sprach er. „Übel steht ihr zu dem Schnee meines Hauptes. Es ist ein Unglück, daß mein Herz jung geblieben. Immerfort muß es begehren, was ihm versagt ist. Ach, ich wollte wohl, es wäre endlich so alt und welk wie meine Haare, daß es zum Frieden fände."

Indem er so sprach, stand plötzlich ein wunderschöner Knabe vor ihm. Einen Kranz von Maiblumen trug er in den gelben Ringellocken, und die Lippen blühten wie Rosen; von Stirn und Augen aber ging ein himmlisches Leuchten aus.

„Armer Mann!" sprach er mit Engelsstimme. „Vergebens suchst du Fried und Ruhe; denn bis zu deinem letzten Atemzuge wird dein Herz nicht alt werden, weil du ein richtiger Sänger bist. Aber nicht umsonst bist du meinem Zauber genaht. Wenn du eine junge schöne Magd findest, die deines weißen Haares nicht achtet und dich auf den Mund küßt um deines jungen Herzens willen, so sollen auch deine Locken wieder jung und braun werden, wie sie einstens waren."

Als der Sänger dies hörte, ward er freudevoll; er dankte dem Knaben und wanderte getrosten Mutes in die Welt. Von Tal zu Tal zog er, von Burg zu Burg, sang seine schönsten Weisen und suchte überall nach der jungen Magd, die ihn erlösen sollte. Aber er fand sie nicht. Manch einer klopfte wohl das Herz höher, und schlug wunderlich bang und sehnsüchtig, wenn sein Lied erklang, doch keine von ihnen küßte ihn; denn sie alle sahen seine weißen Haare und seufzten: „Schade, daß er nicht jünger ist!" So wurde der Sänger zuletzt wieder ganz verzagt.

Einmal kam er auf eine Burg, da war die schönste Jungfrau, die er je gesehen hatte; frisch und hold und wonnig blühte sie daher wie der Frühling selbst. Im Burghofe sang er vor ihr, die Eltern saßen ihr zur Seite, und viel edle junge Herren waren um sie, wohl jeder wert, daß einer Jungfrau Herz ihn begehre. Alle lobten seine Lieder mit lauten Reden, nur die schöne junge Dame sagte kein Wort. Aber er sah wohl, wie sie rot und bleich wurde, wie ihre weiße Brust sich hob und Tränen in ihre Augen traten. Und als sie mit den anderen aufstand und zum Saale ging, warf sie einen langen, langen Blick auf ihn. . . .

Die Nacht war gekommen, der Mond schien über die Erde, und der Sänger saß still, in tiefen Gedanken, unter der Linde im Burghofe. Da trat die junge Herrin aus dem Hause und kam mit leisen, zögernden Schritten suchend näher. Sein Herz begann heftig zu schlagen, als er im Mondenflimmer ihr weißes Gewand leuchten sah.

„Wen sucht Ihr?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Euch!“ antwortete sie. „Singt noch einmal!“

Da sang er für sie allein. Zu keiner Stunde seines Lebens war ihm ein Lied über die Lippen gekommen, so süß, so voll tiefer Sehnsucht wie dieses; alles Bangen und Hoffen seiner armen Seele floß darein.

In Lust und Weh lauschte die Jungfrau, und als er geendet, beugte sie sich ganz nahe über sein Gesicht und schaute ihm tief in die Augen.

„Euer Herz ist jung,“ sagte sie, „jung und heiß, und ich höre seine Sehnsucht pochen.“

Sie hielt inne. Dem Sänger war's, als müßt' ihm die Brust zerspringen. Doch, als sie lange schwieg, sank ihm die Hoffnung.

„Aber mein Haar ist weiß!“ sagte er leise.

Sie schüttelte das Haupt.

„Ich seh' es nicht,“ sprach sie ernst. „Ich sehe nur das junge Herz. Ein Zauberer seid Ihr. Seit ich Euer Lied gehört, ist mir, als müßt ich alles vergessen und Euch folgen — folgen, wohin Ihr wollt.“

Wie sie das sagte, wurde des Sängers Mut wieder gar kühn.

„Ist es so,“ rief er, „dann tut, wie Euch zu Sinn ist! Reichere Schätze soll Euch mein Herz spenden, als Ihr in aller Welt sonst finden mögt.“

Da ging ein leises Zittern durch ihren Körper und die Lippen zuckten.

„Es kann nicht sein,“ sagte sie endlich traurig. „Der Zauber hat Macht über die Stunde, aber das Leben liegt weit von mir, und meine Seele zagt. Doch um Eueres jungen Herzens willen will ich Euch tun, was ich noch keinem getan.“

Und sie schlang ihre weißen Arme um ihn und küßte ihn. Dann riß sie sich jählings los und eilte, so schnell ihre Füße sie tragen mochten, ins Haus.

Der Sänger spürte, wie etwas in seinem Herzen sprang. Vor Jubel und Weh vergingen ihm die Sinne; er schloß die Augen und fiel tot zu Boden.

Am nächsten Morgen fand man ihn unter der Linde. Seine Locken waren braun, sein Antlitz, über das ein mildes Glänzen ausgegossen war, schien das eines Jünglings zu sein. Da staunten alle über das Wunder, die junge schöne Herrin aber weinte bittere Tränen.“

So erzählte Herr Waltram. Als er geendet hatte, merkte er, daß dicke Zähren über Frideruns Wangen liefen. Ihre Brust hob sich schwer atmend und ihre Hände faßten krampfhaft in den Moosboden.

„Was ist dir?“ fragte er erschrocken. „Hat dir das Märlein ein Leid getan?“

Aber er bekam keine Antwort. Laut schluchzend sprang Friderun auf und lief davon. Verwundert blickte Herr Waltram ihr nach; er begriff nicht, was dem Kinde geschehen sei.

Es dauerte freilich nicht lange, so war der Kummer vergessen und Friderun so zutraulich wie je, aber die Geschichte von dem Sänger mit den weißen Haaren

und dem jungen Herzen spukte noch in ihrem Köpflein. Eigensinnig fragte sie immer wieder, ob er denn wirklich gestorben sei, und erst, als Herr Waltram antwortete, es könne wohl sein, daß er zu neuem Leben erweckt, wieder durch die Lande schweife, gab sie sich zufrieden.

* * *

Die dünnen Süpplein aus der Küche Frau Kordulas und das schlechte Gastpfuhl in halbzerfallener Turmkammer wirkten Wunder; so wohl behagten sie Herrn Waltram, daß ihn däuchte, er hätte nie besseres genossen. Zu dem einen Tage, den er hatte bleiben wollen, gab er immer noch einen zu, und eh' er sich's versah, waren ein paar runde Wochen daraus geworden. Endlich aber schien ihm doch nötig, zur Heimfahrt zu rüsten.

Als es zum Abschiede kam und das Knechtlein schon das Pferd aus dem Schupfen führte, standen alle traurig im Burghof, am traurigsten aber Friderun.

Herr Waltram nickte ihr freundlich zu. Wieder wie damals, da er sie zuerst erblickt, schoß ihm der Gedanke an seinen Leuthold durch den Kopf und wob eilfertig ein heimliches Gespinst zwischen den beiden jungen Menschenkindern; doch kam ihm dies jetzt lange nicht mehr so töricht vor.

„Behüt' Gott!" sagte er. „Sei nicht zu betrübt, ich komme wohl einmal wieder. Und wenn du inzwischen fein brav gewesen bist, so bring' ich dir vielleicht einen schmucken Jungen mit, einen stattlichen Ritter. Vielleicht weiß ich einen für dich, Friderun."

In der Rührung seines Herzens war ihm dies, halb ernsthaft, halb scherzhaft, über die Lippen geschlüpft.

Friderun aber schüttelte den Kopf.

„Ich will keinen jungen Ritter!" sagte sie nachdenklich und sehr ernst und sah zu Boden.

Herr Waltram mußte lächeln.

„Ei, was willst du denn?" fragte er.

Da schlug sie die schönen braunen Kinderaugen groß zu ihm auf und schaute ihn an, als wollte sie sagen: „Weißt du's denn nicht?" Und da er sie nicht verstand, sprach sie treuherzig: „Ich will den alten Sänger erlösen." Doch hastig, voll ängstlichen Eifers, fügte sie hinzu: „Aber er soll nicht sterben —!" Sie faltete die Hände wie zu inbrünstiger Bitte.

Frau Kordula begriff von alledem nichts, Herrn Waltram aber schoß es warm zu Herzen, er legte beide Hände Friderun aufs Haupt und sagte: „Ein einfältig Geschöpflein bist du noch, Friderun, aber ein gutes, liebes Kind. Wie unverständig dein Wünschen auch sein mag, so denk' ich doch, Gott im Himmel selbst, wenn er es gehört hat, muß sich darüber freuen."

Er nickte ihr noch einmal innig zu, dann saß er auf und ritt davon.

Aber je weiter er ritt, desto schwerer wurde ihm sein Herz. Gar trübselig hing er auf seinem Rößlein, das, von keinem Sporn gemahnt, langsam und immer langsamer dahinschlich.

Bald verdroß ihn das Reiten, er streckte sich mitten in der Sonne auf einen Rain und ließ das Pferd grasen. Wie er so dalag und alles überdachte, die fröhlichen Tage, die er eben genossen, und das öde Leben, das nun auf dem Sonneck

ihm bevorstand, und darüber immer unlustiger wurde, fiel ihm plötzlich ein, er könnte der Muhme Kordula vorschlagen, mit dem Kinde zu ihm zu ziehen, wenigstens für etliche Zeit.

Der Gedanke dünkte ihm nicht schlecht und gefiel ihm, je mehr er ihn überlegte, je besser. Konnte sich die Muhme auch mit Frau Hermenegild nicht messen, so wußte sie doch gut genug zu hausen und dem Sonneck wäre es zum Vorteil, daß jemand nach dem rechten sehe, bis etwa Leuthold eine junge Herrin heimbrächte. Der Burgstall in den Karawanken bliebe indes wohl der Hut von Knecht und Magd anvertraut; daß jemand danach die Hand ausstrecken würde, brauchte man nicht zu fürchten.

Herr Waltram sprang auf, ritt eilends zurück und trug der Muhme, die sehr erstaunt war, ihn so bald wiederzusehen, sein Anliegen vor. Sie schlug die Hände über den Kopf zusammen vor Verwundern, besann sich aber nicht lang und willigte mit tausend Freuden ein; denn, was ihr der begüterte Vetter bot, erkannte sie für ein großes und gänzlich unverhofftes Glück, es mochte nun damit kommen, wie es wollte. Rasch war das Nötige verabredet, und abermals ritt Herr Waltram von dem Bürglein.

Diesmal jedoch saß er gar leicht im Sattel; er ließ sein Rößlein laufen, so schnell es nur konnte, und gönnte sich und dem Tiere kaum des Nachts ein wenig Ruhe.

Daheim angekommen, nahm er sich gar nicht Zeit zu fragen, was mittlerweile geschehen. Augenblicks mußte der alte Balthasar mit einem Korbwagen und ein paar reisigen Knechten — den handfestesten unter den Gesellen — aufbrechen, um die Muhme Kordula mit ihrem Töchterchen abzuholen.

Die Zeit des Wartens wurde dem Einsamen sauer genug, nicht einmal bei seinen Pargementen hielt es ihn. Endlich kam einer der abgesandten Knechte angesprengt; er war einen Tag vorausgeritten, die nahe Ankunft zu vermelden. Da bot Herr Waltram das ganze Dorf auf, ins Holz zu gehen und Reisig zu brechen. Vor dem Weiler stand schon eine schöne Ehrenpforte aufgerichtet, nun wurden schnell noch frische Tannenkränze darum gewunden, und mit Tannengrün schmückten sich auch die Mauern des Sonnecks, so daß sie ein gar lustiges Aussehen bekamen.

Als es an der Zeit war, ritt Herr Waltram den Ankommenden entgegen. Er hatte kaum den nächsten Wald hinter sich gelassen, so sah er Staub aufwirbeln, Wagen und Reiter tauchten daraus hervor, und bald waren die Reisenden zu erkennen. Da war die Freude groß. Friderun sprang wie ein Kätzlein vom Wagen, lief auf Herrn Waltram zu, faßte ihn an der Hand und rief: „Nun müßt Ihr mir jeden Tag Geschichten erzählen!“ So groß war ihr Verlangen danach, daß sie nicht einmal des Grußes gedachte.

Die Mutter schalt, Herr Waltram aber hob das Kind vor sich in den Sattel, und fröhlich ritt er mit ihm durch die Ehrenpforte auf das Sonneck ein.

(Schluß folgt.)

Die moderne Kunstbewegung und die Industrie.

Von Josef Aug. Lux.

Die moderne Kunstgewerbebewegung in Deutschland ging auf die Erneuerung des Ornaments aus und gelangte auf diesem Umweg zur Erneuerung des Kunsthandwerkes. In England war es umgekehrt der Fall. Die Erneuerung begann dort nicht mit dem Ornament, sondern mit dem Handwerk selbst. Das erklärt sich aus den Persönlichkeiten der Reformatoren: in England waren es Ethiker und Sozialreformer, in Deutschland Künstler, die vorwiegend von der Malerei kamen. Zum Schluß einigte man sich hüben wie drüben in dem Grundsatz der Qualität, die immer bei den tüchtigen Leistungen des alten Kunsthandwerkes anzutreffen war. Aber Qualität allein macht noch lange nicht das Künstlerische in der Sache aus. Ja, es muß sogar zugegeben werden, daß sehr viele Dinge künstlerisch hoch bedeutsam sind und trotzdem, was die Qualität betrifft, fragwürdig sein können. Es entsteht nun die Frage, in welchem Umfang die Erzeugnisse der modernen Industrie wesentliche künstlerische und qualitative Eigenschaften bieten können.

Auf dem Gebiet des Kunsthandwerkes existiert dieses Problem gar nicht. Hier ist alles klar. Es ist selbstverständlich, daß hier Unika geschaffen werden können, die den hohen Rang eines Kunstwerkes in jeder Hinsicht behaupten. Es können einzelne kostbare Bucheinbände hergestellt werden, die, wie jene von Cobden-Sanderson den Rang von erlesenen Miniaturen einnehmen, es können handgewebte Wandteppiche von solchem künstlerischen Gehalt erzeugt werden, daß sie in einer Linie neben der Freskenkunst bestehen, es können Keramiken, Goldschmiede- und Metallarbeiten aus der Hand des Künstlers hervorgehen, die in jeder Hinsicht mit den Werken der feinsten plastischen Kunst zu wetteifern vermögen. Kurzum, es ist gar kein Zweifel darüber, daß aus jedem Material ein Kunstwerk entstehen kann. Ein wichtiges und bisher viel zu wenig beachtetes Kriterium solcher Kunstwerke ist die unmittelbare, persönliche Handarbeit. Sie gibt neben der Idee des Entwurfes dem Werk noch den feinen persönlichen Wert der eigenhändigen Ausführung, die durchaus nicht unwesentlich ist, als die seelisch inspirierte Handspur und Werkzeugsprache, die wir gerade an den besten künstlerischen Erzeugnissen nicht hoch genug einschätzen können. Was die Hand des Meisters nicht selbst ausführt oder zumindest in den letzten Stadien der Ausführung nicht eigenhändig beeinflußt, erleidet eine Verminderung und gilt nur mehr als eine Reproduktion. Die Qualitätsfrage erledigt sich hier von selbst, weil der Künstler immer ein Interesse daran hat, das beste Material zu verwenden, nicht nur, um seinem Werk die größere Dauer zu sichern, sondern auch aus der Materialsprache eine künstlerische Suggestion zu gewinnen. Der Künstler verwirft das Surrogat deshalb, weil es die inspirierende Materialsprache verfälscht. Immerhin aber würde ein Künstler in jedem Material künstlerisch schaffen, und daher auch in dem schlechtesten.

Ganz anders liegt es in jener Industrie, die wir nach einer billigen Konvention Kunstindustrie nennen. Hier ist alles problematisch. Während das Kunstwerk nie billig sein kann, weil es sich der massenweisen Herstellung entzieht, und weil jeder einzelne Gegenstand die Kraft einer ganzen Persönlichkeit kostet, so ist die Industrie und folglich auch die Kunstindustrie naturgemäß gezwungen, billig zu sein. Die In-

dustrie beruht auf kapitalistischer Grundlage, und die Billigkeit ist durch den Kapitalismus bedingt. Ihre Aufgabe ist, die Masse zu versorgen und sie kann diese Aufgabe nur erfüllen, wenn sie ihrem Prinzip der Billigkeit treu bleibt. Die Kunstindustrie hängt von dem Markt ab und ist daher von der Nachfrage bestimmt, wenn es auch ein klein wenig in ihrer Macht liegt, ein Bedürfnis vorauszusehen und eine Nachfrage zu wecken, falls sie noch nicht da ist. Ganz anders steht es mit dem Kunstwerk oder mit dem künstlerisch hochqualifizierten Kunsthandwerk. Das Kunstwerk entsteht unabhängig von der kapitalistischen Grundlage, es ist nicht für den Markt bestimmt, dient keiner Nachfrage, sondern tritt aus eigener, innerer Notwendigkeit in die Erscheinung. Es wendet sich nicht an die Masse, sondern an den exklusiven Kenner und Liebhaber, und wenn es auch hoch im Preise steht, so liegen sehr häufig Werte darin, die überhaupt nicht ziffermäßig auszudrücken sind.

Eine fatale pädagogische Neigung führt dahin, der Allgemeinheit Kunst bieten zu wollen, wenngleich durch die tagtägliche Erfahrung bewiesen ist, daß die Allgemeinheit nicht in der Lage ist, das Kunstwerk, wenn es sich plötzlich und überraschend offenbart, zu würdigen. Die allgemeine Kunstbetrachtung hat sich nur über ein paar Konventionen geeinigt, die keinesfalls genügen, dem Kunstwerk, wenn es sich selbständig gibt, gerecht zu werden. Es genügt an dieser Stelle zu konstatieren, daß es einmal zu den Lebenslügen unserer Zeit gehört, den Alltag mit sogenannter Kunst zu mästen. Die Industrie, die en masse fabriziert, besorgt dieses Geschäft und rechtfertigt daher die Bezeichnung Kunstindustrie. Wenn wir bedenken, daß das Kunstwerk eine unteilbare einmalige Herstellung und im wesentlichen eigenhändige Ausführung oder Sichtbarmachung einer künstlerischen Vision ist, die nicht zu gleichen Werten vervielfältigt werden kann, so wird es ohne weiteres klar, daß der Begriff Kunstindustrie ein Unding ist. Kunst läßt sich weder en masse noch maschinenmäßig, noch irgendwie durch den Großbetrieb herstellen. Die beste galvanoplastische Reproduktion des „Moses“ von Michelangelo ist eben kein Kunstwerk mehr, so wenig als die beste Farbenreproduktion nach Botticelli ein Kunstwerk ist und wäre die Chromo-Photographie noch so vervollkommnet. Ein Maschinenmöbel ist kein Kunstwerk, weil es von Riemerschmid herstammt, ein Beleuchtungskörper von Van de Velde, fabriksmäßig erzeugt, wird sich ebensowenig als Kunstwerk behaupten, wie etwa die neuen Bestecke von Olbrich, die den Markt beherrschen. Niemand kann zur Kunst verpflichtet werden. Wir können auch nicht verpflichtet werden, unseren Alltag, unsere Kleidung, unsere Wohnung, unsere Straßenbahn, den Automobilverkehr, die Geschäftsläden künstlerisch durchzubilden. Ganz abgesehen davon, daß es schon praktisch unmöglich ist, würde es geradezu zum Widerwillen gegen die Kunst und zur völligen Verkennung des Kunstwerkes führen, wie es ja auch seit den siebziger Jahren der Fall gewesen ist, wo jeder Fußschemel, jedes Kopfkissen, jede Ofenbank, jeder Klingelknopf „künstlerisch“ oder „kunstgewerblich“ sein mußte. Da es sich aber meistens um Industriegegenstände, die den Alltag mit dem Nötigen versorgen, handelte, so kam jene niederträchtige Pseudokunst zum Vorschein, deren Bekämpfung auf allen Gebieten der eigentliche Inhalt der modernen Kulturbewegung ist, die nichts anderes bezweckt, als den Geschmack zu regeln. Natürlich ist auch der gute Geschmack eine Konvention, die mit einer bestimmten Zeit steht und fällt, und weil wir eine Zeit des ornamentalen Überschwanges kaum noch überwunden

haben, wächst die Sehnsucht nach dem Einfachen, Schlichten, Zweckmäßigen, Gediegenen, so wie man nach Jahren, wenn man weite Hosen getragen hat, plötzlich eine Vorliebe für enge Hosen entdeckt. Wenn man also nicht zur Kunst verhalten werden kann, so kann man immerhin zum guten Geschmack verpflichtet werden, der ebenso wie die Höflichkeit eine Lebensformel ist und mithin übereinstimmenden Regeln folgt. Es ist eine Pflicht für jedermann, sich in anständigen, d. h. allgemein gültigen und als gut anerkannten Formen zu bewegen, die nicht von einem Einzelnen gemacht werden, sondern die der Ausdruck eines Gesamtwillens sind. Die Allgemeinheit ist also für die Entstehung und die Beurteilung des Kunstwerkes nicht maßgebend, maßgebend ist sie nur für die Forderung des guten Geschmackes, in der natürlich, wie in jeder Mode oder Konvention Vorbilder wirken, Neuheiten glänzen und Umwälzungen vor sich gehen. Die Industrie und folglich auch die Kunstindustrie, die von der Masse und für die Masse lebt, kann nicht für die Hervorbringung von Kunstwerken sorgen, was nicht in ihrer Macht liegt, sondern sie kann nur für die Forderung des guten Geschmackes sorgen. Die Kunstapostel müssen es endlich einsehen, daß es gar keinen Sinn hat, der Kunst wegen einen Kampf auf offenem Markt zu führen und mit jedem Banausen darüber zu streiten, was künstlerisch und was nicht künstlerisch ist, weil das, wie alle Kunstfragen, rein persönliche Angelegenheiten sind. Für die Kultur ist viel mehr getan, wenn die Industrie sich entschließt, die Forderung des guten Geschmackes zu erfüllen. Sie kann mit einem Schlage das Weltbild verändern, sie kann der Masse alles miserable und geschmacklose Zeug vorenthalten und gleichsam über Nacht den ganzen Markt mit anständigen Gebrauchsformen versorgen. Insoferne hat es außerordentlich viel zu bedeuten, daß ein Großbetrieb, wie die Berliner allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, Peter Behrens berufen hat, damit der Künstler die zahllosen Gegenstände der elektrischen Installation formal in Ordnung bringe. Möge das Beispiel reichlich Schule machen, dann wird das Problem der modernen Bewegung sehr rasch gelöst sein.

Es ist aber nötig, daß endlich Klarheit darüber herrsche, was wir von der sogenannten Kunstindustrie verlangen dürfen und was nicht. Heutigentags ist nur der Künstler imstande, den ganzen Komplex der Herstellung und der Verwendung auf allen Gebieten der sichtbaren Kultur zu überschauen und den Dingen die angemessene Form zu geben, die sie für das harmonische Zusammenwirken im Gebrauch mit anderen Dingen benötigen. Der Künstler, der für die Industrie Entwürfe liefert, ist überlegen genug, um zu wissen, daß er hier nicht individuelle Kunstwerke entstehen lassen kann, die von anderen Händen oder von Maschinen ausgeführt werden und einen Herstellungsprozeß durchmachen, den er allein gar nicht in der Gewalt hat; es ist vielmehr für ihn von vornherein ausgemacht, daß er für die Forderung des von ihm voll erkannten guten Geschmackes zu sorgen hat. Bis zu einem gewissen Grad werden ja diese Dinge immer ein individuelles Gesicht zeigen, an dem man sie auch beim Namen nennen wird, aber das ist gut. Entscheidend ist, daß der Künstler selbst das sachliche Moment im Hinblick auf die Verwendungsart zum obersten Grundsatz seiner Industrieentwürfe macht.

In einem bedingten Grade künstlerisch ist an den Erzeugnissen der Kunstindustrie lediglich der Entwurf, nicht aber die Ausführung. Wenn wir in den Begriff der Qualität nicht nur die Verwendung des besten Materials und die vorzüglichste

[illegible] auch die edle Gestaltung einbeziehen, so steht für die [illegible] im Betracht zunächst die Qualität des Entwurfes zukommt, [illegible] des Künstlers hoch genug gegriffen hat und wofern [illegible] der außerordentlichste Künstler in seinen Industrie- [illegible] was einer allgemeinen Gebrauchsfähigkeit ent- [illegible] als Kunstwerk gelten zu wollen.

[illegible] vollständig erschöpft, wenn nicht die Bedingtheit der [illegible] wird. Die Materialqualität wird bei den verschiedenen [illegible] zu bewerten sein. Es steht fest, daß in einzelnen Industrie- [illegible] Großbetrieb eine Steigerung der Materialqualität herbeizuführen [illegible] Maschinenindustrie, zu der ich auch die Fahrzeugindustrie, wie die [illegible] vielleicht den höchsten Rang der Materialqualität erreicht [illegible] Metallverarbeitungen steht überhaupt, wie es scheint, die Material- [illegible] in dieser Hinsicht am höchsten, von Schundfabrikationen im [illegible] Aber diese Industrien zählen wir nicht zu dem Kollektivbegriff [illegible] Unter diesen ragt die Holzbearbeitungs- oder Möbelbranche hervor, [illegible] genannten Goldschmiede- und Silberwarenbranche am durchgreifendsten [illegible] Aber gerade hier in der Möbelbranche machen wir die Wahr- [illegible] daß der Großbetrieb eher eine Verminderung, denn eine Steigerung der [illegible] hat. Schon der Vergleich der alten, sogenannten Biedermeiermöbel, [illegible] Tischlerwerkstatt hervorgegangen sind, mit den heutigen, geschmacklich [illegible] modernen Möbeln des heutigen Großbetriebes, entschleiert die Tat- [illegible] die Materialqualität gegen früher sehr ungünstig verändert hat. [illegible] die heutige Waldwirtschaft belehrt uns, daß die rationelle Aus- [illegible] Forstes zwar reichlich auf Papierfabriken Bedacht nimmt, keineswegs [illegible] Forderungen des Möbelbaues, der edle und gutgepflegte Holzarten [illegible] Die kurzatmige Hast der Erzeugung und Ausnutzung läßt dem Material [illegible] Zeit, die es zur Reife braucht. Die kurzsichtige Wirtschaftspolitik [illegible] Generationen hat aufgehört, eine langsichtige Sorge für die Be- [illegible] der kommenden Geschlechter zu hegen, wie es vielleicht noch vor 150 [illegible] der Fall war, wo in der Schweiz große Nußbaumpflanzungen vorgenommen [illegible] mit Rücksicht darauf, daß vielleicht die Enkel in 100 bis 120 Jahren das [illegible] benötigen würden. Es wird auch erzählt, daß in Japan Bäume für kunstge- [illegible] Verarbeitung mit einem Aufwand von ungeheurer Sorgfalt und Mühe, [illegible] auf Geschlechter hin erstreckt, gezogen werden, und es wird auch nachge- [illegible] daß sich die Kosten für diese Mühen infolge erhöhter Qualität rentiert [illegible] Aus Deutschland ist nichts ähnliches während der letzten 50 Jahre bekannt [illegible] Es kann vielleicht entgegengehalten werden, daß die Minderung der [illegible] Rohstoffe durch den Import ausgezeichneter amerikanischer Hölzer [illegible] wird. Ganz abgesehen davon, daß fremdländisches Holz in unserem [illegible] sich stets als unberechenbarer Fremdling geberdet. Und selbst zugegeben, daß [illegible] die fremden Qualitäten als vollwertiger Ersatz für den Mangel gutgepflegter [illegible] Sorten dienen, so bietet die heutige Bearbeitungsweise keine Garantie [illegible] die Vermehrung, oder auch nur für die Einhaltung der früheren Qualität. Die [illegible] Grundsätze der guten Tischlerarbeit, dreijähriges luftiges und trockenes

Lagern des geschnittenen Holzes, langsame und nur mählich fortschreitende Herstellung des Mobilars, um das langwierige Trocknen der halbfertigen Teile, sowie der Polituren zu ermöglichen, sind heute gar nicht mehr durchführbar. Die Industrie muß schnell liefern können und sie hat es nicht in der Macht, sich die Aufträge auszusuchen. Sie muß nehmen was kommt, denn nur indem sie schnell und viel liefert, bringt sie die ungeheuren Regien auf, die Kosten der Maschinenanlagen, der Reklamen, der enormen Mietpreise für die Verkaufsstellen, die Gehälter und Spesen der Reisenden, des Verkaufspersonals ꝛc. Die Löhne selbst spielen in der Kalkulation die geringste Rolle. Es kann auch gar nicht behauptet werden, daß der Großbetrieb in der Möbelbranche billiger zu arbeiten imstande ist, wie der meisterliche Kleinbetrieb. Er arbeitet nur schneller und reichlicher, und kann den Markt versorgen, das ist sein gewaltiger Vorsprung. Aber gerade die Schnelligkeit der industriellen Herstellung kommt im Möbelbau einer qualitativen Minderung gleich. Ich will ganz absehen von dem künstlerischen Reiz, der in handgehobelten Flächen liegt, im Gegensatz zu den harten, unfeinen, maschinell gehobelten Flächen. Wer aber würde sich heute noch darauf einlassen, 12 Monate lang auf eine kleine Wohnungseinrichtung zu warten? Das sind Ausnahmen. Gewöhnlich will man die Einrichtung binnen 4 Wochen haben, wenn man sie nicht vom Lager nimmt. Der Betrieb kann die Bestellung nicht zurückweisen, selbst dann nicht, wenn er sich zur Qualität verpflichtet fühlt. Er muß seinen Besteller täuschen und ihn in Unkenntnis darüber lassen, daß er eigentlich unter diesen Umständen nicht die Qualität bekommt, die ihm angerühmt worden war. Wobei diesem Besteller freilich auch recht geschieht. Schon die kapitalistische Rücksicht, die den Unternehmer zur Erhaltung und unausgesetzten Beschäftigung seines Arbeiter- und Maschinenbestandes zwingt, schließt jede Möglichkeit aus, unqualifizierten Aufträgen gegenüber wählerisch zu sein. Die vielgerühmte Qualität kann, was das Material betrifft, in dieser wichtigen Erzeugung heute immer nur ein gewisses Mittelmaß einhalten, das von Faktoren bestimmt wird, die der Unternehmer nicht in der Hand hat und das daher den Reklameaufwand, der heute üblich ist, nicht rechtfertigt.

Es bleibt noch das dritte Moment der Untersuchung vorbehalten: die Qualität der Ausführung und die Frage, wie es damit im heutigen Großbetriebe steht. Hierüber läßt sich auf Grund der heutigen sozialen Ordnung ebenfalls allgemein Gültiges sagen, weshalb wir bei dem Beispiel der Möbelindustrie stehen bleiben können. Wir wissen, daß die Arbeitsqualität von hohem künstlerischen Belang ist und daß sie wie in jedem Kunstwerk das Ergebnis der Arbeitsfreude, der hingebenden, persönlichen Aufopferung ist. John Ruskin hat als erster das Postulat der Arbeitsfreude als eine Grundbedingung der künstlerisch qualifizierten Arbeit verkündet. Er durfte es tun, denn er hatte das Kunsthandwerk vor Augen, nicht die Kunstindustrie, er war als Künstler ein Feind der Maschine, und spürte als Kunstliebhaber und Kunstforscher allen Offenbarungsmöglichkeiten der beseelten Handarbeit nach. Wir können für das Kunsthandwerk als erwiesen hinnehmen, daß die Arbeitsfreude eine Grundbedingung der Qualität ist. Aber gerade diese Tatsache schließt für die Industrie jede Möglichkeit einer höheren Arbeitsqualität aus. Der Apostel, der heute mit der Verkündigung und Wiedererweckung der Arbeitsfreude in die Industriestätten kommt, würde von den Arbeitern als sinnloser Schwärmer verlacht

werden. Und mit Recht. Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist auf Geschäftsmäßigkeit zugeschnitten, die jede Sentimentalität ausschließt. Sie schließt aber auch jeden wertvollen künstlerischen Anteil des Herstellers an dem Produkt aus, jenen Anteil, der für die künstlerische Qualität der Ausführung unerläßlich ist. Also auch in jenen Fällen, wo nicht lediglich die Maschine ausführender Teil ist, wird auch die Hand zu einem bloßen präzis funktionierenden Apparat, dessen Produkte, wie jene der Maschine, persönlich interesselos sind. Das Arbeitsverhältnis ist lediglich Lohnfrage geworden und bestimmt mithin das Erzeugnis. Das sind selbstverständliche und bekannte Erscheinungen, die nur in bezug auf die Qualität und auf die künstlerischen Möglichkeiten zu untersuchen waren, um festzustellen, daß die Erwartungen, die wir an eine künstlerische Produktion durch die Industrie stellen, notwendig zur Fälschung und zur Täuschung führen müssen. Es gibt keine Ursache darüber zu klagen, daß wir durch die Industrie keine Kunst erwarten können. Im Gegenteil! Wir können froh sein, daß die Kunst eine Erscheinung ist, die unabhängig von der kapitalistischen Grundlage als Äußerung des nach den höchsten Symbolen ringenden Menschengeistes ewigen Gesetzen folgt, und innerlich unabhängig ist von jeweiligen zeitlich begrenzten Wirtschaftsverfassungen. Wir können sehr froh sein in der Erkenntnis, daß wir von der sogenannten Kunstindustrie oder aber auch von einem geschäftsmäßig betriebenen Kunstgewerbe keine Kunst zu erwarten haben, denn, wenn wir die richtige Konsequenz aus dieser Erkenntnis ziehen, kommen wir zu einer säuberlichen Scheidung der Dinge, die miteinander nichts zu tun haben und deren absichtliche oder unabsichtliche Verwechslung eine Menge von lästigen Irrtümern und verwirrenden Streitfragen erzeugt. Wir hoffen durch die reinliche Scheidung der Begriffe die Anschauungen zu klären und zu einem Zustande zu gelangen, der sachlich bestimmt ist und wie alle Forderungen der Alltagskultur und des guten Geschmacks eine gemeingültige Konvention darstellt, über die man kein Wort zu verlieren braucht. Dann aber wird der Altar frei sein von Pseudokunst, um das reine und echte Kunstwerk daraufzustellen, wenn wir seiner habhaft werden können. Das Kunsthandwerk, das rein künstlerisch schafft, wird immer wieder erstehen, so lange Menschen künstlerisch empfinden und künstlerisch gestalten können. Also vom Fortschritt der Industrie, fälschlich genannt Kunstindustrie, die für das Notwendige und für den Alltag sorgt, haben wir nichts zu fürchten. Im Gegenteil. Wir haben zu erwarten, daß gerade dadurch vereinzelt wieder die Sehnsucht nach der menschlichen Offenbarung des individuell schaffenden Künstlers erwacht. Wie im Zeitalter der Eisenbahn mehr gewandert wird als je zuvor, wird auch die künstlerische Handarbeit indirekt gerade durch die maschinelle Massenfabrikation gefördert.

Das künstlerische Problem der Industrie hat also nichts mit der Kunst, es hat nur mit der Forderung des guten Geschmacks zu tun; und daß diese Forderung erfüllt wird, dazu bedarf die Industrie derzeit der Künstler, und gerade der besten.

Die Prinzessin Belgiojoso.

Von Emanuel Urbas.

In der an gesellschaftlichem Glanze so reichen Zeit der österreichischen Herrschaft in Mailand übertraf alles jener Maskenball, den Graf Anton Josef Batthyány in der Nacht des 30. Jänner 1829 in den prunkvollen Räumen seines Palastes bei der Porta Orientale, auf dem jetzigen Corso Venezia gab. Die Maler Hayez und Migliara hatten die Kostüme gezeichnet, welche von den ersten Pariser und Wiener Schneidern mit königlichem Luxus hergestellt worden waren. Da wimmelte es von Prinzen und Prinzessinnen aller Zeitalter, schottischen Gebirgsleuten, Kreuzzugsrittern, Kosaken, spanischen Granden, polnischen Landmädchen, griechischen Tänzerinnen. Der Hausherr erregte Aufsehen durch das Kostüm eines montenegrinischen Fürsten, der Marchese Georg Triwulzio wurde als König Lusignan von Jerusalem bewundert, die schöne Gräfin Eleonora Batthyány tanzte in den Gewändern einer persischen Edeldame und die leidenschaftliche Gräfin Julie Samoyloff wurde als russische Bäuerin umringt. Aber den Mittelpunkt dieses glänzenden Treibens bildeten der Prinz Emilio und die Prinzessin Christina Belgiojoso, die, beide von außerordentlicher Schönheit, in jener Nacht die übermütige Quadrille Franz I. von Frankreich mittanzten. Die Prinzessin, noch nicht 21 Jahre alt — sie war am 28. Juni 1808 geboren — eine Tochter des Marchese Gerolamo Triwulzio, Kämmerers des vormaligen Vizekönigs von Italien Beauharnais, stand schon damals im Rufe einer „giardiniera", eines weiblichen Carbonaro. Dieser politische Eifer gegen die österreichische Herrschaft in Italien soll sie schon als Mädchen dem gleichgesinnten, um acht Jahre älteren Prinzen Emilio Belgiojoso gewonnen haben und er blieb das einzige Bindeglied zwischen den beiden Ehegatten, das auch ihre 1830 in aller Stille erfolgte Scheidung überdauerte. Aber dieser Eifer hatte sie auch bereits der österreichischen Staatspolizei verdächtig gemacht. In jener Nacht im Palaste Batthyány konnte man immer wieder an ihrer Seite einen Tänzer sehen, der die Maske des Aretin trug. Es war ein Spion Metternichs, namens Gaëtan Barbieri. Die Mailänder Archive enthalten, soweit sie nicht vor dem Abzug Radetzkys aus Mailand, im Jahre 1848, vernichtet wurden, noch eine große Anzahl von geheimen Berichten dieses Barbieri an den Polizeipräsidenten der Lombardei. Aus diesen Schriftstücken kann auch der jeweilige Aufenthaltsort der Prinzessin festgestellt werden, die nach ihrer Scheidung im Jahre 1830 Mailand fluchtartig, ohne polizeiliche Erlaubnis, verließ, um sich nach dem Kanton Tessin zu begeben und dort das Schweizer Bürgerrecht zu erwerben. Rechtzeitig vor einem Versuche österreichischer Emissäre, sie auf Schweizer Boden zu verhaften, durch Freunde gewarnt, floh sie bald darauf nach Marseille, wo damals durch Mazzini die geheime Gesellschaft „Giovine Italia" an Stelle des seit den Mailänder Prozessen vom Jahre 1821 nur mehr kümmerlich vegetierenden Carbonari-Bundes gegründet wurde. Das Wiederaufleben dieser Bewegung veranlaßte Metternich zur Anordnung neuer Untersuchungen, bei denen es Herrn von Torresani, dem Polizeigewaltigen von Mailand, mit Hülfe eines Denunzianten, des Marchese Raimondo Doria, gelang, erdrückendes Material gegen eine große Anzahl Adeliger zutage zu schaffen. Unter den Angeklagten befanden sich selbstverständlich auch der Prinz und die Prinzessin von Belgiojoso. Der Prozeß gegen den Prinzen wurde später mit Rücksicht auf die

großen Verdienste seiner Vorfahren um das Haus Habsburg suspendiert; die Prinzessin entging einem Haftbefehl durch die Flucht nach Paris, wo sie, der mittlerweile die reichen lombardischen Güter konfisziert worden waren, ein bescheidenes Quartier bezog. An der Türe des Hauses, in dem sie wohnte, soll durch einige Zeit ein Zettel zu lesen gewesen sein: „Hier wohnt unter dem Dach die Prinzessin Christina Belgiojoso-Trivulzio, der die österreichische Regierung ihre Güter weggenommen hat, und sucht durch das Bemalen von Fächern ihr Brot zu verdienen."

Dieser Broterwerb darf nicht sehr ernst genommen werden. Tatsache ist nur, daß sich die Prinzessin einige Jahre etwas einschränken mußte, bis ihr im Jahre 1835 durch die Amnestie, die Kaiser Ferdinand anläßlich seiner Thronbesteigung den politischen Verbrechern gewährte, die reichen Quellen ihrer persönlichen Einkünfte wieder eröffnet wurden. Da vertauschte sie die Dachwohnung, in die als einer der Ersten der junge Thiers hinaufgestiegen war, um sich ihr mit allen seinen politischen Träumen zu Füßen zu legen, mit einem luxuriös ausgestatteten kleinen Hotel in der Rue d'Anjou (Nr. 29). Hier, wie in dem Salon des alten Generals Lafayette, dem „caravansérail de l'Europe révolutionnaire", wie ihn die Legitimisten nannten, vereinigten sich nun an mehreren Abenden der Woche die Männer von Geist und politischer Unzufriedenheit, die damals in Paris so zahlreich waren: Rossini, Bellini, Meyerbeer, Chopin, Thalberg, Dumas père, Balzac, Stendhal, V. Hugo, Mamiani, Gioberti, Tommaseo, Mignet und Thiers. Die Prinzessin entzückt alle Welt, die jungen Dichter schwärmen von ihr, Thiers und Mignet beten sie an, Hayez und Lehmann malen sie. Wir begegnen ihr in Stendhals Briefen, in Mussets Liedern, in Heines „Florentinischen Nächten". „Nie kommt mir dieses Gesicht aus dem Gedächtnisse!" erzählt Maximilian in der ersten dieser Nächte. „Es war eins jener Gesichter, die mehr dem Traumreich der Poesie als der rohen Wirklichkeit des Lebens zu gehören scheinen; Konturen, die an Da Vinci erinnern, jenes edle Oval mit den naiven Wangengrübchen und dem sentimental spitzzulaufenden Kinn der lombardischen Schule. Die Färbung mehr römisch sanft, matter Perlenglanz, vornehme Blässe, Morbidezza. Kurz, es war ein Gesicht, wie es nur auf irgend einem altitalienischen Porträte gefunden wird, das etwa eine von jenen großen Damen vorstellt, worin die italienischen Künstler des 16. Jahrhunderts verliebt waren, wenn sie ihre Meisterwerke schufen, woran die Dichter jener Zeit dachten, wenn sie sich unsterblich sangen, und wonach die deutschen und französischen Kriegshelden Verlangen trugen, wenn sie sich das Schwert umgürteten und tatensüchtig über die Alpen stürzten . . ."

Das war die Prinzessin Belgiojoso, die Alfred de Musset an einem Sommerabend im Parke von Versailles verfolgte, als sie vor des Dichters Erregung floh, in welche er sich bei dem Vortrag seiner neuesten Lieder hineindeklamiert hatte. Musset hatte damals das Glück, zu straucheln, sich den Fuß auf sehr schmerzhafte Art zu verletzen und von der Prinzessin sodann einige Tage in ihrem einsamen Landhause gepflegt zu werden. Die Idylle nahm allerdings bald ein Ende, da es eines Abends bei irgend einer gesellschaftlichen Veranstaltung zum Bruche zwischen den Beiden kam. Madame Joubert erzählt eine Eifersuchtsgeschichte, ein anderer Biograph Mussets, Arsène Houssaye, will wissen, daß der Grund der Entzweiung eine boshafte Karikatur der Prinzessin war, die der Dichter sich scherzweise oder

wegen einer Wette zu zeichnen erlaubte. Heines Beziehungen zur Prinzessin waren immer nur freundschaftliche. In diesen Gefühlen blieb er ihr gegen seine Gewohnheit so treu, daß einige die Aufhebung der zweiten Konfiskation ihrer Güter bei Niederwerfung der Revolution im Jahre 1848 den besonderen Bemühungen Heines und der Intervention hochgestellter Gönner des Dichters in Wien zuschreiben wollen. Nur von einem der zahlreichen Verehrer Christina Belgiojosos läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß er ihr Geliebter war, es ist der große Historiker François Mignet, der auch der Vater ihres einzigen Kindes, des Töchterchens Maria war. Erst die politischen Ereignisse des Jahres 1848 rissen sie von der Seite Mignets. Sie eilte nach Mailand, um an der Erhebung teilzunehmen, welche sie von Paris aus durch die fortwährende Konspiration mit italienischen Emigranten, durch die Gründung der „Gazzetta Italiana" (später „Ausonio"), durch Widmung bedeutender Geldsummen für die politischen Umtriebe gegen Österreich, sowie auch schon durch die Gewinnung der öffentlichen Meinung Frankreichs für die italienische Befreiungsbewegung vorbereitet hatte. Sie zieht an der Spitze eines Bataillons von 200 Freiwilligen in Mailand ein und setzt sich brieflich mit Karl Albert in der Absicht in Verbindung, einer piemontesischen Herrschaft in der Lombardei durch Schaffung einer großen bürgerlichen, der Union mit Piemont günstigen Partei die Wege zu ebnen.

Nach dem kläglichen Ende des Unternehmens Karl Alberts kehrte die Prinzessin nach Paris zurück. Allein auch hier war ihres Bleibens nicht lange, denn die Entsendung des französischen Generals Oudinot zur Niederwerfung der eben durch Mazzini gegründeten Römischen Republik und Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft in der ewigen Stadt erfüllte sie mit Entrüstung und veranlaßte sie, nach Rom zu gehen, um dort an der Verteidigung der Stadt teilzunehmen. Mit wirklich bewunderswerter Hingebung leitete sie während der Belagerung sämtliche Spitäler und wurde von dieser Stelle erst durch die einrückenden Franzosen verdrängt. Da ihr die Rückkehr nach Mailand, wo inzwischen ihre Güter zum zweiten Male eingezogen wurden, verschlossen war, unternahm sie mit ihrem Töchterchen eine Reise nach dem Orient, auf der sie von einem entlassenen Diener durch einen Messerstich in den Nacken so schwer verwundet wurde, daß sie den Rest ihres Lebens lang den Kopf geneigt tragen mußte. Der Heimgekehrten wurden von der österreichischen Regierung die Güter zum zweiten Male zurückgegeben und nach dem Mailänder Putsch vom Jahre 1853 zum dritten Male genommen. Nach diesem verunglückten Aufstande übertrug sie ihre politischen Hoffnungen von Mazzini auf Victor Emanuel II., mit dessen Minister Cavour sie in regem Verkehre stand. Im Sinne der Cavourschen Politik schrieb sie eine Geschichte des Hauses Savoyen und erneuerte die Beziehungen zu Napoleon III., der sie im Jahre 1846 nach seiner Flucht aus der Festung Ham in London besucht hatte. Eine Zeitlang scheinen die Hoffnungen Savoyens unter der Sonne der Statthalterschaft Erzherzog Maximilians im Schwinden, dem weite Kreise die Einigung Italiens zumuteten. Aber Maximilian wurde abberufen, es kam das verletzende Regime des Generals Gyulai, es kam Magenta. . . .

Die Prinzessin Belgiojoso starb am 5. Juli 1871 zu Mailand. Sie hat also die Einigung Italiens erlebt und ihren König in Rom gesehen. In ihrer Todes-

stunde fragte sie einen Freund, der eben aus Rom kam, wie es um die Sache Italiens stünde. „Gut, sehr gut!“ erhielt sie zur Antwort. Da ging sie lächelnd hinüber.

Hiërophas.

Erzählung eines Reporters.

Von Jean Jullien (Paris)*.

. . . Damals erhielt ich vom Herausgeber des „Informateur Universel“ den Auftrag, eine Enquete in den Vereinigten Staaten zu veranstalten. Ich sollte Denker, Gelehrte und Forscher wie James Milner, Professor Fuß, den Ingenieur John Eddy befragen; überhaupt alle Männer von Geist, in deren Gehirn die künftigen Schicksale der Welt sich vorher verkünden. Ich sollte also nicht, wie meine Kollegen zu tun pflegen, eine Übersicht vom heutigen Zustand der Geister in der großen Republik geben, sondern erforschen, was in näherer und entfernterer Zukunft geschehen werde.

Von diesem Spaziergang durch die neue Welt sollte ich die passenden Materialien heimbringen, um ein zuverlässiges Gemälde jener Gesellschaft, die nach uns bestehen wird, zu entwerfen. Man wird mir zugeben, daß das für eine Zeitung den Gipfelpunkt der Information bedeutet.

Meine ersten Eindrücke in Amerika waren ziemlich entmutigend. Nörgelnder Formalismus einer ihrer eigenen Willkür überlassenen Verwaltung, Prunken mit einer leider nur sehr oberflächlichen Korrektheit, Verblendung der Massen, die jedem Bluff gierig folgen, und tausend andere Züge wiesen auf eine im Niedergang begriffene Zivilisation hin. Die schnöde Entfesselung des Individualismus im Bunde mit den hochfahrenden Imperialismus schien mir die Andeutung einer sicheren Rückkehr zum primitiven Zustand.

Aber ich legte dem tollen Treiben und Wirbeln der Menge, die sich im ewigen Kampf der Interessen auf das Leben wie auf eine Beute stürzt, doch zuletzt nicht mehr Wichtigkeit bei als dem Toben und Schäumen des Meeres, das sich unermüdlich an den Felsen bricht. Die Menge lebt ihre Zeit, sie bereitet nicht die Zukunft vor. Nur Minderheiten, geschart um einige Männer der Wissenschaft und Kunst, um wenige Denker und Utopisten, deren Träume die Wirklichkeit von morgen sind — nur Minderheiten wirken am Webstuhl der Zukunft. Leichter als in allen anderen Ländern ist es in Amerika den kühnsten Ideen, aus der Sphäre der Abstraktion und Spekulation in die Wirklichkeit überzugehen, gewissermaßen das Inkubationsstadium, in welchem sie in unserer alten Welt jahrhundertlang verharren, rasch zu überwinden. Der Denker ist dort gleichzeitig praktischer Geschäftsmann. Die geflügelte Chimäre wird zum nützlichen Haustier.

Wieviel unnützes Zeug ist bei uns und unseren Nachbarn schon über den Gang der Menschheit gesprochen worden! Wieviel stupende Projekte wurden zur Verbesserung der Gesellschaft entworfen! Wieviel Tribunen versprachen das Glück! Wieviel Poeten glaubten die Menschheit mit Worten selig zu machen! Wieviel Propheten eines neuen Lebens traten auf, um für ihr Apostalat nichts weiter zu

* Aus dem Manuskript übersetzt.

ernten als das wegwerfende Achselzucken meiner europäischen Mitbürger! Was darf man von einem Lande hoffen wie mein engeres Vaterland, wo Erfinder und Narr Synonyma sind!

In den Vereinigten Staaten ist es anders. Die Propheten Amerikas sind keine Stubenapostel. Sie handeln und reißen die Massen mit sich und ihr Gewerbe ist im allgemeinen ziemlich einträglich. Konnte ich, der ich just Dokumente über die Zukunft dieses Landes sammeln sollte, klüger tun als mich an einen dieser Seher zu wenden?

Ich habe, offen gesagt, nicht viel Vertrauen in jene mehr oder weniger Erleuchteten, die unkontrollierbares Zeug mit unerschütterlicher Sicherheit behaupten und die seit Beginn des Menschengeschlechtes von dessen Leichtgläubigkeit leben. Aber man hatte mir in Amerika so viel von einem Propheten oder vielmehr von einem Manne der Zukunftswissenschaft erzählt und alles, was ich über diese Persönlichkeit erfahren konnte, erschien mir so merkwürdig, daß ich nicht zögerte, einen Besuch bei diesem Manne in mein Programm aufzunehmen.

Besagter Prophet nannte sich Hiërophas und wohnte in der Umgegend von Kansas City. Ich stellte mir unter Hiërophas natürlich einen hageren Greis mit langem Barte vor, der einsiedlerisch in einer Art von thebäischer Wüste sein Leben in Fasten und Entbehrungen verbrachte, um seinen Geist für die Geheimnisse der Zukunft zu schärfen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als mein Wagen an der Tür eines nicht nur komfortabeln, sondern wahrhaft fürstlichen Landsitzes hielt.

Ein riesiger Neger in goldbetreßter Uniform öffnete die Tür und fragte, ob ich eine Vorladung zur Audienz besäße. Ich erwiderte stolz, ich hätte etwas Besseres und übergab ihm die Karte, die mich als Abgesandten des „Informateur Universel" beglaubigte. Der schwarze Kerl guckte die Karte aufmerksam an, konnte sie offenbar nicht entziffern, übergab sie einem Groom, welcher damit ins Innere des Hauses verschwand und führte mich dann in ein luxuriös eingerichtetes Wartezimmer.

Kaum hatte ich Zeit, einige gute Gemälde und andere aus Europa importierte Kunstgegenstände zu bewundern, als ein Türsteher erschien, um mich in den Empfangssaal zu geleiten. Man stelle sich den Thronsaal eines mittleren Monarchen, jedoch umschimmert von einer gewissen mysteriösen Heiligkeit, vor — so etwa wie eine Dekoration aus der „Zauberflöte". Hiërophas verstand sich offenbar auf die Inszenierung. Aber während ich noch darauf wartete, einen Priester in antiker Gewandung aus einer Versenkung emportauchen zu sehen, kam ein stattlicher Gentleman besten Alters im gutgeschnittenen grauen Jackett, die Nelke im Knopfloch, durch die Tür herein.

„Willkommen, verehrter Herr," sagte er, als wäre ich ein alter Bekannter. „Ich rechnete heute auf Ihren Besuch."

Etwas überrascht betrachtete ich den Mann nun näher. Blaue Augen milderten die kräftigen Farben des Antlitzes, das ein blonder, sorgfältig gepflegter, auf die Brust herabreichender Vollbart schmückte. Um seinen Mund spielte ein Lächeln mit ungeheuchelter Liebenswürdigkeit. Logischerweise lag nichts sehr erstaunliches darin, daß ein Prophet meinen Besuch vorausgesehen hatte. Ich ergriff also, ohne weiter zu fragen die Hand, die er mir entgegenstreckte und schüttelte sie. Er erklärte, daß er es sich zur großen Ehre anrechne, den Vertreter des „Informateur

Universel", des einzigen Blattes, das der Erwähnung wert sei, in seinem Hause zu begrüßen und versicherte, daß er sich mir vollständig zur Verfügung stelle.

Ich zögerte ein wenig mit der Antwort. Wie sollte ich den Herrn anreden? Sollte ich ihn Meister, Professor, Doktor, Hochwürden oder einfach Mister Hiërophas nennen? Da er mir kein Feind der Reklame zu sein schien, so schloß ich, er werde wohl auch etwas Schmeichelei nicht übel nehmen und beehrte ihn mit dem biblischen Titel: Prophet. Er schien das übrigens ganz selbstverständlich zu finden.

„Prophet," begann ich, „es wäre kindisch von mir, wollte ich Ihnen den Zweck meines Hierseins verheimlichen. Sie haben meinen Besuch vorhergesehen und wissen ebensogut wie ich, was ich von Ihnen erwarte." Er nickte mit verständnisvoller Miene. „Ich bin also bereit," schloß ich, „in meinem Notizbuch die Orakelsprüche zu verzeichnen, die aus Ihrem erhabenen Munde kommen werden."

Hiërophas brach plötzlich in herzliches Lachen aus, legte seine Hand auf meinen Arm und sagte ein paar Worte, die ich sinngemäß nur im Dialekt wiedergeben kann:

„Lieber Freund, machen's keine G'schicht'n!"

Er war offenbar ein Prophet von der gemütlichen Observanz. Anstatt auf den Thron zu steigen, setzte er sich auf die Ecke eines Tischchens, vor welchem ich mich installiert hatte, um einige Notizen zu machen und sagte lachend:

„Schreiben Sie nur, was ich Ihnen diktiere: Mein Besuch bei dem Propheten Hiërophas bereitete mir eine bittere Enttäuschung. Ich hoffte die Bekanntschaft einer würde- und weihevollen Persönlichkeit zu machen und traf einen Gaukler oder wenigstens einen Mystifikator."

Ich legte den Bleistift hin und protestierte lebhaft.

„Leugnen Sie doch nicht," erwiderte er gemütlich. „Ich lese ja in Ihnen wie in einem großgedruckten Buch. Ja, ich bewohne einen Palast, der Sie in Erstaunen setzt. Sie lachen über den schwarzen Kerl in goldbestickter Uniform, der mein Haus behütet. Sie finden, daß diese Halle einer Theaterdekoration gleicht. Es ist auch richtig, daß ich zu Zeiten orientalische Gewänder trage und mit starren Seheraugen sybillinische Worte murmle. Machte ich's anders, würde kein Mensch mehr an meine Weissagungen glauben und ich hätte keinen Klienten mehr. Sehen Sie, mein Lieber, die große Schwäche der Wissenschaft besteht darin, daß sie auf die Inszenierung verzichtet und die Wahrheit nackt präsentiert."

Ich lächelte nicht mehr und sah erstaunt den Mann an, der so klar bis auf den Grund meiner Gedanken geschaut hatte.

„Für Sie," fuhr er fort, „für Sie, den mir der „Informateur Universel" geschickt hat und den ich für einen wissenschaftlich gebildeten Mann halte, brauche ich mich nicht mit all diesem phantastischen Brimborium zu umgeben. Ich habe Sie sofort empfangen, weil ich nichts vorzubereiten brauchte; in aller Einfachheit, weil ich nichts zu verbergen suche. Ich stelle mich Ihnen auch nicht als Prophet Hiërophas vor, sondern als ein gewöhnlicher Sterblicher, der ich bin: William Smithson, Mathematiker."

Ich stand noch unter dem Eindruck dieser unerwarteten Erklärung, als ein kleines Mädchen den blonden Lockenkopf durch die halbgeöffnete Türe steckte.

„Papa," rief sie, „Mama erwartet dich zum Lunch."

„Ich komme," erwiderte Mister Smithson und sich zu mir wendend, fügte er hinzu:

„Ich mache keine Umstände. Nicht wahr, Sie lunchen mit uns?"

Ich wollte ablehnen und berief mich auf Gott weiß welch dringendes Geschäft.

„Verkleiden Sie Ihre Ablehnung nicht mit einem höflichen Vorwand," versetzte lächelnd der Prophet. „Wenn Sie nicht annehmen, muß ich glauben, ich hätte Sie verletzt, indem ich die Wahrheit sagte. Wir haben ja noch gar nicht Zeit gehabt zum Plaudern. Ich will Ihnen meine Methode ausführlich auseinandersetzen, damit der „Informateur Universel" vor der Welt die wissenschaftliche Ehrlichkeit meiner Vorhersagungen verteidigen kann, wie ich es vor Ihnen tun will."

Der merkwürdige Scharfblick und der bezaubernde Freimut meines Wirtes hatten mich bezwungen. Ich verbeugte mich und ließ mich von ihm entführen. Wir betraten einen Wintergarten, in dessen Mitte zum Lunch gedeckt war. Der Prophet stellte mich seiner Gemahlin vor, die gnädig zu meinen Komplimenten lächelnd, mir den Platz an ihrer Seite anwies. Das Gespräch drehte sich sofort um Frankreich, seine Sitten, seine Kunst und Literatur.

Mistreß Laura Smithson war eine hochgewachsene Erscheinung von schlanken und vollen Formen. Haare und Augen waren braun, der Teint weiß und rosig, die Lippen purpurrot. Rätselhaft waren ihre Augen: schön und hell, aber undurchdringlich wie die eines Raubtieres. Das war kein Spiegel der Seele, sondern ein Spiegel, aus welchem die Sonne zurückblitzt. Wenn sie lächelte, streckte sie die untere Kinnlade etwas hervor und zeigte längliche, aber dichtstehende, blendend weiße Zähne. Sie konnte mit Recht als Urbild einer amerikanischen Schönheit gelten. Dazu war sie klug, sehr kultiviert und es fehlte ihr weder an Ironie noch an Witz.

Die französischen Romane, so erklärte sie mir, erschienen ihr abscheulich. Gäbe es denn wirklich nichts, was unsere Leserinnen interessieren könnte als diesen häßlichen Ehebruch? Es ist also in Frankreich eine ganz selbstverständliche Sache, daß eine Frau ihren Mann betrügt? In Amerika hätte man ganz andere Ansichten über die Achtung, die man den Frauen schuldet. . . . Übrigens glaubte ich trotz dieser Entrüstung entnehmen zu können, daß ihr die französische Manier doch nicht allzusehr mißfalle.

Während wir über den Gegenstand so spitzfindig plauderten, daß der alte Marivaux seine Freude daran gehabt hätte, wurden die Kinder von einer Gouverneß weggeführt und auch der Prophet verließ uns, um eine Audienz zu erteilen. Ich blieb allein mit der reizenden Frau und das Gespräch nahm sofort eine galante Wendung. Sie sah mir herausfordernd in die Augen, beugte sich nah zu meinem Ohr, um mir Worte zuzuflüstern, die sie für gewagt hielt und lehnte sich kokett lächelnd in ihren Stuhl zurück. Obgleich ich nicht zu den Toren gehöre, die sich einbilden, eine Frau auf den ersten Blick zu erobern, konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß mir die schöne Frau Smithson Avancen machte.

Man hätte kein Blut in den Adern haben dürfen, um nicht vom Reiz dieser lebensvollen Schönheit angezogen, um nicht von dieser Sirene berückt zu werden. Daß sie gleichzeitig so entzückend linkisch war wie eine anständige Frau, erhöhte nur den Reiz. Und doch hielt ein Gedanke mich zurück: Hiërophas, der in mir liest wie in einem offenen Buch, muß es sicher bemerken, wenn ich mich in seine Frau verliebe — und was wird dann die Folge sein?

Je mehr ich mich respektvoll verschloß, um so kühner, lockender, schmeichelnder wurde sie. Aber ich überlegte, daß Smithson in seiner Eigenschaft als Prophet zweifellos den Empfang vorausgesehen hatte, den seine Frau mir bereiten werde. Was für ein Mann war dieser Smithson? Welche Rolle ließ er mich hier spielen? Solche Abenteuer haben etwas Beunruhigendes, gar in Amerika, wo man sich so leicht der Mündung eines Revolvers gegenüber befindet. Ich wagte mich trotzdem bis zur äußersten Grenze erlaubter Galanterie vor, begriff aber bald, daß ich nicht mehr Halt machen konnte — ohne unglaublich lächerlich zu erscheinen. Es war nichts mehr zu verlieren. Ich stürzte mich also in eine tolle Liebeserklärung, die sie mit halbgeschlossenen Augen und mit höchster Freude anhörte. Ich war eben daran noch ungestümer zu werden — als der Prophet eintrat.

Noch ganz mit dem Orakel beschäftigt, das er eben erteilt hatte, schien er nichts zu bemerken und erzählte uns von dem Vergnügen, das es ihm mache, wenn er seinen Klienten etwas Gutes voraussagen könne.

„Sie sind also ein Glücksprophet," sagte ich lächelnd.

„Prophet? Nein, verehrter Herr," versetzte er etwas ungeduldig. „Nochmals: ich bin kein Prophet. Ich behaupte nicht wie viele meiner Kollegen, in denen die alten Magier wieder aufleben, daß ich von Gott inspiriert sei. Ich empfange auch keine Einflüsterungen vom Satan. Ich habe nichts gemein mit den Astrologen, Handwahrsagern, Zauberern, Nekromantikern, Kartenschlägern und anderen Charlatanen. Ich besitze nicht die krankhafte Sehergabe der antiken Kassandra und auch nicht das „zweite Gesicht" moderner Somnambulen. Ich bin einfach ein Mann der Präscienz, der vorausschauenden exakten Wissenschaft."

Jetzt, dachte ich mir, wird es interessant und wollte mein Notizbuch hervorziehen, um zu schreiben, als sich meine Blicke nach Mistreß Smithson lenkten, die leicht in die Kissen des Schaukelstuhls zurückgelehnt mit geschlossenen Augen und lächelnden Lippen, noch ganz im Banne meines Geständnisses war. Ich wollte also nicht, daß sie auch nur einen Augenblick glauben könnte, ich interessierte mich mehr für die Worte ihres Mannes als für die ihrigen. Es war mir gewiß sehr angenehm, sie so zu sehen. Trotzdem wäre es mir willkommen gewesen, wenn sie aus irgendeinem Anlaß ins Nebenzimmer abgerufen worden wäre und mir Gelegenheit gegeben hätte, wieder der berufseifrige Reporter zu werden, der glücklich ist, sich über die „Präscienz" zu unterrichten. Aber leider kommt es nur auf dem Theater vor, daß Personen zur rechten Zeit abgehen. Ich mußte trotzdem etwas sagen. Um weder bei Herrn noch bei Frau Smithson anzustoßen, erklärte ich, die „Präscienz" scheine mir eine riesig interessante Sache, aber ich könne mir doch nicht verhehlen, daß auch das Unvorhergesehene seine großen Reize habe. Unser Leben wäre traurig, wenn wir heute bereits wüßten, was morgen sein wird, und uns so nicht unbekümmert der süßen Freude des Lebens überlassen könnten.

„Ah! Ah!" sagte Smithson lächelnd, „ich begreife, daß sie sich so gut mit Laura verstehen."

„Weshalb?" fragte ich etwas verlegen, während die Dame mit ihren großen hellen Augen mich anblickte.

„Weil meine Frau nicht an die voraussagende exakte Wissenschaft glaubt."

„Das heißt" — unterbrach sie ihn — „ich glaube nicht an deine Vorhersagungen."

„Nach einem alten Sprichwort“, beeilte ich mich einzuwerfen, „ist niemand Prophet in seinem Vaterlande, also erst recht nicht in seinem Hause.“

„Bemerken Sie wohl“, dozierte der Prophet, „daß ich nichts Bestimmtes behaupte. Nur Ignoranten stellen bestimmte Behauptungen auf. Die Wissenschaft zweifelt immer. Wenn ich von der Zukunft spreche, so berechne ich einfach die Wahrscheinlichkeit, denn mehr können wir Menschen nicht leisten und verlangen.“

Offenbar war es mir nicht möglich, das Interesse, das ich an den Erklärungen des Propheten nahm, länger zu verbergen. Mistreß Smithson erhob sich plötzlich mit den Worten:

„Wenn du glaubst, den Herrn mit all deinen Geschichten zu unterhalten . .“

„Ich zweifle nicht, Teuerste, daß ihm die Unterhaltung mit dir unendlich viel angenehmer ist, aber der Herr ist zu mir gekommen, und zwar mit gewissen vorgefaßten Ideen, von denen ich ihn vollständig befreien möchte. Gehen wir in mein Arbeitszimmer.“

„Ich hoffe, daß du mir unseren Gast nicht für zu lange Zeit entführst, damit wir das leider unterbrochene Gespräch fortsetzen können.“

„Aber gewiß, gewiß!“

Ich folgte Smithson wie ein Mensch, der fühlt, daß er zum Spielball der Ereignisse geworden ist und der nicht mehr zu widerstehen wagt. Wir traten in ein sehr großes helles Zimmer. Ein riesiger Zeichentisch, wie man solche bei Architekten sieht, mit einem hohen Schemel davor, bildete das Hauptstück der Einrichtung. Die Wand im Hintergrund bedeckte eine große schwarze Tafel, auf der geometrische Zeichnungen, Formeln und Ziffern zu sehen waren. An den übrigen Wänden erblickte man statistische Tabellen, Fächer mit Zetteln, Registern und Präzisionsinstrumenten, wie man sie in physikalischen Kabinetten und Observatorien findet. Nach allen Seiten hin zogen sich die Drähte der elektrischen Leitung. Man war in der Tat bei einem modernen Propheten.

„Meine Methode“, begann Mister Smithson, „ist einfach und ist jener ähnlich, welche die Meteorologen für ihre Wetterprognosen anwenden. Sie studieren den Zustand der Atmosphäre, berechnen Richtung und Geschwindigkeit der Luftströmungen, suchen die Wirkung aller Einflüsse zu bestimmen und folgern mit Hilfe der Statistik die Wahrscheinlichkeit.“

„Was sie nicht verhindert“, sagte ich, „zuweilen tüchtig daneben zu hauen.“

„Noch einmal, verehrter Herr, die absolute Gewißheit existiert nicht. Für meine Untersuchungen habe ich die Studien über die physische Welt durch andere über die geistige und moralische Welt vervollständigt. Das ist alles.“

Er führte mich ans Fenster, wies auf ein Gebäude, das einer Fabrik glich, und teilte mir mit, daß dort hundertundfünzig Beamte beschäftigt seien, alle Ideen und Tatsachen, die zu ihrer Kenntnis kämen, zu registrieren, zu klassifizieren und in Tabellen darzustellen, welche fast zuverlässig die Bewegung der Gesellschaft, das Leben der Menschheit spiegeln. Andere arbeiteten Diagramme über die Strömungen der öffentlichen Meinung aus, stellten die Summe aller Einflüsse in genau berechneten Kurven dar. Wird dem Propheten dann ein einzelner Fall vorgelegt, kann er stets rasch analoge Fälle auffinden und so den wahrscheinlichen Gang eines Ereignisses berechnen. Eine lange Übung, fügte Smithson hinzu, habe ihm ein außer-

ordentlich feines Gefühl für das gegeben, was man „die in der Luft liegenden Ideen“ zu nennen pflegt. Mit seiner tiefen Kenntnis der Menschen und Dinge gelänge es ihm zuweilen, ein Problem fast augenblicklich zu lösen. Aber das sei nur ein Glücksfall. Seine Methode beruhe ganz auf Beobachtung.

„Könnten Sie mir also sagen, welches die Lage der Menschheit in einem oder in mehreren Jahrhunderten sein wird?“

„Gewiß! Aber Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen auf der Stelle antworte? Sie könnten mich dann mit Recht für einen Scharlatan erklären. Um diese Frage zu beantworten, bedarf es beträchtlicher Untersuchungen, endloser Berechnungen, die mich vielleicht Jahre kosten werden.“

Nun begann er heiter lächelnd von den unsinnigen Fragen zu erzählen, die an ihn fast jeden Tag gerichtet werden. Als er mir eben das Mißgeschick einer Farmersfrau schilderte, die durchaus wissen wollte, wie viel Eier ihre Hühner legen werden, ertönte zu wiederholten Malen das Signal einer elektrischen Glocke.

„Das ist meine Frau, die ungeduldig wird und findet, daß unser Kolloquium zu lange dauert. Wir wollen zu ihr zurückgehen.“

Diese Worte erinnerten mich wieder an die Wirklichkeit, an eine Lage, die ich allmählich vergessen hatte. Ich erschrak etwas. Aber jetzt, da ich erfahren hatte, was ich wissen wollte, war ich fest entschlossen, den Flirt mit der Frau des Hauses nicht weiter zu treiben und mich zu verabschieden.

„Sehen Sie“, sagte Smithson, der vertraulich seinen Arm unter den meinigen geschoben hatte, um mich in den Salon zurückzuführen, „sehen Sie, es gibt da eine sehr merkwürdige Sache. Meine Frau erklärte eben, daß sie nicht an meine Vorhersagungen glaubt. Nun, sie hat nicht ganz Unrecht, denn meine Seherkunst, die sich bei Fremden so trefflich bewährt, versagt beinahe vollständig, wenn es sich um Angelegenheiten mir nahestehender Personen, wie z. B. meiner Frau und meiner Kinder handelt. Das Gefühl trübt sie — gerade wie ein Magnet die Kompaßnadel beirrt.“

„Die Alten hatten also Recht, wenn sie Amor mit einer Binde darstellten?“

„Gewiß. Die Liebe ist immer blind.“

Der Ton, mit welchem er diesen Satz aussprach, ließ mancherlei Deutung zu: Schmerz, Mitleid mit der Frau — aber auch eine Drohung gegen mich. — Wie sollte man bei diesem Hexenmeister, der in allen Karten las, erraten, was er dachte.

Im lichtstrahlenden Salon war Mistreß Smithson allein. Sie war in Abendtoilette. Ihr herrlicher Nacken und die tadellosen Schultern tauchten aus einem Korsage von Pompadourseide hervor und herrliche Orchideen zierten ihr braunes Haar. Ich sah ihre großen, grundlosen Augen, ihr spöttisches Lächeln wieder. Kaum eingetreten, verließ Herr Smithson das Gemach, um die täglichen Berichte seiner Sekretäre zu lesen.

Wiederum war ich mit dieser reizenden Frau allein. Ein Halbmond auf diesem stolzen Haupt, und sie wäre Diana gewesen, eine neue Diana, eine Artemis des Nordens, mit schneeweißem, schneekaltem Fleisch . . . Ich wehrte mich nicht mehr gegen das Entzücken. Enthusiastische Ausrufe entquollen meinen Lippen, und da mir glücklicherweise das Englische so vertraut ist wie meine Muttersprache, so fehlte es mir nicht an Koseworten, mit denen ich sie umhüllte. Sie empfing meine Hul-

digung mit dem Selbstgefühl einer Herrscherin, die weiß, was man ihr schuldig ist, aber der Ausbruch meines Entzückens überraschte sie doch ein wenig.

Sie wandte den Kopf ab, fächelte sich kokett und sagte: „Sie sind eben ein Franzose!"

Ihr Lächeln wurde spöttischer, ihre Augen suchten irgend etwas an der Decke und ich konnte nicht unterscheiden, ob dieser Appell an meine Nationalität, meinen Phrasen oder meiner Galanterie galt.

Eben trat Smithson, eine Orchidee im Knopfloche seines Smokings, ein. Mein Entschluß war gefaßt. Ich dankte ihm für seine herzliche Aufnahme, für die Liebenswürdigkeit, mit der er mich informiert hatte, verbeugte mich vor Madame und wollte mich entfernen.

„Aber, nein, nein!" rief der Gentleman-Prophet. „Sie sind unser Gast. Sie bleiben bei uns. Wir haben hier zu selten Gelegenheit einen Franzosen zu begrüßen. Sie werden uns dieses großen Vergnügens nicht berauben wollen. Ich muß Ihnen übrigens noch weitere Informationen geben und meiner Frau wird es gewiß nicht unlieb sein, noch etwas mehr über französische Sitten zu erfahren."

Mistreß Smithson stimmte ihrem Gatten bei und ich erwiderte sehr verlegen, ich könnte mir nichts Angenehmeres denken, aber — —"

„Nein, nein", schnitt Smithson meine Einwendungen ab. „So viel ich weiß, erwartet Sie niemand. Es ist stockfinstere Nacht, wir wohnen weit von der Stadt und ich wußte so bestimmt, daß Sie bei uns bleiben werden, daß ich mir erlaubt habe, Ihren Wagen nach Hause zu schicken."

Ich bemerkte scherzend, er habe sich das Prophezeien leicht gemacht, indem er mich in die Unmöglichkeit versetzte, nach Hause zu fahren, ich schätze aber die Ehre hoch, in seinem Hause beherbergt zu werden. Er mußte indes aber doch wissen, daß es mir im Grunde nicht sehr unangenehm war . . .

Das Nachtmahl im Wintergarten war sehr heiter. Smithson als Philosoph, der die Eitelkeit des Lebens kennt und keinem Ideal nachjagt, huldigte fröhlich dem Grundsatz: Carpe diem. Seine Frau lachte über jedes meiner Worte und ich muß gestehen, daß es mir gelang, ein Feuerwerk von Witz und Scherz abzubrennen, von dem ich selbst geblendet war. Ein leichtes Wölkchen trübte die Heiterkeit, als man unter der Etikette Champagner eine kalifornische Tisane präsentierte, die ich für minderwertig im Vergleich zu unserem französischen Nationalerzeugnis erklärte, aber Mistreß Smithson rettete die Situation, indem sie malitiös bemerkte:

„Ist es nicht ein französischer Dichter, der gesagt hat: Qu' importe le flacon, pourvu qu'on ait l'ivresse?"

„Ich gratuliere Ihnen, Madame, zu Ihrer Kenntnis unserer Literatur, aber der Rausch, der nicht von der Schönheit kredenzt wird, ist für mich nur ein brutales Delirium. Die Schönheit ist mir Bürge der Erhabenheit meiner Freuden. Nur der köstlich ziselierte goldene Becher kann den Nektar bergen, welcher der Götter würdig ist."

Ich brachte diesen Gallimathias mit so viel Überzeugung vor, daß Madame sich verschluckte und ihr prophetischer Gemahl in helles Lachen ausbrach.

Nach dem Souper setzte Laura sich ans Klavier und sang deutsche Lieder, denn sie konnte keine anderen, und während die melancholischen Weisen, zu denen

die Sängerin sich selbst begleitete, emporstiegen, saßen ich und Hierophas auf dem Kanapee und bliesen schweigend den Rauch der Zigarre vor uns hin. Er war zweifellos in seine Berechnungen vertieft und ich spann meinen Flirt weiter. Jede Note schien nur mir zu gelten und ich fühlte, daß die Sängerin ebenso von Liebe erfüllt war wie ich.

„Lieber Freund", sagte Smithson plötzlich, „ich denke an die Frage, die Sie mir gestellt haben."

„Welche Frage?"

„Über die Zukunft der Menschheit."

„Ach so, ja."

Morgen früh werde ich Ihnen eine bestimmtere Antwort geben können, aber vorerst stelle ich folgendes fest. Die Götter hatten die Erde unbewohnbar gemacht. Die Menschen haben sie zum zweiten Male geschaffen. Die Naturkräfte sind durch den Geist gebändigt worden, wenn nicht ganz, so doch wenigstens zum Teil und — Sie hören doch?" — —

In Wirklichkeit hörte ich nichts als ihre Stimme, einen warmen, ergreifenden Mezzosopran, der den Salon mit zitternden zärtlichen Klängen erfüllte.

„Ja, ja", beeilte ich mich Smithson zu erwidern.

„Folgen Sie also aufmerksam meinem Raisonnement. Den großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen werden die großen metaphysischen Entdeckungen folgen, die die Welt vielleicht noch mehr umgestalten werden als jene. Wir werden so bis zu den Grenzen des Unerforschlichen vorschreiten . . . und . . . folgen Sie mir auch?"

Die Lieder der Mistreß Smithson waren eine Fülle von Liebeserklärungen, und ich empfand den tollen Wunsch, dieser Stimme zu antworten.

„Ja, ich bin dein", flüsterte ich vor mich hin.

„Mir scheint", sagte Smithson lachend, „Sie sind etwas zerstreut."

„Diese Musik" — stotterte ich — „ist hinreißend . . ."

„Ich wette, Sie sind verliebt."

„Ich?" Ich fühlte mich von einem Schauer ergriffen, aber ich versuchte es, mich zu beherrschen und erwiderte so keck als möglich: „Mit Ihnen darf man nicht wetten, da Sie ja alles wissen und Ihnen nichts verborgen bleiben kann."

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Liebe. Liebe ist die edelste aller Leidenschaften. Ich wünsche Ihnen, daß Sie glücklich werden."

Ich hatte schon die Frage auf der Zunge, ob ich glücklich sein werde, da er es ja wissen mußte. Aber es schien mir doch gewagt, diese Frage an den Ehemann zu richten und ich erwiderte daher nur obenhin:

„Ist man jemals sicher, glücklich zu sein?"

„Oh ja, zuweilen", versetzte Smithson und blies fröhlich den Rauch seiner Havanna zur Decke empor.

Nun, dieser Prophet schien mir wirklich ein ahnungsloser Ehemann zu sein. Er las in der Zukunft und sah die Gegenwart nicht, auch nicht die Koketterie seiner Frau, nicht die Blicke, die ich mit ihr tauschte. Er begriff nichts von meiner Verlegenheit. Ich empfand Mitleid mit ihm.

Als Laura geendigt hatte, beglückwünschte ich sie zu ihrem Gesang, der mich tief ergriffen habe, wie ihr Gemahl bezeugen könne. Laura wehrte mein Lob

ab, ich wollte hierauf erwidern, aber da traten Herren aus der Nachbarschaft ein, um mit Smithson über lokale Angelegenheiten zu sprechen, und da diese Laura ebensowenig interessierten wie mich, so flüchteten wir in eine Ecke des Salons, wo wir unsere intime Plauderei wieder aufnahmen.

Laura erklärte mir, sie lebe in einem Kreise, wo alles vorhergesehen sei. Gerade deshalb habe das Unbekannte, sonst der Schrecken aller, für sie einen Reiz, dessen sie sich nicht erwehren könne. Ich war für sie das Unbekannte. Eine unbezwingliche Kraft hatte sie zu mir getrieben, meine Galanterie habe das Übrige getan. Zwischendurch flocht sie ein, daß sie und ihr Gatte in gesonderten Gemächern schlafen und das ihrige von dem mir bestimmten Zimmer nur durch eine verglaste Galerie getrennt sei. Ich beschränkte mich hierauf zu wiederholen, daß sie die schönste, anbetungs- und liebenswürdigste Frau sei, der ich je begegnete. Ich hätte die ungeheure Liebe, die mich bei ihrem ersten Anblick wie ein Blitz getroffen, verschweigen wollen, aber ich hätte es nicht vermocht, und indem sie mich bei sich zurückhielt, hätte sie mein Glück verlängert. Ich sagte dies vielleicht mit etwas mehr Emphase als Aufrichtigkeit, aber sie schien es nicht zu merken.

Inzwischen verabschiedete der Prophet seine Nachbarn. Laura erhob sich. Sie ging an mir vorüber und flüsterte mir ins Ohr: „Um ein Uhr". Dann entfernte sie sich langsam, um von den weggehenden Gästen Abschied zu nehmen.

Ich blieb vor Erstaunen wie festgewurzelt auf meinem Stuhl. Ein Rendezvous, und zwar ein nächtliches und noch dazu an einem Ort, der kein anderer sein konnte als ihr Schlafzimmer! Mein erster Gedanke war, daß diese prüden Amerikanerinnen doch etwas allzu rasch ins Zeug gingen. Man kann sich in der Tat nicht vorstellen, daß eine anständige französische Frau dem ersten besten nach einer Unterhaltung von wenigen Minuten so in die Arme fällt. Das hinderte mich aber nicht, gewaltig stolz auf meine Eroberung zu sein und mit Wonnegefühl an die nächsten Stunden zu denken.

Nachdem ich meinen Wirten gute Nacht gesagt, begab ich mich in mein kleines, sehr kokett eingerichtetes und mit allem wünschenswerten Komfort ausgestattetes Schlafzimmer. Nun begann ich mir alle Zwischenfälle dieses Tages in Erinnerung zu rufen und fühlte gar bald, daß sie mich nicht mehr so heiter stimmten. Ich hatte mich törichterweise von einer Flirteuse fangen lassen, von einer erfahrenen und offenbar sehr raffinierten Person. Ihr liebenswürdiger Empfang, ihr Lächeln, ihre Blicke, ihre Schönheit — alles wurde mir verdächtig. Ihr Drängen, um mich hier festzuhalten, ihre Gewandtheit, Tête-à-têtes herbeizuführen, ihre nicht verhüllten Reize, ihre provokanten Lieder — waren das nicht von Anbeginn an geschickt ersonnene Verführungskünste? Konnte es denn in diesem Hause irgend etwas Unvorhergesehenes geben?

Ein furchtbarer Gedanke ging mir durch den Kopf. Handelte diese Frau etwa nach einem gemeinsam mit dem Manne verabredeten Plan? Ja, ja! — die Jovialität des Propheten hatte einen falschen Ton und seine Herzlichkeit war nur eine Finte. Was hatte es zu bedeuten, daß er meinen Wagen nach Hause schickte, ohne mich zu fragen? Und dazu die Bemerkung, daß er nichts vorhersehen könne, was seine Frau betreffe! Wollte er mir damit zu verstehen geben, ich könne ihr ohne Gefahr den Hof machen?

Ich warf mich auf eine Chaiselongue, um meine Gedanken zu konzentrieren. Ich brauchte nicht länger zu sinnen — ich war in einen Hinterhalt geraten! Aber welchen Zweck verfolgten sie? Was erwarteten sie von mir? War es auf eine Erpressung abgesehen? Sie mußten sich doch sagen, daß ich kein reicher Mann sei, auf jeden Fall nicht viel Geld bei mir führe. Oder wollte Smithson sich an seiner Frau rächen? Dazu hätte es nicht meines Besuches bedurft. In der nächtlichen Stille zogen die aberwitzigsten Gedanken durch mein Gehirn. Ich erinnerte mich an eine Menge unheimlicher Geschichten. Trotz aller angeblichen Wissenschaftlichkeit steckte in dem Propheten doch etwas von einem Mystiker. Von solchen Leuten kann man alles erwarten. Ich sah mich im Geist bereits von Kugeln getroffen, von Dolchen durchbohrt. Ich dachte zu fliehen. Durch das Haus? Ich würde mich im Labyrinth der Galerien, Korridore und Treppen verloren haben und wäre zum Schluß auf den Riesenkerl von Neger, den Hüter des Hauses, gestoßen, der mich für einen Dieb gehalten und mit einer Revolverkugel niedergestreckt hätte. Aus dem Fenster springen? Ich öffnete. Es ging auf einen Hof! Das beste war, in meinem Zimmer zu bleiben, mich einzuriegeln und den Morgen abzuwarten. Um diesen sehr vernünftigen Plan auszuführen, untersuchte ich die Tür, fand aber weder Schloß noch Riegel! . . .

Ich beschloß, wach zu bleiben und mich gegen jegliches Ereignis zu rüsten. Ich ging im Zimmer auf und ab und erwog, ob es nicht vorsichtiger wäre, die Tür mit Möbeln zu verbarrikadieren; aber konnte ich mich nicht täuschen? Wie lächerlich hätten dann solche Verteidigungsmaßregeln ausgesehen!

Meine Taschenuhr wies dreiviertel auf Eins! Schon! Also in einer Viertelstunde! Wird sie mich erwarten? Ich sehe sie bereits in meiner Phantasie, am anderen Ende der Galerie. Ihr schöner Körper ist in ein leichtes, durchsichtiges Gewebe gehüllt, sie hebt mit anmutiger Bewegung das gelöste Haar und wirft einen letzten Blick in den Spiegel. Fieberhaft folgen ihre Augen dem Gang der Zeiger auf der Kaminuhr. Ich sehe wie ihr Busen stärker und stärker unter den Spitzen wogt. Und ihre wundervollen, klassisch geformten Arme breiten sich aus wie Flügel, strecken sich nach dem Unbekannten, nach — mir, während ihre Lippen sich schließen, um mich zu küssen.

Und ich sollte, vielleicht infolge meines grundlosen Kleinmutes dieses entzückende Geschöpf für immer verlieren? Ich sollte zugeben, daß sie in vergeblichem Harren schmachtet! . . . Nein, nein! Sie liebt mich! Sie liebt mich! Und ich sollte sie im Stich lassen, weil ich mir allerlei Befürchtungen einbildete? Nein, tausendmal nein! Soll ich ihr morgen sagen, daß ich F u r c h t gehabt habe? Darf ein galanter Mann nur daran denken? Besteht Gefahr — nun denn, das ist ein Grund mehr, um sie aufzusuchen. Mag diese Frau aufrichtig oder falsch sein — sie hat sich mir anvertraut. Auf keinen Fall will ich als Feigling vor ihr dastehen.

Die Zeiger meiner Uhr wiesen auf Eins. — Wenn ich doch in den Tod gehe? Basta! Dieser Ehemann ist einer jener Dummköpfe, die man ungestraft prellt! . . . Aber ist es nicht der Gipfel des Zynismus, dem Hausherrn seine Frau zu rauben? . . . Ah, was! gibt es denn eine Moral in der Liebe? . . . Der „Musketier“ gewann energisch die Oberhand in mir und ich öffnete behutsam die Tür meines Gemaches. Durch die bunten Glasfenster der Galerie schien der Mond und zeichnete

lange schwarze Arabesken auf den Boden. Ich glitt geräuschlos an der Mauer hin. Nicht der leiseste Laut war vernehmbar. Jetzt hatte ich die Paradiesespforte erreicht. Wie heftig schlug mir das Herz! Ich kratzte leise an der Tür. Kein Laut! Auch drang kein Lichtschein durch die Spalten. „Laura", rief ich mit gedämpfter Stimme, „ich bin's!" Keine Antwort! Keck öffnete ich nun die Tür und bewegte mich in der Dunkelheit tastend nach vorwärts, stets besorgt ein Möbel umzustoßen. „Laura", flüsterte ich, „teure Laura!" Jetzt hörte ich deutlich ihre Atemzüge. Vorsichtig näherte ich mich dem Lager, streckte die Hand aus und fühlte einen Arm, der vom Bettrand herunterhing. — Welch ein prächtig geformter Arm! — Ich ergriff ihn und bedeckte ihn mit Küssen.

Aber plötzlich erhob sich dieser Arm, die elektrischen Lampen blitzten auf — und aus dem Bette sprang — der Neger, der mir die Tür des Hauses geöffnet hatte.

Voll Angst hatte der arme Teufel Licht gemacht und nach einem Revolver gegriffen. Zum Glück erkannte er mich und es gelang mir, ihn zu beruhigen. Wie sollte ich ihm meine Anwesenheit erklären? Ich konnte ihm doch nicht den wahren Sachverhalt mitteilen!?

So gebrauchte ich denn einen Vorwand, der zwar recht banal, aber doch zweckentsprechend war, und bald befand ich mich wieder in der Galerie.

Sollte ich etwa noch an eine andere Tür klopfen? Wie aber, wenn ich mich noch einmal irre? Und am Ende gar in die Schlafkammer des Propheten gelange? Ich zog es daher vor in mein Zimmer zurückzukehren, wo ich tief beschämt die Lächerlichkeit erwog, der ich verfiele, wenn dieses Abenteuer bekannt würde . . .

Am Morgen hatte ich mich entschlossen, heimlich abzureisen. In einem Briefe wollte ich einen plausibeln Vorwand für meine Flucht vorschützen. Kaum hatte ich die Halle betreten, als Mister und Mistreß Smithson auf mich zukamen, mir die Hände entgegenstreckten und mir Dank sagten.

„Dank, Wofür?"

„Als ich gestern," sprach der Prophet, „ihre Karte empfing, war meine Frau bei mir. „Ah", sagte sie, „ein Franzose! Willst du ihn mir nicht vorstellen?" — „Hast du vielleicht die Absicht, mich zu betrügen?" — „Warum nicht?" Aber ich erklärte Laura, sie möge tun was sie wolle, ich wüßte sicher, daß sie mich nicht betrügen werde. Sie erklärte dagegen, nicht an meine Prophezeihungen zu glauben. Wenn es ihr gefiele, würde sie mich doch betrügen. Ich habe Recht behalten. Meine Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen, denn Laura hat mich heute Nacht nicht verlassen."

„Und ich", fuhr Mistreß Smithson fort, „habe meine Wette trotzdem gewonnen. Hätte ich dem Herrn die Tür meines Schlafzimmers richtig beschrieben, anstatt ihn zu meinem Neger zu weisen, so wäre mein Gemahl Herr William Smithson vielleicht betrogen worden, so aber wurde nur mein Neger erschreckt. Ja, mein verehrter Herr, ich bin nicht die Messalina, die Sie in mir vermuteten. Ich bin eine ehrbare Familienmutter, die sich erlaubt hat, Ihrem Dünkel einen — ich geb' es zu — grausamen Streich zu spielen, wofür ich Sie aufrichtig um Entschuldigung bitte. Ich wäre wirklich sehr beleidigt gewesen, wenn es mir nicht gelungen wäre, Sie zu verführen, und ich hätte Ihnen heftig gegrollt, wenn Sie nicht an die

Tür des Negers geklopft hätten. Seien Sie überzeugt, daß ich mich an Ihre Galanterien mit Vergnügen erinnern werde."

Und Laura reichte mir ihre schöne Hand, die ich respektvoll küßte.

„Ich will nicht Ihr Schuldner bleiben," sagte Hierophas, „Sie sollen auch keinen Groll bewahren wegen eines Abenteuers, aus dem wir uns ja zu guterletzt alle zu unserer Ehre ziehen. Ich gebe Ihnen hier meine Antwort auf Ihre Frage über die Entwicklung der Menschheit. Die Menschheit macht Rückschritte in Europa, Asien, Afrika . . ."

„Mithin?"

„Die Menschheit wird amerikanisch werden oder — sie wird verschwinden."

Chronik.

Das Musikjahr 1908.

Das Jahr 1908 macht in der Geschichte der Wiener Hofoper einen Einschnitt. Nach all den traurigen Zerfahrenheiten, Wirnissen, Kämpfen, bei denen das Sachliche vom Persönlichen so durchtränkt war, daß schließlich eine Scheidung unmöglich wurde, konnte man nach der Berufung eines Künstlers vom Range Weingartners hoffen, langsam die ersehnte Beruhigung eintreten zu sehen. Es ist wieder ein Herr da, mit Machtvollkommenheiten ausgestattet, die wesentlicher und entscheidender sind als die papierenen Bestimmungen einer veralteten und zum Teil lächerlichen Dienstordnung, ein Herr, neben der Machtvollkommenheit gleichzeitig belastet mit der Verantwortlichkeit für die Geschicke des ihm anvertrauten Instituts. Fast ein volles Jahr des Wirkens läßt sich nun überschauen. Doch von vornherein schien es klar, daß man mit dem Urteil zurückhalten sollte. Mußte doch dem neuen Direktor Gelegenheit gegeben werden, sich in die neuen und durch die letzten Monate der Direktionskrise recht in Unordnung geratenen Verhältnissen erst einzuleben. Hätte Herr von Weingartner nichts getan, als da und dort kleine Schäden gebessert, die Lücken des Personals vervollständigt, wäre er überhaupt auf künstlerische Erwerbungen ausgegangen, dann müßte man es wohl zufrieden sein. In der Tat frettete man sich die ganze Zeit mit Stücken aus der Erbschaft Mahlers durch, mit „Madame Butterfly", mit dem „Wintermärchen", mit der „Roten Gred". Weingartner selber erwarb eine einzige neue Oper „Tiefland". Er ist natürlich über den Verdacht erhaben, daß diese Oper seinem persönlichen künstlerischen Geschmack entspräche; er hat sich offenbar nur verpflichtet gefühlt, eine Oper, die auf dem Spielplan der meisten deutschen Bühnen steht, auch nach Wien zu bringen und der Hofoper wenigstens einen Kassenerfolg für ein paar Monate zu sichern. Seine künstlerischen Leistungen müssen also in anderen Aufführungen gesucht werden. Direktor Weingartner hat sich in mehreren Neueinstudierungen und Neuinszenierungen versucht, und darin etwas mehr von seinem Wesen und seinen Absichten verraten. Auch Gustav Mahler hat wiederholt an solche Neueinstudierungen seine beste Kraft gewandt und in ihnen seine größten künstlerischen Taten vollbracht. „Fra Diavolo" wurde vom neuen Direktor zu einer Wiedereinführung in das Repertoire auserkoren. Die Spieloper zu pflegen, ist die Absicht jedes neuen Direktors. Sie scheitert gewöhnlich an dem Widerstand des Publikums, das dazu nur schwer und nur für ganz wenige Ausnahmen zu gewinnen ist. Was für Spielopern hat nicht Mahler seinerzeit als junger Direktor gebracht! Darunter befand sich auch, und schon ziemlich spät in dieser Reihe, „Fra Diavolo". Der Erfolg war damals nicht größer, als er heute ist, obwohl die Aufführung wahrhaftig nicht schlechter war. „Fra Diavolo" wird auch jetzt, nach ein paar sehr schlecht besuchten Aufführungen, wieder verschwinden, bis man ihn nach ein paar Jahren abermals vergeblich entdeckt. Dann kam „Stradella". Weshalb diese Scheußlichkeit zu einem Eintagsleben erweckt werden mußte, ist überhaupt nicht einzusehen. Bloß um Fräulein Hedwig Francillo Kaufmann, den einzigen wirklichen Gewinn an Künstlerpersonal während der paar Monate der Direktion Weingartner, in einer neuen Rolle vor das Publikum zu stellen, durfte man nicht bis zu den Niederungen der Flotowschen Oper hinabsteigen. Will man in der Aufführung des „Stradella" eine prinzipielle Sache erblicken — und nur von diesem Gesichtspunkt aus könnte die Aufführung irgendwie gerechtfertigt werden — so kann man gleich zwei Grundsätze dahinter vermuten. Der eine ist rücksichtslose Ausnutzung der Beliebtheit einzelner Künstler beim Publikum. Das würde auffällig zu der eines Instituts, wie es die Hofoper ist, ganz unwürdigen Art stimmen, mit der während der letzten Monate sogenannte Kassenopern bis zum Überdruß abgeleiert wurden.

In der Wiener Hofoper waren freilich, bisher wenigstens, auch mit großen Kunstwerken Kassenerfolge zu erzielen, z. B. mit den Werken Richard Wagners. Die tauchten in diesem Jahre nur selten im Spielplan auf. Jetzt in der größten Sommerhitze, knapp vor Torschluß, machte man wieder von ihrer altbewährten Anziehungskraft auf das Publikum Gebrauch. Aber wie! Die verneuerte „Walküre" läßt den Verdacht aufkommen, sie zeige, wohin der Weg geht. Dann hätte es aber auch gar keinen Zweck, bei Herrn von Weingartner noch immer mit dem Urteil zuzuwarten. Seine musikalischen Fähigkeiten standen überhaupt niemals in Frage, und von jeher hat er mit Recht als ein Dirigent ersten Ranges gegolten. Etwas anderes ist es aber um seine Befähigung, die Wiener Hofoper künstlerisch zu leiten. Nicht bloß in dem beschränkten Sinn der Bühnenpraxis. Wenn auch in diesem Punkt manche Bedenken gegen Herrn von Weingartner aufsteigen, so kann man gerade hier noch getrost der Entwicklung zusehen. Sinn für die Bühne lernt sich bei gutem Willen und genügendem Interesse am Theater, was man jedem Direktor der Hofoper ohne weiteres zutrauen muß. Wäre ihm der ganze Theaterbetrieb etwas innerlich Fremdes oder auch nur Gleichgültiges, brächte er den szenischen Vorgängen nur sehr mäßiges, kaum über seine in Paragraphe gefaßte amtliche Pflicht hinausgehendes Interesse entgegen, niemals hätte sich wohl ein Weingartner dazu hergegeben, Direktor der Wiener Hofoper zu werden, wo sein als Dirigent erworbener Ruhm gar leicht durch die Fehler des Bühnenleiters in den Schatten gerückt werden könnte. Der künstlerische Leiter der Wiener Hofoper hat aber auch Aufgaben, die über die eines Vorstellungsleiters weit hinausgehen, trotzdem von jedem Künstler, gleichgültig welcher Art seine Begabung auch sein möge, erfüllt werden können und erfüllt werden müssen, nämlich die, die Hofoper auch wirklich künstlerisch zu leiten. Der Direktor der Wiener Hofoper ist in der glücklichen Lage, nicht ein Geschäftstheater, sondern eine Kunststätte führen zu dürfen, und dieser Vorzug verpflichtet. Die neueinstudierte „Walküre" bringt als hauptsächlichste Änderung Striche. Die Frage soll ganz außeracht gelassen werden, warum Herr Weingartner sich just an solchen Vorstellungen erproben will, die von Mahler, und zwar vor nicht langer Zeit ganz wundervoll neu geschaffen worden sind. Wir wollen gar nicht persönliche Gründe dahinter suchen und mit dem Direktor über den Geschmack, der aus solchem Tun spricht, nicht streiten. Überdies lassen sich ja auch andere Gründe finden. Zum Beispiel, daß ein Musiker sich zunächst mit dem Bild des „Fidelio" vorstellen will, das er selbst im Herzen trägt, wird nicht weiter wundernehmen. Und der „Fidelio" des neuen Direktors war so übel nicht. Er wäre noch besser gewesen, wenn er nicht mit der Erbschaft der Rollerischen Dekorationen ein zweideutiges Kompromiß geschlossen hätte. Von „Der Widerspänstigen Zähmung" braucht man nicht erst zu reden. Sie ist nach zwei, höchstens drei Wiederholungen wieder verschwunden, und war bis in die kleinste Kleinigkeit ausschließlich Mahlers geistiges Eigentum. Die Tat Weingartners beschränkte sich darauf, die letzte Szene, die Mahler gestrichen hatte, wieder anzufügen. Um dem Willen des Komponisten gerecht zu werden, hieß es damals. Man sollte erwarten, daß Wagner recht sei, was Götz billig war. Mahler hatte gerade mit der vollständigen Aufführung der Wagnerischen Werke eine Erziehungsarbeit geleistet. Das Wiener Publikum ist durchaus mit den strichlosen Aufführungen vollkommen einverstanden, die allein den Willen des Meisters und auf lange Zeit hinaus allein auch dem Sinn seines Lebenswerks entsprechen. Ja, noch mehr, es fordert diese Aufführungen auch für Wien und will nicht ins Ausland fahren, um sie sehen zu können. Und nun kommt Herr von Weingartner und will dem Publikum seine gute Erziehung abgewöhnen. Das kann ihm freilich rascher gelingen als er glaubt. Denn der Zustand, daß das Publikum dem Direktor Führer in Kunstdingen sein solle, ist schon wegen seiner Unnatürlichkeit nicht aufrecht zu erhalten. Nicht der geringste Grund lag vor, jetzt mit Strichen im „Ring" einzusetzen. Es hat deshalb gar keinen Sinn über das Sinngemäße dieser Striche viel Worte zu verlieren. Sinngemäß sind sie nur in dem Sinne einer Verflachung des Kunstgenusses, einer Verbequemlichung, die von der Kunst immer mehr entfernt. Wenn das so weiter geht, wird man in der Hofoper bald beim bekannten „Sperrsechserl"-Prinzip als einzig maßgebendem halten. Übrigens war gerade diesmal der Gewinn an Zeit trotz aller Striche ein sehr unerheblicher. Damit das Orchester oder die Solisten, oder der Herr Direktor selber — denn das Publikum hat vorläufig diese Reform noch recht unzweideutig abgelehnt — 20 Minuten früher zum Abendbrot kommen, mußte die Todesverkündigung, von frevler Hand verletzt, mußte Wotan der entscheidensten Stellen beraubt werden, die zum Verständnis dieser Figur notwendig sind. Daß die Kürzungen musikalisch ganz geschickt gemacht sind, ist weiter nicht erstaunlich. Das trifft schließlich auch jeder bessere Militärkapellmeister. Am Ende hat Herr Direktor Weingartner nur mehr ein sehr abgeleitetes inneres Verhältnis zu den Werken Wagners und sieht in ihnen auch nichts weiter als eben Stoff für ein paar Opernvorstellungen? Aus diesem Gesichtspunkt ließen sich auch die leichten szenischen Änderungen in der „Walküre" begreifen. Das liebe Publikum soll jetzt nicht so sehr alles verstehen, als viel mehr alles in plattester Deutlichkeit sehen, wie es sich für eine

„Oper" schickt. Deshalb muß der Zweikampf des zweiten Aufzuges durch eine plumpe Helligkeit geradezu lächerlich gemacht werden. So führt von „Stradella" zu dieser neu studierten „Walküre" wenn man will, ein Weg. Wir möchten gerne die Hoffnung bewahren, daß wir uns darin täuschen, daß in Wahrheit Herr Direktor Weingartner nur ein wenig zu sehr nach der Richtung des allgemeinen Wohlgefallens experimentiert. Sollen wir wirklich fürchten müssen, daß die Hofoper den Weg gehen werde, den nun schon seit Jahren das Burgtheater geht? So wie Wien aufgehört hat, die führende Theaterstadt zu sein, so wird Wien auch aufhören, die Musikhauptstadt der Welt zu bedeuten.

Liefert denn die deutsche Opernproduktion gar nichts, was über die wüste Theatermache des „Tiefland" hinausginge? Wenn man nur angenehme Stücke, d. h. der vorgesetzten Behörde, der Kasse und dem trivialsten Publikumsgeschmack genehme sucht, dann freilich wird die Auswahl immer geringer, und es bleibt wirklich nichts übrig als einen Zyklus sämtlicher Flotowscher Opern zu veranstalten. Die Münchener aber beispielsweise haben nicht nur strichlose Wagneraufführungen, sie haben auch neue deutsche Opernwerke, die beweisen, daß noch immer Künstler, ernstzunehmende Künstler, schöpferisch tätig sind, und daß ein künstlerisch erzogenes Publikum, das Vertrauen zu seinem künstlerischen Führer hat, willig auch Pfade geht, die recht weit vom Banalen wegführen. Das Erfreulichste, was das diesjährige, in München abgehaltene Tonkünstlerfest des Allgemeinen deutschen Musikvereins brachte, war der Erfolg, den der „Moloch" von Schillings davon trug. In Wien kennt man das Werk aus der Verballhornung einer sich auf den ersten Akt beschränkenden ganz unzulänglichen Konzertsaalaufführung. Mit anderen Worten und richtiger gesagt, man kennt es eben nicht in Wien. Aber man hat sich beeilt auf Grund dieser Aufführung die Schalen des Zorns, des Hohns und vor allem des Unverstands über den Komponisten auszugießen. Jahrelang ist „Moloch", zur Aufführung angenommen, im Archiv des Wiener Hofoperntheaters gelegen. Zu einer Aufführung ist es nicht gekommen. Mahler selber fand offenbar nicht die Zeit mehr, vielleicht auch nicht die rechte Lust, es mit einem so spießigen Werk zu wagen, und sein Nachfolger erst recht nicht. Reporter, die alles wissen, wußten auch der Öffentlichkeit zu erzählen, „Moloch" könne nicht aufgeführt werden, weil die Partitur in einem so sonderbaren Schlüssel — Schillings hat nämlich dem Streben nach Vereinfachung unserer Notenschrift einige, wie wir glauben, höchst überflüssige Konzessionen gemacht — geschrieben sei. Ist das nicht genug, um die Schöpfung eines Künstlers bei lebendigem Leibe verfaulen zu lassen? In München ist dieser „Moloch", den die Leser der „Österreichischen Rundschau" schon aus einem ausführlichen Referat des Herrn Dr. Paul Stefan * kennen, geradezu bejubelt worden. Es war wahrhaftig nicht eine Korona von Freunden, die diesen Erfolg erzwang. Dauernd wird er auch wohl kaum bleiben. Was sich durchsetzte, war die Anerkennung für das ernste und in mancher Hinsicht bedeutende Werk eines ernsten Künstlers. Es ist eine Ehre für das Münchener Publikum, daß es auch dies zu würdigen versteht. Und gar „Ilsebill" von Friedrich Klose, die man der Tonkünstlerversammlung zu Ehren im Prinz-Regententheater gab. Dies war auch eine doppelte Ehre für das Werk. Denn es wurde als erstes würdig befunden, um im Prinz-Regententheater aufgeführt zu werden, das bis jetzt ausschließlich für Werke Richard Wagners bestimmt gewesen war. Den Münchnern ist „Ilsebill" nichts Neues. Von München aus ist der Ruhm dieses Werks und seines jungen Meisters nach Deutschland gedrungen, Wien natürlich ausgenommen, und in München bringt man ihm dauerndes Interesse, ja förmlich Liebe entgegen. Mag sein, daß sich hierin vornehmlich die Freude ausdrückt, in seiner Mitte ein neues schaffendes Talent zu besitzen. Aber das Werk selber bringt nicht nur viel Verheißung, sondern auch gar manche Erfüllung. Es nennt sich „dramatische Symphonie" und gibt damit nicht bloß einen Titel, sondern auch einen Versuch an, für die musikalische Bühnenkunst neue Auswege zu finden. Über Wagner hinaus führt das Werk nicht. Das könnte in dem landläufigen Sinn solcher Worte auch nicht möglich sein. Jeder Große einer Kunst bedeutet nach gewisser Richtung hin einen Schlußpunkt, ohne daß die lebendige Kunst aufhörte, sich weiter zu entfalten. Man kann dem großen Meister unendlich viel entnehmen, man kann auf Grund seiner Gaben weiter arbeiten, nur gerade in der einen, durch ihn bestimmten Richtung kann man nicht weiter kommen. Alles was strenge im Wagnergeleise bleibt, ist Epigonentum, und auch ein Künstler wie Schillings leidet unter dem sich selber auferlegten Zwang der Wagnertreue. Über Wagner hinauskommen kann nur, wer zunächst an ihm vorbei kommt, auch wenn er zu diesem Zweck einen Schritt zurücktun müßte. Diesen Schritt macht Klose und nähert sich damit der modernen Symphonie. Er verheimlicht nicht den Anlaß seiner Musik, läßt ihn auch nicht in Textworten stehen wie einen vergessenen Regenschirm, sondern er nutzt diesen Anlaß zu szenischen Bildern mit einer geschlossenen Bühnenhandlung. Soweit ist er Dramatiker. Da diese Szenen aber zur Erläuterung seiner Musik dienen, ist er Symphoniker. Selbstverständlich setzen sich diese inneren Gründe in Erscheinungen der Form und der

* Vergl. „Österr. Rundschau", Band XII, Heft 2.

Technik um. Nicht allein die Theorie der Kunst zieht aus der Betrachtung von Kloses „Ilsebill“ Gewinn. Aus welchen Elementen immer das Werk zusammengeschweißt ist, es gibt ein Ganzes von starker Wirkung. Das Märchen vom Fischer und seiner Frau, die in der Vermessenheit ihrer Wünsche immer höher gerät, bis sie vom höchsten Gipfel, der Menschenstolz überhaupt erreichbar ist, wieder in die alte Armseligkeit zurückgeschleudert wird, verlangt nach unaufhörlicher Steigerung, die der Komponist nicht schuldig bleibt. Namentlich seine Chöre sind von einer bezwingenden Macht des Ausdrucks. Sie sind auch hübsch erfunden. Sonst bleibt freilich die Selbständigkeit der Erfindung ein wenig hinter den anderen Vorzügen des Werks zurück. Gerade in der Erfindung macht sich noch allzu deutlich der Einfluß Wagners geltend. Doch es steht zu hoffen, daß Klose mit der fortschreitenden Entwicklung ganz zu sich selber gelangen werde.

Wäre es nicht die künstlerische Pflicht der Wiener Hofoper, auch Wien mit solchen Werken bekannt zu machen? Schon möglich, daß sie nicht in der persönlichen Geschmackrichtung des Direktors liegen. Das ist sein gutes Recht, und niemand darf ihn darob tadeln. Aber wenn er es über sich gewinnt, dem Kassenerfolg zuliebe Werke aufzuführen, die selbstverständlich tief unter seinem Geschmack stehen, warum nicht auch ernste Werke, die Betrachtung verdienen, auch wenn sie seinem Geschmack zuwiderlaufen? Der Direktor der Hofoper kann und muß trotz aller mitunter notwendigen Konzessionen das Publikum zur Kunst erziehen, eine Arbeit, die niemals unterbrochen werden darf, soll sie nicht immer wieder von vorne begonnen werden müssen. Aber er darf es sich nicht beifallen lassen, das Publikum zu seinem persönlichen Geschmack, und wäre er an sich der edelste, zwingen zu wollen. Direktor Weingartner hat doppelte Macht in Händen, als Direktor der Hofoper und neugewählter Dirigent der Philharmonischen Konzerte, und gerade um seiner Dirigentenfähigkeiten willen, muß man doppelt wünschen, daß er sich nicht aus Künstlertrotz in seine Irrtümer und Fehler verbeiße. Als Dirigenten der Philharmoniker haben wir ihm schon jetzt etwas zu danken, die einzige Gabe von wirklichem Wert, welche die philharmonischen Konzerte des Jahres 1908 brachten, die „Variationen“ von Max Reger über ein Thema von Hiller. Max Reger ist der Gegenpol der neudeutschen Schule, die sich um Richard Strauß gruppiert, und die auch jetzt in München fast ausschließlich zur Geltung kam. Wohl ließen sich auch innere Verwandtschaften, zum Teil gemeinsame Ausgangspunkte, nachweisen. Doch im allgemeinen tritt mehr das Gegensätzliche in Erscheinung. Als ob der Geist der Musik die Leitung des allgemeinen deutschen Musikvereins dafür bestrafen wollte, daß sie es verabsäumte, mit ihren Veranstaltungen wirklich alle Strömungen der modernen Musik zur Geltung zu bringen, und einen Max Reger ausschloß, lastete der Fluch der Bedeutungslosigkeit, der Nachahmung, der Schülerhaftigkeit auf den symphonischen Gaben dieses Tonkünstlerfestes. Einzig und allein die „Messe des Lebens“ von Frederik Delius stand höher. Dieses Werk, nach Worten Nietzsches für Soli, Chor und Orchester komponiert, erinnerte in seinen besten Augenblicken an Debussy. Wir würden es vorziehen, Debussy in der öffentlichen Musikpflege zu begegnen als selbst Delius. Alles andere war von unbeschreiblicher Armseligkeit und Dürftigkeit. Selbstverständlich verfügt auch der jüngste Kompositionsschüler über ein erstaunliches Maß von geschwollenen Redensarten, und zwar durchaus nicht bloß in Noten, sondern auch in Worten. Der eine belehrt uns, daß seiner Musik gar kein Programm zugrunde liege, daß sie reiner Empfindungsinhalt sei. Er verlangt also vom Hörer nichts weniger, als daß diese ihm die Hauptsache abnehme, nämlich die Musik auch wirklich zu empfinden. Ein anderer teilt uns mit, daß schon Goethe sagt: „es irrt der Mensch, solang' er strebt.“ Diese überraschende Mitteilung macht er nur deshalb, weil er in einer „Flagellantenzug“ überschrieben symphonischen Dichtung die Verirrung des Flagellantismus, aber auch das edle Streben, das diesem zugrunde liege, dargestellt wissen will. Es ist nicht abzusehen, zu welchen Verirrungen der Komponisten dieses bequeme Verfahren noch führen soll. Vielleicht ist der junge Komponist der ohrenbetäubenden Langweile, als welche sich seine symphonische Dichtung darstellt, ein wirkliches Talent. Uneingeweihte können es bloß aus der Tatsache erschließen, daß der für die Auswahl der Werke verantwortliche Vorstand des Musikvereins dieses Werk zur Aufführung zuließ, eine Ehrung, die offenbar nur dem Talent des Komponisten im allgemeinen, nicht dem Werke gelten konnte. Nicht die Schüler allein sind es, deren Kompositionen den Eindruck des schülerhaften machen. Auch routinierte Kapellmeister erschöpfen ihre Kompositionskunst in den plattesten Nachahmungen. Bei jungen Kapellmeistern ist's ärgerlich, bei alten — auch solche Beispiele erlebte man in München — traurig, bei beiden lächerlich. Nein, wir haben in Wien nichts verloren, wenn diese Werke nicht bis zu uns gedrungen sind. Es ist gar nichts dagegen einzuwenden, wenn sie uns auch weiterhin ferne bleiben.

Für die große Chor-Literatur käme von den Münchener Anregungen außer der bereits erwähnten „Messe des Lebens“ höchstens noch „Sonnenaufgang“ von Hausegger in Betracht. Doch mit einem besseren Werk, als es dieser „Sonnenaufgang“ ist, hat Hausegger in

Wien gerade nicht die angenehmsten Erfahrungen gemacht. Das „Requiem“ (Dichtung von Hebbel) ist in einem Gesellschaftskonzert dieses Jahres vollkommen abgefallen. Nicht durch die Schuld des Komponisten. Aber die Aufführung war so schlecht, daß das Publikum durch den Nebel des Verdrusses und der Widerwilligkeit gar nicht bis zum Werke selber dringen konnte. Und der Singverein ist doch wahrlich den schwierigsten Aufgaben gewachsen! Aber diesmal fehlte es an dem rechten Willen. Was nutzt es, wenn der Dirigent, Herr Hofkapellmeister Schalk, moderne Werke lebender Komponisten zur Aufführung annimmt? Ein Chor von Arnold Schönberg ist in den Proben stecken geblieben. Doch am Ende war sein Schicksal ein besseres als jenes, das Hausegger traf: das „Requiem“ brachten die Sänger nicht schon in der Probe, sondern leider erst in der öffentlichen Aufführung um. Solche Zustände sind der größten Chorvereinigung Wiens und ihres künstlerischen Leiters unwürdig. Der muß die Macht und den persönlichen Einfluß haben, auch die Widerstrebenden zu zwingen, für jedes einmal zur Aufführung bestimmte Werk ihr bestes Können einzusetzen, und der Singverein kann sehr viel, wofern er nur ernstlich will. So weit es sich um Novitäten handelt, hat er sich freilich dieses Jahr von der unter Wickenhausers Leitung neu aufstrebenden Singakademie den Rang ablaufen lassen. Der Akademie glückt natürlich noch lange nicht alles, und sie muß sehr ernstlich an sich arbeiten, um höheren Ansprüchen genügen zu können. Aber sie zeigt schönes Streben und bringt manch neues Werk nach Wien, so in dem Festkonzert zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens die ‚Vita nuova‘ von Ermanno Wolf-Ferrari. Dieses Chorwerk wird im Ausland, namentlich in deutschen Provinzstädten, maßlos überschätzt; bei uns in Wien hat sich der Erfolg in bescheidenen Grenzen gehalten. Manches darin ist sehr hübsch und innig empfunden; vieles aber schmeckt bedenklich nach Salonmusik. Das kann das Verdienst der Singakademie nicht schmälern, uns mit einem jedenfalls interessanten und hörenswerten Werk bekannt gemacht zu haben. Doch der Kult der großen alten Chormusik ruht noch fast ausschließlich beim Singverein. Er kommt dieser Aufgabe mit schönem Eifer nach; ganz besonders wäre auch für dieses Jahr die wachsende Pflege Bachscher Musik hervorzuheben. Nun, da die Verstaatlichung des Konservatoriums beschlossene Sache ist, wird sich die Gesellschaft der Musikfreunde hoffentlich mit verdoppeltem Eifer der Ausgestaltung ihrer Gesellschaftskonzerte widmen.

Gleichzeitig mit der Verstaatlichung des Konservatoriums bringt das Jahr 1908 die Lösung eines für das Musikleben Wiens nicht minder wichtigen Problems. Im Vorjahr haben wir in längeren Ausführungen darauf hingewiesen, daß die Saalfrage geradezu eine Lebensfrage für die Entwicklung der Musikpflege in Wien geworden, daß die Verstaatlichung des Konservatoriums mit der Lösung dieser Frage enge verknüpft ist. Nun wird tatsächlich auch ein neues großes Musikhaus errichtet, das außer den dringend erforderlichen großen Konzertsälen auch die Schulräume des verstaatlichten Konservatoriums in sich aufnehmen wird. Mit neuen Konzertsälen ist auch Raum für neue Konzertunternehmungen geschaffen, die bis jetzt in Wien nur schwer aufkommen. Das neu gegründete Wiener Tonkünstlerorchester wird sich nun neben dem Wiener Konzertverein, der unter Löwes Führung unbeirrt seinen schönen Gang zu den höchsten Kunstzielen geht, voller entfalten können. Dieses Jahr hatte es noch sehr unter der Enge der Verhältnisse zu leiden. Seine Abonnementkonzerte reflektieren im allgemeinen auf dieselbe Schichte des Publikums wie jene des Konzertvereins. Die Aufnahmsfähigkeit dieser Schichte aber ist beschränkt. Das ist schon einmal hier betont, und auch für den Konzertverein auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, neue Schichten für den Genuß edler Musik zu gewinnen. Das geschieht ja auch in erfreulicher Weise durch die Ausdehnung der populären Konzerte, nicht nur der Zahl, sondern auch ihrem künstlerischen Werte nach. Das Tonkünstlerorchester hat sehr richtig darin auch eine seiner Hauptaufgaben erblickt. Nur mit der Bewältigung hapert's. Nicht auf die Massenhaftigkeit solcher Veranstaltungen kommt es an. Die nutzen sich schneller ab, als man glaubt. Ein Plan muß ihnen zugrunde liegen, der in weiter Beschränkung von bestimmten Grundlagen zu immer größerer Entfaltung fortschreitet. Doch ebensowenig wie man das Pferd beim Schwanz aufzäumen und sogleich mit den allerschwierigsten oder der unmittelbaren Empfindung nur sehr wenig zugänglichen Werken beginnen soll, ebensowenig darf man das naive Publikum solch populärer Konzerte durch Heurigenmusik zu den höchsten Gipfeln der Kunst führen wollen. Das geschieht leider in den meisten sogenannten „populären“ Konzerten des Tonkünstlerorchesters. Das Programm stand da gemeiniglich unter aller Kritik. Gut sind, sieht man über die auch hier oft mangelhafte solistische Mitwirkung hinweg, nur diejenigen populären Konzerte dieses Orchesters, für die der Wiener Volksbildungsverein die Kosten aufbringt, meist solche, die Oskar Nedbal selber dirigiert. Sein Dirigententalent hat das junge Orchester schon in einem Jahr auf eine verhältnismäßig hohe Stufe gebracht. Es hält natürlich noch gar keinen Vergleich mit dem Konzertvereinsorchester aus, sehr wohl aber mit diesem in dessen erstem Jahr. Die anderen Dirigenten

der Abonnementskonzerte des Tonkünstlerorchesters kommen nicht in Betracht. Sie waren heuer wohl nur ihres berühmten Namens willen, um die Neugierde des Publikums zu erregen, herangezogen worden, fielen aber als Dirigenten mit Recht vollständig ab und werden wohl nicht wieder kommen. Dringend notwendig aber ist es, daß die Stellvertretung Nebdals in den populären Konzerten in befriedigenderer Weise besorgt werde als bisher. Gerade diese Konzerte erfordern ganz besondere Dirigententugenden. Doch wer sich erinnert, wie schwierig es für den Konzertverein war, aus seinen ersten Kapellmeisternöten für die populären Konzerte zu seinem heutigen und noch immer verbesserungsfähigen Stand zu gelangen, wird die Schwierigkeiten des Tonkünstlerorchesters nicht unterschätzen. Der neue Prospekt, mit dem die administrative Leitung zum Abonnement für die Konzerte des nächsten Jahres einladet, gesteht manchen Fehler der populären Konzerte offen ein und verheißt für die anderen künstlerisches Fortschreiten, dem man mit Beifall folgen wird.

Übrigens besteht die Frage der populären Konzerte nicht für sich allein. Jeder empfindet, wie sehr das Musikbedürfnis an Ausdehnung und Vertiefung gewonnen hat. Doch mit einer bloß mechanischen Vermehrung der Veranstaltungen ist es nicht zu befriedigen, auch nicht mit der qualitativen Steigerung, mit dem systematischen Höherführen. Gar zu leicht gelangt man da an eine Grenze, und Stillstand ist der Tod. Es müßten Mittel und Wege gefunden werden, um die in der Bevölkerung selber schlummernden musikalischen Kräfte zu wecken, den mitunter recht wertvollen musikalischen Bestrebungen eifriger Dilettanten eine kräftige Stütze zu bieten, wie es ja in größerem Maßstab für die Haydnfeier des nächsten Jahres geplant ist und hoffentlich auch durchgeführt wird. Mit anderen Worten, man muß vom Musizieren für andere dahin gelangen, die anderen zum Selbermusizieren bringen. Unserer ganzen Musikpflege tut es not, daß sie verinnerlicht werde. Das Heranwachsen eines großen Publikums hat das intime Musizieren im Konzertsaal fast unmöglich gemacht. Wir brauchen natürlich große Konzertsäle, wir brauchen ein großes Publikum, aber wir brauchen, mit Rücksicht auf die technische Unmöglichkeit einer fortwährenden quantitativen Vergrößerung und aus den angedeuteten inneren Gründen andere Ableitungen für das Musikbedürfnis. Das Publikum muß erzogen werden, aber die Erziehung muß so weit gehen, daß es unter Umständen auch aufhören kann Publikum zu sein und selber Künstler wird. Für manche Zweige der Musik hat sich bereits die Unmöglichkeit herausgestellt, auf den bisher eingeschlagenen Bahnen weiter zu gehen. Unsere besten und geschätzten Quartettvereinigungen würden sich hüten, größere Kammermusiksäle zu wünschen. Gerade die Beschränktheit des Raumes sichert ihnen, wenn auch kein übermäßiges, so doch ein treues und sicheres Publikum, welches an der intimeren Art des Musizierens gerne teilnimmt. Daß es ein zahlreiches Publikum gibt, drückt sich in der Tatsache aus, daß in Wien immer neue Quartettvereinigungen entstehen und daß für alle Raum ist. Das wirkt auch wiederum auf die Komponisten zurück und die Kammermusik wird von ihnen eifrig gepflegt. Die wertvollste Gabe dieses Jahres war ein Streichquartett von Viteslav Novak, dessen Bekanntschaft uns das Ševčíkquartett vermittelte. Es ist besonders lehrreich, weil es zeigt, daß trotz aller Absonderlichkeiten der Form, trotz aller Schwierigkeiten, die es einem Überschauen auf den ersten Blick bietet, eine Wirkung auf jeden Hörer möglich ist, d. h. also, es kommt doch noch immer auf andere Qualitäten an als auf bloße Künsteleien, für die unsere Komponisten weiß Gott welchen Respekt verlangen. Novaks Quartett ist so seltsam in der Form wie nur irgend ein anderes, das gerade darin sein Hauptverdienst sucht. Aber es ist nebstbei auch schön, voll Erfindung und Ausdruck. Auch die Gesangskonzerte streben immer mehr einer Verinnerlichung zu, wenn man an Künstlerkonzerte denkt, nicht an die Abende von Gesangslehrerinnen oder Herren und Damen der Gesellschaft. Das Publikum geht willig mit bei Schubertabenden, bei Hugo Wolfabenden, deren wir in Wien heuer gleich mehrere hatten. Doch nicht jeder Komponist vermag einen ganzen Abend zu füllen. Das gilt sogar für bedeutendere, als es der sehr begabte Franz Schreker heute noch ist. Ein paar Lieder dieses jungen Talentes läßt man sich gerne gefallen, für einen ganzen Abend aber reicht seine Persönlichkeit nicht. Und weiters. Selbst ein scheinbar ganz äußerlich gewordenes Instrument wie das Klavier wird von der Verinnerlichung des Musikbetriebes nur Gewinn ziehen. Die große Klavierkonzertliteratur ist überhaupt recht unfruchtbar. Die reiche pianistische Literatur aber, die der Kammermusik näher steht, ist in den letzten Jahren sehr in den Hintergrund gedrängt worden, sieht man von den abgewerkelten Repertoirestücken ab, die für jedes Konzertprogramm die gleichen bleiben. Erst in allerjüngster Zeit macht sich eine Besserung bemerkbar, und es wird bald wieder Komponisten geben, die sich getrauen werden, die pianistischen Wirkungen des Klaviers auszunutzen. Es werden wieder Dichter des Klavieres kommen, wie Chopin und Schumann und wie ein solcher auch noch Liszt gewesen ist.

Dr. D. J. Bach.

Feuilleton.

…, bis uns um 6 Uhr früh die Trommel weckte, worauf wir zur Aufstellung im Haushof befohlen wurden. Eine starke Abteilung Infanterie erhielt Befehl, scharf zu laden. Der Offizier machte uns die Eröffnung, daß jeder, der während des Transportes entspringen oder sich nicht ruhig verhalten sollte, ohne weiteres niedergeschossen würde. Dann setzte sich der Transport in Marsch . . ."

Über die Eltern Gruebers hatten zahlreiche Verbindungen und wenn er auch ohne Abschied von ihnen gegangen war, sorgten sie doch für ihn. So kam er als Kadett zu dem Kürassierregiment Herzog Albrecht, dessen Oberst damals Graf Radetzky war. Zum Teil unter der Leitung dieses ausgezeichneten Feldherrn kämpfte Grueber gegen Bayern und Franzosen und erhielt bei Hohenlinden den ersten schweren Schuß in das Bein. In einigen Jahren wurde er Offizier und nahm nach der schmachvollen Kapitulation von Ulm an dem berühmten, von Erzherzog Ferdinand geleiteten Gewaltmarsch der österreichischen Kavallerie nach Böhmen teil. Als der unglückliche Feldzug vom Jahre 1805 beendigt war, wurde er zu dem Kriegsgericht über Baron Mack, der die Niederlage von Ulm verschuldet hatte, einberufen. Interessant ist, was Grueber über die Verkündigung des Urteiles berichtet. Mack war schon längere Zeit krank und ersuchte, daß ihm das Urteil in seinem Zimmer verkündigt werde, was auch bewilligt wurde. Mack saß aufrecht im Bett, auf einem Tische lagen seine Ordensinsignien und über einem Stuhle hing seine Uniform. Der Generalauditor verlas das Urteil, das auf infame Kassation, Verlust aller Militär- und Zivildekorationen und zehn Jahre Festungshaft lautete. Hierauf trat der Stabsprofoß an den Tisch, nahm die Dekorationen, übergab sie dem Präsidenten des Kriegsgerichtes, Grafen Colloredo, riß die Goldborten von der Generalsuniform, die über dem Stuhle hing, und warf sie unter die Bettstelle. Mack vergoß hierbei Tränen des tiefsten Schmerzes. Nach dieser ergreifenden Amtshandlung trat das Kriegsgericht ab, nur einige Generale und Offiziere blieben zurück, um Mack ihr Beileid zu bezeugen, dieser weinte noch immer bitterlich, rief dann seinen Kammerdiener herbei, dem er den Auftrag erteilte, aus dem nebenstehenden Reisekoffer einen halben Lorbeerkranz heraus zu nehmen. Ihn nahm Mack zur Hand und sagte zu den Umstehenden: „Diesen Lorbeerkranz erhielt der Erzherzog Karl nach der Schlacht am Mincio. Ich war ihm damals als Generalquartiermeister beigegeben. Die Munizipalität eines italienischen Städtchens gab dem Sieger gerade eine große Tafel und zum Schlusse wurde dem Erzherzog dieser Lorbeerkranz auf einem silbernen Teller

überreicht. Der Erzherzog zerbrach ihn mit den Worten: „Mir gebührt nur die Hälfte, die andere Hälfte überreiche ich meinem braven Generalquartiermeister Mack, der den Angriffsplan entworfen hat . . .“

Tief erschüttert entfernte sich Grueber aus dem Zimmer und dachte an das alte Sprichwort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das.“

Auch an den Feldzügen vom Jahre 1809 und 1812 nahm Grueber teil; er wurde zum Rittmeister befördert, erlitt mehrfache Verwundungen und brachte dem Kaiser Franz als erster von Rußland gesendeter Eilbote die Nachricht, daß Napoleons große Armee vernichtet worden sei.

Aber schon in Rußland hatte er von der bayrischen Regierung die Aufforderung erhalten, als bayrischer Staatsangehöriger zur Armee seines Vaterlandes einzurücken. Er erwirkte einen Urlaub, um nach München zu reisen und den König von Bayern persönlich zu bitten, daß der Einrückungsbefehl widerrufen und ihm gestattet werde, auch weiterhin in der österreichischen Armee zu verbleiben. König Max Josef empfing ihn zwar äußerst huldvoll, sagte ihm aber ernsten Tones: „Mein Lieber, das kann nicht sein; ich habe beinahe alle meine Kavallerieoffiziere in Rußland eingebüßt und bedarf meiner Landeskinder selbst. Ich werde dir auch gleich eine Eskadronskommandantenstelle geben. Der Kriegsminister wird dir die weitere Bestimmung eröffnen und ich werde für dich sorgen.“

Die Aufgabe aber, mit der der König den tüchtigen österreichischen Reiteroffizier betraute, war die Bildung eines Kavallerieregimentes nach österreichischem Muster, denn die Ausbildung der Mannschaft, die Zäumung, Sattlung und Packung der Pferde lag damals bei der bayrischen Kavallerie sehr im Argen. Trotz aller Widerwärtigkeiten, die ihm die bayrischen Offiziere bereiteten, widmete sich Grueber seiner überaus schwierigen Aufgabe mit viel Geschick und Eifer. Als er sein in Freising ausgebildetes National-Chevauxleger-Regiment dem Könige auf der Theresienwiese in München vorführte, erntete er den größten Beifall, und sein Erfolg erschien noch größer, als die von ihm ausgebildeten Truppen mit den unter dem Kommando bayrischer Offiziere stehenden Eskadronen verglichen wurden. Bei den Attaken gingen fast alle Pferde der letzteren durch und als dann Appell geblasen wurde, kamen nur wenige Reiter zurück, da die Mannschaft nicht mehr imstande war, ihre Pferde zu halten, diese vielmehr schnurstraks ihren Kantonierungsstationen zuliefen. Als die Regimenter am nächsten Tage wieder ausrückten und auf Befehl des Königs abgesattelt wurde, standen nur die Pferde der Grueberschen Eskadron rein und ohne jede Verletzung da. Fast alle anderen Pferde waren schändlich aufgedrückt; ihre Widerriste größtenteils hoch angeschwollen, die Rücken fast durchgehends mit Eiter belegt und ein fauliger Gestank verbreitete sich in den vom König durchrittenen Gliedern. Damals sagte König Max Josef zu Grueber: „Sie haben Recht, Herr Rittmeister. Die österreichische Kavallerie ist eine ausgezeichnete, weltberühmte Truppe. Ich werde auch in meiner Armee das österreichische System einführen lassen.“ Tatsächlich erschien in kurzer Zeit ein königlicher Erlaß, daß bei der ganzen bayrischen Kavallerie Zäumung, Packung und Sattlung nach österreichischem Muster einzuführen sei.

Die bayrischen Reiteroffiziere, die in so arger Weise bloßgestellt waren, entbrannten nun in bitterem Hasse gegen den österreichischen Rittmeister und ihr Ingrimm wurde noch größer und gefährlicher, als Generalleutenant Wrede, der ihm übelgesinnt war, Kriegsminister wurde. Es entwickelten sich ganz unerträgliche Verhältnisse. Heute kann wohl kaum festgestellt werden, ob nicht auch Grueber, den schneidigen Reiter, doch einige Schuld traf, ob er nicht wirklich der „unverbesserliche querelleur von unbezähmbarer Leidenschaft und Unverträglichkeit“ war, als welchen ihn das Offizierskorps des bayrischen Prinz Karl-Chevauxleger-Regimentes in einer an den König gerichteten Beschwerde schilderte. Kurz, er hatte während seiner kaum zweijährigen Dienstzeit im bayrischen Heere 21 Duelle zu bestehen, aus denen er immer als Sieger hervorging. Wo immer er sich zeigte, auf der Straße, im Gasthaus, sogar in seiner Wohnung wurde er von bayrischen Offizieren beleidigt. „Österreichischer Windbeutel“ war der Name, den er bei jeder Gelegenheit zu hören bekam. Als er einmal ein Gasthaus betrat, in dem bayrische Reiteroffiziere zechten, sprangen sie alle von ihren Stühlen auf und befahlen dem Kellner, ihnen ein anderes Zimmer aufzusperren, „wo kein österreichischer Wind bläst“. Diese Äußerung hatte vier Duelle zur Folge, in denen Grueber Sieger blieb. Ein anderes Mal, als er ruhig seine Suppe aß, knöpften sie ihre Uniformen auf und riefen laut: „Oberkellner, öffne die Fenster, damit der österreichische schwüle Wind, der am Tisch weht, leichter hinaus kann.“ Und als Grueber ruhig blieb, schüttete ein bayrischer Rittmeister ein Glas Wein vor seinen Teller mit den Worten hin: „Nach Wind folgt Regen, da kann sich der österreichische Kerl baden.“ Die Folge war, daß der Feldarzt sich am nächsten Tage im Englischen Garten mit mehreren verwundeten bayrischen Offizieren sehr eingehend beschäftigen mußte. Darauf hin wurde Grueber zu dem König befohlen, der ihm in barschen Worten vorwarf, „er haue seine Offiziere brav zu Krüppeln zusammen“. Als jedoch der Rittmeister dem Könige die Gründe der zahlreichen Duelle auseinandersetzte, wurde er des königlichen

Schutzes versichert und tatsächlich auch einige Zeit in Ruhe gelassen. In Feindesland, in Frankreich, fing es wieder an. Wenn es nicht gegen die Franzosen ging, stand er seinen Kameraden im Zweikampf gegenüber; und einmal mußte er sich an einem einzigen Nachmittage mit sechs Offizieren schlagen. Sein 20. Duell focht er mit einem Obristen aus, als es aber in der weiteren Folge noch zu einem Zweikampfe mit dem im Regimente dienenden Neffen des Königs, Oberleutenant Grafen Zweybrücken, kam, der mit des letzteren fast tödlicher Verwundung endete, war Gruebers Verbleiben im bayrischen Heere unmöglich geworden. Mit knapper Not konnte er aus Speyer, wo er damals weilte, entkommen, um sich über Mannheim, Stuttgart und Braunau nach Wien zu begeben.

Hier unternahm er Schritte, um in die österreichische oder in die russische Armee aufgenommen zu werden, man wies ihn jedoch ab, da man den König von Bayern nicht verletzen wollte. Eine harte Zeit brach für Grueber an. Er wurde Tagschreiber bei einem Advokaten, wohnte als Aftermieter in einem Dachzimmer und nährte sich aus der Garküche. Er trug sich einige Zeit mit der Absicht, Schauspieler zu werden, unterzog sich einem Probespiel auf der Leopoldstädter Bühne, das zur Zufriedenheit ausfiel, dann wieder wollte er in einer Anwandlung von Weltentsagung als Laienbruder in das Wiener Franziskanerkloster treten Bald jedoch erhielt er eine Stelle als Wegmauteinnehmer in Schwarzenau in Niederösterreich, wurde später Postexpeditor in Schrems und war dann in kurzen Zeitabständen Diurnist beim Wiener Stadtmagistrate und bei der niederösterreichischen Provinzial-Staatsbuchhaltung.

Aber das Dienen in den Ämtern sagte ihm nicht zu. Im Jahre 1817 — also im Alter von 34 Jahren — faßte er den Entschluß zum Militär zurückzukehren, ging in die Leopoldstädter Kavalleriekaserne und ließ sich dort als Gemeiner zu den Prinz Koburg-Ulanen assentieren. Über diesen seinen Lebensabschnitt schreibt er folgendes: „Ich lebte im vollsten Sinne des Wortes als Gemeiner, der sein Pferd, Montur und Armatur selbst putzen und alle Dienste eines Gemeinen versehen mußte . . . Um das Maß meines Leidens voll zu machen, stand ich unter einem Korporal, der mich auf alle möglichen Arten zu sekkiren suchte, der mir mehrere Male, wenn ich Zimmertour hatte, mit dem Stocke drohte, weil er das Zimmer nicht rein genug gekehrt fand, der mit seiner Hand, in der er Staub und Asche verborgen hielt, öfters meinem Pferde im Stalle über den Rücken fuhr und mir dann boshafterweise schlechtes Putzen zur Last legte. Erst jetzt lernte ich die schwere Aufgabe kennen, die mir, der ich ja früher Eskadronskommandant war, als Gemeinem zu lösen aufgebürdet war. Manchmal glaubte ich, meinen elenden Peiniger zu Boden werfen zu sollen, doch meiner Zukunft wegen mäßigte ich mich... und ertrug die größten Unarten dieses Korporals mit Engelsgeduld . . ."

Aber seine so lange Zeit bewährte Geistesstärke schwand, er wurde des Lebens überdrüssig und wollte einen Selbstmord verüben. Rechtzeitig nahmen ihn seine Vorgesetzten in ihren Schutz, die Kaiserin, eine geborene bayrische Prinzessin, wurde auf ihn aufmerksam gemacht und ihrem Einfluß hatte er es zu danken, daß er zum Leutnant befördert wurde. Schon früher war ihm eine Abschrift der Beschwerde, die das bayrische Prinz Karl-Chevauxleger-Regiment wegen seines Zweikampfes mit dem Grafen Zweybrücken an den König von Bayern gerichtet hatte, zugestellt und seine Widerlegung durch den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg dem Könige Max Josef von Bayern zur Kenntnis gebracht worden. Nun langte bei seinem Regimente eine geheime hofkriegsrätliche Ordre ein, in der es hieß, daß der König von Bayern dem Offizierskorps des bayrischen Chevauxleger-Regimentes Prinz Karl den Befehl erteilt habe, durch das Los einen Offizier zu wählen, der sich mit dem österreichischen Leutnant von Grueber an der Grenze Böhmens, bei Eger, auf Tod und Leben zu schlagen habe, weil dasselbe in der Beschwerdeschrift gegen ihn ungerechtfertigte Vorwürfe erhoben hatte. Se. Majestät der Kaiser wolle diesem Duell kein Hindernis in den Weg legen, befehle jedoch, daß dasselbe ohne Eklat vollführt werde.

Am 18. März 1819 um 5 Uhr morgens wurde der Zweikampf auf Pistolen ausgefochten. Die bayrischen Offiziere hatten den Befehl, über den Ehrenhandel zu schweigen, nicht beachtet und es hatte sich eine große Menschenmenge aus der Umgebung, etwa 2000 Menschen, auf dem Duellplatz eingefunden. Der Bayer, dem der erste Schuß zugestanden wurde, traf nicht. Grueber wollte in die Luft feuern und sich mit der Genugtuung begnügen, aber die bayrischen Offiziere waren damit nicht einverstanden. Da schoß er und sein Gegner stürzte tödlich getroffen zusammen. Unter den Zusehern befand sich viel Pöbel; der österreichische rief: „Es lebe Österreich!" der bayrische erwiderte: „Ihr österreichischen Zipfel! Wartet, wir werden euch lehren, unsere Leute zu morden!" Das bayrische Offizierskorps setzte dem Gefallenen später ein Denkmal mit der Inschrift: „Er fiel zur Ehre der bayrischen Armee, den 18. März 1819, im Zweikampf vor Eger an Bayerns Grenze;" die verwitterte Pyramide steht heute noch in den Brimannschen Anlagen zwischen Franzensbad und Eger.

Im Jahre 1820 trat Grueber aus dem Heeresdienste und heiratete die Tochter des

Prager Landesadvokaten Dr. Devechi. Er schlug nun, von der untersten Stufe beginnend, die Finanzlaufbahn ein. Mit seiner jungen Frau zog er in ein entlegenes Gebirgsdorf in Tirol, wo er, fern von allen Annehmlichkeiten des Lebens, seinen Dienst antrat. Das Glück war ihm nicht hold, Widerwärtigkeiten, die sich der streng rechtliche Grueber im Kampfe gegen unlautere Gebarung auf den Hals lud, führten häufig zu lästiger Versetzung von einem auf den anderen Posten, hoffnungsvolle Kinder starben ihm früh. Immer aber fand er neuen Mut, die Lebensbürde zu tragen, trat erst in späten Jahren als Kameralrat und Bezirksvorsteher in den Ruhestand und beschloß sein Leben in Innsbruck im Jahre 1865.

Gruebers Erinnerungen gewähren tiefen Einblick in ein vielbewegtes Leben und in Verhältnisse, die wohl niemals mehr wiederkehren werden, und sind auch aus dem Grunde sehr wertvoll, weil die österreichische Armee an selbstbiographischen Urkunden aus jener Zeit nicht reich ist. — Hans Weber Lutkow.

*

Herrnmoral.

Mit einem glücklichen Lächeln schmiegte sie sich an ihn. Es lag die Demut des Besiegtseins in dem Ausdruck ihres Blickes, doch zugleich auch etwas Freudiges, weil sie ihm das Geschenk ihrer blühenden Schönheit gegeben und sie ihn an sich gekettet hatte. Jetzt gehörte er ihr, wie sie ihm.

„Liebst du mich?" fragten ihre Augen.

Er küßte sie stumm.

Dann sprach sie die Worte aus. „Liebst du mich?"

Und er küßte sie wieder.

„Du bist schön", antwortete er, „du bist ein magnetisches Wesen."

„Ich will wissen, ob du mich liebst, ich will es aus deinem Munde hören", fuhr sie hartnäckig fort, „du hast es mir nicht einmal gesagt!" Es klang wie leichtes Schmollen. Schmeichelnd strich er über ihre schlanke, weiße Hand, die in der seinen lag.

„Eine Erklärung", lachte er, „macht man denn „Erklärungen" — das ist altmodisch — vieux jeu."

„Ja, ich verlange sie. Nun?" In ihren blauen Augen leuchtete es erwartungsvoll auf.

Da sagte er leise und bestimmt: „Nein."

Jetzt lachte auch sie, ein musikalisches, liebes Lachen, das zu ihren Verführungskünsten gehörte. „Wirklich!" Da sieh doch mal! Also du liebst mich nicht, nicht ein bißchen, gar nicht! du kannst mich am Ende gar nicht leiden!" Und da er schwieg und über sie hinweg blickte ins Leere, sagte sie: „Du scheust dich, es auszusprechen, glaubst etwa, dir etwas zu vergeben; bei Frauen da kommt es vor, daß ein Liebesgeständnis ihnen schwer fällt; es ist wie eine Seelenscham, die uns die Lippen verschließt, doch ein Mann!"

Sie wartete —

Und ruhig und grausam erwiderte er: „Ich liebe dich nicht." Sie erbleichte jäh bis in die Lippen und ihr war's, als tanzten rote Funken rings um sie.

„Und Sie haben mir den Hof gemacht", sie rang mühsam nach Atem, „mich zu betören versucht mit allen Mitteln, gedrängt, gefleht, gebettelt um diese Stunde und heiß und stürmisch um mich geworben! Und Sie lieben mich nicht und gestehen mir's ein! Warum sagen Sie's mir! Warum zeigen Sie mir Ihr wahres Gesicht, während Ihnen eine Täuschung so leicht gefallen wäre! Einen Vorwand hätten Sie ja gefunden mich nicht wiederzusehen, nachdem Sie nichts weiter angestrebt, als eine flüchtige Liebesstunde . . . O Gott", sie schlug die Hände vor ihr erregtes Gesicht — „ich habe mich weggeworfen an einen Ehrlosen" — —

„Ich fühle mich nicht ehrlos, liebe Freundin, weil ich einer reizenden Frau den Hof machte und diese Frau mich erhörte. Du lieber Himmel, ich mutete der gewandten Weltdame genug Lebenserfahrung zu, um die Bemühungen eines Mannes nach ihrem richtigen Werte zu schätzen. Bewunderung und heißes Begehren habe ich für Sie empfunden und das wußten Sie. Man sieht sich, gefällt sich, und wenn man später auseinandergeht, so bewahrt man einander eine gute Erinnerung. Das sind die reizvollen Zufälle des Lebens, denen kein Mann ausweicht, und auch manche Frauen nicht ausweichen, besonders wenn sie frei sind, wie meine schöne Freundin! Die Herrlichkeit einer lächelnden Sünde sich zu versagen, wie brächten unabhängige Menschen das zuwege! Doch bin ich zu ehrlich, um zu lügen, auch gegen mich selbst zu ehrlich, um einer Frau zu sagen: ich liebe dich, wenn sie bloß auf meine Sinne wirkt, auf mein ästhetisches Gefühl. Ich bin ein subtiler Schönheitsgenießer und weibliche Schönheit berauscht mich wie ein Kunstgenuß. Schönheit ist Macht: „plaire est la grande force." Das wissen Sie ebensogut wie ich und ebensogut müssen Sie es wissen, wie sehr Sie durch Ihre Erscheinung die Männer berücken", schloß er galant und wollte ihre Hand küssen, die sie ihm rasch entzog. — In dem eleganten Herrnzimmer war es fast ganz dunkel geworden. Man sah es diesem Milieu förmlich an, daß manche geschickte Frauenhand darin vieles geordnet, hübsche Dinge ins richtige Licht gesetzt und daß raffinierter weiblicher Geschmack hier gewaltet. Der trübe Wintertag ging zur Neige und von der Straße her fiel jetzt das Licht einer Bogenlampe auf ihr helles Kleid, das in rieselnden Linien sich weich um ihre schlanke Silhouette legte, während das feingemeißelte Gesicht, in dem die blauen Augen

schmerzvoll vor sich hinblickten, halb im Schatten lag. Da sie noch immer schwieg, fing er an: „Ich will Ihnen ein Geständnis machen: seit 20 Jahren liebe ich eine Frau,, die daher heute nicht mehr jung ist und auch nicht die Schönheit ihrer Jugend behalten hat. Das ist eine Seelenliebe, die ich niemals für eine andere empfand, noch je empfinden könnte. Sie ist nicht mein, sie war nie mein. Ihr Gatte ist mein Freund. Nie werde ich ihn betrüben, ebensowenig wie ich es verantworten könnte, daß sie ihn hintergeht. Wir haben beide Pflichtgefühl. Sie weiß, daß ich kein asketisches Leben führe und würde es auch gewiß nicht verlangen, obgleich das ein Punkt ist, über den wir nicht sprechen. Unsere Seelengemeinschaft muß uns genügen, unsere Zusammengehörigkeit im seelischen Sinn." Er machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Diese unwandelbare Neigung, die Jahrzehnte überdauert, steht wohl in grellem Widerspruch mit dem Kultus, den ich schönen Frauen weihe. Doch besteht nicht fast jede Individualität aus Widersprüchen? Keiner kann über sein Ich hinaus. Keiner. Und diese reine, selbstlose Liebe, die ist das Beste, vielleicht das einzige Gute an mir.

„Und da verachten sie jene Frauen, die Sie erobern!" „Nein! Ich verachte sie nicht, wie sollte ich auch! Ich bin Ihnen im Gegenteil dankbar, denn sie flechten erinnerungswerte Stunden in mein Leben."

„Und während manche Ihnen vielleicht ihr Herz entgegenbringt, empfinden Sie bloß den Reiz einer „erinnerungswerten" Stunde und enthüllen jeder schonungslos diese Wahrheit!"

„Keiner, wenn sie nicht fragt, ob ich sie liebe. Das ist der wunde Punkt, an den keine rühren soll. Übrigens sehen Sie, liebe Freundin, ich verführe nie ein Weib, ich wirkte niemals störend in eine gute Ehe ein."

„Haben Sie nicht mich verführt! Lag nicht Verführung in allen Ihren Worten, in dem heißen Werben, das Sie gleich einem unentrinnbaren Netz um mich schlangen!"

Sein Mund verzog sich zu einem leisen, etwas ironischen Lächeln, das sie nicht bemerkte. „Nein, schöne Frau, ich habe Sie nicht verführt. Aus Ihren Augen ließ sich eine Liebesvergangenheit herauslesen; Sie sind die süße, reife Frucht unserer dekadenten Zeit."

Die junge Frau empfand beinahe Abscheu vor der zwingenden Macht des Mannes. Ihre Seele litt schwer unter der demütigenden Enttäuschung und das Glück, das sie festzuhalten gemeint, lag zertreten vor ihr im Staube. Leise, gleichsam mechanisch, fing sie an: „Ich hoffte ein Wesen zu finden, das ich lieben könnte, innig, selbstvergessen und aufopfernd. Denn lieben heißt: für einen anderen auf der Welt sein. Nur so verstehe ich die Liebe. Ganz, rückhaltlos. Ich sehnte mich nach einem Menschen, der in seinem Denken, in seinen Empfindungen mit mir übereinstimmt, der mir reiche Lebensstunden gibt, denn ich verlange mehr von der Liebe, als bloß ihr Lächeln; ich wollte die Freundin jenes Mannes sein; ich wollte ihm alles sein: Geliebte und Freundin. Diesen Mann glaubte ich in Ihnen zu finden." Sie lachte bitter auf. „Ich suchte einen Lebenszweck und Sie ein banales Schäferstündchen." Tränen glänzten in ihren Augen und mit einer unwilligen Bewegung strich sie mit dem Taschentuch über die Lider. Dann setzte sie hinzu: „Meine Liebesvergangenheit, das sind meine beiden Gatten, die beide nach kurzer Ehe starben. Ich bin zum zweiten Male Witwe, seit einigen Jahren." Er faßte ihre Hand, trotz ihrem Widerstreben und drückte einen Kuß darauf.

„Verzeihen Sie mir", sagte er herzlich, „verzeihen Sie, daß ich Sie ganz anders beurteilte! Wie hätte ich denken können, daß ein reizender Flirt für Sie zu einer Lebensfrage wird! Sie haben mir etwas gesagt, daß Sie mich lieben, haben meine Huldigungen nur gnädig aufgenommen und gleich mir unsere Plauderstündchen zu verlängern gesucht, wenn wir oft inmitten einer großen Gesellschaft in einer lauschigen Ecke saßen oder Sie mir gestatteten bei Ihnen zu sein. Sie sind eine Meisterin der feinen, sinnverwirrenden Koketterie und Ihr Geist und Ihre Schönheit hätten jeden zu Ihrem Sklaven gemacht, den nicht wie mich eine tiefe Neigung zu einer anderen erfüllt. Verzeihen Sie mir", wiederholte er und in seinem Tone mußte sie die Ehrlichkeit seiner Worte herausfühlen, „daß ich Sie zu jenen Frauen zählte, die wie Sie so hübsch sagten, von der Liebe bloß ihr Lächeln suchen. Die meisten sind ja oberflächlich! Es tut mir unsagbar leid, daß Sie durch mich eine Enttäuschung erfuhren."

Und in dieser Stunde, die voll schwerer Traurigkeiten für sie war, überkam sie die Empfindung von der Zwecklosigkeit ihres Lebens; daß sie wieder untertauchen würde in die Nichtigkeiten ihres Gesellschaftsdaseins. Ihr Blick glitt nach innen zurück in das Leid ihrer gequälten Seele und in der jähen Umwälzung ihrer Empfindungen fühlte sie es gleich einem körperlichen Schmerz, daß sie das sich selber ward. Auf die lichte Glücksweit, in die sie einzutreten gemeint, sanken schwere, graue Nebel herab, Gegenwart und Zukunft mit ihren dunklen Schleiern verfinsternd.

Wortlos erhob sie sich und nahm ihren Mantel, der auf einem Lehnstuhl lag; während er ihn um ihre Schultern legte, sagte er bittend: „Versprechen Sie mir, daß Sie ohne Groll an mich denken werden, und wenn ich es wagen darf, eine Bitte an Sie zu stellen, so wäre es jene, daß wir uns freundschaftlich wiedersehen. Ich will Ihnen gerne Freund sein, falls Sie

mich Ihrer Freundschaft würdig halten, Sie ihrer bedürfen sollten.“ Doch sie antwortete: „Ich könnte es nicht überwinden, daß Sie mich für eine leichtfertige Frau gehalten haben“ und er zitierte als Entgegnung einen Ausspruch, der ihm in den Sinn kam: „Glück, Leid, Schuld, sie alle bauen an unserem inneren Wert.“

Sie lächelte, ein wehes, trübes Lächeln. „Das sind Worte — nichts als Worte.“ Grüßend neigte sich der blonde, feine Kopf. „Leben Sie wohl!“

— Ob sie wohl ehrlich war und die Wahrheit sagte, dachte er, als er allein blieb. Ob ich ihr tatsächlich glauben soll? Und die menschliche Eitelkeit flüsterte ihm zu: Eigentlich warum nicht?

Dann zuckte er die Achseln, zündete eine Zigarette an und setzte sich an seinen Schreibtisch.

„Meine teure Freundin“, begann er zu schreiben.

Es war der Brief an die andere.

Marie Forinyák.

Rundschau.

13. Juni. Rektorenkonferenz in Wien. — 86. Sitzung des Abgeordnetenhauses.

14. Großes Nationalitätenfest in der Wiener Rotunde. — Niederösterreichischer Volksbildungstag in Krems.

15. Die Rektorenkonferenz faßt eine Resolution, in der der Studentenstreik aufs schärfste mißbilligt und zu dessen Einstellung aufgefordert wird. — Die parlamentarische Kommission der Christlichsozialen stimmt der Erklärung des Ministerpräsidenten über ein im Einvernehmen mit den Deutschfortschrittlichen zustande gekommenes Kompromiß zu, wonach Professor Wahrmund im laufenden Semester überhaupt nicht mehr lesen und im Wintersemester seine Lehrtätigkeit an einer anderen deutschen Hochschule in Österreich wieder aufnehmen werde. — 87. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Kongreß der Exportvereine in Prag.

16. In Wien finden vor dem Unterrichtsministerium und vor dem Parlament Studentendemonstrationen statt. — 88. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Die Studentenschaft aller Hochschulen beschließt im Streik zu verharren. — Die Agramer Universität wird aus Mangel an Hörern geschlossen.

17. 89. Sitzung des Abgeordnetenhauses.

18. Professor L. Wahrmund wird zum ordentlichen Professor des Kirchenrechts an der deutschen Universität in Prag ernannt. — Das serbische Ministerium Pašić gibt seine Demission. — Feier des 20jährigen Bestehens der österreichisch-ungarischen Handelskammer in Paris.

19. FZM. Fiedler wird zum Generaltruppeninspektor, FML. Frank zum Korpskommandanten in Temesvar und FML. v. Veesbach zum Korpskommandanten in Wien ernannt. — 90. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Die Landtage von Krain und Triest werden eröffnet, nehmen die Wahlreform an und werden sodann wieder vertagt.

20. 91. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Professor Wahrmund fordert die Studenten auf, den Streik einzustellen.

21. Kongreß der ungarländischen Kulturvereine in Budapest, bei welchem Koloman Szell eine Rede über die ungarische Staatsidee und die Nationalitäten hält. — Brandkatastrophe in Zirl (Tirol). — Enthüllung des Roseggerbrunnens in Kapfenberg.

22. Wiederbeginn der Vorlesungen an den österreichischen Hochschulen. Ende des Studentenstreiks. — 92. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Handelsminister Dr. Fiedler bringt die Neuorganisation des Handelsministeriums zur Kenntnis. — Kongreß der österreichischen Lokalbahnen in Prag.

23. Reichsratsabgeordneter Dr. Godzimir Ritter v. Malachowski (geb. 1852) in Wien †. — 93. Sitzung des Abgeordnetenhauses.

24. König Karol von Rumänien empfängt in Sinaia den Chef des Generalstabes FML. Conrad v. Hötzendorf und mehrere hohe Offiziere und hält bei der Tafel einen warm empfundenen Toast auf Kaiser Franz Josef. — 94. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Theodor Ritter v. Flondor in Berlin †.

25. Der Markt Oberhollabrunn wird vom Kaiser zur Stadt erhoben. — Allslawischer Studentenkongreß in Prag. — 95. Sitzung des Abgeordnetenhauses. — Wiedereröffnung der Innsbrucker Universität.

26. Der Kaiser begibt sich nach Ischl und wird in den einzelnen Aufenthaltsstationen des Hofzuges enthusiastisch begrüßt. — 96. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Budget wird in dritter Lesung angenommen. — 14. Sitzung des Herrenhauses: Der in Rom am 26. Mai 1906 abgeschlossene Weltpostvertrag wird angenommen. — 25jähriges Jubiläum des Eisenbahn- und Telegraphenregimentes in Korneuburg.

27. 15. Sitzung des Herrenhauses: Das Budget wird angenommen.

28. Eröffnung des Kaiserjubiläums- und sechsten österreichischen Bundesschießens in Wien. — Enthüllung des Speckbacher Denkmals in Hall in Tirol.

29. Edgar Spiegl Edler v. Thurnsee (geb. 1839) in Gainfahrn †.

30. Karl Freiherr v. Offermann (geb. 1849) in Baden bei Wien †. — 97. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Einigen unwesentlichen Anträgen wird die Dringlichkeit nicht zugesprochen.

1. Juli. 98. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem Antrag der Abgeordneten Malik und Genossen, betreffend die Vorfälle an der Grazer und Innsbrucker Universität, wird die Dringlichkeit nicht anerkannt. — Graf Zeppelin macht mit seinem Luftschiff einen zehnstündigen Fernflug von Friedrichshafen über den Bodensee nach Basel und Luzern und wieder zurück.

*

Die schwedische Schulreform. Daß die nordischen Staaten sich seit jeher eines ausgezeichneten Schulwesens erfreuten, ist auch bei uns in weiteren Kreisen bekannt. Ist doch z. B. die Zahl der Analphabeten nirgend so gering wie in den skandinavischen Ländern. Um so mehr verdient die Neugestaltung der schwedischen Schule auch bei uns vollste Beachtung.

Das schwedische Schulsystem hat danach folgende, ziemlich einfache Gliederung. Im Alter von 6 Jahren treten die Kinder in die untere Abteilung der Volksschule, die sogenannte Kinder-

schule ein, die einen zweijährigen Kurs darstellt und fast durchgehends von weiblichen Lehrkräften geleitet wird. Daran schließt sich die obere Abteilung, die eigentliche Volksschule mit 4 Jahren an. Beide zusammen bilden den obligatorischen Unterricht; es erstreckt sich damit der Schulzwang in Schweden auf 6 Jahre. In diesen 6 Jahren leistet bekanntlich Schweden mehr als Österreich in 8 Jahren, denn Analphabeten gibt es unter den schwedischen Rekruten praktisch überhaupt nicht; die 0·1% gehen auf Rechnung der Finnen in den nördlichen Landesteilen. An die Volksschule schließt sich eine dreijährige Fortbildungsschule für Handelsangestellte u. a. an, in der in den Abendstunden etwa 180 Stunden im Jahre Unterricht erteilt wird. Von dieser elementaren Bildungsrichtung zweigt die Mittelschule nach dem dritten Jahre ab, so daß die Kinder ebenso wie in Deutschland und einstens auch in Österreich mit 9 Jahren in diese eintreten. Und zwar kommen alle in dieselbe Schule — die Einheitsuntermittelschule ist hier bereits verwirklicht — die sogenannte Realschule (realskola). Sie umfaßt 6 Jahre und vermittelt eine für gewisse Ziele ausreichende Bildung. Wer das Realskolexamen, die Abschlußprüfung besteht, erwirbt das Anrecht auf Anstellung im Post-, Telegraphen- und Staatseisenbahndienst. Auch berechtigt diese Abschlußprüfung zum Eintritt in einige Spezial- und technische Schulen. Wer jedoch weiter studieren will, tritt aus der Realschule schon 1 Jahr früher aus und kommt ins „Gymnasium", das 4 Jahre dauert. Und zwar gibt es zwei Arten von „Gymnasien", ein „lateinisches" (d. i. humanistisches) und ein „modernes" (ohne Latein). Am Ende dieser Studienzeit steht wieder eine Abschlußprüfung, die als Aufnahmsprüfung zum Besuche der Universität oder einer gleichgestellten Hochschule anzusehen ist. Im ganzen dauert also dieses Mittelschulstudium wie in Deutschland 9 Jahre und zusammen mit der Volksschule 12 Jahre, wie bei uns bei der gymnasialen Laufbahn. Die Gegenstände der sechsklassigen Realschule sind: Religion mit 15 Wochenstunden, Schwedisch 26, Deutsch 29, Englisch 14, Geschichte 18, Geographie 12, Mathematik 28, Naturwissenschaft 19, Schönschreiben 5, Zeichnen 10, das ergibt für die Woche einen Durchschnitt von 27 bis 30 Stunden, also etwa 5 Stunden pro Tag. Dazu kommen noch Musik (Gesang) mit je 2, Turnen mit je 3 Stunden in der Woche. Als Freigegenstände werden gelehrt: Französisch 4 Stunden, physikalische Übungen 3 Stunden, chemische 1 Stunde, biologische 1 Stunde, Zeichnen (außerdem) 12 Stunden, Handfertigkeit 12 Stunden, weibliche Handarbeiten (für Mädchen) 12 Stunden, Instrumentalmusik 6 bis 24 Stunden.

Der Lehrplan des Gymnasiums umfaßt in der modernen Abteilung: Religion 8 Stunden, Schwedisch 12, Deutsch 8, Englisch 12, Französisch 12, Geschichte 11, Geographie 3, Logik und Psychologie 2, Mathematik 25, Biologie 6, Physik 12, Chemie 8, Zeichnen 8; in der lateinischen Abteilung: Religion 8, Schwedisch 12, Latein 24, Griechisch 12, Deutsch 8, Französisch 12, Geschichte 11, Geographie 3, Logik und Psychologie 2, Mathematik 18, Biologie 6, Physik 7, Zeichnen 8. Das gäbe zusammen wieder etwa 30 Wochenstunden, doch kann in den zwei oberen Klassen jeder Schüler nach eigener Wahl zwei Gegenstände — ausgenommen Religion und Schwedisch — fallen lassen, nur darf die ausfallende Stundenzahl 6 nicht überschreiten. Man kann also z. B. in Schweden das althumanistische Gymnasium absolvieren, ohne in Latein oder in Griechisch maturieren zu müssen. Ferner gibt es noch je 3 Stunden Turnen und 2 Stunden Fechten. Die Freigegenstände sind die gleichen wie an der Realschule.

Die Stundenzahl ist, wie man sieht, eine sehr hohe, ungefähr dieselbe, wie an unseren Realschulen, dafür gibt es aber eine andere für die schwedische Jugend sehr erfreuliche Tatsache: die Dauer der Ferien beläuft sich auf fast vier Monate, und zwar auch an den Volksschulen. Die Zahl der vollständigen Schulen, d. h. Realschulen mit beiden gymnasialen Abteilungen beläuft sich auf 27. Viele kleine Städte haben nur eine Realschule mit 6 Jahrgängen; deren Zahl ist 40, von diesen sind 19 nach dem Prinzip der Koedukation eingerichtet; 6 Anstalten haben Realschule und modernes Gymnasium, 4 Realschule und lateinisches Gymnasium. Das bezieht sich alles auf Staatsanstalten. Die Zahl der Privatanstalten für Knaben beträgt 3, von denen eine eine Reformschule nach dem Vorbilde der englischen in Abbotsholm ist, während die anderen ähnlich wie die Realschulen eingerichtet sind. Die Zahl der privaten Mittelschulen mit Koedukation beträgt 25. Die reinen Mädchenmittelschulen — 89 an der Zahl — sind mit einer Ausnahme private Unternehmungen mit staatlicher Unterstützung.

Was die Erhaltung der Volksschulen betrifft, so ist sie Sache der „Distrikte", doch zahlt der Staat zwei Drittel der Lehrergehalte. Diese belaufen sich im Mindestausmaß nach unserer Währung auf zirka 1200 *K* Stammgehalt und 3 Quinquennien zu 200 *K* für männliche, 133 *K* für weibliche Lehrkräfte. In den Städten und größeren Dörfern sind jedoch die Bezüge höher, dazu kommt noch freie Wohnung und Beheizung. Der Heranbildung dieser Volksschullehrer dienen eigene Lehrerbildungsanstalten mit vierjährigem Kursus.

Vergleichen wir nun das schwedische Mittelschulwesen mit dem unseren, so sehen wir folgende Hauptcharakterzüge: Erstens besitzt Schweden eine lateinlose, einheitliche Untermittelschule im Ausmaße von 5 Jahren — eine Forderung, die in fast gleicher Weise vom

Verfasser dieser Zeilen vor 2 Jahren für Österreich erhoben worden ist und seither vielen Anklang gefunden hat; zweitens bemerken wir eine bedeutende Beschränkung des altsprachigen Unterrichts (Latein bei uns 50 Stunden, in Schweden 24, Griechisch bei uns 28, in Schweden 12 Stunden), drittens das Recht des Schülers in den zwei oberen Klassen zwei Gegenstände im Gesamtausmaß von 6 Stunden abzulehnen, viertens die Einführung praktischen Werkstättenunterrichtes als Freigegenstand, fünftens der obligatorische Zeichenunterricht in allen Schulen. Ferner beginnt der fremdsprachliche Unterricht mit der dem Schwedischen am meisten verwandten Sprache, der deutschen, geht von da zum Englischen und dann erst zu Latein oder Französisch weiter. Sehr zu beachten ist die stufenweise sich erweiternde Freiheit des Schülers zur Wahl seines Studienganges; mit 9 Jahren tritt die Entscheidung heran, ob Volksschule, ob Mittelschule, mit 14 Jahren ob Mittelschule allein oder Hochschule und letzterenfalls welcher Hauprichtung, mit 16 Jahren darf er Gegenstände auslassen, die ihm weniger behagen und mit 18 Jahren steht ihm die Wahl der Fakultät frei. Namentlich die an vorletzter Stelle erwähnte Freiheit ist auch in Schweden ganz neu und käme auch bei uns sehr in Erwägung zu ziehen. Man trägt sich in Preußen mit demselben Gedanken und in Amerika besteht gleichfalls eine Lernfreiheit des Schülers in oberen Klassen, doch übt sie da nicht der Schüler, beziehungsweise dessen Eltern, deren Einwilligung in Schweden notwendig ist, aus, sondern der Direktor der Anstalt. Schließlich mag noch bemerkt werden, daß der Volksschulunterricht ganz unentgeltlich ist, während das Schulgeld an den Realschulen etwa 95 *K*, an den Gymnasien 120 *K* jährlich beträgt. Der staatliche Aufwand für die Mittelschulen beträgt 1 *K* 28 *h* für den Einwohner, 333 *K* für den Schüler. Der staatliche Beitrag für die Volksschulen ist höher, als für die Mittelschulen, nämlich gegen 11 Millionen Kronen gegenüber etwa 7 Millionen Kronen Mittelschulbudget.

Prof. Dr. Hans Kleinpeter.

*

Die französische Polizei im Vormärz. Wir entnehmen einigen darauf bezüglichen Aufzeichnungen eines österreichischen Beamten, der sich vor 70 Jahren längere Zeit in Frankreich aufhielt, folgende interessante Schilderung: „Der französischen Polizei stehen zahlreiche Mittel zu Gebote und sie könnte vieles leisten, wenn diese Mittel im Sinne ihrer Bestimmung verwendet würden und wenn eine gemeinsame, auf Maximen begründete Zentralleitung derselben vorhanden wäre. Allein nicht nur, daß diese nicht besteht, sondern es wirkt auf dieselbe auch noch der Umstand sehr nachteilig ein, daß die Chefs und andere Funktionäre der betreffenden Behörden oft gewechselt werden und daher die Einführung einer auf Erfahrung gegründeten Dienstpraxis nicht möglich ist. Dieser häufige Wechsel trägt auch viel zur Unterschlagung der anvertrauten sogenannten „geheimen Gelder" bei, die auf diese Weise ihrer Bestimmung entzogen werden. Es gibt vier verschiedene Polizeien in Frankreich, welche einen nur sehr losen Zusammenhang haben. 1. Die allgemeine Polizei des Königreichs. Diese steht unmittelbar unter dem Ministerium des Innern, in welchem für sie ein eigenes Direktorium errichtet ist, welches unter der Leitung des Hrn. v. Jussien steht. Diese Polizei handelt offiziell durch die Polizeien der Präfekturen (mit Ausnahme der von Paris, die an den Minister des Innern unmittelbar berichtet) und geheim durch ihre auf allen Punkten des Reiches verteilten Agenten. Eine jede Präfektur in der Provinz hat ihren besonderen Zentralagenten für die Polizei. In den Städten ersten Ranges ist auch der Mairie ein solcher Zentralagent beigegeben. Jeder Zentralagent unterhält in dem ihm anvertrauten Departement eine Anzahl Agenten, die sich jeder Tatsache zu bemächtigen haben, und deren Berichte durch die Präfektur verifiziert und an die Direktion (Hrn. v. Jussien) abgeschickt werden, der entweder die nötigen Maßregeln sogleich veranlaßt, oder in nicht dringenden Fällen hiervon dem Minister in periodischen Berichten Kenntnis gibt. Es verdient bemerkt zu werden, daß die verschiedenen Präfekten nicht selten einen nachteiligen Einfluß auf die Treue dieser Berichte üben. 2. Die Polizeipräfektur in Paris. Diese Polizei steht wegen ihrer Wichtigkeit und Ausdehnung mit dem Ministerium des Innern in unmittelbarer Verbindung und ihr Chef zugleich in direkter Beziehung zu der Polizei des königlichen Hauses. Die Polizeipräfektur in Paris teilt sich in drei Bureaux: a) für die Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei; b) für die politische Polizei; c) für die Fremdenpolizei. Die politische Polizei steht unmittelbar unter Hrn. v. Delessert. Chef du bureau ist Hr. v. Melleval, unter diesem steht der zweite Sekretär Cortes, welcher die geheimen Agenten zu vernehmen und ihre schriftlichen Rapporte zu empfangen hat. Von diesem Beamten hängt die Verwendung der permanenten und zeitlichen Agenten ab, welche nach seinen Weisungen die Cafés, Bureaux der Journale, die Theater, die Hotels und andere öffentliche Orte anfüllen, sich unter die Bürger, Studenten, Arbeiter, Soldaten mischen und unter dem Namen „Mouchards" bekannt sind. Ihre Existenz hängt nicht selten von der Reichhaltigkeit ihrer Berichte ab, daher man ermessen kann, wie viel Wahres oft daran ist. Eine andere von dieser geheimen Polizei verwendete talent-

vollere Klasse ist die der Agens provocateurs. Diese müssen einen besonders guten Ruf „liberaler Gesinnungen" genießen und sind oft unter den Offizieren der Nationalgarde zu finden. Sie haben die schwerere Aufgabe, kleine Konspirationen anzuzetteln, ohne sich hierzu den Anschein zu geben, und solche dann anzuzeigen, oder vor der Zeit ausbrechen zu lassen, damit die Regierung sich einer Anzahl ihrer Feinde bemächtigen und sie unschädlich machen könne. Darf man der allgemeinen Stimme Glauben schenken, so ist es kein seltener Fall, daß sich die Regierung eines solchen Manövers bedient, besonders bei Herannahen der Zeit der Kammereröffnung oder, wenn es sich darum handelt, bekannte heftige Republikaner in die Falle zu locken und sich ihrer zu entledigen. Im Solde dieser geheimen Polizei und unter der Leitung des Hrn. Cortes stehen endlich noch die meisten Portiers, Garçons (Aufwärter in den Gasthäusern), Kondukteure, Kutscher, Domestiken und eine große Anzahl von Freudenmädchen. Man zählt in Paris fortwährend bei 8000 bezahlte geheime Polizeiagenten und Vertraute. Ein Teil dieser Vertrauten steht unter dem Chef du bureau für die Fremdenpolizei. Derselbe heißt Herbert. Diese Polizei ist hier aus dem Grunde sehr mangelhaft, weil sie fast keine fremder Sprachen mächtige Agenten hat; ihre Erfolge hängen meistens vom Zufall ab. 3. Die geheime Polizei des königlichen Hauses. Diese ist für den König unstreitig die wichtigste, da sie sich fast ausschließlich mit dynastischen Interessen beschäftigt. — Chef derselben und dem König allein untergeordnet ist ein Spanier von Geburt, Mr. de Castres, königl. französischer Oberst. Sie hat ihre Agenten in den hohen Ständen, sowie in der Bürgerklasse. Ihre Affidés in erster Linie sind Vertraute, die teils aus devouement für den König, teils aus besonderen Privatinteressen dienen, jene in der zweiten Linie sind gut besoldete Agenten. Die Verbindung dieser Polizei nach außen wird nicht allein durch einen fortwährenden geheimen Verkehr mit den meisten Gesandtschaften und Residenten (Frankreichs) unterhalten, sondern sie hat außerdem noch an gewissen Orten des Auslandes ihre beständigen geheimen Agenten, sowie sie deren in speziellen Fällen mit besonderen Aufträgen dahin ausschickt. Im Innern ist diese Polizei vorzüglich auf alle Salons und hohe Zirkeln berechnet. Die nützlichsten Affidés sollen Damen sein. Es ist übrigens schwer, in dieses Verhältnis mit klarem Blick zu sehen. Als untere Agenten werden verwendet: Schriftsteller, Akteurs, Kommis, Maitressen, Kammerfrauen, Domestiken ꝛc. Die Perlustrierung von Briefen, besonders jener poste restante, gehören unter diese Polizei, sowie sie sich häufig des Telegraphen (unter Blanc) zu ihren Zwecken bedient. 4. Die geheime Militärpolizei. Diese steht unter General Pajcol. Die Mittel, welch der Chef derselben anwendet, um Denunziationen über etwaige geheime Umtriebe unter den Truppen und über den Geist derselben zu erhalten, sind nicht systemmäßig, sondern ihre Wahl ist dem Chef überlassen. Gewöhnlich werden Offiziere, von deren loyalen Gesinnungen man überzeugt zu sein glaubt, zu Berichterstattungen aufgemuntert. Außerdem sind geheime Beaufsichtigung der Lektüre der Soldaten, ihrer Beschäftigung, ihres Umgangs ꝛc. Mittel zum Zwecke. Versetzungen von Regimentern, Mannschaftsaustausch in denselben, hängen oft von solchen geheimen Berichten ab. Verdächtige Offiziere werden gewöhnlich zu Garnisonen überseeischer Besitzungen versetzt. Dieser Polizei dient angeblich eine Anzahl polnischer Emigrés, welche die Garnisonen von Metz, Straßburg, Nancy, Besançon, Avignon, Marseilles und Poitier beobachten. Eine ähnliche Polizei hat der Marschall Lobau für die Nationalgarde. Das Sekretariat für die Militärpolizei haben der Oberst Langlois und der Obristleutnant Viterre. Dieses sind (in allgemeinen Umrissen gezeichnet) die polizeilichen Mittel, welche dem französischen Gouvernement zu Gebote stehen, um von den Umtrieben seiner Gegner in Kenntnis zu gelangen. Mangel an Zusammenhang durch Trennung der Geschäfte schwächen den Erfolg dieser Mittel in hohem Grade. Der Minister des Innern, der Präfekt von Paris, Herr v. Castres und General Pajcol, handeln jeder unabhängig in seinem Kreise. Die Resultate der französischen Polizei waren daher nie befriedigend. Es wurden zu allen Zeiten fast ausschließlich nur solche Umtriebe entdeckt, in welchen die Agenten der Polizei selbst mittätig waren. Ernsthafte Unternehmungen von gefährlicherem Charakter und Konspirationen gegen das Leben des Königs haben ohne Unterlaß stattgehabt und ihre Ausführung erfolgte, ohne daß die Polizei hiervon nur eine Ahnung hatte. Beispiele sind Fieschi, Meunier, Louis Bonaparte, der April 1834, der Juni 1832."

„Österreichische Rundschau", XVI., 2.
Redaktionsschluß 12. Juli 1908.
Ausgegeben 15. Juli 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy,
Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

In dem Aufsatz des Dr. V. Grafe über „Künstliche Naturprodukte und Surrogate“ in Band XVI, Heft 1, ist der Passus bezüglich der pflanzlichen Duftstoffe auf S. 55 Z. 12 bis S. 56 Z. 6 dem Artikel des Dr. Max Helm „Natürliche und künstliche Riechstoffe“ „Prometheus“ Jahrgang XV., 22 (1904) S. 337 ff., zum Teile wörtlich entnommen, was im Aufsatze zu bemerken übersehen wurde.

*

Der „Verein zur Ausbildung von später Erblindeten“ versendet den Bericht über sein zehntes Vereinsjahr (1907.) Mit tiefem Schmerze beklagt der Verein den Tod seines langjährigen Präsidenten, Sr. Exzellenz des Freiherrn August v. Plappart, der nahezu ein Jahrzehnt in aufopferungsvoller Weise sich in den Dienst der humanitären Bestrebungen des Vereines gestellt hat. An seiner Stelle hat Se. Exzellenz Dr. Heinrich Ritter v. Roza das Amt des Präsidenten übernommen. Die vom Verein begründete Anstalt (XIX. Rudolfinergasse 12) hat in den zehn Jahren ihres Bestandes 101 Zöglinge ausgebildet; von diesen wurden 99 in und 2 außerhalb der Anstalt unterrichtet. Alle diese sind nun nach ihrer Ausbildung imstande, entweder ihren früheren Beruf fortzusetzen, oder haben in einem neu erwählten Berufszweige volle Erwerbsfähigkeit erlangt.

Das Vereinsvermögen weist am Schlusse des Jahres 1907 einen Stand von K 43.002·21 auf. Beitrittsanmeldungen nimmt die Vereinskanzlei, Wien I., Schauflergasse 2, entgegen.

*

Wechsel in der Leitung des Vereines der Landesfreunde. Der bisherige Obmann des Vereines der Landesfreunde in Baden bei Wien Herr Gustav Calliana hat seine Stelle zurückgelegt. An Herrn Gustav Calliana verliert der Verein eine namentlich für sein Museum wertvolle Arbeitskraft. Zum Obmanne wurde Reichsratsabgeordneter Professor Zeiner gewählt, an welchen nun alle Sendungen, welche für den Verein der Landesfreunde und für dessen Museum bestimmt sind, gerichtet werden mögen.

*

Seit Anfang dieses Jahres gibt Dr. Wilhelm Bersch unter Mitwirkung zahlreicher hervorragender agrarischer Theoretiker und Praktiker im Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick die „Monatshefte für Landwirtschaft“ heraus. Die neue Zeitschrift, welche dem um die landwirtschaftliche Literatur in Österreich besonders verdienstlichen Verlag zur Zierde gereicht, enthält Aufsätze aus der Theorie und Praxis aller Gebiete der Bodenproduktion.

Aus dem interessanten Inhalt der bisher erschienenen Hefte seien folgende, auch für ein weiteres Publikum wichtige Artikel erwähnt.

Dr. Karl Hoffmeister: Die Bildung der Getreidepreise seit dem 1. März 1906 und ihre voraussichtliche Gestaltung durch die neuen Schutzzölle. — Professor Dr. C. Fruhwirt: Landwirtschaft und Technik. — Wilhelm Freiherr v. Berg: Land- und forstwirtschaftliche Erfolge im Küstenland. — Oberlandesrat Viktor Kerbler: Genossenschaftliche Ausblicke. — Professor E. Vital: Die Entwicklung der Rübenkultur und Rübenzüchtung in Österreich. — Dozent Dr. G. R. v. Gerl: Über Teichwirtschaft. — Direktor Dr. P. Schuppli: Alpweide, Wald und Jagd. — Dr. Wilhelm Bersch: Militärdienst und landwirtschaftlicher Unterricht. — K. k. Forstrat Ethbin Schallmayer: Die Agrarbewegung und ihre Rückwirkung auf den weidebelasteten alpinen Forstbetrieb im Bereiche der österreichischen Staats- und Fondsgüter.

Büchereinlauf.

Vor Sonnenuntergang der Farisaeer und die Ehebrecherin. Biblische Impressionen. I. und II. Stück. Von Karl Fellner. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

In der Herzegowina 1878. Skizzen zusammengestellt von F. M. L. Emil v. Woinovich, Wien und Leipzig 1908. Verlag von C. W. Stern.

Bibel & Bühne von Karl Feiner. Ein Programm. Sonderschrift zu „Deutschland“ Februarheft 1907. Verlag Dietsch & Brückner, Weimar, Lithographische Kunstanstalt.

Mindest-Lehrstoff und Normal-Lehrstoff als Grundlagen einer Mittelschulreform. Von Dr. Hermann Raschke, Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung, 1908.

Die zweite Haager Konferenz, ihre Arbeiten, ihre Ergebnisse und ihre Bedeutung. Von Alfred H. Fried. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger.

Die junge Frau Jonna. Ein kleiner Roman. Von Karin Michaelis. Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann. Verlag Axel Junker, Leipzig, Stuttgart, Berlin. Preis: Mk. 2.50.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.

Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.

Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.

Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.

Papier: Schlöglmühl.

K. k. Österreichische Staatsbahnen.

Kürzeste Zugverbindungen:

Wien—Ariberg—Paris—Genf.

				Station			
10.00	*8.02	10.12	ab	Wien-Westb.	an	6.00	*6.30	†7.15
4.30	1.42	7.25	ab	Salzburg	an	9.02	12.45	12.45
7.25	5.05	10.35	an	Badgastein	ab	6.12	9.32	9.35
10.05	7.10	12.35	an	Innsbruck	ab	3.35	6.35	7.10
6.55	12.02	7.28	an	Bozen	ab	8.52	2.10	1.22
7.18	1.19	8.28	an	Meran	ab	7.30	12.46	8.20
6.30	2.09	×8.22	an	Zürich	ab	8.51	11.15	11.35
9.35	6.15	12.22	an	Bern	ab	5.02	6.50	8.37
12.48	8.30	6.10	an	Genf	ab	1.22	1.22	5.20
3.10	10.25	6.32	an	Mailand	ab	11.12	11.12	12.30
4.36	1.18	10.17	an	Lyon	ab	7.21	7.21	12.35
10.11	8.59	5.39	an	Marseille	ab	12.00	12.00	6.00
5.45	11.35	6.35	an	Paris	ab	10.12	10.15	9.09

† Speisewagen zwischen Wien—Innsbruck; Schlafwagen zwischen Wörgl—Zürich; * Schlafwagen zwischen Wien—Zürich, zurück Paris—Wien; Speisewagen zwischen Wörgl—Zürich, zurück Zürich—Saalfelden.

× Ab 1. Juli an 8.28.

Fahrtdauer: Wien—Paris 28½ und 32½ Stunden.

Wien—Köln—Brüssel—London.

					Station				
·7.30	×8.25	10.45	*8.30	ab	Wien Westb.	an	*7.30	5.35	□9.20
1.50	1.50	3.40	2.17	an	Passau	ab	1.55	12.26	3.41
12.13	○ Wien—Ostende-Expreßzug	1.12	12.46	an	Mainz	ab	2.10	○ Ostende—Wien-Expreßzug 2.50	5.50
11.13		12.34	11.59	an	Frankf. a. M.	ab	4.17	3.58	6.31
5.41		4.10	4.30	an	Köln	ab	12.26	12.00	2.00
10.23		7.50	9.43	an	Brüssel	ab	6.13	6.37	ab Hamburg 11.02, Bremen „ 11.58, Hannover „ 2.35
2.31		9.58	10.36	an	Ostende	ab	3.43	4.46	
10.00		5.04	5.22	an	London	ab	9.05	9.05	
an Hann. 5.33, Bremen „ 6.39, Hamburg „		5.04	5.22	an	London (über Calais)	ab	9.25	9.05	
		7.15	7.50	an	London (über Vlissingen)	ab	8.35	.	
		.	8.00	an	London (üb. Hoek. v. Holl.)	ab	8.40	.	

† Speisewagen zwischen Wien—Frankfurt a. M. im Mai. Ab 1. Juni Wien—Salzburg. × Verkehrt ab 1. Juni Speisewagen zwischen Wien—Frankfurt a. M. □ Speisewagen zwischen Frankfurt a. M.—Wien. * Schlafwagen zwischen Wien—Frankfurt a. M. ○ Schlaf- u. Speisewagen zwischen Wien—Ostende.

Fahrtdauer: Wien—London 31 und 33½ Stunden

Wien—Pontafel—Venedig—Rom und Mailand—Genua.

			Station			
.	*9.00	ab	Wien Westb.	an	*7.20	.
●7.25	.	ab	Wien Südb.	an	.	●9.0[illegible]
3.56	7.14	an	Villach	ab	9.21	12.1[illegible]
5.36	8.56	an	Pontafel	ab	8.02	10.0[illegible]
10.45	2.15	an	Venedig	ab	2.10	4.4[illegible]
6.05	7.20	an	Mailand	ab	7.45	11.[illegible]
10.15	11.12	an	Turin	ab	.	7.[illegible]
10.45	11.52	an	Genua	ab	2.50	6.[illegible]
1.10	7.20	an	Rom	ab	10.50	2.0[illegible]

● Speisewagen zwischen St. Michael—Pontafel. * Schlafwagen zwischen Wien—Venedig—Rom. Speisewagen St. Veit a. d. Gl.—Pontafel. Fahrtdauer: Wien—Venedig 15 St., Wien—Rom 29¾ St.

Wien—Lemberg—Odessa—Kiew und Czernowitz—Bukarest—Constanza—Constantinopel.

					Station					
□8.02	⊙7.50	✚12.15	†10.00	ab	Wien N. B.	an	†6.15	✚3.35	⊙9.42	□8.[illegible]
3.03	2.53	8.35	6.43	ab	Krakau	an	9.26	6.50	2.24	12.[illegible]
8.55	8.40	2.30	1.30	an	Lemberg	ab	2.45	12.43	8.25	7.[illegible]
Ab 15. Juli 2.10	6.18	7.43	7.33	an	Czernowitz	ab	7.55	7.02	11.[illegible]	Ab 15. Juli 12.[illegible]
6.55	.	7.25	10.22	an	Bukarest (O. E. Z.)	ab	.	9.10	.	10.[illegible]
.	.	×10.30	.	an	Constanza (O. E. Z.)	ab	.	△ 5.55	.	
.	.	*11.30	.	an	Constantinopel (O. E. Z.)	ab	.	■10.10	.	
	5.10	11.19	6.20	an	Podwołoczyska	ab	10.23	5.18	1.[illegible]	
	.	9.19	9.25	an	Odessa (Petersb. Z.)	ab	8.46	9.20	11.57	
	.	6.30	8.15	an	Kiew (Petersb. Z.)	ab	9.35	12.30	9.15	

* Montag und Freitag. ■ Dienstag und Samstag. × Nur Sonntag und Donnerstag. △ Nur Sonntag und Mittwoch. ⊙ Speisewagen zwischen Wien—Krakau—Lemberg. ✚ Speisewagen zwischen Wien—Krakau. Schlafwagen zwischen Krakau—Itzkany. † Schlafwagen zwischen Wien—Podwołoczyska. Speisewagen zwischen Krakau—Podwołoczyska. □ Schlafwagen Wien—Lemberg.

Wien—Prag.

				Station					
8.10	3.25	10.15	ab	Wien K. F. J. B.	an	1.15	7.40	7.00	.
2.39	9.22	5.22	an	Prag K. F. J. B.	ab	7.25	1.35	11.25	.

Fahrtdauer: Wien—Prag 5¾ Stunden.

Wien—Eger—Cassel—(Köln)—Aachen.

			Station			
8.10	†10.15	ab	Wien K. F. J. B.	an	†7.00	8.[illegible]
5.35	7.33	an	Eger	ab	10.25	11.[illegible]
2.41	7.53	an	Cassel	ab	11.30	2.[illegible]
8.52	.	an	Köln	ab	5.56	8.[illegible]
10.29	.	an	Aachen	ab	.	6.[illegible]

Direkte Wagen 1., 2. und 3. Klasse zwischen Wien—Karlsbad Z. B. und Wien—Eger. † Schlafwagen zwischen Wien—Karlsbad Z. B. (an 8.40 früh) und Karlsbad Z. B.—Wien (ab 8.47 abends).

Stadtbureau der k. k. österr. Staatsbahnen in Wien I., Wallfischgasse 15.

Dortselbst Fahrkartenausgabe, Erteilung von Auskünften, Verkauf von Fahrplänen in Taschenformat. Letztere sind auch in allen Tabaktrafiken und Zeitungsverschleißen erhältlich.

Die Nachtzeiten von 6.00 Abends bis 5.59 früh sind durch Unterstreichen der Minutenziffern bezeichnet.

Bahnprojekte in Nordalbanien.

Von * * *

Mit einleitenden Worten von Leopold Freiherrn von Chlumecky.

Von Monat zu Monat steigert sich die geschäftige Tätigkeit all jener, die uns zielbewußt vom Balkan zurückdrängen, ihren Einfluß und ihr politisches wie wirtschaftliches Übergewicht auf unsere Kosten dortselbst zur Geltung bringen wollen.

Bald offenkundig, bald geheim werden von West nach Ost und von Süd nach Nord die Fäden gesponnen, die bestimmt sind, unseren Blutlauf gerade dort zu unterbinden, wo er für uns vitalste Bedeutung besitzt. Die Tage von Reval sind wohl auch nichts anderes als eine markante Etappe auf diesem Wege, der zur Isolierung des Deutschen Reiches und zur allmählichen Verdrängung der Monarchie aus der im Südosten ihr gebührenden Position führen soll. Was es bedeutet, wenn dieses von der Themse zur Newa und von der Seine zum Tiber gespannte Netz seinen Zweck erfüllen sollte, dies ist all jenen klar, welche sich dessen bewußt sind, daß die Monarchie ihre Existenzberechtigung als Großmacht dauernd nur durch Übernahme einer führenden Rolle am Balkan abzuleiten vermag. Die wirtschaftliche Präponderanz in der Adria und im Ägäischen Meer muß das Ziel sein, auf welches wir lossteuern, ein zwar weitgestecktes, erst in ferner Zukunft liegendes Ziel, welches wir aber heute zumindest insoweit im Auge behalten müssen, als wir wenigstens gegen jene Pläne ankämpfen, deren Verwirklichung ein für allemal uns den Weg dahin versperren würde. Soll Österreich-Ungarn nicht bloß eine Vergangenheit, sondern noch eine Zukunft haben, dann muß es, seiner geographischen und wirtschaftlichen Lage Rechnung tragend, jedwede Gefährdung seiner Stellung im Südosten als einen Angriff auf seine Lebensinteressen erkennen und abwehren. Nicht territorialer Expansionsdrang, nicht chauvinistischer Imperialismus, sondern nackter Erhaltungstrieb ist es, der uns die Rolle der führenden Macht am Balkan anzustreben heischt.

Und wenn in irgend einem anderen Staate Europas die vitalsten Interessen in gleich ernster Weise bedroht wären, wie es durch die neuentstandene Mächtekoalition nunmehr bei uns der Fall ist, da würde gar bald eine weitgehende Erregung der öffentlichen Meinung Platz greifen, da würde die gesamte Öffentlichkeit sich zusammenschließen, um die Abwehrtätigkeit der berufenen Faktoren zu fördern und zu stärken. Und bei uns? Kann Baron Aehrenthal bei seinen ernsten Bemühungen uns vor schwerem Schaden zu bewahren, sich auf die Mitwirkung politischer Kreise und der in erster Linie hierzu berufenen Ressortchefs stützen, sich auf die Erregung der Massen oder auch nur auf die Stimmung der Presse berufen? Nimmt nicht alles seinen Lauf, als gingen uns diese ernsten Vorgänge gar nichts an, als wäre es nicht unser Interesse, unsere Zukunft, welche da am Spiele

stehen? Während uns der Boden unter den Füßen abgegraben wird, hat die Öffentlichkeit Österreichs offenbar weit Wichtigeres zu tun, als sich mit solchen Lappalien zu befassen: sie hat wochenlang sich von der Frage in Atem halten zu lassen, ob und wann und wo ein gewisser Wahrmund, dessen Name uns noch vor kurzem ganz fremd war, seine Vorlesungen halten wird; hat alle Phasen mächtiger Erregung durchzumachen, wegen der wichtigen Frage einer Postdirektorsstelle oder irgend einer Stationsaufschrift . . .

Und sehr maßgebende Faktoren selbst scheinen von dieser Umkehrung der Werte ergriffen zu werden: Posteinteilung und kleinliche nationale Begünstigung fesseln die Aufmerksamkeit weit mehr als die großen Fragen unserer Handelspolitik am Balkan und unserer Position in der Adria. Man fühlt es förmlich, wie der Horizont sich engt, wie kleinliche Fragen zu ehemals ungeahnter Bedeutung wachsen, während man stumpf und interesselos an den weittragenden Fragen der Weltpolitik vorüberwandelt! Und heute, wo die Weltpolitik unter dem Zeichen der kommerziellen Expansion und der Verkehrspolitik steht, kann auch der genialste Diplomat keine nachhaltigen Erfolge erringen, wenn ihm nicht die Unterstützung aller maßgebenden Faktoren und der gesamten Öffentlichkeit zuteil wird. —

Diese offenkundige Schwäche unserer Position machen sich unsere Gegner und Konkurrenten nunmehr zunutze und Schachzug um Schachzug wird vollführt, um sich in die bevorzugte Stellung zu drängen, um uns einzuengen und aus dem Sattel zu heben. Als ein bedeutungsvoller und weittragender Schritt auf dieser Bahn erscheint die beabsichtigte Ablenkung des serbischen Handels nach der Adria und die geplante Verknüpfung Italiens mit Albanien und Mazedonien. Die Donau-Adriabahn soll Nord- und Mittel-Albanien sowie einen Teil Mazedoniens strategisch und kommerziell in Italiens Abhängigkeit bringen oder zumindest dessen politische und kommerzielle Vorherrschaft in jenen Gebieten sichern, soll Serbien von Österreich-Ungarn gänzlich emanzipieren. Mit welcher Energie diesen Zielen zugestrebt wird, dies erkennt man aus der fliegenden Eile, mit der die Verhandlungen zwischen französischen, italienischen, serbischen und russischen Kreisen geführt wurden, und aus der erstaunlichen Raschheit, mit der die erforderlichen, ungeheuer großen Geldmitteln sichergestellt waren. Welch große politische wie strategische Bedeutung die beteiligten Mächte dieser Bahn zuerkennen, dies ersieht man erst, wenn man sich darüber klar wird, wie wertlos die Bahn für die von ihr durchzogenen Gebiete sein wird, und wie wenig die großen technischen Schwierigkeiten und finanziellen Bedenken die Mächte davon abzuhalten vermochten, die Verwirklichung dieses Bahnprojektes ernstlich ins Auge zu fassen.

Aus der Tatsache, daß es all diesen Bedenken zum Trotz dem diplomatischen Hochdruck gelang, die Finanzierung der Drinbahn sicherzustellen, aus dieser Tatsache allein erhellt, daß hier keinerlei Opfer, keinerlei Risiko gescheut wird, um einen schweren Schlag gegen uns zu führen. Man sieht aber auch, wie hoch man im Ausland den Einsatz einschätzt, um den das Spiel geht: die Präponderanz am westlichen Balkan.

Die folgenden Darstellungen eines der hervorragendsten Kenner der in Betracht kommenden Gebiete zeigen uns die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen der geplante Bahnbau zu kämpfen haben wird, und denen unsere Konkurrenten

trotzen wollen; sie geben indirekt aber auch den besten Aufschluß darüber, wie nachdrücklich der Wille sein muß, uns um jeden Preis den Rang abzulaufen.

Unser Gewährsmann schreibt:

„Da die Bahnprojekte Nordalbaniens derzeit im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen und Verfasser wiederholt jene Gegenden bereist hat, durch welche die mannigfach projektierten Bahnen führen sollen, möchte er sich einige Bemerkungen über einzelne dieser Fragen erlauben.

In einer „Sandschakbahn und Transversallinie“ betitelten Studie hat Herr Kommerzialrat Riedel eine Zusammenstellung der verschiedenen Trassen gegeben. Man kann vier Transversal- und drei Longitudinallinien unterscheiden.

Die südlichste Transversallinie führt von Monastir über Ochrida und Elbasan nach Durazzo, respektive Valona; weiter nördlich verlauft eine zweite Trasse, die von Üsküb über Tetovo und Dibra in das Matital und von da nach Alessio zieht; die dritte Transversallinie, die sogenannte Transversalbahn par excellence, ist jene, die auf einer langen Strecke hin dem Drintale folgend, Prischtina im Kossovo Polje mit Djakovo, Prizren und Skutari verbindet, die vierte Linie ist endlich jene, die von Mitrovica zuerst im Ibartale aufwärts führt, dann Trebce berührt und über Podgorica eine Verbindung mit Antivari herstellt.

Die Longitudinalbahnen sind: die sogenannte Sandschakbahn von Uvac nach Mitrovica, eine weitere Bahn von der Ura Vezirit nach Dibra und eine dritte Linie von Cattaro nach Durazzo.

Da derzeit außer der fast schon in ihrem Bau gesicherten Sandschakbahn vor allem das längs des Drines führende Bahnprojekt die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und unter diplomatischem Hochdrucke nachhaltigste Versuche gemacht werden, die zum Bau dieser Bahn nötigen Kapitalien sicherzustellen, soll im folgenden eine auf persönlicher Anschauung fußende Schilderung des von dieser Bahn zu durchziehenden Gebietes gegeben werden.

Da die Wasserscheide zwischen dem Kossovo Polje und der schon im Flußgebiete des Drin liegenden Niederung von Djakovo westlich von Priština nur 750 *m* absolute Höhe erreicht, so scheint auf den ersten Blick dem Baue einer Bahn von Prischtina nach Djakovo und weiterhin nach Skutari keine besondere Schwierigkeit sich in den Weg zu stellen und offenbar war dies der Grund, weshalb sie unter allen Transversalbahnen in die erste Reihe gestellt wurde. Erhebungen an Ort und Stelle werden uns aber zu ganz anderen Schlüssen gelangen lassen. — Man kann die Bahntrasse der Übersichtlichkeit halber in drei Abschnitte zergliedern: der erste wäre jener von Priština nach Djakovo, der zweite von Djakovo nach Ura Vezirit, der dritte zwischen Ura Vezirit und Skutari.

Die Bahn hätte die Linie Mitrovica—Üsküb etwas südlich von der Station Priština zu verlassen und nach Übersetzen der Sitnica dem weiten und offenen Drenicatale folgend zum Lapušnik Hane zu gelangen. Da auf diesem zirka 16 *km* langen Abschnitte nur 100 *m* Steigung zu verzeichnen sind und die Berge aus weichem, halbkristallinen Schiefer bestehen, so sind die Verhältnisse an dieser Stelle für einen Bahnbau außerordentlich günstig.

In einem aus weichem Schiefergesteine bestehenden Hügellande, dessen tiefste Stelle bloß 100 *m* über dem Lapušniktale liegt, würde die Bahn ohne be-

deutende Schwierigkeiten und mit einer Steigung von bloß 10‰ die Wasserscheide zwischen Drin und Vardar überwinden können. Wohl fallen die Hänge der Berge gegen das Lapušniktal steil ab und manche Tunnelbauten werden wegen der tonigen Gesteinsbeschaffenheit mit einem nicht unbedeutenden Gebirgsdruck zu kämpfen haben, im allgemeinen werden aber dem Bahnbau auch auf diesem Abschnitte keine größeren Hindernisse im Wege stehen. Der Abstieg vom Lapušniksattel in das Tal der Miruša und von da in die Ebene von Djakovo bietet ebenfalls keine schwierige Arbeit. Bloß die Herstellung einer Brücke über die Bistrica und zweier Brücken über den Drin würde den Bahnbau verteuern. Billiger wäre es freilich, die Miruša gleich in ihrem Quellgebiete zu überbrücken und vor dem etwas beschwerlichen linksseitigen Drinufer nicht zurückschreckend, die Bahn auf dem linken Drinufer bis in die Nähe von Djakovo zu führen. Man würde sich in diesem Falle nämlich zwei Drinbrücken ersparen, hätte aber den Nachteil, daß Djakovo von der Hauptbahn nicht berührt wird.

Fast ebenso leicht wie von Kossovo Polje nach Djakovo ist auch die Transversalbahn von Djakovo zur Ura Vezirit zu führen. Durch die Station Prizren zerfällt dieser Abschnitt der Bahntrasse in zwei Teile. Der erste Teil, der von Djakovo nach Prizren führt, findet keine Bodenschwierigkeiten — es sei denn, daß beim Anstiege auf die lehmigen Hügel bei Atmadža einige Erdarbeiten notwendig wären und der Wildbach von Tirana eine größere Brücke erfordere. Der zweite Teil von Prizren zur Vezirbrücke—Ura Vezirit — hat hingegen schon einige Hindernisse zu überwinden. Die ersten bedeutenderen Schwierigkeiten stellen sich südwestlich Prizren gleich dort ein, wo die Hügel von Džuri die Ebene von Prizren gegen Südwesten schließen. Die Bahn längs des in der Generalstabskarte unrichtig eingezeichneten Flußbettes führen zu wollen, wäre unmöglich und ein Erklimmen des Hügels von Džuri ist wegen seines steilen Nordhanges ebenfalls undenkbar. Die einzige Möglichkeit von Prizren nach Džuri zu gelangen, besteht darin, daß man nach Überbrückung der keineswegs schmalen Prizrenska Bistrica den aus festem Kalkstein bestehenden Džurihügel mit einem wegen der Bistricabrücke ziemlich tief gelegenen, daher zirka 3000 *m* langen Tunnel durchbohrt.

Von Džuri bis Ura Vezirit und weiter bis Vau Spašit sind außer auf der auf hohem Viadukte nötigen Übersetzung des Ljumabaches und einer weiteren großen Brücke über den Schwarzen Drin keine größeren technischen Hindernisse zu verzeichnen. Von Prizren bis Ura Vezirit ist vorwiegend nach Nopcsas geologischer Karte* zur Kreideformation gehöriger Kalkstein vorhanden, außerdem konnte ich bei Džuri Schiefer und unweit der Ljumabrücke Serpentin finden.

Das erste Moment, das beim Weiterbau der Bahn von Vau Spas nach Skutari in die Wage fällt, besteht darin, daß nicht einmal die Länge des Drinflusses, dem entlang die Bahn führen sollte, geschweige denn die Beschaffenheit seiner Ufer genau bekannt sind. Nach der Generalkarte von Mitteleuropa beträgt die Länge des Drintales zwischen Vau Spašit und Mškala 72 *km*, nach Nopcsas neuer Karte, die sich durch reiche Nomenklatur auszeichnet, hingegen 74 *km* und auf dieser Strecke sind wieder bei Nopcsa einzelne Talabschnitte länger, andere kürzer als auf

* Vergl. „Nopcsa, das katholische Nordalbanien (Gerold & Co., Wien 1907)."

der älteren Karte. Wie Nopcsa hervorhebt, ist durch seine Arbeit die ältere Karte des Albanienforschers Hahn wieder rehabilitiert worden.

Von Vau Spašit bis Firza wird das schluchtartige Drintal zu beiden Seiten von steilen, hohen kuppenartigen Bergen begleitet, die von zahlreichen schluchtartigen Tälern durchfurcht werden.

Wollte man die Bahn möglichst tief längs des Drinbettes führen, um die Nebentäler an ihrem Grunde zu treffen und sich schwierige Kunstbauten zu ersparen, so werden dennoch wegen der steilen Wände des Drintales zahlreiche Galerienbauten und Tunnels nötig. Sowie man sich aber dazu entschließt, den Talboden des Drin zu verlassen und nur 50 *m* über die Talsohle emporzusteigen, so kann man die 17 linksseitigen Nebentäler des Drin ohne bedeutende Viadukte und Erddämme nicht übersetzen. Speziell erfordert die Bezwingung des Ljumi Darzes und des Ljumi Arstit, wie ich mich überzeugen konnte, ganz gewaltige Bauten. Wie steil die zwischen diesen Tälern befindlichen Rücken zum Drin abstürzen, geht am deutlichsten daraus hervor, daß der beste von Vau Spašit nach Firza führende Weg für Saumtiere wegen der Steilheit der Gehänge kaum passierbar ist und abwechselnd 150 bis 300 *m* über dem Flußniveau hin- und herführt.

Da die Höhen des r e c h t e n Drinufers von Vau Spašit bis Firza niedriger sind als jene des linken und trotz ihrer gleichen Steilheit nur 600 *m* betragen, so könnte man sich auf dieser Flußseite einzelne Viadukte ersparen, hätte aber mit einer nicht unbedeutenden Drinbrücke und zwei weiteren, allerdings kleineren Brücken über die Skatina und Schija zu rechnen. Tunnelbauten wären hingegen auf dieser Seite ebenso nötig wie am Südufer und man dürfte nicht fehlgehen, die Gesamtlänge der zu durchbohrenden Bergrücken auf jedem Ufer mit zirka 5000 *m* zu veranschlagen. 5000 *m* Tunells auf 23.000 *m* Weglänge: dies kann allein einen Vorgeschmack dafür geben, was es bedeutet, eine Drintalbahn bauen zu wollen.

Nehmen wir an, die Bahn hätte, am Nordufer des Drintales führend, die bei Firza mündende Valbona erreicht, so wird hier neuerdings eine Brücke nötig. Auf dem Südufer des Drin sind die Verhältnisse insofern günstiger, als bloß eine größere Brücke zwischen Bugjoni und Apripa, ferner ein kleiner Tunnel und einige Stützmauern nötig wären.

Apripa würde die Bahn in zirka 500 *m* Meereshöhe erreichen und mit Ausnahme großer Sprengarbeiten und Mauerungen beim „Falkenstein“ (Guri Sokolevet) wären auch bis Merturi Gurit keine weiteren allzu großen Schwierigkeiten zu überwinden, womit allerdings noch nicht gesagt sein soll, daß ein Bahnbau in jener Gegend auch nur halbwegs leicht ist. Die Höhe, in der sich die Bahntrasse zu bewegen hätte, wäre fortwährend 500 bis 600 *m* und die Hänge sind so steil, daß heutzutage nur lebensgefährliche Pfade entlang führen.

Eine nicht unerhebliche Schwierigkeit bietet dem Bahnbaue unweit Merturi Gurit die Überbrückung des Ljumi Čüčešit, da ein zumindest 100 *m* tiefer und fast 700 *m* breiter Abgrund in einer Schleife umgangen werden müßte. Bei dieser Umgehung wären wieder zwei Brücken nötig. Nach diesen Hindernissen würde die Bahn an den Fuß des Maja Kašit gelangen; um sie von hier nach Vau Martinit (Martins Furt) zu führen, wären ausgedehnte Erd-

arbeiten erforderlich, denn die Lehnen sind auch hier so steil, daß nur ein schmaler Saumpfad an ihnen dahinführt.

Der Bau eines an der Grenze von Kalk und Schiefergestein führenden Tunnels von wenigstens 1300 *m* Länge wäre unerläßlich, um die Bahn in das Gebiet des Berišatales zu leiten. Der Beriša-Bach wäre bei einem wenige Kilometer vom Drin befindlichen Felsentore zu übersetzen. Um von der Maja Mtorš an diese Stelle zu gelangen, müßte sich allerdings das hier 2000 *m* lange Trassestück um volle 100 *m* senken, was für eine Normalbahn entschieden zu viel ist, und daher könnte diesem Übelstande nur durch eine Tieferlegung und damit verbundene Verlängerung des Mtorštunnels auf 2000 *m* abgeholfen werden. Nopcsas Karte gibt den Charakter der dortigen Gegend leider nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit wieder. Noch größere Schwierigkeiten als die bisherigen stellen sich dem Ingenieur auf der Strecke zwischen Skurač und Komana in den Weg, denn von Skurač bis zum Guminabache sind senkrechte Wände aus Schiefergestein, vom Guminabache bis Komana aus Kalkfelsen zu bewältigen, weshalb die Bahn im günstigsten Fall in einer 5000 bis 6000 *m* langen Galerie zu führen wäre und trotz dieser wäre dann die Überbrückung der nicht schmalen Gumina noch immer unvermeidlich. Wir können alle die hier angeführten technischen Angaben dahin zusammenfassen, daß der Gedanke eine Bahn von Prizren längs des Drin nach Skutari zu führen ein geradezu waghalsiger ist, denn dieser Bahnbau von 160 *km* Länge würde jedenfalls nicht weniger als 13 *km* Tunnelarbeiten, 10 *km* Stützmauern und wenigstens 12 große Brückenbauten von je 50 bis 200 *m* Länge erfordern, was wieder einer Gesamtlänge von wenigstens 2000 *m* Eisenkonstruktion gleichkommt. Volle 15% Weges wären sohin durch größere Kunstbauten zu bewältigen und dies würde daher die Rentabilität, beziehungsweise die Ausführung der Bahn sogar in einem reicheren Lande als Nordalbanien in Frage stellen. Eine Bahn von Prizren über Djakovo an das Kossovo Polje ist im Gegensatze zum übrigen Teil der Transversalbahn aller Voraussicht nach als rentabel zu bezeichnen.

Der Bau einer Bahn von Skutari über die Tschasamalit direkt nach Djakovo ist trotz der Erhebung auf 1000 *m* entschieden billiger als jener der Drintalbahn und die Rentabilität ist daher von dem Reichtum des durchzogenen Gebietes und dem Handel seiner End- und Anfangspunkte abhängig.

Den Angaben des Herrn Kommerzialrates Riedel zufolge betrug 1904 der Gesamtverkehr von Skutari *K* 9,717.845.—, wovon *K* 3,575.500.— auf die montenegrinische Durchfuhr entfielen. Für Skutari verbleiben also etwas über *K* 6,000.000.—. Antivari und Dulcigno wiesen zusammen einen Umsatz von *K* 689.062.— auf. Im ganzen würde der Umsatz der für das Westende der Transversalbahn in Betracht kommenden Städte zirka *K* 10,000.000.— erreichen, wovon freilich nur der geringste Teil auf die ganze Bahnstrecke entfiele. Da nun Nordalbanien selbst außer den längs des Drin flößbaren, daher für eine Bahn ebenfalls wenig in Betracht kommenden — allerdings ausgedehnten — Föhrenwaldungen des Krabi und der Manela und nebst einer geringen Menge abbauwürdiger Erze keinerlei Güter aufweist, welche eine Bahn auch nur im geringsten alimentieren könnten, stellt sich jede direkt von Prizren nach Skutari führende Bahn a priori als unrentabel dar. Halbwegs ertragfähig könnte eine solche Bahn nur dann sein, wenn sie

als Teil eines ausgedehnteren Bahnnetzes gebaut würde, das sowohl Mitrovica, Djakovo als auch Skutari mit dem reicheren Südalbanien, etwa mit Dibra verbindet. Ein solcher Bahnbau würde den friedlichen Wettstreit Italiens und Österreichs in der Dibranergegend nur gleichmäßig und unparteiisch fördern, Albanien zivilisatorischen Einflüssen öffnen und Skutari mit Monastir und mit dem Kossovo Polje verbinden. Prämisse eines solchen Bahnbaues ist die Fertigstellung der Sandschakbahn und als Knotenpunkt der von Skutari nach Dibra und von Djakovo gegen die Meeresküste führenden Bahn wäre die Ebene von Nerfuša zu bezeichnen. Trassen eines solchen Projektes wären: eine von Skutari über Fregna und Nerfuscha in das Matital und eine andere von Nerfuša, an Oroši und Ura Vezirit vorbei, nach Prizren.

Die Skutari—Dibrabahn vom Matital so nach Skutari zu führen, wie es Riedel in seiner Broschüre proponierte, ist wegen des von Steinmetz erst unlängst beschriebenen Matidefilés wenig zu empfehlen. Der Weg müßte vielmehr über die Bahnschotter und Schlipperholz liefernde Čafa Pazarit führen. Als natürliche Verbindungsfurche zwischen der Ebene von Nerfuša und Djakovo hätten das Fandital, die Čafa Purethit (1000 *m*) und der Seričebach zu gelten. Bedeutendere Schwierigkeiten wären nur im Fanditale südlich von Bliništi bei Bisag unweit Oroši, endlich bei Molakuče und Cam im Seričetale zu überwinden. Diese Bahn würde durch Anschluß an die Sandschakbahn sowohl die kommerziellen Verhältnisse Bosniens und Südungarns als auch gegebenenfalls durch die Nordsüdrichtung der Matitalbahn die Verkehrsinteressen Zisleithaniens in gleichmäßiger Weise fördern, endlich auch für Italien nennenswerte Vorteile bieten, ohne — wie es bei der Drintalbahn der Fall wäre — ausschließlich politischen und strategischen Interessen Italiens und Serbiens zu dienen."

Zur Wasserstraßenfrage.

Von Dr. Victor Krakauer.

Noch in diesem Jahre sollen die Würfel fallen. Heuer soll es sich entscheiden, ob das Wasserstraßenprojekt zur Wirklichkeit werden, oder, trotz Gesetz, unausgeführt bleiben soll. Noch heuer soll das Schlußwort über ein gewaltiges Werk der Technik, über ein „Unternehmen von kolossalstem Umfange" gesprochen, soll eine der wichtigsten Fragen in Österreichs Wirtschaftsgeschichte zur Lösung gebracht werden. Dieser doppelten Bedeutung des Projekts, seiner Tragweite in technischer sowohl, wie auch in wirtschaftlicher Beziehung, entspricht jedoch die öffentliche Diskussion bisher nur in geringem Maße. Zumeist wird nur die technische Seite der Frage in den Vordergrund fachlicher Erörterung gerückt. Gewiß finden wir strittige Punkte in großer Zahl. Zufolge des Klimas und der Konfiguration des Terrains bietet unter den Kulturländern kein zweites dem Bau wie dem Betrieb künstlicher Wasserstraßen so außerordentliche Schwierigkeiten, wie gerade Österreich. Und wenn schon unter den auf dem realen Boden exakter Wissenschaft und vorhandener Tatsachen stehenden Technikern die extremsten Anschauungen herrschen, wenn von ihnen nicht nur in bezug auf die Details, sondern auch hinsichtlich der Hauptpunkte, der Trasse, der Profile und Objekte, der Schleusen, der Hebewerke,

der Hafenanlagen, der Reservoirs usw. die divergierendsten Urteile gefällt werden, um wie viel mehr muß dies bei einer nach nationalökonomischen Grundsätzen vorzunehmenden Prüfung des Projektes der Fall sein. Denn hier sind alle rechnerischen Nachweisungen nur Hypothesen: Die Betriebskosten, die Frachtsätze, die Art und die Größe des zu bewältigenden Verkehrs, die Rentabilitätsberechnungen, dies alles sind nur Ziffern, die aus nicht gegebenen Tatsachen durch Analogieschlüsse auf zukünftige Möglichkeiten gebildet worden sind. Wir haben es im besten Falle mit einer nach jeder Richtung hin anfechtbaren und angefochtenen Wahrscheinlichkeitsberechnung zu tun. Einer Berechnung, die übrigens schon jetzt auf ganz falschen Fundamenten beruht. Denn es wird von keiner Seite mehr bestritten, daß das Anlagekapital die im Jahre 1901 präliminierte Ziffer in außerordentlichem Maße überschreiten wird. „Zur Zeit der Erlassung des Wasserstraßengesetzes gab es außer dem Generalprojekte für die Elberegulierung und Kanalisierung kein ordentliches Vorprojekt und bezüglich der erforderlichen Mittel hat man sich damals kein richtiges, jedenfalls kein klares Bild gemacht.“ Dies sagte der Handelsminister im Budgetausschusse des Abgeordnetenhauses (Sitzung vom 11. Mai 1908) und erklärte zugleich, daß die Durchführung aller im Gesetze vom Jahre 1901 vorgesehenen Arbeiten einen Kostenaufwand von 1000 Millionen Kronen beanspruchen würde. Eine Milliarde! Gegenüber einer so gewaltigen Zahl werden selbst bei den enragiertesten Freunden des Projektes Zweifel entstehen. Und niemand wagt es nunmehr zu behaupten, daß ein so enormes Anlagekapital überhaupt nur verzinst werden könnte. Von irgend einer Rentabilität ganz zu schweigen.

Aber an die Wasserstraßen, meinen die Anhänger des Projektes, müsse ein ganz besonderer Maßstab gelegt werden. „Es ist nicht erforderlich, daß sie Renten abwerfen; sie werden nicht zu finanziellen Zwecken gebaut, sondern im allgemeinen Interesse der Volkswirtschaft.“ (Aus der Rede des Reichsratsabgeordneten Dr. Głombiński vom 11. Mai 1908). Entspricht diese These den Lehren der Wirtschaftswissenschaft? Keineswegs. Denn die Wasserstraßen können nie ein „allgemeines Genußgut“ bilden. Sie müssen gleich allen übrigen Verkehrsmitteln als eine öffentliche Unternehmung angesehen und dementsprechend verwaltet werden. Hier ist allerdings nicht, wie bei der privaten Unternehmung, der jeweils erreichbare höchste Überschuß das erstrebenswerte Ziel; hier soll auch die „indirekte oder staatswirtschaftliche Rentabilität der Verkehrsmittel“ in vollem Maße Berücksichtigung finden.

Aber anderseits muß sich der aus den Verkehrsmitteln ergebende Nutzen gleichmäßig auf alle Staatsangehörigen verteilen. Es darf nicht die Gesamtheit der Steuerträger die Lasten einer Milliardeninvestition tragen, damit für gewisse Güter (für billige Massenfrachten) auf gewissen Strecken niedrige Tarife erstellt werden könnten, denn das würde eine ungerechtfertigte Bevorzugung des im Attraktionsgebiete der Wasserstraßen gelegenen Bevölkerungsteiles bedeuten. Und deshalb wird sich auch bei den Kanälen, „wenn Förderung einseitigen Klasseninteresses auf Kosten der Gesamtheit vermieden werden soll, die Verwaltung der privatwirtschaftlichen — Vergütung der vollen Kosten der Leistung einschließlich Kapitalgewinn — nähern müssen“. (Sax: die Verkehrsmittel.)

Doch gehen wir noch weiter. Nehmen wir an, der Staat würde, unter Verzicht auf jede Verzinsung und Rentabilität, billige Tarife erstellen und dadurch alljähr-

lich ein ungeheueres Defizit auf sich nehmen. Welchen Einfluß hätte dies auf die Gesamttransportkosten der Waren? Einen mehr als bescheidenen. Denn es muß „darauf hingewiesen werden, daß die Kanalfrachten ihren Weg auch noch weiter zu den Ortschaften und hauptsächlich zu den Industrieanlagen finden müssen und daß also der Transport der Frachten von und zur Kanallände, zum oder vom Bestimmungsorte auch noch bedeutende Kosten (insbesondere hohe Umladekosten) verursachen wird, welche beim Bahntransporte ganz oder teilweise entfallen".

Ziehen wir diese Mehrauslagen ab, so verbleibt für den Verfrächter bei der kombinierten Beförderung mittels Bahn und Kanal statt des direkten Bahntransportes selbst dann, wenn der Kanalfrachtsatz die denkbar niedrigste Stufe erreicht, ein so geringfügiger Vorteil, daß er nicht in die Wagschale fällt. Denn man darf es nicht vergessen: Die Eisenbahn bietet durch die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit des Verkehrs gegenüber dem Transporte auf Wasserstraßen derartige Vorteile, daß sie sogar bei höheren Frachtsätzen als Siegerin hervorgeht. So ist es statistisch nachgewiesen, daß z. B. eine 10prozentige Unterbietung völlig wirkungslos ist, daß man der Eisenbahn 10 Prozent höhere Sätze gerne bezahlt. Dazu kommt noch eins. Eines der wichtigsten Massengüter, das auf dem Donau-Oderkanal verfrachtet werden soll, ist die Kohle. Der Wunsch durch Verbilligung der Transportkosten billige Kohle zu erlangen, bildet ein Hauptargument der Kanalanhänger. Da nun die Kohle gerade zur Zeit des stärksten Bedarfes, während der „Wintersaison" auf den zugefrorenen Wasserstraßen nicht befördert werden kann, so wäre der Konsument genötigt, schon vorher die entsprechenden Vorräte anzusammeln. Dies könnten nur kapitalskräftige Unternehmer und diese müßten dann zu den Frachtkosten einen namhaften Prozentsatz dazu schlagen: für die Verzinsung des in den Kohlenvorräten investierten Kapitals und für das Risiko etwaiger (auf dem Kohlenmarkte sehr häufiger) Preisschwankungen. Addieren wir noch hiezu die vorher erwähnten Mehrkosten der kombinierten Beförderung, die Umladekosten, den bedeutenden Gewichtsverlust bei mehrfacher Umladung des „schwarzen Diamanten" — was bleibt dann noch von der billigen Kohlenfracht übrig?

Im übrigen hat der Reichsratsabgeordnete Graf Kolowrat nicht mit Unrecht auf den wirtschaftlichen Erfahrungssatz hingewiesen, daß die Verbilligung der Fracht nie den Konsumenten, sondern nur den Produzenten zugute komme. Wenn die Fracht von Ostrau nach Wien bedeutend billiger werde, so könne man sich darauf verlassen, daß die Ersparnis nicht den Wiener Konsumenten, sondern dem Kohlenkartell zugute käme.

Gehen wir in der Supposition weiter. Gesetzt den Fall, es gelänge tatsächlich, für gewisse Massenartikel irgendwie nennenswerte Frachtermäßigungen herbeizuführen — müssen zu diesem Behufe mit ungeheuren finanziellen Opfern Kanäle erbaut werden? Oder wäre es möglich, denselben Nutzeffekt mit unverhältnismäßig geringeren Mitteln, also in wirtschaftlich vorteilhafterer Weise zu erzielen? Zur Zeit als das Wasserstraßengesetz erlassen wurde, im Jahre 1901, mußten diese Fragen verneint werden. Die Nordbahn war Privatbahn und der Staat war nicht in der Lage, die Bahnverwaltung zu derart weitgehenden Tarifherabsetzungen zu zwingen. Dieser Umstand war ebenfalls ein Beweggrund, dieses Gesetz zu schaffen. Man wollte, nach den Worten des Abgeordneten Freiherrn von Morsey, der zu verstaatlichenden

Bahn eine Konkurrenz bereiten, bei den Verstaatlichungsverhandlungen einen günstigen Standpunkt gewinnen, um einen billigen Einlösungspreis zu erzielen. Jetzt sind die Verhältnisse ganz anders geworden. Der Staat kann auf der Nordbahnstrecke die Tarife nach Belieben herabsetzen, kann also jeden Augenblick die Wirkungen der Wasserstraßen — auch ohne Wasserstraßen herbeiführen. Dies käme jedenfalls viel billiger zu stehen, als wenn das „Wasserstraßenärar" dem „Staatsbahnärar" Konkurrenz bereiten, der Staat somit gegen sich selbst wirtschaftlichen Krieg führen, gegen sich selbst wüten wollte.

Das wichtigste Argument für die Erbauung der Wasserstraßen bildet die Befürchtung, die Nordbahn wäre in Hinkunft überhaupt nicht in der Lage, den immer größer werdenden Verkehr zu bewältigen; der künstliche Wasserweg bilde eine unumgänglich notwendige Ergänzung der Eisenbahn. Wäre diese Ansicht begründet, dann wäre selbst die auf unbestreitbare Tatsachen, auf unwiderlegbare Beweisgründe, auf stichhältigste Motive sich stützende Bekämpfung des Wasserstraßenprojektes kein löbliches Beginnen. Dann hätten die Kanalfreunde gewonnenes Spiel. Denn besser ein teurer Verkehr — als gar kein Verkehr. Aber eine solche Befürchtung wird auch nicht ein einziger Fachmann teilen. Es gibt überhaupt gar keinen Verkehr, dessen die (entsprechend ausgestaltete) Eisenbahn nicht Herr werden könnte. Möge die Zunahme des Verkehrs noch so groß sein, möge dessen Intensität in eben demselben Maße steigen, wie dies in den letzten zwei Jahren, in der Zeit eines seltenen und nicht bald wieder zu erwartenden Verkehrsaufschwunges der Fall war — die Eisenbahn kann sich leicht den veränderten Verhältnissen anbequemen. Das Legen eines neuen Geleises, der Ausbau der Stationen, die Erweiterung der Anlagen, die Vermehrung des Fahrparkes — und alle Verlegenheiten sind für unabsehbare Zeit dahin. Ministerialrat Ingenieur Schäffer hat vor kurzem berechnet („Österreichische Eisenbahn-Zeitung" vom 15. Mai 1908), daß für eine derartige Ausgestaltung des Nordbahnnetzes, einschließlich des Legens eines dritten und vierten Geleises, höchstens 70 Millionen Kronen erforderlich wären, und daß damit ein Verkehr bewältigt werden könnte, wie er wohl in nächster Zukunft nicht zu erwarten ist. Siebzig Millionen oder eine Milliarde — wem kann die Wahl schwer fallen? Die Durchführung dieser Eisenbahninvestitionen ist, nach Schäffer, in zwei Jahren möglich, mithin viel früher, als die erste Schleuse das Kanalwasser hemmen wird. Ein anderer hervorragender Fachmann, der gewesene Betriebsdirektor-Stellvertreter der Nordbahn, Zentralinspektor Weninger, empfiehlt eine noch bei weitem billigere Lösung auf der Nordbahnstrecke (vgl. „Eisenbahn und Industrie" vom 20. Mai 1908), wodurch die Möglichkeit gegeben wäre, „unter allen Umständen auch der zu erwartenden stärksten Verkehrssteigerung für alle Zukunft entgegensehen zu können." Solche Äußerungen könnte man noch viele aufzählen. Die Fachmänner aller Welt sind einig darüber, daß der Kanal, wie in jeder Beziehung, so auch hinsichtlich der Beförderung von Massengütern der Eisenbahn weichen müsse. Land- und Wasserwege, sie haben im Zeitalter der Lokomotive ihre Bedeutung verloren, für immerwährende Zeiten. Und wenn man auch der Ausgestaltung eines bestehenden Kanalnetzes mit vollem Rechte zustimmen mag, so muß man doch den Plan, jetzt erst mit dem Baue von Wasserstraßen zu beginnen, als stark veraltet bezeichnen.

Der Bau von Wasserstraßen hat, kein Einsichtiger wird's leugnen, auch sein Gutes. Die Industrie erhält für lange Jahre lohnende Aufträge, der Markt kann sich über die Krisen eines etwaigen Nachlassens der Konjunktur leicht hinwegsetzen, die große Zahl der Arbeitslosen wird beschäftigt, die Arbeit trägt reichliche Früchte. Aber diese Erscheinungen sind mit allen großen öffentlichen Bauten verknüpft; und es entsteht die Frage: haben wir nicht wichtigere, nicht dringendere und dennoch, vom nationalökonomischen Standpunkte aus, weit weniger bedenkliche Aufgaben zu erfüllen, als für archaistische Verkehrsmittel ungeheure Geldmittel aufzuwenden? Die mit dem Kanalprojekte, wohl nicht aus wirtschaftlichen Gründen in ein „Junktim" gebrachten Flußregulierungen sollten unabhängig vom weiteren Schicksal des Wasserstraßenprojektes zur Durchführung gebracht werden; dadurch wird zweifelsohne nur nützliche Arbeit geleistet. Der Bau der Kanäle jedoch, die Verausgabung einer Milliarde, bedarf noch eingehender Erhebungen, noch gründlicher Beratungen, noch reiflicher Erwägung.

Herr Waltram, der Sinnierer.

Von Hans Sittenberger.

(Schluß.)

Nicht umsonst hatte Friderun gebettelt. Manch liebe Stunde saß Herr Waltram bei ihr, erzählte wunderschöne Mären oder las aus den kunstvoll beschriebenen Blättern, und das waren Feierstunden für beide. Voll ehrfürchtiger Andacht lauschte Friderun, immer aufs neue staunend, wie denn einem Menschen so viele Dinge kund sein möchten, Herrn Waltram aber freute, daß er an ihr eine Gefährtin seiner stillen Schwärmerei gefunden, und von Tag zu Tag lieber wurde ihm das Kind. Frau Kordula ihrerseits tat das beste, um bei ihren Pflichten mit Ehren zu bestehen und wohlmeinendes Vertrauen redlich zu entgelten. So waren Sommer und Herbst aus dem Lande gewichen, der Winter ging zur Neige, und das Sonneck sah lauter zufriedene Menschen.

Ein Ding freilich ging Herrn Waltram schwer im Kopfe herum. Wie lieblich Friderun auch heranwuchs, ihr mangelte gänzlich die feine Zucht der ritterlichen Dame, und auf der Burg war die nicht zu lernen. Das konnte nach dem Brauche der Zeit einzig in einem guten Frauenstifte geschehen; denn die Bräute Christi verstanden sich trefflich darauf, in höfischer Kunst und vornehmem Betragen zu unterweisen. Mehr und mehr schien es Herrn Waltram Pflicht, eine Entscheidung zu treffen, und endlich beschloß er, mit der Muhme darüber zu reden.

Des weiten und breiten setzte er ihr auseinander, wie notwendig der Schritt sei, und schloß: „Wir wollen das Kind also, wenn es Euch recht ist, nach Friesach zu St. Agnes tun. Die würdigen Damen dort sind mir seit alter Zeit wohlgewogen und an einer frommen Stiftung, sie vollends zu gewinnen, soll es auch nicht fehlen."

Frau Kordula, die ihrem Töchterchen nichts Besseres wünschen konnte, dankte dem Vetter von Herzen für die treue Fürsorge und war mit allem, was ihm recht dünkte, einverstanden. So wurde denn am ersten schönen Lenztage der Korbwagen

wieder aus dem Schupfen geholt, Muhme Kordula und Friderun wurden sorglich darin verpackt, die Pferde zogen an, und langsam rollte das Gefährte zum Tore hinaus. Herr Waltram ritt mit guten Knechten zur Seite.

In Friesach angekommen, ging er sogleich in das Kloster, sprach mit der Mutter Oberin und erlangte von ihr ohne Mühe, was er wollte. Beim Abschiede gab es großen Kummer, aber die Schwestern sorgten dafür, das Trennungsweh zu kürzen.

Auf der Heimreise war Herr Waltram ungewöhnlich schweigsam; er vermißte das zutrauliche Geplauder Friderunts und wollte nicht merken lassen, wie sehr ihm das Kind abgehe.

Daheim erfuhr er, daß inzwischen sein Leuthold dagewesen sei und ihn gesucht habe. Er habe den Ritterschlag erhalten und sich in seinen jungen Ehren dem Vater zeigen wollen.

„Wacker leid war ihm," sagte der alte Balthasar, „daß er Euch nicht sehen konnte. Aber jung Blut hat nicht Zeit zu rasten."

Es fiel Herrn Waltram recht hart aufs Herz, daß er den Sohn versäumt hatte, doch war es einmal geschehen, und jetzt blieb nichts als Hoffen und Geduldten. Aber seine Gedanken trugen viel tausend innige Wünsche zu dem Fernen.

* * *

Auf dem Sonneck hub nun ein stilles Hausen an, viel stiller noch als vordem. Herr Waltram ritt auf Geleite oder saß über seinen Büchern, wie es sich eben fügte, aber bei dem einen wie bei dem anderen war keine rechte Freude; denn sein Sinnen und Sehnen schweifte oft weit davon ab.

Recht von Herzen froh ward er nur, wenn etwa Botschaft von seinem Leuthold kam, der mit Speer und Schwert fröhliche Arbeit tat, in allen Schranken sich tummelte und endlich in das Preußenland zog, um gegen die heidnischen Slawenvölker zu streiten; oder auch, wenn sich Brieflein aus Friesach einstellten und gute Kunde brachten. In der ersteren Zeit waren sie von der Oberin oder einer der Schwestern geschrieben, später kamen auch welche, die Friderun selbst gemalt hatte, um ihre Fortschritte in der schweren Kunst zu weisen, und diese freuten Herrn Waltram am meisten.

So vergingen zwei lange Jahre. Wieder war es Frühling geworden, und schon hing der Sommer heiß über dem Lande. Da schickte die Oberin Nachricht, es wäre nun an der Zeit, Friderun heimzuholen; alles, was einer ritterlichen Dame zieme, habe sie sich redlich zu eigen gemacht.

Herr Waltram ließ es sich nicht nehmen, selbst zu reiten. Diesmal aber befahl er, neben dem Korbwagen auch noch einen feinen Zelter mitzuführen; denn auch im Sattel zu sitzen hatte Friderun bei den Schwestern gelernt, und sie sollte auf der Heimfahrt nach Belieben Pferd oder Karosse benutzen.

Als Herr Waltram nach glücklicher Reise bei St. Agnes anpochte, ward er mit allen Ehren empfangen, aber auf Friderun mußte er warten. In dem Laienzimmer, wohin er geführt wurde, rieselte kühler, grüner Zwitterschein; denn das Weinlaub vor dem Fenster ließ nur spärliches Licht durchsickern. Auch schwebte in dem Gemach ein feines Duften umher von getrockneten Riechkräutern, eingemachten

Früchten und Gott weiß welchen Dingen, kurz: es nönnelte. Das alles befing Herrn Waltram gar geheimnisvoll und machte ihn ein wenig scheu.

Dienende Schwestern brachten ihm den Labetrunk. Hinter dem Gitter, das die Stube von den eigentlichen Klosterräumen schied, zeigte sich alsbald auch die Mutter Oberin, um ihn willkommen zu heißen und kluge, wohlmeinende Worte mit ihm zu reden; sie war aber hinter den dichtgefügten Stäben nur undeutlich zu erkennen, fast nur wie ein dunkles, weißbekröntes Wölklein zu sehen, und gedämpft wie aus einer Wolke klang auch ihre Stimme. Etwas zerstreut stand Herr Waltram Red und Antwort; je länger er wartete, desto mehr umstrickte ihn eine seltsame Befangenheit.

Endlich trat Friderun ein, geleitet von zwei Dienerinnen und auf das zierlichste angetan, und schritt mit einem hellen Gruß auf ihn zu. Er wendete sich rasch nach ihr, um sie gleichfalls zu grüßen. Als er aber ihre volle, schlanke Gestalt sah und die jungfräulich reife Schönheit ihres Antlitzes, da blieb ihm das Wort in der Kehle stecken, und eine Weile hielt er die dargebotene Hand schweigend umschlossen.

„Schön bist du geworden, Friderun," sprach er endlich beklommen. „So schön, daß ich mich kaum getraue, dich recht anzuschauen."

Friderun aber lachte und sagte: „Seht mich getrost nur immer an! Nichts Lieberes ist mir, als daß gerade Ihr gekommen seid, mich zu holen, und gefall ich Euch, so macht mich das von Herzen froh."

Auch ihre Stimme war anders geworden, weicher, schien es, und voller. Und es war ein seltsames Schwingen darin wie der leise Hauch, der an Sommernachmittagen über die träumenden Fluren geht. Herr Waltram spürte sein Herz davon mitzittern. So bange ward ihm, daß er nicht zu antworten wußte und seinen Blick senkte . . .

Das Kloster tat, was ziemlich war, um den Abschied würdig zu machen. An Herrn Waltram aber glitt alles wie in einem Traume vorüber. Er hatte Mühe, die tiefe Wirrnis seiner Seele zu verbergen und bei allen guten und ehrenvollen Reden hörte er doch nur die Worte Friderun s: „Gefall ich Euch, so macht mich das von Herzen froh", und fragte sich immer wieder: „Wie hat sie's gemeint?" und haderte mit sich, daß er so eitel fragte.

Die Heimfahrt schuf ihm viel schmerzliche Wonnen. Still in sich gesunken ritt er neben Friderun; er sah sie schlank und zierlich im Sattel sitzen, sah das anmutige Spiel der jungen Glieder und schloß trunken die Augen. Seine Seele lauschte ihrem fröhlichen Geplauder und er dachte: „Lerchenschlag ist nicht heller und freier." Und wenn er sie vom Pferde hob und ihr Stirnhaar seine Wange streifte, so rann es ihm glutheiß durch die Adern und es riß ihn, die schöne Gestalt zu umfangen und an sich zu pressen; doch besann er sich, wie übel sein graues Haar zu ihrem braunen stünde, und er ließ es sein. Und wenn sie mittags im hohen Walde rasteten und die Knechte abseits das einfache Mahl bereiteten, versank ihm die ganze übrige Welt und es war ihm, als müßt' er Friderun an der Hand nehmen und tief in den Wald hineinführen und zu ihr sprechen: „Sieh, hier wollen wir bleiben, fern von den Menschen! Und die Zeit wird für uns stille stehen und der Wald nicht aufhören zu grünen, und immer werden wir darin wohnen, du und ich allein,

ganz heimlich und ganz verschollen in unserem Glück." Aber er lächelte wehmütig und bedachte, wie närrisch ein solches Träumen sei. Des Nachts jedoch, wenn sie in Herbergen ruhten, saß er, Wache haltend, vor der Kammer, in der Friderun schlief, sah nach den Sternen und stöhnte leise . . .

* * *

Bald nach der Ankunft auf dem Sonneck war Kirmeßtag. Herr Waltram schritt mit Muhme Kordula und Friderun zum Weiler hinunter und ging nach dem Festanger, wo sich das ganze Dorf schon um den Fiedler versammelt hatte. Denn ungleich seinen Standesgenossen hielt er an der gemütlicheren Anschauung der Väter fest, die sich noch nicht so hochmütig von ihren Dorfsassen geschieden und nichts Anstößiges daran gesehen hatten, wenn der Ritter an den Festen der Bauern teilnahm.

Friderun wurde zur Königin erkoren, nicht bloß der Artigkeit wegen, sondern weil sie wirklich die schönste unter den Schönen war — das bezeugten die funkelnden Blicke der stolzen, starken Dorfknaben — und anmutig trug sie ihre Würde. Auch ein paar vornehme junge Herren von benachbarten Burgen waren erschienen; sie hatten gehört, welch hübscher Vogel seit etlicher Zeit auf dem Sonneck niste, und waren neugierig schauen gekommen. Es dauerte aber gar nicht lange, so ließen sie allen Dünkel fahren und sprangen mit den Bauernsöhnen um die Wette.

Nur Herr Waltram, der sonst wohl auch ein Tänzlein ehrenhalber gewagt hatte, stand still abseits. Kein Bitten bewog ihn, und als Friderun auf ihn zukam, um ihn in den Kreis zu holen, wehrte er fast ängstlich ab. Sie schaute ihn seltsam an, sagte kein Wort und trat wieder in den Reigen. Aber vom Tanze weg wendete sie oftmals den Blick nach ihm. Dabei ward ihm gar sonderlich zu Mut und er wußte nicht, was er denken sollte.

Wochen vergingen, das Laub in den Wäldern begann zu gilben, tiefer leuchtete das Blau vom Himmel herab und weißer blinkte das Sonnenlicht. Oft stand Herr Waltram, sah in das Leuchten und stille Funkeln hinaus, und sein Herz war voll Trunkenheit und Sehnsucht.

In dem alten Sonneck lebte er wie in einem verwunschenen Schlosse. Vom Grund bis zum Giebel war es verwandelt in ein glitzerndes Feenreich. Auf Dielen und Treppen lauerte holder Spuk, verführerische Zauber nisteten in allen Räumen, aus allen Winkeln lugten anmutige Geheimnisse. Wo Herr Waltram ging und stand, schwebte Friderns Bild vor ihm, die Wände flüsterten ihren Namen, der Boden, den er trat, strömte ein zärtliches Sprühen aus, weil Friderns leichter Fuß darüber geschritten war, und die Luft selbst, die er einatmete, war erfüllt von dem süßen Hauch ihrer Nähe. Immer tiefer versank er in dieser Welt blühender, weichverworrener Reize.

Oft, wenn Friderun gar so lieb und hold mit ihm war, ging ein seliges Schauern durch sein Herz und seine Lippen zuckten schon verräterisch. Aber er sah in die klaren, ruhigen Augen und er schämte sich und dachte: „Ihr Liebhaben gilt nur dem Ohm und guten Freunde; liebte sie mich anders, liebte sie mich mehr, so würde sie's minder zeigen." Und er hütete wieder voll Angst jedes seiner Worte und jeden seiner Blicke, daß ihrer keiner sein törichtes Geheimnis verplaudere.

Friderun hatte es mit ihrer stillen Schönheit nicht ihm allein angetan. Wenn sie des Sonntags in die Dorfkirche kam und sich fromm in ihr Gestühl setzte, so war es aus mit der Andacht der Bursche; die armen Schelme schauten weder den Pfaffen am Altar noch die hölzernen Heiligen an, die so ehrwürdig steif in den Nischen standen, sie hatten nur Blicke für die schöne Herrin. Und noch zu keiner Zeit war so viel Besuch von jungen, feinen Herren auf dem Sonneck gewesen wie jetzt. Das alles merkte Herr Waltram wohl.

Manchmal in Nächten, wenn er schlummerlos lag, geschah es auch, daß die Luft lebendig wurde von heimlich anschwellenden Weisen; zarte Minnelieder flatterten auf, lockten und warben und verhauchten gegen Himmel. Wohl blieben sie ohne Antwort, sie rührten die nicht, der sie galten. Aber: „Wie lange?" dachte Herr Waltram. „Einmal muß doch auch für Friderun die Stunde schlagen." Und schwere Seufzer hoben seine Brust.

In einsamen Stunden klagte er seine Schwäche an und schalt sich einen Verblendeten, der sinnlos begehre, was ihm versagt sei, und damit zuletzt nur all das Gute und Freundliche zerstöre, daran er sich laben dürfe. Er nahm sich vor, stark zu sein und mehr als einmal schwor er sich zu, es sollte alles wieder so werden, so schön und harmlos und heiter, wie es gewesen, bevor Friderun ins Kloster ging; aber ein Blick in ihre braunen Augen und er fühlte: es konnte und konnte nimmer wieder so werden.

* * *

Einstmals — es ging schon stark auf den Oktober zu — saßen sie vor Schlafengehen wie in guten alten Zeiten noch unter der Burglinde zusammen. Die Nacht war still und klar, der volle Mond schwebte am Himmel herauf, silberig rieselte sein Licht an den Blättern der schon durchsichtig gewordenen Krone hinunter und ergoß sich in einem breiten, ruhigen Strom über den Hofplatz. Kühl strich's um die Höhe, von unten herauf aber rauschte der Bach.

Schweigend saßen die beiden Menschenkinder in der wundersamen Helle, und jedes dachte seine eigenen Gedanken.

„Wonnig bang ist mir," begann endlich Friderun, „und mein Herz klopft, als gingen holde Wunder durch die Nacht."

Herr Waltram fuhr aus seinen schweigsamen Träumen empor.

„Wer weiß, es webt wohl allerlei im Mondenscheine, und glücklich, wem die heimlichen Mächte Freund sind," sagte er. Dabei dachte er aber an sein eigenes Unglück, und daß es um ihn nicht viel anders stünde als um den Ritter, dem die Elfenkönigin mit weißem Finger ans Herz gerührt, und der davon für sein Leben krank und siech wurde. Darum seufzte er und sprach: „Manch einer freilich muß für das holdeste Wunder mit bitteren Schmerzen zahlen."

Sein Seufzen und trauriges Wort tat Friderun leid, und sie lächelte ihn an.

„Was sprecht Ihr von Schmerzen in dieser Nacht?" sagte sie. „Und ist doch die seligste Schönheit um uns. Immer möcht' ich so sitzen und schweigen und träumen."

Sie lehnte sich wohlig zurück und trank in sachten Zügen die Nachtluft ein; zwischen den halbgeöffneten Lippen blinkten die weißen Zähne im Mondenflimmer.

Herr Waltram sah das holde Geschöpf an und nickte und dachte: „Wohl ist es die seligste Schönheit, die ich schaue. Mir grauem Manne gehen die Augen über vor lauter Schauen. Was soll das noch werden?“ Und das Herz zitterte ihm vor Wonne und Weh.

Aber er sagte nichts. Auch Friderun schwieg. Und lange saßen sie so und redeten kein Wort. Und der Mond wob seinen bleichen, verführerischen Zauber um sie.

Friderun brach endlich das Schweigen.

„Hört Ihr nicht?“ fragte sie flüsternd.

Herr Waltram verneinte.

„Nichts als deine liebe Stimme und, wenn du schweigst, dein leises Atmen,“ sagte er.

Sie beugte sich vor und horchte in die blaue Mondnacht hinaus. Nach einer Weile richtete sie sich auf.

„Ich habe mich doch nur getäuscht,“ sagte sie, tief Atem holend. „Mir war, als ginge wieder das rätselhafte Klingen durch die Luft . . .“

Herr Waltram glaubte, in ihrer Stimme ein verhaltenes Beben zu hören, er sah, wie ihre Brust sich in leise zitternden Wellen hob und senkte, und wunderte sich. „Was macht sie auf einmal so beklommen?“ dachte er. „Ist es die Nacht? Oder ist es ein ander Ding?“ Und ihm selber wurde seltsam bange dabei.

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst,“ sagte er.

Sie aber antwortete mit einem stillen Sinnen: „Von einem Zauber; denn ein Zauber muß wohl das heimliche, süße Klingen sein. Ich hab' es öfter schon gehört in einsamen Nächten. Immer ist's derselbe volle, schwebende Ton, nur ein einziger Ton und schwillt doch wie ein Lied und weckt, ich weiß nicht was in mir, daß ich lachen und weinen und vor Bangen vergehen möchte; so voll tiefer Sehnsucht ist er.“

Das dünkte Herrn Waltram erst recht seltsam, und ziemlich unsicher sagte er: „Die Leute erzählen von Wunderkindern, die, wenn es recht still auf Erden ist, die Sterne klingen hören. Vielleicht bist du so ein Wunderkind.“

Friderun jedoch schien seine Worte nicht zu achten.

„Sonderbar ist es,“ sagte sie — noch immer aus ihrem heimlichen Sinnen heraus — „daß ich's als Kind nie vernommen. Wißt Ihr, wann ich's zuerst gehört?“

„Wann?“

„Damals, als Ihr von Friesach weg rittet und ich allein bei St. Agnes blieb. Es war eine Nacht wie heute. Ich konnte nicht schlafen und schlich heimlich ans Fenster und sah das Land vom Mond hell übergossen unter mir liegen. Und wie ich mich so hinausbeugte und nach der Gegend schaute, wo Ihr — Ihr und die Mutter — jetzt wäret, da war's mit einem Male um mich, das Klingen. Ich erschrak, so gar seltsam war es. Erst dacht ich, mich verlachend, es sei nur in meinem Herzen. Aber dann hört' ich's bestimmt: es kam von außen her, weit, weit herüber. Und ich hielt den Atem an und lauschte, lauschte, ob es näher käme. Doch es kam nicht näher . . .“

„So wird's doch wohl in deinem Herzen gewesen sein,“ sagte Herr Waltram leise. „Wer kann wissen, was darin alles klingt?“

Friderun sah ihn an, lächelte und schüttelte den Kopf. Es war ein sonderbares Lächeln und brachte Herrn Waltram, dem ohnedies schon beklommen genug war, in gelinde Verwirrung.

„Dann waren es die Sterne," sagte er.

„Nicht mein Herz und nicht die Sterne, es war etwas anderes, etwas Wunderbares", sprach sie geheimnisvoll.

„Was denn?"

„Soll ich Euch sagen, was ich denken mußte? Jetzt, dacht' ich, geht da draußen in der lichten Ferne der Sänger — — —"

„Der Sänger? Welcher Sänger?"

„Wißt Ihr es nicht? Der arme mit den weißen Haaren . . . Von seinem Lied trug der Windhauch einen Ton zu mir herüber."

Sie lächelte still versonnen in sich hinein. Herr Waltram aber erschrak gar sehr. Seit er von dem Karawankenbürglein geschieden, war zwischen ihnen von dem Irrenden nicht mehr die Rede gewesen und jetzt sah er den Alten plötzlich durch Friderund verschwiegenste Träume gehen. Ihm fiel ein, wie sie als Kind so rührend inbrünstig gehofft, den unsteten Sänger zu erlösen und die Gedanken in seinem Kopf begannen arg durcheinander zu tummeln; in seiner Brust aber war ein Hämmern, daß er meinte, es müßte sie schier zersprengen.

„Ich habe gemeint, du hättest die Märe längst vergessen," sprach er mühsam, „weil du mich nie wieder danach gefragt hast".

„Ich konnte nicht fragen."

„Warum nicht?"

Friderun zögerte.

„Ich glaube, ich habe mich heimlich davor gefürchtet," bekannte sie leise, und da er schwieg, fuhr sie fort: „Aber immer hofft' ich, Ihr würdet ungebeten erzählen. Warum habt Ihr es nicht getan?"

Herr Waltram stöhnte leise auf; zu schwer war ihm das Antworten. Doch Friderun sah ihn bittend an und langsam kam's über seine Lippen: „Vielleicht hab' auch ich mich gefürchtet . . ."

Da ließ Friderun das Köpfchen sinken.

„Ich hab's gefühlt!" hauchte sie. „Nur verstehen kann ich's nicht."

Und wieder schwiegen sie beide.

„Was soll das werden? Was soll das werden?" dachte Herr Waltram. „Sie lockt mir noch die Seele aus dem Leib mit ihrem Fragen." Das Herz klopfte ihm bis zum Hals hinauf.

Auch Friderun war tief verwirrt. So saßen sie dicht nebeneinander und wagten nicht, sich zu regen. Sie zitterten in ihrem Schweigen und hatten doch Angst vor dem nächsten Wort. Der Mond aber warf noch immer sein silbernes Gleißen wie eine weiche, schimmernde Wolke um sie, und wunderbar still war die Nacht in alle Fernen hinaus.

Herr Waltram trug es endlich nicht länger, das süße, angstvolle, verwirrende Schweigen. Ihn dünkte, seine Seele rede in diesem Schweigen noch vernehmlicher als durch alle Worte. Er erhob sich, um mit seinem übervollen Herzen ganz sachte davonzuschleichen. Friderun aber hielt ihn an der Hand zurück.

Und er blieb. Er konnte nicht mehr von ihr gehen. Ihre weiche, kühle Hand lag auf der seinen, er spürte den schmeichelnden Druck, ein süßes Rieseln ging davon in seinen Körper und er hatte keinen Willen mehr.

„Friderun," begann er leise, „Friderun, weißt du noch, wie du mich einst fragtest, ob der Sänger mit den weißen Haaren und dem jungen Herzen wirklich tot sei?"

Sie nickte.

„Und wie ich dir endlich sagte, es sei wohl möglich, daß er einmal wieder käme. Weißt du noch?"

„Ich weiß es."

„Ich sagte das damals nur, um dich zu beschwichtigen, und du warst auch wirklich ruhig und fragtest nicht mehr."

„Weil ich es glaubte."

„Ja, damals! — damals warst du noch ein halbwüchsig unvernünftiges Ding. Jetzt aber bist du klug und weißt längst, daß ich es nicht ernst meinte. Und doch! Man soll das Schicksal nicht rufen; denn siehst du, Kind, es kann sich seltsam erfüllen . . ."

Jäh betroffen hob Friderun den Blick, und mit einem wehmütigen Lächeln fuhr Herr Waltram fort: „Nicht wahr, das hättest du nimmer gedacht? Ich auch nicht. Und es ist doch so. Der Alte geht wirklich wieder auf Erden."

Recht schwer atmend wogte seine Brust. Friderun aber neigte das Haupt und saß still und manchmal lief ein Zucken durch ihre schlanken Glieder. Herr Waltram wußte nicht, ob sie weinte oder was es sonst wäre; er dachte nur, es sei ihr leid daß er mit seinen Worten das schöne, harmlose Gutsein zerstört habe und er sagte: „Allzusehr mußt du dem Alten nicht zürnen, Friderun. Das Unglück hat ihm ein junges Herz gegeben, doch ist er kein Tor und bittet nicht um Erlösung."

Er schwieg und wartete. Und Friderun wendete sich mild zu ihm, schaute ihm tief in die Augen und lächelte.

„Wie soll ich ihm zürnen?" sprach sie schlicht. „Ich habe das Wunder geahnt und still gewartet . . ."

Da war's Herrn Waltram, als täte sein Herz den letzten Schlag. So heftig und so plötzlich strömte das Glück in seine Adern.

„Friderun —!" rief er, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen, und auf einmal wurde es ganz still in seiner Brust. Er wußte, nur den Arm brauchte er auszustrecken, um die liebe, schöne Gestalt an sich zu ziehen und den roten Mund zu küssen. Doch tat er es nicht. Er schloß die Augen und dachte nur: „Mir ist's vergönnt —!"

In diesem Augenblicke klang ein heller, starker Ruf von unten, und der Wächter antwortete alsbald vom Turme.

Tödlich erschrocken sprang Herr Waltram auf. Er kannte die Stimme, die da gerufen, er hatte oft danach gebangt, sie wieder zu hören, in dem süßen, schmerzlichen Taumel der letzten Zeit aber war auch sie wie alles andere untergegangen und er hatte ihrer kaum mehr gedacht. Nun klang sie auf einmal wie eine schneidende Mahnung mitten in den Jubel seiner Seele hinein und tat ihm weh.

Auch Friderun war aufgesprungen. Verwirrt und angstvoll blickte sie auf Herrn Waltram; sie begriff nicht, was ihn plötzlich erregte.

Knechte kamen mit brennenden Kienspänen, die Brücke rasselte nieder, das Tor knirschte; rasche Schritte näherten sich und Leuthold stand vor seinem Vater.

Der aber blieb starr und reglos. Er hielt die Hand des Sohnes in der seinen, er sah die hohe, kühne Gestalt vor sich und konnte sich doch nicht von Herzensgrund freuen, nicht aus ganzer Seele willkommen sprechen. Das drückte ihn wie eine Schuld. Zum ersten Male in seinem Leben, daß er den fröhlichen Augen betreten auswich!

Leuthold indes bemerkte Friderun. Betroffen von ihrer Schönheit trat er einen Schritt zurück.

„Darf ich hier mein Bäslein grüßen, von dem mir der Bote gemeldet?" fragte er; sie aber starrte schier entsetzt auf ihn und antwortete nicht, und da ein verlegenes Schweigen entstand, sagte Herr Waltram an ihrer statt kurz: „Sie ist es."

Ein wenig befremdet warf Leuthold den Kopf in den Nacken; die Art, wie ihn die beiden empfingen, dünkte ihn sonderlich, doch focht ihn das weiter nicht an. Sich artig neigend sprach er zu Friderun: „Verzeiht, daß ich staunte! Ein Kind dachte ich zu finden, denn von einem Kinde nur wußte der Bote zu erzählen und ich achtete nicht, wie die Jahre gingen. Nun steht eine holde, junge Dame vor mir. Ich aber bitte, daß sie den unerwarteten Vetter freundlich aufnimmt."

Aus Frideruns Wangen war alles Blut gewichen; sie stammelte ein paar Worte und enteilte in den Saal.

Herr Waltram folgte ihr mit den Blicken. Er hatte in ein tiefverstörtes Antlitz gesehen. Bestürzt dachte er: „Was ist ihr? Was hat sie so erschreckt?" Er wußte es nicht, aber sein Herz wurde ihm noch schwerer als es schon war.

* * *

Des nächsten Tages, da es auf dem Sonneck noch kaum recht lebendig geworden war, kehrte Leuthold schon von einem lustigen Waidgang zurück und brachte davon nebst zwei erbeuteten Hasen noch einen willkommenen Gast mit, den er unterwegs aufgegriffen. Es war dies ein Klosterherr aus Arnoldstein, der herübergeritten kam, um mit Herrn Waltram, seinem alten Freunde, einen Büchertausch zu verhandeln.

Im Saale setzten sich die drei Männer zum Trunke zusammen. Der Geistliche lobte zuerst umständlich den jungen Ritter, den er seit dessen Knabenjahren nicht wieder gesehen, und nachdem so abgetan war, was Höflichkeit und herzliche Gesinnung in gleicher Weise verlangten, fing er an zu erzählen, was es neues in der Welt gäbe; denn in einem Kloster lief damals von fern und nah mancherlei Nachricht zusammen, die anderwärts erst später hindrang.

Als wichtigstes Ereignis wußte er zu berichten, daß Herr Ludwig, König der Franzosen, der schon einmal, wiewohl unglücklich, gegen die Muselmanen gekämpft, abermals zu einem Zuge gegen die Ungläubigen rüste. Ein Mönch aus Pisa hatte gestern erst die Kunde gebracht. Es gehe diesmal zunächst nach Tunis, von wo der fromme Herr dann immer weiter gegen Osten vorzudringen gedächte, bis er zuletzt mit Gottes Hülfe vor Jerusalem stünde. In lebhaften Worten pries der Geistliche dieses Beginnen, für das sich vorläufig allerdings nur die welsche Ritterschaft erhebe; doch, sagte er, stehe zu hoffen, daß sich auch die deutschen Herren

dafür würden gewinnen lassen, und im Feuer, wie er einmal war, wendete er sich gleich an Leuthold mit der Frage, ob er nicht Lust habe, das Kreuz zu nehmen.

„Das wäre just das Richtige für Euren jungen Mut," meinte er. „Bedenkt, am Ziele winkt nicht nur Ruhm, sondern auch Gottes reichster Segen."

Leuthold ließ sich aber von diesem frommen Feuer nicht so leicht ergreifen.

„Verzeiht, würdiger Herr," sprach er gelassen. „Vielleicht vor einem Jahre noch hättet Ihr nicht umsonst angefragt. Heut' aber denk' ich anders darüber."

Dem Klostermann schienen diese Worte übel zu gefallen. „Ihr wißt wenigstens klar zu verneinen," sagte er. Auch Herr Waltram staunte.

Leuthold jedoch blieb unbeirrt.

„Was scheltet Ihr meine Rede?" fragte er ruhig. „Jeder Mensch muß sich doch klar werden, was seiner Art taugt und was nicht. Ich bin mir klar geworden, und Ihr sollt hören, was ich denke. Ohnedies wollt' ich mit dir, Vater, heute noch darüber reden. Da es sich aber gerade fügt, kann es ebensogut gleich jetzt sein, und der Ehrwürdige mag, wenn es ihm beliebt, zuhören; denn nichts Geheimes ist, was ich zu sagen habe. Vor allem wißt, daß ich nicht zu flüchtigem Besuch auf das Sonneck gekommen bin, sondern um hier zu bleiben bis an mein Lebensende."

Er sah das große Verwundern in seines Vaters Gesicht und setzte seine Rede, zu ihm gewendet, fort: „Sieh, ohne Prahlen darf ich sagen, daß ich meine Ritterschaft bei Tjost und Buhurt redlich bewährt habe. Einer der eifrigsten war ich in den Schranken und mein Speer war gefürchtet. Aber ich kann nicht bergen: je länger ich's trieb, je mehr schien es mir ein töricht und eitel Spiel. Kindisch dünkte mir, meine frische Kraft für eine Ehre zu verbrauchen, die niemandem Gutes schafft, nicht mir, nicht anderen und für das wichtigste Manneswerk zu achten, was im Grunde nur leeres Getändel ist. Auch da ich mich mit den Preußen herumschlug, ging es mir nicht viel besser; zuletzt wurde mir zweifelhaft, was der Gewinn sei. Haltet mich darum für keinen schlechten Christen, aber ich dachte: wenn unser Herr Christus die Heiden nicht will, die doch auch seine Geschöpfe sind, so ist er wohl selbst mächtig genug, sie zu vertilgen und braucht meines Armes nicht. Es sind Zeichen, daß eine ernstere, härtere Zeit heraufkommt, eine Zeit, die gute Kräfte nicht mehr verschwenden, sondern zusammenhalten will, die fest ergreift, was sie hat und Neues baut. Was soll mir das ziellose Schweifen in alle Weiten? Wenig nützt es, dem Ruhme nachzujagen, besser ist, auf festem Boden stehen und den Segen Gottes kann man sich wohl anders als im Streite mit den Heiden erwerben. Mit allen Fasern zieht es mich heim. Um mich will ich sehen, wofür ich lebe, sehen, wie es langsam zuwächst und gedeiht. Schaffen und ordnen will ich, für den Tag sorgen und für die Zukunft bauen, fröhlich wirken will ich für mich und alle, die mir anvertraut sind. Dann erst bin ich, was ich bis jetzt nur gespielt habe, ein Herr; in engen Grenzen freilich, aber doch ein rechter Herr. Das ist meine Meinung. Scheint sie Euch wirklich tadelnswert, Hochwürdiger, so tadelt mich! Ihr aber, Vater, sagt, ob Ihr's vergönnt, daß ich auf diese Meinung bei Euch auf dem Sonneck bleibe."

Der Geistliche wiegte sein geschorenes Haupt hin und her; mancherlei an den Worten des jungen Mannes schien ihm zwar bedenklich, doch ließ sich auf der Stelle nicht viel dawider sagen. Herr Waltram aber schaute seinen Leuthold ganz

verklärt an. Er mußte alter Zeiten denken, der bitteren Schmerzen alle, die Frau Hermenegild und er selbst gelitten, weil sie sich nicht zueinander finden konnten, und sah nun die schönste Versöhnung leibhaftig vor sich. Alles, was in den Eltern fremd und trennend gegeneinander gestanden, das war in dem Sohne wunderbar vereint und machte ihn so stark und so fröhlich. Mit tiefer Rührung empfand es Herr Waltram.

„Gott segne dich!" sprach er, Leutholds Hand ergreifend. „Du hast mir wohl getan. Und könnte deine Mutter dich jetzt sehen und hören, so spräche sie gleich mir: Gott segne dich. Bleib', mein Leuthold, bleib' auf dem Sonneck! Ich weiß, du wirst sein, was du sein willst, ein Herr. Denn dir ist es in die Wiege gelegt."

So ganz erfüllt von Dank und weihevoller Freude war sein Herz in dieser Stunde, daß er daneben alles andere vergaß.

* * *

Allein die Freude hatte kurze Dauer. Es stand sonderbar um Herrn Waltram. An zwei Menschen hing das Glück seines Lebens, doch konnte er nicht beider zu gleich froh werden. Ihm war, als müßt' er, wenn er den einen hielte, den anderen verlieren. So ging er scheu und unentschlossen zwischen beiden hin und sein Mund blieb verriegelt.

Auch Friderun schien schwer bedrückt. Herr Waltram merkte, daß sie ihn mied, und wenn einmal sein Blick sie suchte, so schaute sie weg. „Das arme Kind!" dachte er. „Es kann nicht verstehen, was mir ist und muß ganz irr an mir werden." Aber ängstlicher noch als ihm selbst ging sie seinem Sohn aus dem Wege und das machte ihn grübeln.

Der einzige Glückliche war Leuthold.

„Es ist auf dem Sonneck noch viel, viel schöner, als ich gedacht!" sagte er. Er sagte das gleich am ersten Tage und sagte es am zweiten und dritten wieder und seine Augen leuchteten dabei und ein Blinder konnt' es ihm absehen, was ihm auf dem Sonneck eigentlich gar so wohl gefiel.

Herr Waltram war nicht blind, aber er sträubte sich zu glauben, was er sah. „So Schreckliches wird mir das Schicksal nicht auflegen", dachte er. Dennoch marterten ihn Zweifel. Ihm fiel ein, daß er vor Zeiten manchmal mit dem Gedanken gespielt, aus Friderun und Leuthold ein Paar zu machen. „Soll denn auch ein Gedanke binden können?" zuckte es ihm durch die Seele und er wagte die Antwort nicht auszusinnen.

Oft mahnte eine Stimme in ihm: „Sprich, so lang es noch Zeit ist, Unglück zu verhüten!" Aber er hatte das Herz nicht dazu; er schob es immer wieder hinaus.

So kam der Sonntag. Die Dorfknaben hatten dem jungen Herrn zu Ehren ein Fest gerüstet. Wiederum war Friderun Königin, diesmal aber mußte sie mit Leuthold zum Tanze treten, denn das war sein gutes Recht. Einen Kranz von Herbstzeitlosen trug sie in ihren braunen Haaren; wunderhold war sie zu sehen und die zarte Blässe ihrer Wangen machte sie nur noch lieblicher. Scheu und fast ängstlich drehte sie sich mit ihrem Gesellen und schaute ihn nicht an; aber das Zagen, das ihre Glieder band, gab ihren Bewegungen einen eigenen Reiz

und Leuthold barg sein Entzücken nicht. Seine Augen blitzten, wichen nicht von Friderun und suchten, so oft er sich ihr in den Verschlingungen des Reigens nahte, ihren widerspenstigen Blick zu haschen. Wenn er sie aber an der Hand faßte und vor den anderen mit ihr dahinsprang, dann warf er den Kopf stolz und selig zurück und sein Tanzen war dann ein Jauchzen.

Die herum standen, waren voll des Lobes und der Bewunderung und Herr Waltram hörte ihr beifälliges Raunen. Der Älteste des Dorfes aber trat zu ihm und sagte: „Herr, Ihr müßt glücklich sein, wenn Ihr die beiden seht. Eins blüht schöner als das andere und sichtbarlich sind sie für einander geschaffen."

Das Wort schlug Herrn Waltram tief in die Seele. „Sichtbarlich sind sie für einander geschaffen", wiederholte er still für sich und neigte das Haupt . . .

Als der Reigen zu Ende war, suchten die Bursche andere Belustigung. In ein Scheunentor schnitten sie ein Herz, darauf sollte mit der Armbrust geschossen werden und es wurde ausgemacht, daß Friderun als die Königin den Sieger kröne.

Da reckten sich die Knaben hoch und kühn empor, denn ein jeder von ihnen fühlte, daß es diesmal um mehr als gewöhnliche Ehren gelte. Die Jüngsten und Geringsten begannen, wie alter Brauch war, um nicht eingeschüchtert zu werden, und mancher treffliche Schuß wurde getan. Endlich zielte Herr Leuthold, die Sehne schwirrte und der Bolzen saß mitten im Herzen. Die Dorfhelden alle, so gute Schützen sie waren, hatten ihren Meister gefunden. Jetzt sollte die Reihe noch an Herrn Waltram als den letzten kommen, allein er weigerte sich zu schießen, denn gleich schwer dünkte ihm, gegen den Sohn zu gewinnen wie ihm zu unterliegen.

So war Leuthold nach dem Spruch der Schützen Sieger und ihm gebührte der Preis.

Zierlich ließ er sich vor Friderun auf ein Knie nieder. Sie nahm das Kränzlein aus ihren Haaren und setzte es ihm auf das Haupt. Als sie sich aber zu imh beugte, um ihn zu küssen, weil er als ein Herr zu dem Preis auch den Dank begehren durfte, da vermochte sie's nicht.

„Der Kranz ist genug," sagte sie bittend und zitterte. Doch als Leuthold, der solche Verkürzung nicht dulden mochte, aufsprang und sie lachend umfaßte, um sich sein Recht selbst zu nehmen, stieß sie ihn hastig und angstvoll zurück.

„Laßt!" rief sie und stand hochatmend und totenbleich.

Alle erschraken und schwiegen.

Friderun selbst gewahrte bestürzt, was sie getan. In der Not ihres Herzens suchte sie zu beschwichtigen, so viel sie konnte, und die Kränkung wenigstens zu mildern.

„Ihr alle habt mit grausamen Waffen nach meinem Herzen geschossen," scherzte sie mühsam, „wie soll ich Euch lohnen? Nur einer hat sich geweigert, nach mir zu zielen, so ziemt ihm allein auch der Dank."

Mit diesen Worten eilte sie auf Herrn Waltram zu, schlang, eh' er sich's versehen konnte, die weißen Arme um ihn und küßte ihn.

Er aber glaubte nicht anders, als die Sonne fiele vom Himmel und die Erde stürzte mit ihm ein. Sehen und Hören und Denken verging ihm, er fühlte nur den Kuß der frischen Mädchenlippen auf seinem Munde.

* * *

Als er sich wieder besann, wunderte ihn, daß er noch lebe, und lieber wäre ihm gewesen, er hätte wie der Sänger im Märchen mit dem Kusse zugleich den Tod gewonnen. Denn das eine wußte er nun: Glück und Traum seines Herzens war für alle Zeiten dahin. Unsägliches Weh griff ihn an. Aber viel mehr noch als das Weh, das er selbst tragen mußte, schmerzte ihn das Leid, das um seinetwillen über den Sohn gekommen war.

Frau Kordula trat zu ihm. Sie hatte manchmal in den letzten Wochen gesehen oder doch geahnt, daß zwischen ihrem Töchterlein und Herrn Waltram allerlei hin und wider lief und mütterlich eitel stille dazu geschwiegen. Anstatt zu warnen, hatte sie heimlich frohlockt. Nun verwirrten sich auch ihre Kreise und das Gewissen regte sich in ihr.

„Um Gott, was ist geschehen?" flüsterte sie ihrem Vetter ganz aufgeregt ins Ohr. „Völlig unklug ist Friderun und unrecht hat sie getan. Ich fürchte, sie und ich werden zuletzt dafür büßen."

So sehr besorgte sie, die sichere Heimstatt auf dem Sonneck zu verlieren, daß sie ihre Angst nicht zu hehlen vermochte.

Mitleidig sah Herr Waltram auf das arme Weiblein nieder.

„Scheltet das Kind nicht!" sprach er. „Unklug mag es getan haben, aber sein Herz ist voll redlicher Meinung und Unrecht kann nicht darin wohnen."

Das war nun freilich geringer Trost für die Muhme, allein Herr Waltram wußte nichts anderes zu sagen.

Die ganze Nacht saß er in schweren Gedanken auf. Wohl hundertmal sprach er vor sich hin: „Sie sind für einander geschaffen. Jung zu jung — es kann nicht anders sein." Aber Friderun hatte ihn geküßt — ihn, nicht Leuthold! Freilich, daß sie dem armen Jungen den Dank gewehrt, der doch nur Brauch war, verstand er nicht. Vergeblich zergrübelte er sich seinen grauen Kopf, das Rätsel zu lösen; es half alles Grübeln nicht. Nur das eine stand schrecklich vor seiner Seele: er war schuld geworden an dem Unglück des eigenen Kindes. Das schnitt ihm wie mit tausend Messern in die Brust und inbrünstig, flehentlich suchten seine Gedanken nach einem Weg, der aus dem Unheil hinausführe, und er dachte, daß er lieber sterben wolle, als seinen Leuthold unglücklich wissen. Und dann rief es plötzlich wieder in ihm: „Dich hat sie geküßt — dich!" Und alles, was sehnsüchtig in ihm war, taumelte empor und sein Herz schrie auf in Glück und Verzweiflung . . .

Der Morgen kam, sein blasses Licht schien zur Kammer herein und Herr Waltram stützte noch immer den Kopf in die Hände und sann und sann. Unlösbar lag das Wirrsal vor ihm und kein Ausweg wollte sich zeigen.

* * *

Ein klarer, milder Tag stieg über dem Sonneck auf, er sah aber lauter trübe Gesichter. Der üble Schluß, den der gestrige Tanz gefunden, lag allen noch schwer in den Gliedern.

Langsam und kümmerlich schlichen die Stunden des Vormittags hin, Herr Waltram hielt sich auf seiner Kammer, von Friderun und Muhme Kordula war nichts zu sehen, Leuthold aber strich unruhvoll in der ganzen Burg umher. Daß sich die anderen versteckten, war ihm unleidlich. Ihn verlangte, ins Klare zu

kommen über das, was gestern geschehen. Endlich wurde er des nutzlosen Umherwandelns müde und kurz entschlossen trat er in Frideruns Kemenate.

Er fand das Bäslein in Gesellschaft ihrer Mutter. Höflich entschuldigte er sich wegen seines Eindringens, schritt aber doch gelassen auf Friderun zu und sagte, ohne sich um die Anwesenheit Frau Kordulas viel zu kümmern: „Ihr wißt wohl, Base Friderun, daß Ihr mich gestern schwer gekränkt habt. Denkt nicht, ich sei gekommen, um Euch zur Rede zu stellen. Doch Erklärung seid Ihr mir schuldig und um diese bitt' ich Euch."

Friderun war mühsam aufgestanden und am ganzen Körper bebend antwortete sie: „Hab' ich Euch gekränkt, so bitt' ich Euch um Verzeihung. Glaubt mir, es war keine schlechte Absicht dabei."

Damit war nun Leuthold keineswegs zufrieden.

„Gerne hör' ich," sagte er, „daß Ihr heute freundlicher sprecht. Allein die Kränkung sitzt und es ist nicht zu viel, wenn ich Euch bitte: sagt, warum Ihr sie mir angetan!"

Aber sein Bitten half nicht. Mit stammelnden Worten, die sich ihr schwer von den Lippen rangen, beteuerte Friderun immer nur, es sei nicht ihr Wille gewesen, ihn zu kränken, doch so sehr er in sie drang, zu erklären, was sie getan, sie blieb darüber stumm. Vergeblich hielt er ihr vor, sie müßte doch irgend einen Grund wissen, umsonst fragte er, ob er selbst durch ein unwissentliches Verschulden den Anlaß gegeben, sie hatte auf alle Vorhalte und Fragen nur eine Antwort: „Ich konnte nicht anders . . ."

Und als er endlich ungeduldig und etwas heftiger, als er wollte, ausrief: „Das heißt also, daß Ihr mich haßt!" da fuhr sie wohl, wie von einem ungerechten Vorwurfe getroffen, jäh zusammen und ihre Hände falteten sich zu einer stummen Bitte, aber ihre Lippen blieben verschlossen.

Leuthold sah endlich ein, daß er sie nicht zum Sprechen bringen könne und sagte: „Es ist mir nicht leicht, Base Friderun, daß es so gekommen. Als ich diesmal nach langer Fahrt zum alten Sonneck eintritt, dünkte es mir freundlicher und lieber denn je, so lieb, daß ich im stillen mein Glück pries. Es war das töricht von mir und vielleicht vermessen. Nun weiß ich aber, was ich zu tun habe."

Damit verbeugte er sich und ging. Als er die Türe hinter sich hatte, wollt' es ihm freilich recht schwermütig ums Herz werden, aber stolz und trotzig hob er den Kopf.

Der Mittag kam und rief die Hausgenossen in den Saal. Wortkarg saßen sie um den Tisch und waren alle froh, als das unerquickliche Mahl ein Ende hatte.

Herr Waltram stand alsbald auf, um sich wiederum zwischen seinen vier Wänden wie in einem Schachte zu vergraben; denn er ertrug es nicht, unter Menschen zu sein oder nur ihre Stimmen zu hören und selbst das freie Licht der Sonne schmerzte ihn.

Nicht lang aber saß er in dieser trübseligen Einsamkeit, so kam eine Magd hereingelaufen und schrie, Friderun sei eben für tot niedergestürzt. Mehr wußte sie nicht zu sagen.

Er erschrak sehr, erhob sich aber schweigend und schritt sogleich zum Frauengelaß hinauf.

Dort mühte sich Frau Kordula in stillen Sorgen um ihr Töchterlein, das auf seinem Lager noch immer bewußtlos hingestreckt lag. „Sie atmet!“ flüsterte sie Herrn Waltram zu, als er eintrat. Und wirklich leise, ganz leise bewegte sich Friderans zarte Brust. Aber ihre Wangen waren weiß wie Schnee.

Ohne ein Wort zu sprechen, saß Herr Waltram an dem Bette nieder und mit einem Blick, in dem alle Zärtlichkeit und alles Weh seiner Seele heraufleuchteten, betrachtete er das schöne, bleiche Antlitz. Er regte sich nicht, er fragte nichts er schaute nur unverwandt auf das schlafende Mädchen.

Frau Kordula wunderte sich und endlich, da er immer noch schwieg, begann sie leise selbst zu berichten, was geschehen. Zu schwer lag alles auf ihr und sie mußte reden. Vorsichtig zögernd und ein wenig wirr erzählte sie, wie Leuthold vormittags gekommen und mit Friderun gesprochen und wie diese dann bald nach Tisch zufällig gehört habe, Leutholds Knecht sei nach Arnoldstein weggeschickt worden, um Näheres über den Kreuzzug zu erkunden, von dem in den letzten Tagen die Rede ge wesen. Da sei sie auf einmal kreideblaß geworden und wie ein Stück Holz umgefallen.

„Gott mag wissen, was mit dem Kind ist“, schloß sie seufzend. „Ich weiß es nicht mehr. Gefragt, gebeten hab' ich und geglaubt, mir, der Mutter, müsse sie doch vertrauen. Aber so stumm wie sie jetzt daliegt, ganz so stumm war sie auch auf all mein Zureden.“

Herr Waltram hatte sich langsam nach der Muhme umgedreht und sah sie groß an und horchte und horchte. Sein Herz horchte mit und begann zu ahnen, was es mit dem Kinde war. Ihn däuchte, als könnt' er's der Muhme haarklein sagen . .

Ganz demütig senkte er den Kopf und sann recht still vor sich hin . . .

Da regte sich Friderun. Sie tat die Augen auf, hob sich ein wenig aus den Kissen und blickte verwirrt umher. Als ihr erwachender Blick aber Herrn Waltram erkannte, schlug sie in plötzlicher Verzweiflung die Hände vors Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

Und da wußte Herr Waltram alles.

„Armes Kind!“ dachte er. „So also steht es um dich? Ist dein Kindermärchentraum, an den du so rührend geglaubt, doch nur ein Traum gewesen und vor der jungen, dunkellockigen Wirklichkeit wie ein Spuk zergangen? Und weißt jetzt nicht, wo du mit deinem geängsteten Herzen hin sollst? Armes, törichtes Kind!“

O, nun begriff er auch, warum sie ihn geküßt und Leuthold nur den Kranz gereicht hatte. Um der Treue willen war's geschehen, und weil sie sich fürchtete vor den jungen frischen Lippen . . .

Er stand auf und trat zu Friderans Häupten. Zum Sterben traurig war ihm und er lächelte doch. Er lächelte und legte ihr die Hände aufs Haupt, so weich, so zärtlich wie damals auf dem Karawankenbürglein, da sie in süßer Kinderunschuld bekannt hatte, sie wolle den alten Sänger erlösen . . .

„Hör' auf zu weinen, Friderun!“ bat er. „Und glaube mir: was dich jetzt auch bedrängen mag, es wird sich alles zum Frieden fügen. Ich weiß es.“

Ein so stilles, sicheres Trösten war's, daß Friderun mitten in ihrem Schluchzen inne hielt und fragend auffah. Aber er sagte nichts mehr, er nickte nur und ging.

Hinauf in den Bergwald ging er, wohin auch das Wild vom Tal flüchtet, wenn es waidwund geworden ist, tief hinein in die grüne Einsamkeit mit ihren

Schatten und schillernden Lichtern und dem wundersamen Spinnen und Weben, das geräuschlos von Wipfel zu Wipfel schwingt. Und droben, weit droben auf einer kleinen Lichtung warf er sich nieder.

Es tickte und tickte in seiner Brust, als ob es still darinnen blutete. Gar so weh tat es, gar so bitter weh, Duft und Blüte aus seinem Leben verlieren, den milden Strahl, in dem es selig aufgezittert, verschweben sehen und wissen: das alles kommt nicht wieder. Tief drunten im Tale rauschte eine Linde, dort hatte ein roter Mund ihm süße Worte zugeflüstert, das Glück seine weißen Arme nach ihm ausstreckt und Mond und Sterne hatten dazu geschienen. Die Linde rauschte noch immer, aber das Glück war dahin und die süßen Worte waren alle verweht — untergegangen in bitterem Herzleid. Herr Waltram hörte die tickenden Tropfen in seiner Brust, wie sie langsam, langsam niederfielen.

Um ihn aber war das freie stolze Schweigen des Hochwalds. Warm schien die Sonne auf ihn herab und zog aus der Erde einen feinen Brodem, daß die Luft darüber tanzte und flimmerte. Ein duftiges Glitzern spann sich über die Wipfel hin, in großen, grellen Flecken leuchtete das Braun und Gelb von Buchen und Birken aus dem schweren samtenen Tannengrün heraus.

„Das ist deine Zeit!“ dachte Herr Waltram. „Ein Glimmern und Gleißen, ein schwüles zitterndes Hauchen, als ginge der Lenz an und die Knospen sprängen und die Blüten wachten auf und ist doch alles nur ein Welken und Vergehen! Was willst du noch? Was hast du gehofft?“

Und er dachte weit, weit zurück in sein Leben und sah, daß seine Jahre ganz zwischen Hoffen und Verzichten hingegangen waren, ja es kam ihm in den Sinn, als hätt' er eigentlich gar nie wirklich gelebt. Er nicht und auch die arme Frau nicht, die da unten auf dem Kirchhofe schlief. Sie hatten begehrt und schwer gerungen, gedacht und geschaffen, hatten an kleinen Freuden genippt und große Schmerzen geduldet und gemeint, das sei ihr eigenes Leben. Und war doch gar nicht für sie, war doch alles nur da, damit ein anderes, frischeres, volleres Leben daraus aufwachen könnte. Mit ihren Seufzern und Tränen, mit ihrem Träumen und sehnsüchtigem Verlangen, mit allem, was sie taten und dachten und waren, hatten sie diesem anderen Leben nur die Wurzeln getränkt und ihm Kraft und Saft zu fröhlicher Blüte gegeben . . .

Herr Waltram, der Sinnierer, verstand sein Los.

„Einmal im Leben wolltest du etwas für dich sein,“ dachte er, „und konntest es nicht. Du bist nur gut zum Nährboden gewesen. Auch das ist viel. Aber der junge Baum, den du mit deinen Säften gespeist, ist aufgewachsen und dein Schicksal hat sich erfüllt.“

Leicht war es ihm nicht, das zu denken und gab doch einen wunderbaren Trost. Aus all seinem Leide stieg zuletzt ein heißer Segenswunsch auf.

Und um ihn war der Hochwald mit seinem freien, stolzen Schweigen und mit dem schönen, tiefen, wehmütigen Herbstleuchten.

* * *

Im Spätdunkel erst kam Herr Waltram wieder zu Tal. Als er die Mauern des Sonnecks schwarz aus dem Dämmer ragen sah, begann sein Herz freilich recht

vernehmlich zu klopfen und sein Fuß zauderte ein wenig, wie er durchs Tor schritt. Aber bei der Abendmahlzeit, zu der sich alle, auch Friderun, eingefunden, zeigte er sich so ruhig, als wäre der Frieden auf Sonneck nie getrübt worden. Er sprach nicht viel, doch was er sagte, war so freundlich still, so mild-gütig, ja fast heiter, daß sich alle wunderten. Und als Leuthold nach dem Weggange der Frauen davon anfing, er habe sich's überlegt und denke nun doch daran, das Kreuz zu nehmen, da stand Herr Waltram auf, faßte den Sohn mit beiden Händen an den Schultern und sprach, ihm tief in die Augen schauend: „Laß gut sein, Leuthold und tu nichts Unbedachtes! Du mußt nicht allzu schwer nehmen, was geschehen ist. Seltsam sieht es oft in den Herzen der Menschen aus und manchmal wissen sie selbst nicht, was sie wollen. Warte still, mein Leuthold! Du bist jung und dir gehört das Glück."

Leuthold wagte nicht zu fragen, aber er war jung und hoffte wieder und wartete.

Etliche Tage gingen hin. Herr Waltram machte sich viel allein zu schaffen und es schien, als ob er Heimliches vorbereite. So oft er sich aber im Kreise der Seinen zeigte, leuchtete sein ganzes Wesen von jener tiefen, stillen, gütigen Heiterkeit, die so befremdlich war und so wunderbar verheißend, daß sie unwiderstehlich beschwichtigte und selbst Friderun's Herz ruhiger dulden machte. Einmal war er heimlich weggeritten, niemand wußte wohin. Zwei Tage blieb er aus und als er wiederkam, merkten alle, daß er Wichtiges im Sinne habe. Wie verklärt schien sein Antlitz, noch milder, noch gütiger war er als sonst, und wenn sein Blick auf Friderun oder Leuthold ruhte, so war darin ein stilles Liebkosen . . .

Nach dem Abendmahl, als alle aufbrachen, um schlafen zu gehen, rief er den Sohn in seine Kammer und kündigte ihm an, er gedenke morgen vor Tag und Tau einen Ritt zu tun.

„Sei auch du bereit!" sagte er. „Denn du sollst mich begleiten."

Leuthold versprachs und ging.

Herr Waltram aber saß noch lange bei einem Öllämpchen auf und schrieb. Oft nachsinnend und manchmal aufseufzend, malte er seine kleinen, sauberen Buchstaben auf das Pergament. Als er damit fertig war, faltete er das Blatt zusammen, band es mit einem grünen Faden und gab ein schönes wächsernes Siegel daran. Dann legte er sich zu Bett und schlief ruhig.

Vor Tag und Tau aber, wie er's bestimmt hatte, saß er schon im Sattel. Auch Leuthold war zur Stelle und so ritten sie selbander zum Tore hinaus die Straße nach Süden zu. Weiße Nebel lagen über dem Tal und unsichtbar rauschte der Bach.

Als sie eine Weile scharf geritten waren, ließ Herr Waltram die Pferde im Schritte gehen und bedeutete Leuthold, daß er ihm etwas mitzuteilen habe.

„Wundere dich nicht über das, was ich sage!" begann er. „Ich bin gestern in Arnoldstein gewesen und dort in der Klosterkirche hab' ich mich dem Kreuze gelobt."

Leuthold aber wunderte sich sehr, ja, er erschrak beinahe, und wollte fragen. Doch Herr Waltram ließ ihn nicht reden.

„Gleich damals," sagte er, „als uns mein würdiger Freund zuerst von dem Kreuzzug erzählte, stieg mir der Wunsch auf, mitzufahren. Aber die Wahrheit zu

bekennen, es war kein ernstliches Wünschen. Zu lange Gewohnheit band mich an das Sonneck, und ich dachte nicht daran, es zu verlassen. Seither hab' ich manches bedacht und besonnen. Bis jetzt hat mich das Sonneck gebraucht; nun du aber heimgekehrt bist, bin ich dort nicht mehr nötig und darf gehen. Wie du neulich sagtest, du wolltest das Kreuz nehmen, ist mir's klar geworden. Du, mein Leuthold, du darfst nicht gehen; du mußt bleiben und für das alte, liebe Sonneck ein Herr sein. Das ist jetzt deine Pflicht, nicht meine mehr."

Leuthold versuchte dagegen zu sprechen, allein es half nicht.

„Alles ist wohl bedacht," fuhr Herr Waltram fort, „und ob ich gleich davon abstehen wollte, mich bindet doch das Gelöbnis. Meinen Balthasar hab' ich vorausgesandt. Er ist alt und steht allein und hat wie ich für niemand zu sorgen. Daß ich von allen ohne Abschied ging, auch von den Frauen, das geschah, weil mir das Scheiden schwer ist. Von dir aber, mein Leuthold, hab' ich nicht so heimlich gehen können. Denn lieber hab' ich dich, als sonst jemanden in der Welt, und wir zwei müssen von Aug zu Auge scheiden."

Damit schloß er. In Leutholds Herzen aber ging mancherlei durcheinander. Es war nichts Ungewöhnliches zu jener Zeit, daß ein Ritter das Kreuz nahm, zumal, wenn ihn daheim nichts mehr hielt. Allein, Leuthold bangte doch, den Vater ziehen zu lassen; er bedachte, ob er ihn wiedersehen werde, und seltsam schien ihm auch, daß alles so plötzlich gekommen. Dennoch, so wenig er es begriff, er empfand es, daß nur geschah, was geschehen mußte. Darum sprach er nicht viel mehr und fügte sich.

Als die Sonne aufging, waren die beiden Reiter just an das Brücklein gekommen, wo die Gemarkung der Sonnecker Herren endigt und die Straße über den Wildbach setzt. Hier stiegen sie von den Pferden und nahmen Abschied.

Herr Waltram nestelte das Brieflein, das er nächtens geschrieben, aus seinem Wams und gab es Leuthold.

„Es ist für Friderun", sagte er kurz. „Ganz ohne Gruß soll sie nicht bleiben."

Nur ein wenig schwankte seine Stimme, indem er dies sprach. Dann fuhr er fort: „Ich denke, der Gruß soll ihr willkommen sein, und ich weiß, sie wird sich freuen, daß du es bist, der ihn ihr bringt. Sei auf dem Sonneck ein froher, glücklicher Herr, mein Leuthold, und wenn ich wiederkehre, will ich froh und glücklich sein mit dir."

Er zog den Sohn an die Brust und hielt ihn lange. Noch ein Händedruck, dann saßen die beiden Männer auf und ritten voneinander: der Alte hinaus in die ungewisse Ferne, der Junge zurück zum sicheren Heim. Er machte sich viele Gedanken und trug das Brieflein sorgsam geborgen. Das aber lautete so:

„Der lieben Friderun Gruß und Heil von ihrem Ohm! Das Blatt, das dir mein Leuthold bringt, sagt dir Lebewohl an meiner statt. Ich scheide, Friderun, vielleicht für lange Zeit. Weil ich aber weiß, wie sehr du die Märlein liebst, so will ich Dir zum Abschiede noch eins erzählen.

Es war einmal eine wunderschöne Jungfrau, die hörte von einem Sänger, den seine weißen Haare bitter kränkten, weil doch sein Herz noch so frisch war, und sie hörte, daß er durch den Kuß einer jungen, schönen Magd wieder jung werden könnte. Nun hatte sie ein gar weiches, mitleidiges Gemüt, so erbarmte ihr

der alte Sänger, und sie nahm sich vor, ihn zu erlösen. Und es kam die Stunde, da er vor sie hintrat und leise flehte. Als sie aber ihren Mund schon zu ihm neigte, wankte sie plötzlich; denn plötzlich stand neben dem alten Mann ein junger, ihm gleichend an Gestalt und Zügen, nur dunkel von Locken und frisch von Wangen, und sie erschrak. Den Alten hatte sie lösen wollen, daß er jung werde, und nun stand er auf einmal in zweifacher Gestalt vor ihr, alt, wie sie ihn gesehen, und jung, wie sie sich ihn gedacht hatte, wenn er erlöst wäre. Ihr Herz zog sie mächtig zu dem jungen, aber der Alte tat ihr leid, und um der Treue willen küßte sie ihn. Und da geschah ein Wunder. Der alte Sänger stürzte freilich nicht tot hin wie in einem anderen Märlein, das ich dir erzählt, auch wurde sein Haar nicht braun, wie es einstens gewesen, sondern blieb weiß, aber sein Herz wurde wunschlos, und alle Unruhe war von ihm genommen. Zuerst wußte der Sänger gar nicht, daß er erlöst sei, als er aber das Wunder erkannte, war seine Seele voll Dank. Das Alte und das Junge in ihm hatten sich voneinander geschieden und wohnte nun in zwei verschiedenen Körpern. Stillen Frieden im Herzen ging der Alte von dannen, seine Jugend aber, die frisch erblühte, ließ er zurück bei der schönen, jungen Magd. So endigt das Märlein, und daß es kein Trug ist, darfst du mir glauben; der Sänger, dem das Wunder geschehen, hat es mir selbst erzählt.

Diesen Brief schicke ich dir durch Leuthold; du weißt, er ist des Lesens unkundig, und du magst ihm daraus mitteilen oder verschweigen so viel dir gut dünkt. Gott segne dich, liebe Friderun, und segne ihn, der dir dies Blatt bringt! Tu, was dich dein Herz heißt, liebe Friderun, und sei glücklich!"

So lautete das Brieflein. Als es Friderun durchgelesen, stürzten ihr reichliche Tränen aus den Augen, aber nicht mehr verzweiflungsvoll wie noch vor wenig Tagen, und in dem Blick, womit sie zu Leuthold auffsah, schimmerte ein still Verheißen.

* * *

Herr Waltram indes zog einsam seine Straße nach Süden. Die Nebel wogten noch um ihn, aber wo sie sich auftaten, schien die Sonne durch und der Tau blitzte in dem kurzen, gelben Gras. Herr Waltram wurde das Herz weit; wie er so zwischen leisem Abschiedsweh und heimlichem Glück an alles dachte, was er nun hinter sich gelassen, da stieg ihm ein Lied aus der Seele, und er sang in den Morgen hinein:

Daß nun mein Weg zur Fremde geht,
Geschieht mir um ein holdes Augenpaar,
Und weil so schlecht mein altes, graues Haar
Zu jugendbraunen Locken steht.
Mein Rößlein läuft in scharfem Trab,
Ade! Ich schau' nicht hinter mich.
Still ist's ertragen, was ich litt,
Ein still Gedenken nehm' ich mit;
So viel ich graue Haare hab',
So vielmal, vielmal grüß' ich Dich.

Was ich verlor und was mir blieb,
Unglück und Glück ist wunderlich gemengt;
Er, den dein schlanker Arm nun zart umfängt

Ist mir vor allen Menschen lieb.
Ade! Und fahr' ich jetzt zu Grab,
Was liegt an mir? Mein Haar ist bleich,
Ihr aber blüht wie Maienhag;
Behüte Gott denn euren Tag!
So viel ich graue Haare hab',
So vielmal, vielmal grüß ich euch.

* * *

Daß Herr Waltram zu dem Heere Ludwigs stieß und mit ihm vor Tunis lag, ist uns berichtet; doch ob er nach seinem Sonneck die Heimkehr fand, oder wie der König selbst und der größte Teil des Heeres in Afrika zugrunde ging, darüber fehlt jede Kunde.

Der neue Mittelschultypus.

Von Dr. Franz Moßhammer.

Die zahlreichen Vorschläge, die sich mit Gestalt und Form des neuen Typus befassen, sondern sich in zwei Gruppen. Die eine fordert die Einheitsschule, ihr führender Gedanke geht von der „Pädagogik von unten" aus, also von der Frage nach der Natur des Kindes, seiner Leistungsfähigkeit, seinem natürlichen Interesse, sie will eine Erziehungsschule, in der der Unterricht durch Arbeit gefördert, die körperliche Ausbildung in bedeutendem Umfange nicht allein zur Kräftigung des Kindes, sondern auch zur Erziehung dienen soll. Die Einheitsschule zerfällt in zwei Stufen. Die untere soll leicht gehalten sein, ohne Latein und Griechisch (Hueppe), die obere mit Rücksicht auf die verschiedene individuelle Veranlagung sich gabeln. Den gleichen Weg schlägt Freiherr v. Pidoll ein, allerdings beziehen sich seine Reformvorschläge nur auf das Gymnasium, gehen aber auf eine Einheitsschule hinaus. Latein soll in der Fünften, Griechisch in der Sechsten beginnen, von der Siebenten an eine Spezialisierung nach den Hauptgruppen der Lehrfächer stattfinden.

Auf den Grundsätzen der sich immer mehr bahnbrechenden „Pädagogik von unten" aufgebaut, wäre die Einheitsschule für Österreich eine völlig neue Einrichtung. Das mag der Grund sein, weshalb ihre Vertreter so wenig Beachtung finden.

Die zweite Gruppe der Vorschläge schließt sich mehr an die „Pädagogik von oben" an, an die Frage nach den Zielen des Staates und der Eltern. Da unsere Mittelschulen bereits auf diesem Prinzip beruhen, so schließt sich die zweite Gruppe an das Bestehende eng an, und sucht nur eine mittlere Linie zu gewinnen, eine Schule zu schaffen, die Gymnasium und Realschule in sich vereinigt und dadurch zur Berechtigung für die Universität und Technik gelangt. Sämtliche Gegenstände beider Schulen lassen sich schlechterdings nicht in einer Schule vereinen, daher wird die Stundenarithmetik herangezogen. Die einzelnen Vorschläge können somit nur in Hinsicht auf das Ausmaß der den einzelnen Gegenständen zugeteilten Stunden differieren. Erleichtert wurde der Ansatz einer mittleren Linie dadurch, daß die Unterrichtsverwaltung bereits eine Reform des Gymnasiums teils durchgeführt, teils angebahnt hat: Der Physikunterricht wird vertieft, Französisch und darstellende Geometrie wurden probeweise eingeführt, Chemie soll folgen.

Mit den Vorschlägen der zweiten Gruppe beschäftigt sich das Unterrichtsministerium, dessen Referent Hofrat Huemer selbst einen Entwurf bei der staatlichen Mittelschulenquete vorlegte. Das wesentlich Gemeinsame der Vorschläge dieser Gruppe ist: Achtjährige Schuldauer, Ausscheidung des Griechischen, obligates Latein, eine obligate moderne Sprache, philosophische Propädeutik. Für die übrigen Fächer dient den Autoren (Huemer, Lorber, Geßmann) das Gymnasium oder die Realschule als Muster. Die einfachste Form zeigt der Vorschlag Steinwenders: Verschiebung des Griechischen als wahlfreien Gegenstand in die Oberstufe des reformierten Gymnasiums.

Nun liegt der Organisationsentwurf des Reichsratsabgeordneten Dr. Robert Pattai* vor. Eine umfassende Arbeit, die zugleich eine Reform des Gymnasiums und der Realschule im ursächlichen Zusammenhange einbezieht. Mit Worten der Begeisterung tritt der Verfasser für das Studium der klassischen Sprachen ein. Nicht allein, daß sie einen Kulturkreis von unschätzbarem Werte eröffnen, sie bilden ihm auch das biegsamste Sprungbrett für geistige Gymnastik und logische Schulung. Ja, durch den Vergleich zwischen dem Denkprozeß der lateinischen und der Muttersprache lasse sich eine Konsequenz des Denkens gewinnen, wie kaum durch die Mathematik. Deshalb sollen die klassischen Studien nicht einer „Elite" allein, wie die Humanisten wollen, sondern allen zuteil werden, die nach höherer allgemeiner Bildung streben, somit auch den Technikern. In diesem Sinne ist die Realschule umzugestalten: Latein im Ausmaße des Gymnasiums, philosophische Propädeutik, Verlängerung der Schuldauer auf acht Jahre. Zwischen den beiden reformiert gedachten Schulen wird nun die mittlere Linie gezogen und ein Mitteltypus, Realgymnasium genannt, gebildet, der humanistisch auf die Grundlage des Gymnasiums, realistisch auf jene der Realschule aufgebaut ist. Nur büßt der eine Teil Griechisch, der andere die zweite Fremdsprache ein: Realgymnasium = reformierte Realschule minus die zweite moderne Sprache. Nach den beigefügten Lehrplänen erhält das Realgymnasium wie das reformierte Gymnasium 30 Wochenstunden durchschnittlich per Jahrgang.

Da Pattai für das Gymnasium den Beginn des Griechischen aus guten Gründen in die Fünfte verlegt, so ergibt sich daraus die Möglichkeit eines Wechsels mit dem Realgymnasium nach der Unterstufe, eine Gabelung. Dem möglichen Vorwurfe der Überbürdung wird mit größter Sachkenntnis begegnet, positive Vorschläge werden zur Änderung der gänzlich verfehlten Methoden gemacht und schärfste Kritik wird an den Lehrbüchern geübt. Mit Recht. Die Methoden sind unbrauchbar, die Lehrbücher ebenso. Gibt es doch nur ein einziges mustergültiges, die Geographie von Heiderich.

Dem reichen Inhalt des Buches mögen noch einige Worte über die neue Verordnung für die Reifeprüfung entnommen werden. Die Beschränkung der Prüfung aus Geschichte auf die Vaterlandskunde wird als unbegründet, sogar schädlich nachgewiesen. Nicht diese, sondern die Weltgeschichte solle Prüfungsgegenstand sein. An ihrem Verstehen lasse sich die Reife viel besser bemessen. Infolge des untrennbaren Zusammenhangs der deutschen und österreichischen Geschichte sei eine Sonderung auf politischem Gebiete unzweckmäßig, auf kulturellen unmöglich. Und

* Das klassische Gymnasium und die Vorbereitung zu unseren Hochschulen. Wien, Manz, 1908.

niemand kann bestreiten, daß durch ein Zurückdrängen des Bewußtseins der kulturellen Zusammengehörigkeit mit Deutschland die Deutschen in Österreich geschädigt werden.

Die Mittelschulenquete, welcher Pattais Schrift ihre Entstehung verdankt, hat den Beweis erbracht, daß die Angelegenheiten der Schule nicht allein eine Herzenssache aller Berufsklassen geworden sind, sondern auch, daß es viele gibt, weitab von der Schule, Männer und Frauen, die an Kenntnis der Schule und Verständnis hiefür hinter keinem Fachmann zurückstehen, diesen aber an Weite des Blickes übertreffen.

Ein Ausflug nach Uganda.

Von Hofrat Professor Dr. E. Fuchs.

> Three districts Africas are known to the modern world. North Africa, when men go for health, South Africa, where they go for money and Central Africa, where they go for adventure.

Als Schuljunge freute ich mich, das Innere Afrikas auf der Landkarte durch eine große weiße Fläche dargestellt zu sehen, welche durch keinerlei Druckerschwärze befleckt war. Da gab es keine Städte, Flüsse, Berge mit unaussprechlichen und noch schwerer zu behaltenden Namen zu lernen. Ich verstand freilich nicht, warum der weißeste unter den Erdteilen gerade der schwarze genannt wurde, es sei denn wegen der schwarzen Unkenntnis, die über ihn herrschte. Seitdem ist dies anders geworden. Es ist jetzt ein halbes Jahrhundert her, daß des ersten Weißen Aug die ungeheuere Wasserfläche des Viktoria Nyanza („Nyanza" heißt „See") erblickte, als nämlich Speke 1858 das Südende des Sees erreichte. Bis vor wenigen Jahren war es nur mittelst einer Safari (Karawanenreise) von 2 bis 3 Monaten möglich gewesen, den See von der Küste zu erreichen, ausgesetzt der Gefahr des Verschmachtens in den wasserlosen Steppen und den Speeren der Masai. Da hat die englische Regierung mit gewohnter Energie unter den größten Schwierigkeiten von der Küste aus eine über 1000 *km* lange Bahn gebaut, welche 1901 das Ostufer des Viktoriasees erreichte und von hier führen bequeme, elektrisch beleuchtete Dampfer in 2 Tagen hinüber an das Westufer nach dem ältesten Königreiche Zentralafrikas, nach Uganda.

Vom Suezkanal erstreckt sich die öde Küste des Roten Meeres in südöstlicher Richtung bis zum Cap Gardafui, der Ostspitze Afrikas, und von hier die nicht weniger öde Küste des Somalilandes südöstlich bis gegen den Äquator. Hier beginnen fruchtbare Landstriche, welche erst vor kurzem unter die Oberhoheit europäischer Mächte gekommen sind: das British East Africa Protectorate (an welches sich westlich das Uganda Protectorate anschließt) und südlich davon Deutsch-Ostafrika. Noch weiter südlich folgt portugiesischer und auf diesen der bis zum Kap reichende englische Besitz.

Deutsch-Ostafrika und das demselben auf einer Insel vorgelagerte Zanzibar wurde von mir nur flüchtig besucht; den Hauptteil meiner Zeit verwendete ich auf die britischen Besitzungen. Das jetzige British East Africa Protectorate war früher unter der Oberhoheit des Sultans von Zanzibar, dessen Herrschaft sich aber tat-

sächlich nur auf einige Küstenplätze beschränkte. 1887 begann eine private Gesellschaft, die British East Africa Company, hier einzelne Niederlassungen zu gründen. Als die Kompagnie in finanzielle Schwierigkeiten geriet, wurde sie 1895 durch das englische Protektorat ersetzt und der Sultan von Zanzibar für die Abtretung seiner Rechte durch eine jährliche Pension entschädigt. Das Protektorat umfaßt einen Flächenraum von 728.000 km^2, ist also noch größer als Österreich-Ungarn samt Bosnien und der Herzegowina; bis jetzt ist aber kaum die Hälfte dieses Gebietes halbwegs bekannt und wirklich unter englischer Verwaltung. Das Protektorat stößt im Süden an Deutsch-Ostafrika; an der Grenze liegt der Kilimandscharo, der aber selbst schon ganz auf deutschem Gebiete steht. Im Westen reicht das Protektorat bis an den Viktoriasee.

Westlich vom Viktoriasee dehnt sich das Protektorat Uganda aus. Dieses besteht aus einem Komplexe früher selbständiger Königreiche, von welchen das eigentliche Königreich Uganda das bedeutendste war. Uganda kam auch 1895 unter das englische Protektorat, nachdem es nahe daran gewesen war, an Deutschland zu fallen. Dr. Karl Peters war nämlich 1890 nach Uganda gekommen und hatte mit dem Könige einen Vertrag geschlossen, laut dessen dieser das Protektorat Deutschlands anerkannte. Die deutsche Reichsregierung ratifizierte aber diesen Vertrag nicht, sondern überließ gemäß der 1890 mit England geschlossenen Konvention Uganda dem englischen Einflusse. Das englische Protektorat Uganda grenzt im Norden an den ägyptischen Sudan, im Westen an den Albert-Nyanza und Albert Edward-Nyanza und im Süden an Deutsch-Ostafrika.

Noch eine andere Macht hatte sich indirekt um Uganda beworben. 1877 waren die ersten englischen Missionäre ins Land gekommen. Dies erfuhr Kardinal Lavigerie, der Begründer des Ordens der Pèresblancs, welche, nach Araber-Art weiß gekleidet und teilweise auch arabische Lebensweise führend, großen Einfluß in Nordafrika gewonnen hatten. Der Kardinal entsendete sofort eine katholische Mission nach Uganda, wohl in der geheimen Hoffnung, das Land dadurch dem politischen Einflusse Frankreichs zu gewinnen, dessen Herrschaft sich von der Westküste Afrikas her bereits den Grenzen Ugandas genähert hatte. Die Bevölkerung Ugandas war unter dem Einflusse arabischer Händler vom Heidentume bereits teilweise zum Islam übergetreten, als die christlichen Missionen kamen. Nun wendete sich dieses allen Neuerungen sehr zugängliche Negervolk mit Eifer dem Christentum zu und wurde unter dem Einflusse der Missionen teils protestantisch, teils katholisch. Es dürfte den beiden Missionen wohl kaum gelungen sein, die Neger über die Verschiedenheit im Wesen beider Konfessionen aufzuklären, wohl aber hatten sie es dahin gebracht, daß ihre Anhänger es für das Verdienstlichste hielten, den Anhängern der anderen Konfession die Köpfe einzuschlagen, ein Verfahren, das in früheren Jahrhunderten auch in Europa ein beliebtes Mittel zur Schlichtung religiöser Fragen gewesen sein soll. So brach denn ein erbitterter Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken aus, welcher Tausenden von Schwarzen das Leben kostete und das Land mehr entvölkerte, als die früheren Stammesfehden und die Metzeleien der grausamen Könige es zu tun vermocht hatten.

Mit der Befestigung des britischen Regiments ist nun auch die berühmte Pax britannica ins Land gezogen; man kann in diesem ungeheueren Gebiete überall

ohne Waffe in voller Sicherheit reisen. Wenn auch in jüngster Zeit noch einzelne Überfälle auf Handelskarawanen erfolgten, welche von Arabern oder anderen skrupellosen Leuten geführt wurden, so liegt die Schuld daran gewöhnlich auf Seite der Händler. Die Araber waren bis zum Beginn der britischen Herrschaft gewohnt gewesen, blutige Raubzüge zu unternehmen, um Sklaven als menschliche Ware wegzuschleppen. Nachdem die Sklavenjagd nun gründlich abgeschafft worden ist, versuchen sie es jetzt noch manchmal mit anderer Ware, namentlich Elfenbein.

Die Engländer haben ihr Gebiet nicht bloß einer geregelten Verwaltung zugeführt, sondern auch wissenschaftlich erschlossen. Vor allem waren es die Gouverneure (Commissioners genannt) der beiden Protektorate selbst, welche in vortrefflichen Werken ihre Kenntnisse des Landes niederlegten. Ihr Beispiel wurde von anderen Beamten der britischen Regierung nachgeahmt, so daß jetzt eine reiche und ganz moderne Literatur über diese Länder besteht. Ich werde am Schlusse die Werke, welche ich selbst gelesen habe, anführen zum Gebrauche jener, welche etwa vor einer Reise in diese Länder sich darüber informieren wollen.

Wer nach Britisch-Ostafrika reisen will, verläßt den Dampfer in Mombassa. Die weißen Häuser dieser Hafenstadt liegen malerisch am Rande der steil abfallenden Korallenklippen, beherrscht von den grauen Mauern des alten portugiesischen Kastells, vor dem im hohen Grase die verrosteten Geschützrohre liegen, darüber wiegen sich in leichter Seebrise die zierlichen Wedel der Kokospalmen. An die europäische Stadt schließen sich die arabischen und indischen Viertel mit ihren Bazaren an und an diese das Negerviertel. Dieses ist dem Umfange nach das größte, weil die Hütten der Neger in malerischer Unordnung zerstreut zwischen einzelnen Bäumen oder Bananenpflanzungen stehen.

Die europäischen Einwohner von Mombassa sind Beamte der britischen Regierung oder Großkaufleute. Der kleine Handel ruht ausschließlich in den Händen der Orientalen. Von diesen sind die Araber seit Jahrhunderten an der Küste ansässig und erst in neuerer Zeit sind die Inder und ihre Stammesverwandten, die portugiesisch sprechenden Goanesen, hinzugekommen, welche durch ihre größere Rührigkeit die Araber mehr und mehr verdrängen. Sie spielen in Ostafrika dieselbe Rolle wie die Juden in Osteuropa. Sie haben den kleinen Handel in Händen, sie betreiben die Gewerbe und sind die Geldverleiher. Ja, selbst ein großer Teil der Angestellten der Regierung, nämlich die unteren Beamten in den öffentlichen Ämtern und bei der Post, die Stationsvorstände, mit Ausnahme der zwei Hauptstationen usw., sind Goanesen oder Inder.

Ein Gang durch die engen Straßen des indischen Bazars zeigt ein Völkergemisch, wie es selbst im Orient nicht leicht zu treffen ist. In den kleinen offenen Buden hockt der Araber, Inder oder Goanese und in der Straße selbst stößt und drängt sich ein Gewimmel aller möglichen schwarzen Rassen von allen Schattierungen, wie sie der gesteigerte Verkehr aus dem Innern an die Küste führt. Dieser Verkehr hat sich auch eine eigene Sprache geschaffen, das Kisuahili. Die Bewohner der Küste sind die Suahili, eine Mischrasse von den eingeborenen Bantunegern mit den eingewanderten Arabern; ihre Sprache aber, das Kisuahili, reicht weit über ihr Gebiet hinaus. Es ist die Sprache, mit der man sich fast in ganz Zentralafrika verständigen kann, indem sich überall unter den Eingeborenen der eine oder

andere findet, der schon an der Küste gewesen war (zumeist als Träger dorthin gekommen) und dort das Kisuahili erlernt hat. Diese Sprache ist gleichsam das Französisch Ostafrikas, das jeder erlernen muß, der in diesen Gegenden länger verweilen will.

Die Straßen Mombassas zur Mittagszeit zu durchstreifen, ist für den Europäer, den die Natur nicht für die Tropensonne geschaffen hat, kein besonderes Vergnügen; die meisten ziehen vor zu fahren. Ein leichtes Wägelchen (Rickshaw) für 1 bis 2 Personen wird von einem Schwarzen gezogen, während 1 bis 3 Schwarze hinten nachschieben, alles im Laufschritt. Auf diese Weise kann man nicht bloß in der Stadt fahren, sondern wo Straßen sind, auch im Landesinnern große Strecken zurücklegen. Die schwarzen Jungen laufen unermüdlich 2 bis 3 Stunden in einem Atem, den sie dabei nicht einmal verlieren, denn sie eifern sich gegenseitig durch Gesang an, wie es die Schwarzen bei jeder gemeinschaftlichen Arbeit tun. Der Boy vorne ruft ein Wort nach hinten, die Boys hinten antworten im Chor und so werden lange Geschichten, alte und neu erfundene, der Gelegenheit angepaßte, in Wechselrede gesungen. Die heitere Stimmung, in welcher dieser Gesang versetzen könnte, wird dadurch getrübt, daß die armen Jungen kaum länger als 1 Jahr bei dieser Beschäftigung aushalten, ohne ihre Gesundheit zu zerstören. — Ein anderes Vehikel ist die Trolley, ein Wägelchen, das gleichfalls von Schwarzen geschoben, auf schmalspurigen Schienen läuft. Solche sind nicht bloß durch die Straßen der Stadt, sondern auch weit hinaus zu den einzeln stehenden Bungalows gelegt, so daß jeder auf Schienen nach Hause fahren kann.

Mombassa verdient einen Aufenthalt von mehreren Tagen, denn die Stadt liegt auf einer Insel, welche von der üppigsten tropischen Vegetation bedeckt ist, so daß jeder Spaziergang neue Überraschung und neues Entzücken bietet.

Nun stehen wir auf dem Bahnhofe von Mombassa, um uns ins Innere Afrikas entführen zu lassen. Die Eisenbahnwagen lassen erkennen, daß man in den Tropen reist. Sie haben ein doppeltes Dach mit breitem Luftraum dazwischen, um gegen die brennende Sonne zu schützen. Die Fensterscheiben sind aus grauem Glas, davor sind noch Jalousien. In den Coupés der I. und II. Klasse können für die Fahrt nach dem Viktoriasee, auf der man zwei Nächte im Wagen zubringen muß, je vier Betten aufgeschlagen werden. Die Schwarzen dürfen nur die III. Klasse benützen. Einzelne Coupés tragen die Bezeichnung „intermediate class", vermutlich für solche Passagiere, welche selbst nicht wissen, ob sie sich zu den Schwarzen oder Weißen rechnen sollen; in der Regel sieht man Inder oder Goanesen darin sitzen. An allen Bahnhöfen ist ein wahrer Sturm der Schwarzen auf die Wagen. Die Neger sind nämlich ein lustiges Volk, das sich gerne Besuche abstattet und zu diesem Zwecke reist, was durch die außerordentliche Billigkeit der dritten Klasse begünstigt wird. So herrscht denn auch in den zum Ersticken überfüllten Wagen der III. Klasse neben entsetzlichem Geruch ausgelassene Heiterkeit.

Die Ugandabahn war von der britischen Regierung mit einem Aufwande von 117 Millionen Kronen gebaut worden. Sie begann früher, als man in England zu hoffen gewagt hatte, ein Erträgnis zu liefern; im Jahre 1906 betrug der Überschuß der Einnahmen über die Betriebskosten schon fast zwei Millionen Kronen. Die Bahn hat durch die Verbindung mit dem Viktoriasee, dessen Ufer

der Hauptsache nach dem deutschen Gebiete angehören, einen großen Teil der Güter aus Deutsch-Ostafrika an sich gezogen. Wenn Deutschland wirklich später das Versäumte nachholen und auf eigenem Gebiete eine Bahn an den See bauen wollte, würde es doch Mühe haben, den Handel von der einmal eingeschlagenen Bahn wieder abzulenken.

Nur dreimal in der Woche geht ein Zug, welcher die ganze Strecke von Mombassa bis an den Viktoriasee in 46 Stunden zurücklegt. Diese Fahrtdauer, weit entfernt, langweilig zu sein, dünkt einem fast zu kurz, denn wie in einem Wandelpanorama wird dem Reisenden fast alles vor Augen geführt, was Afrika an verschiedener Bodenbeschaffenheit besitzt: der tropische Kokospalmenwald der Küste, die dichten Urwälder des Hochplateaus, wohlgepflegtes Ackerland und unabsehbare Grassteppe oder Buschland, die gletschergekrönten Gipfel des Kilimandscharo und Kenia sowie der Spiegel des Viktoriasees, des zweitgrößten Süßwassersees der Erde. In diesen Gegenden ist die Heimat vorsintflutlich großer Tiere — Elefant, Nashorn, Flußpferd, Giraffe und Riesenschlange.

Das Wechselvolle der Landschaft, durch welche die Bahn führt, ergibt sich aus der verschiedenen Bodenerhebung und der verschiedenen geologischen Beschaffenheit der durchfahrenen Gebiete, welchen Faktoren eine völlig verschiedene Tier- und Pflanzenwelt entspricht. Zuerst kommt eine nur wenig über den Meeresspiegel sich erhebende Küstenzone, die aus alten Korallenbänken besteht und an die sich eine nur wenig höhere Zone von Sedimentgestein anschließt. Die Küstenzone ist von üppigster tropischer Vegetation bedeckt. Den mit dem Dampfer Ankommenden grüßen schon von weitem die Kokospalmen, welche entlang der Küste dichte Wälder bilden. Zwischen den Palmen steht der Mangobaum mit einer großen und regelmäßigen Krone aus dunklem Laub und vorzüglichen Früchten. Von Bäumen, welche keine Fruchtbäume sind, muten vor allem zwei sonderbar an: die Dumpalme, als die einzige verästigte Palme, welche gewöhnlich auf Lichtungen steht und deren zierliche Silhouette sich schön vom Firmament abhebt, und der Affenbrotbaum oder Boabab, der durch den geradezu unglaublichen Umfang seines Stammes verblüfft; an seinen kurzen plumpen Ästen hängen riesige, leider ungenießbare Früchte mit hölzerner Schale. Während der trockenen Zeit verlieren viele der Boababs ihr Laub und ihre riesigen dürren Äste nehmen sich in der sonst immergrünen Landschaft genug sonderbar aus. Neben Kokos und Mango liefern die Bananen, die überall in den Lichtungen des Waldes stehen, das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Die Bananen werden hier so hoch, daß man unter ihnen im Schatten ihrer großen Blätter wandeln kann.

Entsprechend ihrer großen Fruchtbarkeit ist die Küstenzone dicht besiedelt. Überall liegen die kleinen Negerhütten versteckt im Schatten der Palmen und Bananen; sie sind viereckig, bestehen aus einem Gerüst von Holzprügeln, dessen Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt sind. An der Vorderseite springt das aus Palmwedeln bestehende Dach weit vor und bildet, gestützt durch einige Holzpfeiler, eine gegen die Sonne schützende Veranda, auf welcher die Negerweiber zum größten Teil die häuslichen Arbeiten verrichten.

Die Bewohner der Küstenzone sind die schon genannten Suahili. Ihre Kleidung besteht aus importiertem Baumwollzeug. Besonderen Wert legen sie auf den Schmuck

ihrer Ohren. Oft ist der Rand der Ohrmuschel in seiner ganzen Länge von zahlreichen Löchern durchbohrt, die alle zur Aufnahme von Glasperlen, Rohrstückchen usw. dienen. Zum mindesten haben sie im Ohrläppchen einen möglichst voluminösen Gegenstand, am häufigsten große Scheiben aus Holz oder Baumwollband, ja selbst alte Pomadetiegel oder leere Konservenbüchsen werden als Ohrschmuck nicht verschmäht. Durch diesen so umfangreichen Schmuck wird das Ohrläppchen so verlängert, daß es fast bis an die Schulter reicht; wenn der Schwarze aus irgend einem Grunde gerade keinen Ohrschmuck hat, so trägt er das Ohrläppchen, um nicht überall damit hängen zu bleiben, hinaufgeschlagen über den oberen Teil der Ohrmuschel.

Der auf die Küstenzone folgende Gürtel von Sedimentgestein (Sandstein) ist zumeist Buschland. Von diesem erhebt sich die Bahn rascher, um die Kette von Urgebirge (Gneis und Schiefer) zu überschreiten, welche durch den größten Teil Ostafrikas der Küste parallel zieht und eine Art Gebirgsachse dieser Hälfte des Erdteiles bildet. In diesen Bergen wird eifrig nach Gold gesucht, denn bei vielen besteht die Meinung, daß die tiefliegenden Goldlager des Transvaal sich weit nach Norden erstrecken müßten. Erst kürzlich war großer Lärm über die Entdeckung eines Goldlagers geschlagen worden, der sich bald als falsch herausstellte, während allerdings Kupfer in abbauwürdiger Menge in dem Erz gefunden wurde.

Westlich von der Gebirgskette, welche sich übrigens nirgends zu bedeutender Höhe erhebt, beginnt ein vulkanisches Tafelland, das sich bis zum Viktoriasee erstreckt, nahe diesem, bei der Station Molo, erreicht es seine größte Erhebung, ungefähr 2400 *m*. Aus dieser ausgedehnten Hochfläche erheben sich einzelne kegelförmige, bereits erloschene Vulkane, von denen einige zu bedeutender Höhe ansteigen, wie im Norden der Kenia (5600 *m*) und im Süden der Kilimandscharo, welcher mit 6210 *m* der höchste Berg Afrikas ist.

Eine andere Unterbrechung des vulkanischen Tafellandes wird durch den sogenannten großen afrikanischen Graben gebildet. Näher dem Viktoriasee als der Küste wird nämlich das Hochplateau in nordsüdlicher Richtung von einem breiten und tiefen Tal durchzogen, dessen ziemlich ebene Sohle 600 bis 700 *m* unter dem Niveau des Plateaus liegt. Dieses fällt zur Talsohle mit außerordentlich steilen Wänden ab, deren Überwindung dem Bahnbau die größten Schwierigkeiten bereitete. Das Tal ist nicht durch einen Flußlauf ausgehöhlt, denn ein solcher fehlt; in der Talsohle liegen nur einige kleine Seen, abflußlos und daher teilweise salzig. Dieses Tal, von den Engländern Rift Valley, Spaltental genannt, ist der berühmte ostafrikanische Graben, eine ungeheuere Spalte der Erde. Sie beginnt nach Sueß schon weit im Norden mit dem Jordantal und zieht über das Tote Meer, dessen Spiegel bekanntlich 400 *m* unter dem Meeresniveau liegt, nach dem Roten Meer und von da auf den afrikanischen Kontinent.

Mit dem Überschreiten des Gebirges und dem Eintritte in das Hochplateau verlassen wir das Buschland und sind nun in der Grassteppe. So weit das Auge reicht, ist die Ebene mit Gras bedeckt, das zu Ende der trockenen Zeit gelb ist und im Winde wogt wie ein gelbes Meer; hie und da haben die häufigen Prairiebrände häßliche schwarze Inseln hineingebrannt. Damit die unabsehbare gelbe Fläche nicht einförmig wirke, hat die Natur ein grünes Muster hinein gestickt, runde

grüne Flecken in der gelben Landschaft. Es sind einzeln stehende Bäume mittlerer Höhe, deren Krone zu einem zarten Schirm sich ausbreitet, die bekannten Schirmakazien, welche charakteristisch für die Steppe sind. Zwischen diesen stehen ebenfalls einzeln andere Mitglieder der großen Akazienfamilie, sparrig verästigte Bäumchen mit riesigen Dornen bewehrt, zwischen denen man kaum die zarten gefiederten Blättchen entdeckt, so daß der Baum, aus der Ferne gesehen, leicht für dürr gehalten werden kann. Als fremdartiger Gast in dieser Akaziengesellschaft taucht ein sonderbarer Geselle auf, ein lebender Riesenkandelaber mit unzähligen grünen, fleischigen vierkantigen, senkrecht zum Himmel sich erhebenden Armen. Es ist eine baumartige Euphorbie (Wolfsmilch), die in zwei verschiedenen Arten hier vorkommt. Sie starrt in beständiger Kriegsbereitschaft gegen das nahrungsuchende Wild, gegen welches die Akazien durch ihre Dornen, die Wolfsmilchbäume durch ihren giftigen Saft sich verteidigen. Über dieser durch ihre Unendlichkeit grandiose Ebene erhebt sich im Süden der Kilimandscharo, dessen runde Kuppe, bis weit herab mit Schnee bedeckt, in der Morgensonne glänzt; ihm gegenüber im Norden steht der zackige Kamm des Kenia, von dem man die Gletscher herabziehen sieht.

Die Grassteppe, zu deren Durchquerung der Zug ungefähr 20 Stunden braucht, beherbergt eine Fülle von Wild, wie sie sonst vielleicht nirgends gefunden wird. Bei jedem Blick aus dem Waggonfenster sieht man die Tiere vereinzelt oder in größeren Herden. Um dieses sonderbare Bild richtig zu genießen, sollte man als Jäger auf Safari gehen, wie es jetzt zahlreiche „shooting parties" tun. Dies ist uns versagt; so wollen wir wenigstens auf flinkem Rosse in die Steppe hinaustraben. Unser Ritt schreckt bald einen Schakal auf, bald ein flinkes Häslein, eine liebe Erinnerung an die ferne Heimat. Wir nähern uns der Herde und verlangsamen unseren Schritt. Klar heben sich vom Horizont die schönen Gestalten der ruhig äsenden Antilopen ab, von welchen ich einige sechzig zähle. Unter ihnen weiden einzelne der zierlichen Gazellen, deren schwarz-weiß gestreifte Flanken sie von weitem kenntlich machen; eine ganze Herde solcher Gazellen steht unweit der Antilopen. Nahebei grast eine Herde der einheimischen Buckelrinder. Alles Getier lebt einträchtig miteinander und gibt ein Bild, wie es die alten holländischen Meister in der Darstellung des Paradieses zu malen liebten. Ruhig lassen die Tiere uns näher kommen, als wüßten sie, daß der Mensch ihnen hier nichts tut. Erst als ich vom Pferde steige, um die Herde zu photographieren, stiebt sie im Galopp davon. Seltener sieht man einen kleinen Trupp von Straußen, die Männchen schwarz und weiß, die Weibchen graubraun. So groß sind diese Tiere, daß ich die ersten, die ich sah, aus der Ferne zuerst für Rinder hielt. Zuweilen sieht man Giraffen, seltener wilde Büffel, nachdem die Rinderpest arg gewütet hat. Dagegen gehört zur ständigen Figur in diesem natürlichen Wildpark das Zebra, das in großen und kleinen Herden zwischen den Antilopen und Gazellen weidet. Die großen Dickhäuter, das Nashorn und der Elefant, haben sich jetzt aus der Nähe der Bahn in entferntere Gebiete zurückgezogen; nur das Flußpferd findet sich noch in großer Zahl an den Wasserläufen und Seen.

Auch in der afrikanischen Tierwelt fehlt nicht der Hecht im Karpfenteiche. Das friedliche Zusammenleben der Tiere wird durch die zahlreichen Löwen und Leoparden gestört, welche durch den Wildreichtum der Steppe angezogen werden. Die

Löwen bildeten eine nicht geringe Erschwernis des Bahnbaues an einzelnen Teilen der Strecke, da sie fast jede Nacht einen schwarzen Bahnarbeiter wegholten. An einer besonders gefährdeten Stelle wurden im Verlaufe des Baues nicht weniger als 55 Kulis von Löwen gefressen und auch einige Weiße sind ihnen zum Opfer gefallen. Auch jetzt noch erscheinen Löwen nicht selten, namentlich in der Nähe einer Station, welche ihren Namen „Simba", d. i. Löwe davon bekommen hat. Einige heitere Episoden, die an jene der „Fliegenden Blätter" erinnern, haben sich noch in jüngster Zeit ereignet und sind in aller Munde. Im August 1905 telegraphierte der Stationsvorstand an die nächste Station: „Löwe auf Plattform, Zug soll langsam und ohne Signal zu geben einfahren und Passagiere nicht aussteigen lassen. Schaffner soll sich in Acht nehmen, wenn er ins Bureau kommen will." Ein Sportsman, der im Zuge war, benutzte die gute Gelegenheit und verließ den Zug an der Station. Er wählte den Wasserturm als erhöhten sicheren Standpunkt und schoß drei Löwen, welche die Station unsicher gemacht hatten. Nicht lange nachher sendete der wenig beneidenswerte Vorstand dieser Station folgendes Telegramm ab: „Weichensteller bei Rückkehr zum Stationsgebäude von zwei Löwen umringt, hat sich auf Telegraphenstange geflüchtet. Bitte Zug dort halten lassen und Weichensteller befreien."

Der Wildreichtum der Steppe erklärt sich durch das üppige Gras und die Unbewohntheit der Gegend. Nur einzelne nomadisierende Masaistämme durchziehen die Steppe und die Masai verfolgen das Wild nicht, da nach ihrem Glauben Gott verboten hat, vom Wild zu essen. Für die Bewahrung des Wildstandes ist die britische Regierung besonders besorgt. Längs der Bahn darf innerhalb einer Zone, welche mindestens $5^1/_2$ *km* breit ist, überhaupt nicht gejagt werden; teilweise aber erstreckt sich das mit dem Jagdverbote belegte Gebiet viel weiter, z. B. bis an den Kilimandscharo. Wer außerhalb dieser Zone jagen will, braucht dazu eine Lizenz, für welche er pro Jahr 1200 *K* entrichten muß. Selbst dafür hat er nur das Recht auf eine bestimmte Anzahl von Tieren, nämlich von jeder Art nur zwei und nur von den Antilopen und Gazellen je zehn. Weibliche und junge Tiere dürfen nicht geschossen werden und einzelne, selten werdende Tiere, wie Büffel, Giraffen, manche Vögel ꝛc. sind überhaupt von der Jagd ausgeschlossen. Umgekehrt sind gewisse schädliche Tiere, wie Löwen, Leoparden, Krokodile u. a. m., vollkommen freigegeben.

Freilich ist es unmöglich, den mit seinem Zelte durch unbewohnte Gegenden ziehenden Jäger bei der Jagd selbst zu kontrollieren, aber die Regierung überwacht genau die Ausfuhr der Jagdtrophäen, wie Hörner, Felle, Zähne (vom Elefanten und Flußpferd). Es kann von diesen nur so viel außer Landes gebracht werden, als der Zahl der in der Lizenz gestatteten Tiere entspricht. Übertretungen der Jagdnormen werden mit hohen Geldstrafen geahndet.

Wer vor dem Bestehen der Eisenbahn die große Steppe in wochenlangen Märschen zu durchqueren hatte, fürchtete neben dem Wassermangel und den reißenden Tieren vor allem die Angriffe der Masai, der Bewohner und Beherrscher dieser Steppe. Die Masai sind von der Gegend des Rudolf- und Stephaniesee im Norden bis in das Gebiet von Deutsch-Ostafrika im Süden ansässig oder besser gesagt, sie durchstreifen die Gebiete als nomadisierende Hirten und Räuber. Jetzt

freilich sind sie nur mehr ein Schatten ihrer selbst. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten die Pocken sie dezimiert; noch schlimmer erging es ihnen, als in den achtziger Jahren die Rinderpest ihre Herden zerstörte, von denen sie ausschließlich leben, so daß ein großer Teil der Masai dem Hunger erlag. Damit ist gerade der physisch am höchsten stehende Negerstamm im Aussterben begriffen. Während ihre Nachbarn, die Bantuneger, die richtige Negerphysiognomie haben: tiefschwarze Haut, aufgestülpte Nase, dicke aufgeworfene Lipppen, sind die Masai bronzefarbig.

Die Masai betrachten sich als das auserwählte Volk, dem Gott das Rind zum Lebensunterhalt geschenkt hat. Nach ihrer Ansicht haben die anderen Stämme, die Vieh besitzen, es den Masai vor Zeiten geraubt, woraus diese die Berechtigung ableiten, es jenen wieder abzunehmen. Zur Ausbildung ihrer kriegerischen Eigenschaften haben sie eine eigene Organisation. Die Knaben kommen, sobald sie mündig geworden, in eigene Lager, wo sie abgesondert von den anderen leben und sich hauptsächlich vom Blute der Rinder nähren, das ihnen Kraft und Mut geben soll. Sie schießen mit einem Pfeil in eine der Blutadern am Halse des Rindes und fangen das ausströmende Blut auf. Erst wenn der Masai seine Kriegsjahre absolviert hat, darf er in den Kral zurückkehren und heiraten.

Wenn wir auf eine der Rinderherden in der Steppe zugehen, treffen wir dort ein Paar dieser wilden Kerle als Hirten. Oft stehen sie wie Störche auf einem Bein; das andere, im Knie abgebogen und hinaufgezogen, stemmt sich mit der Sohle gegen den Oberschenkel des Standbeines. Dabei stützt sich der Masai zur besseren Erhaltung des Gleichgewichtes auf seinen Speer, von dem er sich nicht zu trennen pflegt. Der Masaispeer ist im Vergleich mit jenen anderer Negerstämme eine furchtbare Waffe. Seine schmale scharfe Klinge ist bis zu 1 *m* lang, so daß zwei Feinde hintereinander aufgespießt werden können. Außerdem trägt der Masai in lederner Scheide ein kurzes Schwert mit breiter lanzettförmiger Spitze. Die Hautfarbe der Masai ist kaum zu erkennen, denn sie bestreichen sich am ganzen Körper, den Kopf inbegriffen, mit einer dicken Schicht von roter Erde, vermischt mit Fett, so daß sie in der Sonne rot glänzen. Das Haar, auch dick eingeschmiert, ist in kurzen Zöpfen geflochten, die teils über das Gesicht, teils in den Nacken fallen. Die Kleidung besteht nur aus einem Stück Fell oder Baumwollzeug um die Hüften. Dafür wird um so mehr Schmuck getragen, der bei den Masai reicher und geschmackvoller ist als bei den anderen Negerstämmen. In den Ohren hängen schwere Ringe, auch um Hals, Arme und Beine sind Ringe gelegt, entweder aus Kupferdraht oder aus Lederstreifen, auf welche verschiedenfarbige Glasperlen in geschmackvollen Mustern aufgenäht sind; dasselbe gilt für den Gürtel. Das Armband wird absichtlich so eng gewählt, daß es den Arm tief einschnürt, der über und unter dem Armband wulstartig vorquillt. Ich habe von den Masai manches Schmuckstück erhandelt, das in bezug auf die Schönheit der Form und Farbe auch unseren europäischen Geschmack befriedigen kann.

Wenn die Sonne sich neigt, treibt der Masai sein Vieh zum Kral zurück, wohin wir ihm folgen. Ein Masaikral ist ein Düngerhaufen in großem Stil. Man nähert sich den Hütten durch einen Sumpf von Kuhdünger (ganz wie bei unseren Almhütten). Die Hütten selbst sind kaum mannshohe Würfel mit flachem Dach; sie sind ganz aus Kuhmist, vermischt mit Lehm hergestellt, welche Mischung auf ein

Gerüst aus Holzprügeln aufgetragen und glattgestrichen wird. Die Hütten stehen im Kreise und ihre Eingänge öffnen sich auf den von ihnen eingeschlossenen kreisförmigen Raum. Dieser wird durch ein Dornverhau oder Holzpfähle zu einem geschlossenen Pferch gestaltet, in welchem das Vieh des Nachts eingeschlossen wird, um es vor den Raubtieren zu schützen. Daher ist auch der von den Hütten eingeschlossene Raum mit einer Kuhmistschicht von unergründlicher Tiefe bedeckt.

In diesem reizenden, die Geruchsnerven kitzelnden Milieu lernten wir die Masaidamen kennen. Wie bei allen Negern haben diese die gesamte Arbeit zu verrichten, ausgenommen das Viehhüten. Die Frisur macht ihnen wenig Sorge, denn sie sind rattenkahl geschoren, was sie gegenseitig mit einem Glasscherben oder einem geschärften Stück Blech recht geschickt besorgen. Dagegen ist der übrige Körper um so ausgiebiger geschmückt. Spiralen aus dickem Eisen- oder Kupferdraht sind mit solcher Menge um den Hals gewunden, daß der Kopf wie auf einem Metallteller getragen wird, gleich den Tellerkrausen des Mittelalters; ähnliche, nur kleinere Spiralen hängen von den Ohren bis auf den Halsteller herab. Ober- und Vorderarm, Ober- und Unterschenkel werden von Spiralen in ihrer ganzen Länge umwunden, so daß Arm- und Beinschienen gebildet werden, die nicht abgenommen werden können. Tag und Nacht sind diese armen Weiber wie Ritter mit klirrendem Eisen gepanzert; sie können damit kaum laufen oder niederknien. Verglichen mit dieser viele Kilogramm schweren Eisenlast kommt kaum in Betracht, daß viele Weiber auch noch am Rücken ihren Säugling aufgebunden haben, den sie auch während der Arbeit nicht ablegen. Die Tropensonne brennt unbarmherzig auf den geschorenen kleinen Schädel, der dem schlafenden Kinde nach hinten herabhängt. — Auch für ihre Toten sorgen die Masai nicht viel; sie legen sie vor den Kral, wo sie des Nachts die Hyänen holen.

Von der europäischen Kultur ist der Masai bisher noch nicht beeinflußt, aber sie hat unmittelbar neben den Krals eine moderne Stadt errichtet, die wegen ihrer gesunden Lage, 1600 *m* über dem Meere, vielleicht einmal die Kapitale von Britisch-Ostafrika werden wird. Wo bis vor 10 Jahren noch die Kühe der Masai auf der Steppe weideten, erhebt sich jetzt die Stadt Nairobi mit großen Hotels, schönen Kaufläden, Klubs, Zeitungen, Konzerten, Wettrennen. Mit amerikanischer Geschwindigkeit wächst die Stadt; durchschnittlich soll auf jeden Tag ein neues Haus kommen. Gleichwie in den jungen amerikanischen Städten sind nur wenige Häuser, die an den Hauptstraßen liegen, gemauert und von europäischem Aussehen. Die meisten Häuser sind aus Wellblech und stehen auf Pfählen, wegen der Termiten, die alles Holzwerk zerstören.

Gerade bei Nairobi macht die Steppe einem fruchtbaren Hügellande Platz, das von den Feldern der Kikuyus bedeckt ist, deren Krals aus runden Hütten mit kegelförmigem Strohdach bestehen und in einem Dornenverhau eingeschlossen sind, früher zum Schutz gegen die räuberischen Masai, jetzt nur mehr gegen die Angriffe wilder Tiere. Dann tritt die Bahn in den dichten Urwald, dessen Bäume und Sträucher durch massenhafte Lianen zu einem solchen Dickicht verschmolzen sind, daß man zwischen grünen Mauern entlang fährt. Hier sehen wir zum ersten Male Nadelholz im tropischen Afrika, eine baumartige Wacholderart.

Wie der Zug in eine Waldlichtung eintritt, erblickt man plötzlich tief unter sich einen breiten Einschnitt, das Rift Valley, dessen Ostrand sich der Zug nähert. Um es zu überqueren, muß die Bahn den hohen und steilen Abhang überwinden, der zur Sohle des Grabens führt. Nicht weniger als drei verschiedene Trassen waren gelegt worden, bis es gelang, dieses „Escarpement“ zu nehmen, um dann auf der anderen Seite des Grabens sich über ein ebenso hohes und steiles Escarpement wieder hinaufzuarbeiten. Die ziemlich ebene Sohle des Rift Valley ist meist Buschland oder Steppe, unterbrochen durch einzelne Seen, wie der von Naivasha, Elmenheiha, Nakura, Baringo, von welchen einige salziges Wasser haben; weiter nördlich schließt sich der Rudolf- und Stephaniesee an.

Die einzige nennenswerte europäische Ansiedlung im Rift Valley ist Naivasha, wo allerdings auch nicht mehr als 15 bis 20 Weiße zerstreut in ihren Settlements wohnen. Der See, an dem Naivasha liegt, mag so groß sein wie unser Mondsee, erinnert aber mehr an die schottischen und irischen Seen durch die bloß mit Buschwerk bewachsenen runden Bergkuppen, die ihn einrahmen und ihm ein düsteres Aussehen geben. Unser Boot mußte sich zuerst durch einen breiten Gürtel von Papyrusschilf durchwinden; als sich dieses endlich vor uns teilte, lag der Wasserspiegel vor uns wie ein persischer Teppich, auf dessen smaragdgrünem Gewebe blaue Blumen eingewebt sind. Behende liefen über die schwankende grüne Fläche wie über eine Wiese Wasservögel dahin. Bevor wir aus unserem Seerosengarten ins offene Wasser kamen, mußten wir noch durch eine dichte Vegetation anderer Wasserpflanzen, in die sich unsere Ruder beständig verstrickten. Die Wasserfläche vor uns war von Tausenden von Vögeln belebt. Die meisten waren schwarze Taucher, welche über die Wasserfläche flogen oder schwammen. Wo eine kleine Insel aus dem seichten Seegrund sich erhebt und Büsche trägt, ist jede Astspitze mit einem solchen Vogel besetzt. Sie nehmen sich besonders drollig aus, wenn sie oft die längste Zeit unbeweglich mit weit ausgebreiteten Flügeln wie der deutsche Reichsadler dasitzen (ich hätte aus Patriotismus sie gerne mit unserem österreichischen Wappentier verglichen, wenn sie nur zwei Köpfe gehabt hätten!). Dazwischen flogen und schwammen Wildenten, Störche, Reiher, Pelikane und weiß Gott was noch für Vogelgetier.

Zu unserer Rechten zog sich entlang dem Papyrusrande des Ufers ein langer weißer Streifen hin. Wir ruderten auf ihn los, da löst sich der Streifen bei der Annäherung in Hunderte von Pelikanen auf, welche dicht gedrängt stehen und wie auf Kommando alle gleich ausgerichtet sind. Nun bringen unsere Ruderschläge allmählich Bewegung in die Masse; die Reihen lösen sich langsam auf und auf einmal erhebt sich mit schweren Flügelschlägen die ganze Vogelmasse in die Luft. Dort, wo sie gerade gestanden war, ragt aus dem seichten Wasser ein Lavablock von schwarzbrauner Farbe empor. Der Ausruf unseres Schwarzen: „Kiboko!“ (der einheimische Name des Flußpferdes, das die Engländer kurz als Hippo bezeichnen), wurde von uns mit ungläubigem Lächeln aufgenommen. Aber siehe da, plötzlich erhebt sich der Block aus dem Wasser; es wird ein weit aufgerissenes Maul sichtbar und weiter taucht ein riesiger plumper Oberleib empor, an dem grüne Wasserpflanzen wie Guirlanden herabhängen. Es war richtig ein Kiboko und in dessen Nähe noch 5 bis 6 andere, die wir eine zeitlang beobachteten, bis sie sich ent-

fernten. Die Nilpferde schwimmen unter Wasser und tauchen von Zeit zu Zeit, um zu atmen, ganz unvermutet an einer anderen Stelle auf. So geschah es mit einem solchen Nilpferde, das in der Nähe unseres Bootes unter heftigem Grunzen auftauchte. Da es nicht selten vorkommt, daß ein Nilpferd unter das Boot gerät und es umstürzt, zogen wir es vor, uns bescheiden zurückzuziehen.

Nachdem der Zug das Escarpement auf der Westseite des Rift Valley erklommen hat, befanden wir uns neuerdings auf dem Hochplateau (hier Mauplateau genannt), dem höchsten Punkt der Bahnstrecke (2400 *m*). Von hier senkt sie sich zum Viktoriasee herab, der aber immer noch 1130 *m* über dem Meere liegt. Auf dem Plateau wohnen die Nandi, die sich den Engländern bis jetzt noch nicht völlig unterworfen haben und die Kavirondo, welche den Kulturbestrebungen der Engländer bisher Widerstand leisteten. Die Kavirondo befinden sich noch ziemlich in ihrem Urzustand und haben sich namentlich in bezug auf Kleidung noch wenig von ihrem Stammvater Adam oder wenn man lieber will, vom Gorilla entfernt. Beide Geschlechter verwenden viel Sorgfalt auf ihre Haartracht, um so mehr, als sie, wie die Neger im allgemeinen, keine Kopfbedeckung tragen. Es ist merkwürdig, wie die Schwarzen selbst mit geschorenem Kopf sich während des ganzen Tages der Tropensonne ungestraft aussetzen. Einige Kavirondo haben den Schädel glatt geschoren, die Mehrzahl aber läßt sich aus dem Wollhaar einzelne Teile ausrasieren, so daß parallele Straßen, zierliche Spiralen oder an Teppichgärtnerei erinnernde Beete von Haaren entstehen. In den Ohren werden möglichst umfangreiche Gegenstände getragen und der übrige Körper wird mit Drahtringen oder Perlschnüren geschmückt. In bezug auf die Kleidung aber beschränken sich die Männer auf einen Lappen aus Fell oder Baumwollzeug, der ihnen hinten herabhängt. Die Frauen tragen in ähnlicher Weise an einer dünnen Schnur eine Art Schwänzchen umgeschnallt, das von der Kreuzgegend herabhängt; es besteht aus einem Büschel von Pflanzenfasern oder grünen Blättern. Dagegen sieht man kaum je eine der so mangelhaft bekleideten Schönen ohne eine lange Pfeife im Munde. Trotz ihrer Nacktheit sollen die Kavirondo sich in ehelicher Beziehung unter allen Negerstämmen am meisten moralisch betragen.

Hunderte dieser nackten Menschen drängen sich auf dem großen Markte von Kisuum am Viktoriasee zusammen. Vor allem sind es die Weiber, denen nicht bloß der Bau der Hütte, das Aufziehen der Kinder, die Arbeit zu Hause und am Felde obliegt, sondern die auch die Erzeugnisse ihres Fleißes auf den Markt bringen und dort ihre Einkäufe besorgen. Man hat seine Freude an den schön gewachsenen, muskulösen und doch geschmeidigen Gestalten mit der glänzend schwarzen Haut von tadelloser Glätte, außer wo sie durch stark wulstige Narben entstellt ist, die sich die Eingeborenen selbst als Verzierung beibringen. Die Maler, die bei uns so schwer gute Aktmodelle finden, würden hier nicht lange zu suchen brauchen.

Neben Kisuum liegt der von den Engländern angelegte und Port Florence benannte Hafen, wo die Ugandabahn endigt. Eigenartige Empfindungen bewegten mich, als ich nach langer Fahrt nun hier im Herzen Afrikas stand, vor seinem größten See, zugleich dem seit dem Altertume gesuchten Caput Nili, denn der Ausfluß des Sees ist zugleich der Ursprung des heiligen Nils.

Der Viktoriasee mit seinen 83.310 km^2 ist mehr als 150mal größer als der Bodensee; aber man wird dieser Größe allerdings nicht sofort gewahr. Denn überall sind Buchten

und weit vorspringende Halbinseln und zahllose Inseln liegen im See selbst, so daß der Blick immer wieder am Land haftet. Manche Inseln sind gebirgig, andere flach; einige tragen dichten Urwald, andere sind mit Grasland bedeckt, auf welchem in regelmäßigen Abständen schön geschichtete Heuhaufen zu liegen scheinen; kommt man näher, so sind es riesige Termitenhaufen, eine für die afrikanische Tropenlandschaft charakteristische Erscheinung. Die zentralen Teile des Sees sind überhaupt noch nicht erforscht. Es gibt darüber nur Sagen unter den Eingeborenen: es sollen auch dort Inseln sein, die aber nicht erreichbar sind, weil sie in dem Maße zurückweichen, als man sich mit dem Kanoe nähert. Nur durch einen besonderen Zauber sei es einzelnen gelungen, dorthin zu gelangen, wo sie eine ganz wilde Bevölkerung angetroffen hätten. Sogar eine Riesenschlange soll hier hausen, welche die Eingeborenen Lukwaha nennen und welche nicht nur diese Eingeborenen, sondern auch Sir Clement Hill im Jahre 1900 gesehen haben will. Die geographische Aufnahme, welche die englische Regierung jetzt veranstaltet, wird bald Aufklärung über die zentralen Teile dieses Sees bringen.

Ebenso reich wie an Fischen ist der See längs der Ufer an Nilpferden und Krokodilen. Wir sahen diese öfter bei unseren Kanoefahrten, wenn das Boot an den kleinen Inseln vorbeiglitt. Die Krokodile liegen im flachen Sande und sonnen sich: bei der Annäherung des Bootes laufen sie trotz ihrer kurzen Beine rasch ins Wasser. Die Eingeborenen sammeln die am Ufer abgelegten Eier der Krokodile und liefern sie an die Behörden ab, die eine kleine Prämie dafür zahlen, um eine Verminderung dieser Tiere zu erzielen. Früher kam es alltäglich vor, daß Männer und Frauen vom Ufer durch Krokodile weggeschleppt und gefressen wurden.

Unser Ziel, Uganda, liegt am Westufer des Sees, dessen Ostufer wir soeben mit der Bahn erreichten. Das Überqueren des Sees erforderte bis vor wenigen Jahren eine wochenlange unbequeme Fahrt in dem schmalen Kanoe der Eingeborenen oder auf einer Dhan, dem Segelboot der Araber. Jetzt verkehren drei Regierungsdampfer auf dem See; zwei derselben vermitteln den direkten Verkehr zwischen dem Endpunkte der Bahn, Port Florence und Entebbe, dem Hafenorte von Uganda; der dritte Dampfer macht innerhalb 10 Tagen die Rundfahrt entlang der ganzen Küste. Da diese größtenteils im deutschen Gebiete liegt, wird dadurch der Verkehr auch dieses Gebietes zum guten Teile auf die Ugandabahn gelenkt, so daß sie gegenwärtig mehr Frachten aus dem deutschen Gebiet an die Küste befördert und umgekehrt, als aus dem englischen.

Der Dampfer Sybil brachte uns am zweiten Tage einer abwechslungsreichen Fahrt nach Entebbe, wo wir zuerst den Boden des alten Königreiches Uganda betraten. Hier, wo für den Dampfer ein Landungsplatz geschaffen worden war, entstand seit wenigen Jahren eine aufblühende Stadt. Die Rickshaw führte uns vom Landungsplatz durch schöne Parkanlagen den Berg hinan, an dessen sanft geneigtem Abhang die Stadt sich ausbreitet. Wir passierten zuerst einige Straßen, wo zwischen wohlgepflegten Gärten mit tropischen Gewächsen die villenartigen Bungalows der Europäer stehen und bogen dann in die breite Haupt- und Geschäftsstraße ein, an welcher die europäischen Agentien, sowie die Kaufläden der Inder und Goanesen liegen. Am Ende dieser Straße befindet sich unser kleines Hotel, das erste und zugleich das letzte im Königreich Uganda. Es sah bescheiden genug aus: ein langgestrecktes Gebäude, das nach Art der Negerhütten mit trockenem Gras gedeckt ist;

der vorspringende Rand des Daches ruht auf Holzpfählen und bildet dadurch eine gedeckte Veranda. Im Innern sieht es aber ganz nett aus, alles kühl und luftig, ebenso wie die in einem zweiten ähnlichen Gebäude untergebrachten Schlafräume, deren Türen Tag und Nacht offen bleiben, denn in dem beständigen Luftzug liegt das beste Mittel gegen Hitze und Moskitos. Daß sich die Morgentoilette gewöhnlich bei offenen Türen vollzieht, ficht einen im Lande der Toilettenlosigkeit wenig an. Daß man auch beim Fortgehen die Türe offen läßt, spricht für die Ehrlichkeit der schwarzen Bedienung. Eine solche besteht wohl im Hotel, ist aber mangelhaft, denn es ist Sitte, daß der Reisende sich selbst seinen schwarzen Diener mitbringt, der für die persönlichen Bedürfnisse seines Herrn auch im Hotel zu sorgen hat. So nahmen auch wir für die Dauer unseres Aufenthaltes in Uganda einen Boy, der zwar dienstwillig war, mit dem wir uns aber wegen Unkenntnis der Sprache nur wenig verständigen konnten. Bezüglich der Kost tat der Besitzer des Hotels, ein Italiener, sein möglichstes, allerdings unter reichlicher Verwendung von Konserven. Aber was wäre Zentralafrika ohne „Tins"! Die leeren Konservenbüchsen werden einst eine für unsere geologische Epoche charakteristische Kulturschicht rings um die neu entstandenen Wohnstätten des schwarzen Kontinents bilden.

Unser Hotel steht in der Kampala-Road, einer sehr breiten Straße, welche von Entebbe zur Hauptstadt des Landes, Kampala führt. Eine ungemein belebte Straße! Wir sahen Landleute, die ihre Produkte auf dem Kopfe in die Stadt bringen (hier wird alles auf dem Kopf getragen, von der schwersten Last bis zur kleinsten Medizinflasche), Karawanen von Trägern, die aus dem Innern des Landes oder vom Kongo kommen, Trupps von kettentragenden Gefangenen, welche von Soldaten zur Arbeit geführt werden, indische Händler, schwarze Boys usw. Ich genoß jeden Tag von neuem den schönen Blick von der Anhöhe, auf der Entebbe liegt, hinab zum silberglänzenden See mit seinem buchtenreichen Ufer und folgte mit den Augen der figurenreichen Kampalastraße zu den näheren und weiteren Hügeln, bis sie im blauen Dunst der Ferne verschwanden. In Entebbe haben die Engländer sich behaglich eingerichtet. Breite wohlgepflegte Straßen, von tropischen Gewächsen eingefaßt, Tennis- und Fußballplätze, leider kein Seebad wegen der Krokodile. Anschließend an die Stadt ein schöner botanischer Garten mit mächtigen alten Bäumen, die man beim Roden des Urwaldes hier absichtlich stehen ließ. Vor der Stadt ein Negerdorf und daneben etwa 60 in Reih und Glied stehende Negerhütten. In diesen haust die schwarze Polizeimannschaft, mit Weibern und Kindern. Auch das schwarze Militär läßt die englische Regierung mit Weibern und Kindern in Hütten, nach Negerart gebaut, wohnen. Die Neger lieben die Kaserne nicht und wollen ihre Weiber nicht vermissen. Diese laufen selbst bei manchen Märschen mit, tragen das kleine Gepäck der Soldaten, schlagen ihnen abends die Zelte auf und besorgen die Küche. Als Elitetruppen und eine unter allen Bedingungen verläßliche Garde stehen in Entebbe 200 Mann indischer Soldaten aus Punjab, auserlesene hohe Gestalten mit schönen, regelmäßigen Zügen, umrahmt von einem lockigen schwarzen Vollbart, auf dem Haupt einen hohen spitzen Turban, kurz das malerischeste Militär, das ich je gesehen habe.

Unmittelbar um Entebbe ist der Urwald gerodet worden, um die Schlafkrankheit einzudämmen, was auch zum Teil gelungen ist. Man braucht aber nur

etwa 20 Minuten zu gehen, um im Urwald zu sein. Wie verschieden ist dieser von den lieben, anmutigen Wäldern der Heimat. Hier stehen wie in einer Kirche die Säulen, die hohen Stämme der Buchen oder Fichten, deren Kronen oben zu einer Decke schließen und unten wandelt man auf dem nur spärlich bewachsenen Waldboden nach Belieben kreuz und quer. Im afrikanischen Urwald stehen kaum irgendwo zwei Bäume gleicher Art nebeneinander; jeder Baum hat einen anderen Stamm und andere Blätter. Der eine ist hoch mit riesiger Krone von breiten, lederartigen Blättern, der Nachbar läßt seine großen sternförmigen Blätter in schönem Mosaik zusammenschließen, ein dritter hat aufs feinste gefiedertes zartes Laubwerk und daneben steht eine Palme mit Wedeln in einer Länge von mehreren Metern. Blickt man gegen das Gewölbe der Kronen hinauf, so hebt sich das verschiedenartige Laubwerk wie eine wunderbar mannigfaltige und dabei geschmackvolle musivische Zeichnung gegen den Himmel ab. An jedem Baume sieht man 3 bis 4 verschiedene Blätter und oft ebensoviel verschiedene Blüten, von welchen vielleicht keine dem Baum selbst angehört. Denn an seinem Stamm klettert eine Aroidee mit ihren großen pfeilförmigen Blättern empor oder es umschlingt ihn die kautschukgebende Landolphia oder eine andere Liane. Aus jedem Astloch gucken die Blätter einer Orchidee oder eines Farnkrautes und in jeder Gabelung der Äste sitzt irgend ein epiphytisches Gewächs, während die echten Schmarotzer gleich unseren Misteln aus den Ästen selbst hervorwachsen. So verschwindet Stamm und Krone manchen Baumes ganz unter diesen Gewächsen, welche zusammen mit dem Baume eine einzige grüne Masse bilden, von welcher die Stämme der Lianen wie dicke Taue herabhängen, vielfach gedreht und umeinander gewunden. Unter den Bäumen machen sich Sträucher breit und unter diesen bedecken krautartige Gewächse dicht den Boden und alle diese Vegetation auf und über der Erde wird durch zahllose Schlinggewächse zu einer undurchdringlichen grünen Masse verbunden. Deshalb habe ich wohl im Urwald neben der Bewunderung und dem Staunen niemals ein gewisses bedrückendes und verwirrendes Gefühl verloren, weil meine Sinne dieses Wirrsal nicht in einfache, verständliche Formen aufzulösen vermochten; man steht dem Urwald wie einem niemals vollständig zu erfassenden Wunder gegenüber.

(Schluß folgt.)

Briefe von Ferdinand v. Saar.

Mitgeteilt von Dr. Moritz Necker.

Seine Novelle „Seligmann Hirsch" leitet Saar mit der Aufzählung von „defekten Menschenexemplaren" ein, die seinen halb unfreiwilligen Umgang während eines in einem kleinen Kurorte verbrachten Sommers bildeten. Als „last not least" erscheint da: „ein interessanter, am Rückenmarke leidender Schöngeist, welcher in seinem Rollwägelchen der Gegenstand des allgemeinen weiblichen Mitleids gewesen war, mich aber durch unausgesetzt literarische Gespräche zur Verzweiflung gebracht hatte."

Dieser spöttische Stoßseufzer ist so echt saarisch, wie nur irgend eine Zeile dieses immer aufrichtigen Dichters. Von der Würde seiner Kunst hatte er die höchste

Meinung, und er gab ihr in Gedichten wiederholt Ausdruck. Aber vielleicht gerade darum mochte er das banausische Gerede über Dichtungen nicht leiden, so wenig wie das Zurschautragen des Dichtertums. Es war ihm zu heilig dafür. Wer ihn nur nach seiner äußeren körperlichen Erscheinung beurteilt hätte, mochte in dem sorgsam gekleideten, breitschulterigen, stämmigen Manne mit dem ausdrucksvollen Kopfe auf einem etwas kurzen Halse eher einen alten Major i. R., vielleicht auch einen Landedelmann vermuten, nie aber den empfindsamen Dichter. Nichts an ihm verriet die Schreibstube oder die papierne Welt. Auch als Gelehrter hat sich Saar niemals geberdet; im persönlichen Verkehr erschien er so wie in seinen Erzählungen: als temperamentvoller Stimmungsmensch und Kenner der Gesellschaft. Gleichwohl las er sehr viel, in mehreren Sprachen, war mit den bedeutenden literarischen Erscheinungen seiner Zeit immer vertraut, und die Lektüre blieb auch nicht ohne Rückwirkung auf sein eigenes dichterisches Schaffen, insbesondere in den letzten zehn Jahren seines Lebens. Nur konnten von seiner Belesenheit und seinem kritischen Verständnis nur jene etwas wissen, die in näherem Verkehr mit ihm standen. Wenn man ihm zugemutet hätte, seine literarischen Meinungen und Ansichten drucken zu lassen, so hätte er einem wohl ins Gesicht gelacht. Er mochte dann und wann ein Gedicht auf Grillparzer oder zu einem besonderen Anlaß einen Prolog zu einer Dichterfeier schreiben — aber eine Kritik? Nichts lag ihm ferner als das, und man wird auch in seinen Werken kaum Spuren davon finden.

Die folgenden Briefe nun sind geeignet, die Kenntnis seiner Persönlichkeit nach dieser Richtung hin zu ergänzen, denn was sonst von seinen literarischen Meinungen im mündlichen Gespräch verflog, ist hier mit der gleichen Unmittelbarkeit und Unbefangenheit aufgezeichnet. Darin liegt nicht bloß die Berechtigung, sondern auch eine gewisse Verpflichtung, sie der Öffentlichkeit zu übergeben, und ich folge nur der Anregung eines berufenen Mannes in Sachen Saars, des Hofrates Professor J. Minor, der mit Anton Bettelheim die Gesamtausgabe seiner Schriften vorbereitet, wenn ich mich nach Überwindung mancher Bedenken dazu entschlossen habe. Ich mußte eine strenge Auswahl treffen, hoffe aber, daß das Gebotene selbst seine Veröffentlichung rechtfertigen wird.

Meine Beziehungen zu Saar — um das Notwendige zum Verständnis der Briefe zu erzählen — reichen zurück in meine literarischen Anfänge, bis in das Jahr 1885. Im November dieses Jahres veröffentlichte ich in den „Grenzboten" einen Artikel „Neue Dramen", worin ich eine Analyse des damals gerade erschienenen Trauerspiels „Thassilo" gab. Die Gegenüberstellung staatsmännischer Tatkraft und beschaulicher Selbstgenügsamkeit in den zwei Gegenspielern der Tragödie, in Karl dem Großen und Thassilo — das alte, von Grillparzer schon geliebte, so echt österreichische Motiv — fesselte mich hauptsächlich, und ich gab eine liebevolle Nachzeichnung der dichterischen Intentionen Saars, dessen andere Werke mir noch unbekannt waren. Ich wußte damals noch nicht, welche Rolle dieses Motiv — Gegensatz von Willensstärke und -Schwäche — in aller Saarschen Dichtung spielt. Da sich die anderen Kritiker des „Thassilo" nur mit der Beurteilung seiner dramatischen Schwächen begnügten, das Burgtheater auch die Aufführung des Stückes ablehnte, so fühlte sich Saar durch meine nachempfindende Kritik besser als von anderen Rezensenten verstanden und schrieb mir jenen

freundlichen Brief, der die hier folgende Briefreihe eröffnet. Die Klagen, die er darin gegen einen damaligen Mitarbeiter der „Wiener Zeitung", gegen Josef R. Ehrlich erhebt, sind wohl nicht ganz gerecht. Ich habe später den wirklich sehr merkwürdigen Schriftsteller — so häßlich und so weise wie Sokrates, sagte man von ihm — persönlich kennen gelernt. Konkurrenzneid lag ihm wirklich fern. Wenn seinem Feuilleton ein anderes als rein sachliches Motiv unterschoben werden darf, so ist es gewiß nicht darin zu suchen, daß ihm Saar im Wege stand. Dessen wiederholte fruchtlose Bemühungen, die Bühne zu erobern, haben vielfach kritische Stimmen geweckt. Ehrlichs Feuilleton wurde von Friedrich Uhl, der damals die „Wiener Zeitung" leitete, zum Druck gebracht, und dieser dürfte damit einverstanden gewesen sein, noch bevor es geschrieben war. Ich lebte damals noch in Innsbruck und stand allen Wiener Personalien gänzlich fern.

Die durch den Artikel und den Brief angeknüpfte Beziehung zu Saar erhielt sich seitdem in freundlicher Weise, gewann seit meiner Verheiratung einen wärmeren Ton, denn er kannte meine Frau seit ihren frühen Mädchenjahren, wo er sie oft bei Frau von Wertheimstein gesehen hatte, und wir kamen in ein geradezu freundschaftliches Verhältnis zueinander, als ich auf Einladung der Grillparzer-Gesellschaft im März 1892 einen Vortrag über Saar gehalten hatte. Dieser Vortrag erschien am 27. und 28. Mai 1892 in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" in München und gefiel dem Dichter ausnehmend. Ich denke heute über diesen recht unvollkommenen Essay sehr kritisch. Saar fühlte damals anders und war dankbar, weil er durch ihn in seiner Niedergeschlagenheit wieder etwas getröstet und ermutigt wurde. Schließlich war es doch ein literarisch hoch angesehenes Blatt, das sich durch den Abdruck meines Aufsatzes für Saar ausgesprochen hatte . . . Und ich ließ es seither auch nicht mehr an Äußerungen der Liebe und Verehrung Saars in meinen Artikeln fehlen. Sprach mich doch aus jedem seiner Briefe die lautere Herzensgüte eines redlich ringenden Dichters an. Er hatte das Bedürfnis, auch mir zu nützen; sein Anteil an meinen Lebenskämpfen war aufrichtig. Das beste aber, was er tun konnte, war seine Teilnahme an meinen literarischen Bestrebungen. Wir waren uns beide zu gut, um ein Verhältnis wie Sprecher und Sprachrohr zwischen uns zu schaffen. In meiner Weise rang ich ebenso ehrlich nach kritischer Einsicht und Wahrheit, wie er nach Kunst. Er sah das bald ein und erkannte, daß er mich durch nichts mehr an sich fesseln konnte, als wenn er mir in meinem Streben nach Klarheit half. Darum ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, meine literarischen Artikel zu lesen und zu beantworten. In seiner mährischen Weltabgeschiedenheit hatte er Muße dazu, und es wird ihn wohl auch selbst amüsiert haben, seine Meinungen und Gegenmeinungen über die von mir besprochenen Dichter und Werke aufzuzeichnen. Er kam auch durch mich dazu, Beziehungen zu anderen Dichtern teils anzuknüpfen, teils zu erneuern.

Dieser Verkehr dauerte mehrere Jahre — dann traten allerlei Verschiebungen in den äußeren literarischen Verhältnissen und in den kritischen Ansichten beiderseits ein und machten ihm ein Ende. Das zu erzählen ist nicht Sache dieser orientierenden Einleitung zu den folgenden Briefen. Natürlich habe ich jedes Brieflein Saars sorgsam aufgehoben und freue mich jetzt noch darüber. Denn aus jeder Zeile, die er schrieb, spricht Saar lebendig zu mir! Da ist alles echt, wahrhaft und

auch so verständig, und um so schöner, je mehr er sich von der Stimmung des Augenblicks leiten läßt. War er auch kein Gelehrter, so verstand er doch von seiner Kunst mehr als mancher Literaturprofessor. Für das Verständnis seines Strebens und Schaffens dürften daher diese Briefe aufschlußreich sein. Vielleicht aber werden sie auch einmal als ein nicht unwichtiger Beitrag zur österreichischen Literaturgeschichte unserer Tage überhaupt erscheinen.*

* * *

Blansko in Mähren, 16. November 1885.

Für's Erste: die unrichtige Adresse hat Karl v. Thaler auf dem Gewissen. Er sagte mir, daß er Sie kenne und Sie seien Dozent der Geschichte an der Universität Innsbruck. Nun Sie den Brief dennoch erhalten haben, hat die Sache ja weiter nichts auf sich. Dann: recht schmerzlich hat es mich berührt, daß Sie außer dem Thassilo keine Zeile von mir gelesen haben. Also wieder ein Beweis meines traurigen Loses: nach zwanzigjähriger dichterischer Tätigkeit von den Besten meines Vaterlandes nicht gekannt zu sein! Ihnen gegenüber wird sich das jetzt hoffentlich ändern, da Ihnen mein Verleger meine Schriften zugesendet hat. Also bitte: lesen Sie dieselben bei Lust und Muße; für eines möcht ich Ihnen gut stehen: daß Sie sich dabei nicht langweilen werden. Beginnen Sie mit den Gedichten und gehen dann auf Heinrich IV. und dann auf die Novellen über. Den „Tempesta" und die „De Witt" lassen Sie einstweilen bei Seite. Nicht, daß ich etwa diese beiden Werke selbst gering anschlüge; sondern nur weil sie bloße Ergänzungen meines dichterischen Wesens sind, das Ihnen aus den übrigen Schriften in seinen Hauptzügen klar und deutlich entgegentreten wird. Und wenn es Ihnen Zeit und Verhältnisse erlauben, so schreiben Sie etwas darüber: denn es sollte doch endlich über mich, so im Lob, wie im Tadel ein richtiges Wort gesprochen werden, was bis jetzt eigentlich in keiner Weise geschehen ist. Das eben hat mich ja an Ihrer Rezension des Thassilo so hoch erfreut, daß Sie so verständnisvoll auf meine Dichtung eingegangen sind, die ja in mancher Hinsicht fragwürdig erscheinen kann; wie ich denn auch recht wohl herausgefühlt habe, daß Sie einige, wenn auch zurückgehaltene Bedenken hegen . . .

[Josef R.] Ehrlichs Kritik [in der Wiener Zeitung] wurde mir natürlich in Wien brühwarm zugestellt. Ehrlich ist eigentlich ein ganz genialer Kerl; aber voller Schrullen und für manche Sphären des Lebens und der Kunst fehlt ihm all und jedes Verständnis. Dazu kommt noch, daß er vor ein paar Jahren der Direktion des Burgtheaters ein Lustspiel überreicht hat, welches ihm, zum Teil gewiß mit Unrecht, ohne weiteres zurückgestellt wurde. So ist er denn nach dieser Seite hin doppelt erbittert und hält mich (O sancta simplicitas!) für einen der auserwählten Glückspilze, die eben nur ein Stück zu schreiben brauchen, um es schon morgen aufgeführt zu sehen. Gerade das Gegenteil davon ist wahr. Direktion und Schauspieler haben mich seit jeher zu den „Wirkungslosen" gezählt, und auch diesmal

* Aus vier von den folgenden Briefen habe ich im Morgenblatt der „Zeit" (26. Juli 1906), unmittelbar nach dem Tode Saars einige Absätze veröffentlicht. Da sie mir aber zu bedeutsam erscheinen, so habe ich diese Teile hier wiederholt, und zwar in dem größeren Zusammenhange jener Briefe, aus denen ich sie für die „Zeit" herausgehoben hatte.

zum Thassilo ein sehr langes Gesicht gemacht. Das Stück ist noch nicht geradezu abgelehnt, hat aber sehr wenig Aussicht, auf die Bühne zu gelangen. Sit!

*

Frau von Littrow-Bischoff erzählt in ihrem Buche: „Aus dem persönlichen Verkehre mit Franz Grillparzer" (S. 129), daß sie mit dem alten Dichter über Saars „Heinrich IV." gesprochen und schließlich Saar bei Grillparzer eingeführt habe. Dies gab Veranlassung, jenen zu einer Mitteilung über seine Besuche zu veranlassen, die der folgende Brief enthält.

Raitz in Mähren, 16. März 1892.

Ich habe heute zu meiner großen Freude von Herrn Dr. Emil Reich die Mitteilung erhalten, daß Sie, Verehrter, sich geneigt erklärt haben, am nächsten Vortragsabend der „Grillparzer-Gesellschaft" über meine Schriften zu sprechen . . .

Dr. Reich hat mich aufgefordert, Ihnen so rasch wie möglich über meine Begegnungen mit Grillparzer zu berichten, was nunmehr in aller Eile geschieht.

Ich suchte den verewigten Dichter zweimal in seiner Wohnung auf, und zwar im Februar oder März des Jahres 1867. Das erste Mal wurde ich durch Frau v. Littrow-Bischoff eingeführt, welche jedoch bald sich wieder entfernte und uns allein ließ. Das zweite Mal erschien ich ohne Begleitung. Beide Male dauerte meine Anwesenheit nicht sehr lange; denn Grillparzer fühlte sich damals schon körperlich sehr schwach und sein stumpfes Gehör erschwerte die Unterhaltung, welche sich begreiflicherweise hauptsächlich um seine Schöpfungen drehte. Als ich aussprach, daß ich für meine Person die „Sappho" und den „Ottokar" am meisten bewundere, erwiderte er mit seinem charakteristischen Kopfnicken: „Nun ja, nun ja, aber mir ist und bleibt doch die „Ahnfrau" das liebste meiner Stücke." Über meinen „Heinrich" sagte er beim Abschied: „Ihre Tragödie ist ein Meisterwerk" — und als ich, wie natürlich, mit einer wirkungsvollen Geberde bescheiden Einwand erhob, sagte er mir echt Grillparzerisch: „Nun ja, nun ja, das ist zu viel — aber, aber, aber —" damit entließ er mich mit einem herzlichen Händedruck. Das fand bei der ersten Begegnung statt, der zweiten wurde sehr bald durch das Erscheinen der Frau Wolter ein Ende gemacht, die sich damals, wie ich glaube, zum ersten Male dem Dichter vorstellte.

Zu einem weiteren Besuche kam es meinerseits nicht, da ich das Jahr 1868 und 1869 teilweise nicht in Wien zubrachte; an dem 80. Geburtstage des Dichters konnte ich persönlich nicht vorkommen und bloß eine Karte zurücklassen. Zu Josef Weilen äußerte sich Grillparzer in einem Gespräch über geschichtliche Dramen: „Es ist so eine Sache mit den historischen Dramen! Bei Saar ist's gerade so: wo er historisch sein soll, wird er poetisch — und wo er poetisch sein soll, wird er historisch." Sind das nicht goldene Worte? Und wie echt „Grillparzer!"

Das ist so ziemlich alles, was ich mitzuteilen habe . . .

Raitz, 9. Mai 1892.

. . . Daß Sie die immerhin einigermaßen fragwürdige Gestalt Nestroys von den Urteilen der Zeitgenossen beleuchtet erscheinen lassen, finde ich höchst glücklich an-

geordnet. Eine eigentliche Kritik verträgt dieses faustische Genie nicht; seine Stücke standen und fielen mit ihm und Scholz; die jetzigen Aufführungen sind Galvanisierungsversuche; das Leben wird nicht dauern. Die Lektüre hingegen ist ungemein lohnend; denn dabei tritt einem der vernichtende, aber tief bedeutungsvolle Witz Nestroys gewissermaßen als Einheit wahrhaft gigantisch entgegen — und einzelne Satiren, z. B. „Die Freiheit in Krähwinkel" sind, wie Sie selbst hervorgehoben haben, großartig; aber um diese ganz würdigen zu können, muß man die Wiener Revolution mitgemacht haben, welche er in nuce parodiert — oder besser gesagt kopiert. Ein edler Geist war er nun freilich nicht; vielmehr eine kolossale Spottgeburt aus Dreck und Feuer, und daher wird sein Charakterbild in der Literaturgeschichte auch beständig hin und her schwanken.

Von Nestroy zu Ebner ist ein gewagter Salto mortale — aber ich spring'!

Nun denn: Ihre beiden mir liebenswürdig übersendeten Artikel habe ich sofort verschlungen. Der erste in den Grenzboten: etwas hart und scharf; der zweite vielleicht etwas zu überschwänglich. Hier gehen unsere Urteile auseinander. Gerade das Lehrhafte und Erzieherische in den Schriften der hochbegabten Frau mutet mich bei aller Vollendung der Darstellung und trotz der wahrsten und edelsten Empfindung ein bißchen dilettantisch an. Der Künstler bildet, redet nicht (Goethe). Ich finde die Ebner am größten, ja geradezu einzig in ihren kleineren humoristischen Erzählungen. Die „Gemperlein", die „Kapitalistinnen", das sind Unica, vor ihr und nach ihr unerreicht. Die „Parabeln" hat sie mir mit ein paar herzlichen Versen übersendet; ich kannte bereits vieles daraus; einzelne Gedichte wundervoll; und Sie haben Recht, wenn Sie von „Dauer" sprechen; das kann und muß ein Hausbuch werden.

Also Sie waren in der Ausstellung und haben meine Bilder — oder besser Porträts gesehen? Das vortreffliche Ölgemälde ist von Rudolf Huber, im Jahre 1884 begonnen und ein paar Jahre später vollendet. Bei dem Michalekschen haben Sie das Milieu glücklich herausgefunden. Er hatte bei mir einmal im Winter (noch in Blansko) ziemlich spät zu Mittag gegessen, und nach Tisch, nachdem wir Kaffee getrunken und tüchtig geschnapselt hatten, zog er seine Farbenstifte hervor und warf das Bild in dreiviertel Stunden bei Lampenlicht aufs Papier. Es ist im Ganzen sehr gelungen, aber ein falscher Zug um den Mund ist darin, der mich entstellt. Auch finde ich das Bild für die Ausstellung etwas zu wüst. Nun es darin ist, soll mich die Welt immerhin im Schlafrock und „bediaduselt" kennen lernen.

Nach Wien komme ich im Sommer jedenfalls; frägt sich nur, in welchem Monat. Wahrscheinlich schon im Juni; gewiß ist es aber nicht. Sehe ich Sie also nicht mehr vor der Tübinger Fahrt, so doch nach derselben. Einstweilen wünsch ich Ihnen und Frau Sophie glückliche Reise und angenehmen Aufenthalt an der alten Stätte Uhlands.

Wissen Sie, daß in Nummer 7 der „Blätter für literarische Unterhaltung" meine „Frauenbilder" von einem Herrn Dr. Benno Rüttenauer sehr lobend besprochen wurden? Markant und interessant. Freut mich um so mehr, als ich auf Kosten des großen Brustkastenmannes W. . . . herausgestrichen werde, und zwar so wie die Natur auf Kosten der Unnatur herausgestrichen zu werden pflegt. Der Artikel ist betitelt: „Von berühmten Federn", und auch die „Margarethe" der Ebner

[illegible] Außerdem bringt das letzte Heft von „Vom [illegible] über neuere Erzähler, in welchem ich auch [illegible] Anton E. Schönbach in Graz (Professor). Sie sehen: [illegible] klagt mein Verleger über schlechten Absatz; von [illegible] habe er bis jetzt wenig gespürt. Ich glaubs dem [illegible] hartnäckig, das seh' und erkenn' ich aus so manchem [illegible] schließlich — verhungern werd' ich nicht mehr.

[illegible]

Ihr Saar.

Raitz in Mähren, 2. Juni 1892.

[illegible] scheint vorwiegend gichtischer Natur zu sein — und so [illegible] not. Aber woher nehmen und nicht stehlen. Geld sowohl [illegible] mit letzterer ist es diesmal bei mir fast schlechter bestellt, als mit [illegible] Ich habe diesen Sommer eine Masse von Besuchsverpflichtungen, [illegible] muß — und dann, ich hasse alle Badereisen (die anderen übrigens [illegible] Sie: ich bin auf dem Punkte angekommen, wo ich mich frage: [illegible] ich noch eine ziemliche Anzahl dichterischer Entwürfe in Brust [illegible] so ist es mir doch (da ich nun auch zwei ganz nette fertige Ar[illegible] Tasche habe), als sei mein Tagewerk beendet — und als habe ich [illegible] mehr zu wünschen! Si quis, tota die currens, pervenit ad vesperam satis est. [illegible] Gefühl erhabener Sicherheit hat mir Ihr Aufsatz [in der M. Allg. Ztg.] [illegible] Was Sie darin ausgesprochen haben, wollte ich einmal aussprechen [illegible] Ich verstehe zwischen den Zeilen zu lesen und weiß sehr wohl, daß Ihre [illegible] auch eine tadelnde Kehrseite hat. Aber Sie haben zugestanden, daß [illegible] österreichischer Poet von Bedeutung und von eigentümlicher Individua[illegible] — und das ist mir genug. Diese Würdigung eines Tages unbestritten zu [illegible] daran habe ich in des Wortes verwegenster Bedeutung ein Leben gesetzt. Was braucht es mehr! Und ich kann mit Anzengrubers Steinklopferhans sagen: „[illegible] kann mir g'schehn!"

Was nun Adolf Pichler betrifft, so wollt' ich schon in einem letzten Briefe einiges über ihn sagen, bin aber nicht dazu gekommen. Nun also heute. Ich ver[illegible] den Tiroler Meister seit dem Jahre 1860 — also seit 32 Jahren. Daß ich durch Übersendung meiner Schriften nicht schon längst dieser Verehrung Ausdruck gegeben, davon hat mich immer nur die Ahnung — und nicht bloß die Ahnung, sondern das Bewußtsein seines Gegensatzes, den er selbst erwähnt, zurückgehalten. Denn es ist mir zur Genüge bekannt, daß die Starken gegen die sogenannten Schwachen eine eigentümliche oft an Haß grenzende Gereiztheit empfinden, was bei den Schwachen den Starken gegenüber (wofern sie von diesen nicht geradezu tyrannisiert werden) durchaus nicht der Fall ist. So erquicke ich mich immer wahrhaft an jeder dichterischen Kundgebung Pichlers, wo immer sie mir entgegentritt. Dies bitte ich ihm gelegentlich zu schreiben und ihn meiner wärmsten Verehrung zu versichern.

Hinsichtlich der vorausgesetzten „Verschnupfung“ will ich nur, um gegenseitige Mißverständnisse möglichst aufzuhellen, noch nachtragen: Daß ich die Überschwänglichkeit“ nicht auf die Parabeln und Gedichte der Ebner (welche die überschwänglichste Überschwänglichkeit verdienen) bezogen habe, sondern auf die drei neuen Novellen, welche ich, offen gestanden, schwach finde (d. h. den Oversberg und Bettelbriefe, die dritte kenn ich nicht). „Oversberg“ ist breit und gequält; „Bettelbriefe“ sind „gesucht“. Es lebe die Wahrheit! Schönes und Schönstes ist ja genug drin — wie in allem, was diese Frau schreibt. Meyers Angela Borgia aber ist ein mißglücktes Werk. Die erste Hälfte famos — echt Meyer; in der zweiten geht ihm der epische Faden total aus (beim „Wiener Kind“ ist er mir halb ausgegangen!) Es ist gar kein Mittelpunkt in der Geschichte. Non omnia possumus omnes. (Sie sehen, ich wende heute mein ganzes GymnasialLatein auf!)

Ich sinne nun auf eine anständige Dankeskundgebung der Cottaschen Allg. (Zeitung) gegenüber. Wird mir schon was einfallen . . .

Oslawan bei Eibenschitz, 14. September 1892.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihren „deutschen“ Brief erst heute beantworte. Ich hatte soviel Schreiberei auf mir, daß ich, um ihr nur einigermaßen gerecht zu werden, den ganzen Tag am Tische hätte sitzen müssen. Ihre Reise war also eine in jeder Hinsicht angenehme und lohnende; Sie haben neue, mehr oder minder bedeutende Menschen kennen gelernt — schließlich auch Jordan in den letzten Eitelkeitsspasmen seines Alters. Nun, der erstaunlichen Arbeitskraft, die er ein langes Leben hindurch bewiesen, kann man schon etwas zu Gute halten. Und auch Pichler haben Sie noch gesehen. Seine herzlichen Grüße haben mich ungemein erfreut; ich werde ihm mein neuestes Opusculum, sobald es erscheint, übersenden. Ich selbst war die ganze Zeit über nicht unfleißig; habe allerlei fertig gemacht — allerlei begonnen; für weitere zwei Jahre ist noch Arbeit genug. Freilich sollte auch das liebe Publikum anfangen, mich zu lesen. Aber, da stinkts! Was denken Sie nun, wie hoch sich der Gewinnanteil vom Verkaufe meiner Schriften während des ganzen letzten Buchhändler-Jahres belief? Hören Sie und verhüllen Sie Ihr Antlitz: auf ganze 87 Mark und 67 Pfennige! Und das in einem Jahre, wo zu Wien zwei öffentliche Vorlesungen über mich gehalten wurden, wo Ihr Artikel in der Allgemeinen erschien — wo Müller-Guttenbrunn sein Feuilleton losließ. Ich sage nichts, als: O du mein Österreich!

Lassen Sie mich hoffen, daß Sie mit Ihrer lieben Frau sich wohl befinden — und bleiben, was bei der noch immer von Hamburg her drohenden [Cholera-] Gefahr jetzt doppelt zu wünschen ist. Tätig sind Sie in einemfort — das hat mir der rüstig und kraftvoll-knapp geschriebene Artikel über Pichler bewiesen. Hören Sie gar nichts von unserer goldenen Ebner? Nun, im November hoffe ich sie endlich wiederzusehen; wir dürften so ziemlich gleichzeitig in Wien eintreffen; denn vor Ende Oktober komme ich von hier nicht fort: kann auch für meine Arbeiten nur nützlich sein; denn in Wien komme ich zu keinem Ziele. Wie wird es mit der Vorlesung im „Verein der Literaturfreunde“ aussehen? Offen gestanden bangt mir einigermaßen davor. Ich gedenke einen neuen lyrischen Zyklus — und etwa den „Cambi“ zu lesen. Was sagen Sie dazu?

[illegible] lieber und verehrter Freund! Küssen Sie Frau Sophie die Hand und bleiben Sie Beide gewogen

Ihrem aufrichtig ergebenen
Ferdinand von Saar.

Raitz in Mähren, 7. März 1893.

Ich habe Ihnen heute Allerlei zu schreiben, was ich auf dem Herzen habe. Vor Allem will ich Ihnen sagen, daß ich nunmehr das Grillparzer-Jahrbuch vorgenommen habe. Der Essay [über Feuchtersleben] ist so fein, wie der Mann selber war, dem Sie es widmen; stilistisch und inhaltlich . . . die beiden „Aufsätze" habe ich unter Kreuzband an Sie zurückgehen lassen. Die Manen Gregorovius' werden es Ihnen danken — und die Ada [Christen] wird es gewiß auch. Ich unterschreibe jedes Wort, das Sie über sie vorgebracht, nur möchte ich beifügen, daß die Gute diesmal (und nur diesmal!) zu breit geworden ist. Meisterhafte seelische Detailmalerei, aber etwas monoton, so daß ich (ich bin allerdings ein nervös ungeduldiger Leser) hin und wieder in Versuchung kam, eine Seite zu überschlagen. Vielleicht wirkt die Geschichte [„Jungfer Mutter"] auf Andere gerade umgekehrt — und das eminente Talent bleibt unbestritten, wenn ich ihm auch jetzt weniger Tugendhaftigkeit wünschen möchte.

Inzwischen habe ich die [Wiener] „Elegien" an Adolf Pichler geschickt — und sofort lieb entgegnende Zeilen erhalten, samt einem Heftchen Epigramme — mit einer Kritik des Cottaschen [Musen]-Almanachs aus seiner Feder, worin er meiner sehr anerkennend erwähnt, indem er mich im Almanach vermißt. Werde ihm nun eingehend antworten, und hätt' ich (wie Sie später schon sehen werden) nicht gar so viel Schreiberei auf mir, so hätt' ich's auch schon getan. Seine Bücher, die Sie mir freundlich geliehen, haben das Urteil, das ich mir schon früher über ihn gebildet, bestätigt. Es ist jedenfalls ein genialer Zug in ihm, auch fehlt es ihm nicht an Darstellungskraft — aber die Gabe des „Entwerfens" ist ihm versagt. In den Anfängen immer höchst fesselnd, verpuffen seine Dichtungen im weitern Verlaufe — es kommt nichts rechtes dabei heraus. Sein eigentliches Feld ist das Epigramm und die kürzere oder längere Invective, wo es auf schlagende und treffende Verse ankommt. Trotzdem ist und bleibt der alte Tiroler ein wirklicher Dichter, vor dem man unter allen Umständen den Hut ziehen muß. Er ist gewissermaßen das Gegenstück zu Hamerling, der ja auch ein wirklicher, hervorragendster Dichter war, dem aber gerade das fehlte, was Pichler auszeichnet: Kraft, Wärme, Natürlichkeit und Reife der Empfindung (stellenweise ist diese bei ihm geradezu pueril). Aber er besaß die Gabe des „Entwurfes" in hohem, ja höchstem Grade (König von Sion), und ist seine Darstellung auch rhetorisch, so ist sie als solche doch plastisch und sehr oft geradezu überwältigend. Hamerling hatte als Dichter und Mensch den großen Fehler, daß er sich selbst und seine Schöpfungen zu wichtig nahm und das frühere „Überschätztwerden" büßt er jetzt durch „Unterschätzung". Ich bin überzeugt, daß Sie ihm, zwischen den beiden schwankenden Wagschalen stehend, gerecht werden. Daß Sie den Vortrag über ihn in der Grillparzer-Gesellschaft halten, ruft mir Ihren Vortrag im vorjährigen März in lebhafte Erinnerung — und ich danke Ihnen dafür noch heute — und in infinitum.

Raitz, 4. April 1893.

. . . Denken Sie, daß ich 30 Jahre gebraucht habe, um mich durchzusetzen. Dank meinen freundlichen Kritikern ist es gelungen. Nun haben Speidel und Pötzl dem Werk der Liebe die Krone aufgesetzt. Jeder in seiner Weise — aber jedem bin ich gleich dankbar. Nun wollen wir sehen, ob der Rest der „Elegien" abgeht; es wurden 1200 Exemplare gedruckt und in zwei Auflagen geteilt; käme eine dritte, d. h. wirkliche zweite zu Stande, dann gäb es ein Gaudium. Ihr „Feuilleton," das Sie mir als „verbrochen" ankündigen, hilft wohl aufs beste mit. Wo erscheint's denn? Ich bin recht begierig darauf.

Vom alten Pichler habe ich zwei liebe Brieflein bekommen; auch die alten „Marksteine" von ihm bekommen, deren zweite Hälfte mir ausnehmend gefallen hat. Ich halte sie (unter uns gesagt) für besser als die neuen. Es liegt mehr Schwung und innerlich bewegte Kraft darin. Daß der Mann in Tirol nicht mehr Anerkennung gefunden hat, gehört wirklich zu den Unbegreiflichkeiten. Für die übrige Welt sind Pichlers Sachen vielleicht allzu lokal, und man kann sich die geringe Teilnahme und Anerkennung wohl erklären. Vielleicht gelingt's ihm jetzt mit seinen „Totentänzen", einige Proben daraus sind vielversprechend.

Über Hubers Bild habe ich natürlich kein objektives Urteil; die Empfindung aber hab' ich, daß die Sache einigermaßen überstürzt wurde. Nun, wenn's doch nur ähnlich ist!

8. April 1893.

. . . Die andere Dame [Ada Christen] entzieht oder besser: entzog sich seit nahezu 15 Jahren meiner Kenntnis. Reichtum und literarischer Ruhm werden an und in ihr gewiß starke Veränderungen bewirkt haben — nicht zu ihrem Vorteil. Vielleicht aber klärt sich in dem Verhältnis zu Ihnen noch Manches auf. Ich selbst habe übrigens ihr gegenüber ein recht beschwertes Gewissen; denn noch habe ich ihr, außer ein paar flüchtigen Zeilen beim Empfang, noch nichts über ihre Jungfer Mutter geschrieben. Da wird sie mir höchlich zürnen — und eigentlich mit Recht. Muß trachten, die Sache gut zu machen.

Was Sie über das Feuilleton Sp.'s sagen, ist ganz richtig. Er hat jedenfalls mich am wenigsten liebevoll behandelt. Was er über die Gedichte sagt, hat mich aber sehr beglückt; nur daß er über den Novellisten schwieg, war nicht gerade freundlich — umsoweniger, als ich weiß, daß er viele meiner Novellen sehr schätzt. Der „Dramatiker" verzeiht ihm, obgleich er den J. J. [David] einen solchen genannt hat — wenn er, auch nach seinem Bauernkrieg-Stück zu schließen, keiner ist, ganz unbeschadet seiner sonstigen großen Begabung . . .

Raitz in Mähren, 29. April 1893.

Ihre letzte Kritik ist mir deshalb von hohem Werte, weil sie über die „Elegien" hinausgeht und auch mein sonstiges Schaffen in Betracht zieht. Was Sie über den „städtischen" Dichter sagen, der an „keinen Stand gebunden ist", hat mich sehr gefreut. Im übrigen möcht ich einmal selbst die Bemerkung aussprechen: daß Hamerling, Anzengruber und ich (möge man nun unsere dichterischen Begabungen wie immer abstufen) doch zusammen gehören, wie die drei Blätter eines Kleeblattes. Es hat uns

so ziemlich eine Zeit hervorgebracht (1830 bis 1840), und so verschieden auch unsere Werke von einander sind: es gibt doch eine Seite, wo wir uns berühren und ergänzen. Bettelheim, in seinem von Ihnen erwähnten Buche, sagt: daß Anzengrubers Kraft unzulänglich wurde, sobald er sich [in] einer nur etwas höheren Gesellschaftsschichte versuchen wollte; B. hätte hinzufügen können, daß dort, wo Anzengruber aufhört, ich anfange. Ich hoffe, Sie werden mich doch nicht mißverstehen. Diese Bemerkung hatte sich mir oft und unwillkürlich aufgedrängt — und es wäre mir lieb, wenn Sie die drei österreichischen Zeitgenossen einmal von diesem Gesichtspunkte aus betrachten möchten.

Was nun die „Elegien" betrifft, so wissen Sie, daß ich von ihrem Werte keine übertrieben hohe Meinung habe. Von bloßer Stimmung und Empfindung ausgegangen, sollten sie Stimmung und Empfindung erwecken. Und das ist ihnen auch bei denen, an welche sie in erster Linie gerichtet waren, auch gelungen. Dazu hat aber, wie ich glaube, die Beschränkung, die ich mir auferlegte, sehr viel beigetragen, und es war von vornherein meine Absicht, blos das Wesentlichste hervorzuheben. Bei den verschiedenen Vorlesungen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß ich gerade genug gebracht; ein paar Bilder mehr — und ich würde übersättigt haben. Alles — und noch mehr bringt das von Myrbach illustrierte Werk „Die Wienerstadt", zu dem auch ich ein Gedicht beigesteuert. Also trotz Ihres wohlmeinenden Rates kann ich an eine Erweiterung nicht denken, und das Vorhandene zu vertiefen, ist mir auch nicht mehr möglich. Zudem steht eine neue Auflage noch sehr dahin.

Der Mai ist im Anzuge — und mir steht der Auszug von hier bevor. Offen gestanden erfüllt er mich nicht mit besonderer Freude. Denn der „Fridolin" ist zwar im Brouillon fertig — um ihn aber ganz rein herauszuarbeiten, müßte ich noch 4 bis 5 Wochen vor mir haben. Also wieder eine Unterbrechung — wer weiß, auf wie lange!

Auf das Bild mit seiner literarischen Umrahmung freue ich mich ungemein. Zum ersten Male, daß mir eine solch' hohe Auszeichnung zuteil wird! Exempla trahunt!

Auch ich habe von der Ada [Christen] einen sehr lieben Brief erhalten. Sie schreibt nun gleich drei Dramen auf einmal!

Döbling, 11. September 1893.

. . . Rüttenauer ist wirklich (er verzeihe mir das banale Wort!) ein reizender Mensch. Der ist noch einer, der an der blauen Blume gerochen hat; das beweisen seine Schriften, durch die ein voller Hauch der Romantik geht, und welche trotzdem nicht unmodern sind. Sie stehen den Grimmschen Märchen nicht allzufern. Hoffentlich haben Sie Ihre Arbeit an diesen glücklich vollbracht.

Bei uns im „goldenen Hause" (so hab ich es einst getauft) sieht es eigentlich recht traurig aus. Frau Josefine [von Wertheimstein] ist mit starker Grippe teils zu Bett — teils schleppt sie sich so hin — und ihre Tochter ist gestern nach Aussee abgereist. Die Mutter hat bereits darauf verzichtet, Döbling zu verlassen. Es ist hier kalt, frostig und stürmisch — und aus dieser verfrühten Herbstesstimmung heraus ruf ich Ihnen zu: auf baldiges Wiedersehen!

Raitz in Mähren, 2. März 1894.

Mich mit meinem „Fridolin“ in den ärgsten und entscheidensten Geburtsqualen windend, hab' ich es unterlassen, Ihnen auf Ihre letzten Mitteilungen zu antworten . . .

. . . Das Nissel-Thema (9. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft) ist überhaupt ein schwieriges. Es läßt sich sehr viel für und gegen sagen, so mitten durch kommt man bei diesem Dichter nicht leicht, der eine ganz besondere und auch gewaltige dramatische Begabung hatte, der aber, nach Uhls trefflichem Ausspruch, im Jünglingsalter stecken geblieben ist. Das ist das tragische Schicksal fast aller Frühreifen. Wer mit 14 Jahren eine der Form nach tadellose Tragödie schreibt, wird es später nicht weiter darüber hinausbringen. Ich kenne noch einen zweiten solchen Unseligen, und man möchte weinen, wenn man sieht, wie sich da die edelsten Kräfte nutzlos aufzehren. Die Manen Nissels werden es Ihnen danken, daß Sie einen so warmen und schönen Artikel über ihn geschrieben, der sich unter allen Umständen im Jahrbuch sehr gut ausnimmt.

Das gerade Widerspiel Nissels ist unsere Ada [Christen], deren dramatischen Mißerfolg [von „Wiener Leut“] ich dunkel vorgeahnt hatte. Sie ist ein Genie, gelernt hat sie aber nichts; wo sie nicht instinktiv trifft, haut sie daneben — und zwar sehr weit. Sie hätt' halt wieder den alten Ferdl als Ratgeber gebraucht. Nun, sie wird die Scharte schon auswetzen (die ihr niemand hoch anrechnet). Wenn Sie sie sehen, vermelden Sie ihr herzliche Grüße. Sobald ich die Finger nur einigermaßen frei habe, schreib' ich ihr.

Ein wahres Gaudium war mir das Feuilleton der Ebner [über Betty Paoli]. Innig, volltönig — ganz sie selbst. Die kann's!

Raitz, 5. Juni 1894.

. . . Mit meiner „Erzählung in Versen“ [„Die Pincelliade] bin ich doch nicht ganz fertig geworden. Ich würde jetzt noch 4 bis 6 Wochen vollkommen seelische und geistige Ruhe brauchen, um sie zu beenden. Diese Ruhe aber kann ich jetzt, da ich bereits mit einem Fuß in Wien stehe, nicht mehr finden. So mag denn die Sache einstweilen um so mehr auf sich beruhen, als an eine sofortige Veröffentlichung ohnehin nicht gedacht werden konnte. Ich habe hier Töne — oder besser gesagt einen Ton angeschlagen, den man bis jetzt nicht von mir gehört hat.

Rüttenauer's „Unmoderne Geschichten“ habe ich mittlerweile gelesen. Sie haben ein feines geistiges Arom und sind sehr fein empfunden. Besonders gefallen hat mir die letzte: „Der Kampf mit dem Marmorbilde“. Da ist das Zeitkolorit sehr gut getroffen; es weht einem daraus die italienische Luft entgegen. Vielleicht durch C. F. Meyer angeregt, ist [mir] diese Erzählung lieber als die etwas gekünstelten und geschraubten Vorbilder: „Versuchung des Pescara“, „Angela Borgia“. Sehr ergötzt hat mich auch der „schöne Palus“ in der kleinen Geschichte „Der Teufel in der Christnacht“. Da ist ja unser schöner Paul Heyse aufs allerfeinste getroffen . . .

30. November 1894.

. . . Sehr bedanken kann sich bei Ihnen Herr Edler. Dieser „Erdmann“ ist wirklich ein Sprachkünstler und er weiß mit Worten zu malen wie keiner. Doch

fehlt seinen Sachen eine gewisse treibende Kraft, ein lebendig beweglicher Kern. Man muß von guten Eltern sein, um den „schwarzen Tod“ und die „Justina“ mit Behagen zu Ende zu lesen; ich bin nicht von so besonderer Abkunft und will nur gestehen, daß ich bei der Lektüre etwas ungeduldig geworden bin . . . Und da sieht man, was für Qualitäten zusammentreffen müssen, um ein Werk so recht genießbar zu machen. Es ist zum Verzweifeln.

31. Dezember 1894.

. . . Glaubs, daß K. E. Edler gerührten Dank sprach. Sie haben ihn auch verdient. Er selbst ist einer jener Unglücklichen, deren Schriften Caviar bleiben — und nicht allein fürs Volk . . . Gefreut hat's mich auch, daß Sie Adlers erwähnten. Aber du mein Gott Lyrik! Man wird trotzdem und alledem nicht gelesen, das spür ich an mir, und ich hab' doch „Amüsantes“ geboten. Weiß schreibt: Ihre Schriften finden stetigen — aber langsamen Absatz. Nun denn: ich bin zufrieden.

Diese „Nissel“ sind in der Tat eine Unglücksfamilie, Großvater, Vater und Sohn verfehlte Ehen. Der junge hat auch wahnsinnig geheiratet. Ein bildschöner junger Mensch mit etlichen 20 — eine weit ältere Person, die, so viel ich gesehen, nicht einmal hübsch war. Der Himmel hat mich in früheren Jahren vor solcher Torheit bewahrt. Ihre Besprechung der „Dramen“ war ganz ausgezeichnet, auch mir ist „Dido“ stets das Liebste gewesen. Die anderen sind zu breit. Aber ein ganz merkwürdiges dramatisches Talent war es doch: hätte Großes leisten können, wenn ihm nicht Geschmack versagt gewesen wäre. Daran lag's!

Recht sehr verpflichten würden Sie mich, wenn Sie mir Widmanns Novelle in Versen (Jung und Alt) auf einige Zeit leihweise übersenden wollten. Möchte den Mann doch wohl kennen lernen.

Schloß Habrovan bei Neu-Rausnitz, Mähren, 26. Oktober 1895.

Seit 10 Tagen sitz' ich in Habrovan. Wohl versorgt und aufgehoben. Zwei behagliche Zimmer, liebenswürdige Wirte, herrliche Musikabende (Karoline Gomperz-Bettelheim!) angenehme Mitgäste — Herz, was begehrst du mehr!

Hinsichtlich der „Pincelliade“ noch ein Wort. Hätten Sie mir (was ich eigentlich erwartet hatte) frisch und fröhlich zugerufen: „Lieber Freund, ins Feuer damit!“ so wäre ich ganz zufrieden gewesen und hätte ohne weiteres beigestimmt. So aber hatten Sie eine wahre Leichenbittermiene vorgenommen, als wäre irgend ein entsetzliches Unglück passiert. Das war mir etwas zu viel. Nun, man kann niemandem vorschreiben, auf welche Art er sich aussprechen soll — das Facit ist: ex für immer. Werde was Neues, hoffentlich besseres machen!

Bis Ende November denke ich hier zu bleiben; kommt nicht etwa Krankheit dazwischen, bin ich im Dezember (vielleicht auch im Jänner) wieder in Wien. Bis zum Widersehen rufe ich Ihnen, Frau Sophie und den lieben „Sterzeln“ herzliche Grüße und Wünsche zu.

In alter Ergebenheit Ihr

Saar.

Raitz, 30. April 1896.

Daß Ihnen das „Requiem“ so gefallen hat, war und ist mir eine große Herzensfreude. Ich gestehe, daß ich es selbst für eine gelungene Arbeit halte, wenn sich auch, wie fast gegen alles, einiges wird dagegen sagen lassen. Allerdings bin ich mir selbst Modell gestanden, wie ich denn nie ohne Modelle arbeite, wenn ich sie auch nicht bloß abklatsche, sondern (das Zeugnis müssen Sie mir geben) bis in die Fingerspitzen hinein erfasse und darstelle. Freilich drängt sich dabei das „Memoirenhafte“ mit einer Art Notwendigkeit vor; denn nur auf diese Art kann ich mir die Leute (und auch die Dinge) so nahe bringen, daß mir nichts entgeht. Damit scheint denn auch oft die Freiheit der Erfindung aufgehoben und das Kunstwerk zu einem bloßen „Bekenntnis“ oder zu einer „Erinnerung“ herabgedrückt — und der Leser empfindet manchmal recht unangenehm das subjektive Hervortreten des Autors, wodurch dieser oft in den Verdacht selbstgefälliger Eitelkeit gerät; eine Eigenschaft, welche ihm, wie Sie wissen, nicht anhaftet. Die meisten meiner Novellen werden leider erst nach meinem Tode rein genossen werden können — wenn man da überhaupt noch etwas von meinen Schriften genießt.

Zur Venediger-Reise gratuliere ich nachträglich. So was frischt den Menschen auf — und nun gar den Schriftsteller. Ich selbst war schon als ganz junger Leutenant dort, in welcher Eigenschaft ich mich freilich mehr um die fremdholden puellae, als um die Kunstschätze und Kunstbauten kümmerte. Der Sinn dafür ist erst später in mir erwacht; auch war ich damals als sogenannter Quartiermacher dienstlich aufs äußerste in Anspruch genommen.

Ihre literarische Regsamkeit nach allen Seiten hin ist höchst erfreulich, und es war edel von Ihnen, daß Sie mich diesem Herrn Biese [„Das Naturgefühl in der deutschen Dichtung“] unter die Nase gerieben haben. Wird freilich nicht viel nützen, denn die Leute sind nun einmal für mich blind. Und da von übelwollender Absicht keine Rede sein kann, so kann hier nur eine geheimnisvolle innere Notwendigkeit obwalten, die ich eben als mein Schicksal über mich ergehen lassen muß.

Morgen ist der 1. Mai. Möchten Sie ihn fröhlich im Kreise der Ihren, die ich herzlich grüße, zubringen. Damit ist nun auch gewissermaßen der Sommer eröffnet — und werde ich auch Wien wieder näher gebracht. Ganz nahe noch nicht: denn es heißt noch arbeiten.

Die „Schwindbriefe“ [im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“] sind entzückend, durch Ton und Inhalt im Allgemeinen — und durch die ergreifenden Äußerungen über Frau v. Wertheimstein im Besondern. Franzi [deren Tochter] wird ihre Freude daran haben. Im übrigen ist sie aber sehr verstimmt und mißmutig.

Und nun ein herzliches Glückauf von Ihrem alten

Saar.

Feuilleton.

Volkstracht und Mode.

Volkstracht und Mode sind Antipoden. Man glaubt wenigstens, daß sie es sind. Die Mode — das revolutionäre, die Volkstracht — das konservative Element. Die Mode — städtisch, die Volkstracht — agrarisch. Es ist wie in der Politik. Die Mode, immer links, ist kapitalistisch, die Volkstracht, nach rechts gravitierend, ist mehr sozial. Sind's nicht Gründe genug, uns die Volkstracht sympathischer zu machen?

Auch der Künstler wird ohne genauere Prüfung geneigt sein, der oft so malerischen und farbenprächtigen Volkstracht den Vorzug vor der städtischen, d. h. internationalen „Toilette" zu geben. Ist es doch längst nicht mehr die Schönheit allein, nach der die Tracht des Städters (und vor allem der Städterin!) strebt. Es ist auch das Verlangen nach Luxus. Ein antisoziales Empfinden also.

Der Bauer ist konservativer. Und sparsamer. Wirtschaftlicher. Der städtische Begriff der „Gesellschaft" ist ihm Hekuba und worauf er mit dem Kosenamen „Stadtfrack" hinzielt, das wird wohl auch vor allem die Toilette sein . . .

„Glückliches Landleben!" denken wir. Da gehen die Leute noch ohne Luxus. Wie in Uniformen ohne Distinktionen. Sie sind eben noch nicht mit dem Protzbazillus durchseucht. Einer sieht wie der andere aus. Wahrhaftig: die soziale Frage steckt in den Kleidern des Städters und ist nur mit dem Bauernkittel auszutreiben . . .

Ich wiederhole: So denken wir. Geht man der Sache allerdings etwas näher auf den Grund, so macht man Erfahrungen, die Volkstracht und Mode in ein etwas anderes Verhältnis zueinander stellen. Man bemerkt, daß das Wesen der Volkstracht noch viel zu wenig studiert worden ist. Vor allem zu wenig vom Gesichtspunkt der Massenpsychologie und der Wirtschaftsgeschichte.

In Wien hatten wir kürzlich Gelegenheit hierzu. Anläßlich des Huldigungsfestzuges bekamen wir Landleute aus den verschiedensten Ländern und in den verschiedensten Gewändern nebeneinander zu sehen. Volkstracht neben Volkstracht! . . . Die eine von malerischer Schönheit, die andere von abgeschmackter Unkleidsamkeit. Im Grunde war es nicht nur ein Nebeneinander, sondern trotz der Gleichzeitigkeit der Trachten auch ein zeitliches Nacheinander, das sich dem Auge entrollte. Dem historisch geschulten Blick wenigstens konnte es nicht entgehen, daß vieles, was da als geographische und ethnographische Besonderheit auftrat, nur verschiedene Stufengrade des Zurückbleibens hinter der städtischen Tracht darstellte: 10, 8, 5, 2 Jahrhunderte, 100, 50, 30, 20 Jahre Rückständigkeit — das ist gewöhnlich das ganze Geheimnis. Ja — oft ergibt sich das Drollige, daß als „nationale" Eigenart in der Kleidung gerade dasjenige ausgegeben wird, was der Kostümkundige quellenmäßig aus mittelalterlichen oder späteren Chroniken als importierte fremde, beziehungsweise internationale Städter- und Rittertracht nachzuweisen in der Lage ist. Welch eine Entwicklung der sonstigen Kultur liegt nur z. B. zwischen der Zeit des mittelalterlichen Gretchenkostüms (dessen verschiedene Varianten in manchen Gegenden noch immer die Tracht der Bauernmädel beeinflussen) und den bei oberösterreichischen Bäuerinnen bereits zur Volkstracht gewordenen Changeant-Seidenkleidern, deren Grassieren in den Städten ja kaum 20 oder 30 Jahre zurückliegt!

Ich habe die Gelegenheit benutzt, die verschiedenen Nationalitäten, die uns der Festzug nach Wien brachte, ein wenig über ihre Trachten auszufragen. Nicht vom Standpunkt des Reporters, sondern von dem des vergleichenden Forschers. Vor allem auch nach wirtschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten. Dabei wurde mir immer klarer, daß schöpferische Phantasie eigentlich bei Volkstrachten kaum in Betracht kommt. Auch von wirklich bodenständigen Trachtenformen, ich meine von einer Kleidung, die mit der Sprache des betreffenden Stammes gleichaltrig und gleich volkstümlich ist wie diese, kann nicht gut die Rede sein. In der Kleidung sucht vielmehr jedes Volk zu kopieren. Und es kopiert, bis es — zu arm ist, um noch Schritt halten zu können. Die jeweilige Tracht zur Zeit der wirtschaftlichen Verschlechterung hat dann Aussicht, bis zur Zeit des nächsten wirtschaftlichen Aufschwungs die „Volkstracht" zu supplieren. Gerade die ärmsten Völker haben daher die ältesten Volkstrachten.

Leicht begreiflich, daß das in Österreich die Slawen sind. Weniger die Südslawen, die zur Zeit ihrer politischen Blüte und Selbständigkeit orientalischen Luxus zu kopieren suchten und daher — wie z. B. die schlanken Dalmatiner — auch heute noch in ihrem Sonntagsstaat an das türkische Vorbild gemahnen. (Ähnlichen Einfluß zeigt die ungarische Tracht!) Um so deutlicher sind die Anzeichen für das hohe Alter der Volkstracht bei den Nordslawen, vor allem des Nordostens, insbesondere bei den Ärmsten der Armen, den Ruthenen, Huzulen und Slowaken, deren Tracht ja stellenweise bis nach Mähren hinein getragen wird und durch die in der ganzen Welt herumziehenden Rastelbinder allgemein bekannt sein dürfte. Die zu dieser Tracht gehörigen ärmellosen und kurzen, pelzverbrämten Juppen oder Janken (Talare) wäre man beinahe versucht für eine original-slawische Tracht zu halten, wenn nicht die Erinnerung an das mittelalterliche Ritterkostüm dem eigentlichen Ursprung näher zu kommen schiene. Ebenso wäre man leicht geneigt,

die bunten Kopftücher, die in der Bukowina auch die männlichen Lippowaner (Großrussen, es sind gewöhnlich Obsthändler!) tragen, für national anzusehen, wenn nicht der orientalische Einfluß klar wäre. Wie alt schließlich die kniefreien Reifröcke und sonstigen Eigentümlichkeiten der von Wiener Ammen her bekannten mährischen Hanakinnen sind, ist auch schwer zu entscheiden. Ein wirklich stabiles, über Modevariationen erhabenes Prinzip ist eigentlich nur jenen Volkstrachten eigen, die bestimmten Lebensverhältnissen angepaßt sein wollen. Es genügt der Hinweis auf die nackten Knie des bergsteigenden Tirolers oder auf die prall sitzenden Beinkleider des reitenden Magyaren. Hier entscheidet eben Bedürfnis und nicht Geschmack.

Sollte also die Volkstracht im großen und ganzen nichts anderes sein als der Nachtrab in der großen Eroberungsarmee der Frau Mode?

Fast laut hatte ich die Frage vor mich hingesprochen. Da war ich bei meinem Rundgang durch den Prater (dort lagerten nämlich die „Völker" und Kostümträger Österreichs) bei den Schlesiern angelangt. Kräftige Männergestalten in einer Art Biedermeierkostüm, allerliebste Mädchen mit den holländischen ähnlichen Häubchen. Fröhlich und heiter tanzten sie auf der Wiese. Eine intelligent aussehende ältere Dame saß allein seitab an einem Tische. Ich gesellte mich zu ihr und fand das liebenswürdigste Entgegenkommen.

Ob sie daheim noch die Volkstrachten trügen? frage ich.

„Jetzt?" erwidert sie lachend. „Ach nein. Wir kleiden uns nach der Mode. Vor 30 oder 40 Jahren ging man so in Schlesien. Seitdem erben sich bei den Bürgerlichen die Volkstrachten fort, wie bei den Adeligen die Ahnenbilder. Heute haben wir unsere Ahnen lebendig gemacht. Ich z. B. trage das Hochzeitskleid meiner Großmutter".

„Das ist ja entzückend," sag' ich. „Aber ich sehe so viele verschiedene Arten von Trachten durcheinander. Stammen die aus verschiedenen Zeiten?"

„Teilweise. Die wesentlichen Merkmale allerdings kennzeichnen Standesunterschiede."

„Wie?" (Ich traute meinen Ohren nicht). „Äußerlich in der Kleidung charakterisierte Standesunterschiede? . . ."

„Natürlich, dieses mein Häubchen z. B., am Halse S-förmig geschweift, bezeichnet die verheiratete Frau. Dort die kreisförmigen Häubchen werden nur von Mädchen getragen. Und dann die Goldhaube dort, die bezeichnet die Großbäuerin. Das Mädchen neben ihr in der prächtigen Tracht ist die Tochter des Großbauern. Daneben sitzt er selbst. Der mit der reichen Weste. Neben ihm in der armseligen Kleidung, das ist der Knecht. Die Mädchen, die keine Hauben, sondern bloß weiße Kopftücher haben, das sind Mägde. Sie haben ja auch keine geblumten, sondern nur einfärbige Kleider. Dort links, sehen Sie, das ist eine reiche Braut mit dem großen Brautschmuck im Haar, dort rechts, da haben sie eine gewöhnliche Braut. . . ."

„Sie lesen ja den Leuten ihr Vermögen von den Kleidern ab?"

„Natürlich. Das sind ja strenge Kleidungsvorschriften für jeden Stand gewesen. Da mußte sich ein jeder nach seinem Range kleiden . . . Gottlob, daß es vorbei ist."

Wir reichen uns die Hände. Sie ging zu den Tanzenden. In Gedanken versunken sah ich ihr nach; es war mir, als ob dort in den Kostümen der alten Zeiten lauter Fragezeichen über den Rasen hüpften. Dr. Viktor Lederer.

Rundschau.

2. Juli. 99. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Mehreren Anträgen wird die Dringlichkeit versagt.

3. Der Wiener Gemeinderat nimmt gegen den Unterrichtsminister wegen Anerkennung der Abgangszeugnisse der tschechischen Komensky-Schulen in Wien in schärfster Weise Stellung. — 100. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Ablehnung weiterer Dringlichkeitsanträge.

4. Infolge eines Blitzschlages kommt es im Petroleumrevier in Boryslaw zu einem großen Brand.

6. Enquete über die gesetzliche Regelung des Baurechtes in Wien. — 101. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem sozialdemokratischen Antrag, betreffend die Reform und den Ausbau der Altersversicherung wird einstimmig die Dringlichkeit zuerkannt.

7. Die britische Eskader lauft Triest an. — 102. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Antrag, betreffend die Altersversicherung und ein Antrag, betreffend die Verwendung von weißem Phosphor werden im Dringlichkeitswege angenommen.

8. Das Ministerium für öffentliche Arbeiten beginnt seine Amtstätigkeit. — 103. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Dringlichkeitsantrag, betreffend Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in einigen Landtagen wird abgelehnt. — Der Finanzminister legt einen Gesetzentwurf über die Reform der Gebäudesteuer vor.

9. Die englischen Vizeadmirale Drury und Prinz Battenberg treffen als Gäste des Kaisers in Ischl ein. — 104. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Regierung wird im Dringlichkeitswege aufgefordert, die Arbeiten zum Bau des Donau-Oder-Weichsel-Kanals im nächsten Jahre zu beginnen.

10. Das ungarische Abgeordnetenhaus vertagt sich bis 22. September. — 105. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Rekrutengesetz wird angenommen.

12. In Deutschböhmen finden zahlreiche Protestversammlungen gegen die fortschreitende Benachteiligung der deutschen Beamten und der deutschen Sprache statt.

13. Minister Prade bietet dem Ministerpräsidenten seine Demission an. — Allslawischer Kongreß in Prag. — Dr. Michael Milicevic (geb. in Wien 1869), serbischer Gesandter in London †. — Beginn der olympischen Spiele in London.

*

Ein Vorläufer Zeppelins. In der Geschichte der Luftschiffahrt darf ein Name nicht

vergessen werden, der vor 100 Jahren als der eines glücklichen Erfinders allgemein genannt wurde. Jakob Degen hieß der Mann, der 1808 in Wien seine ersten Versuche mit einer von ihm erfundenen Flugmaschine machte. Von Geburt ein Schweizer, kam er 1766 nach Wien, um in der „Schweizer Bandfabrik“ in Penzing als Arbeiter Aufnahme zu finden. In seinen freien Stunden befaßte sich Degen mit dem Studium der Mechanik, das ihn derart fesselte, daß er seinen Beruf aufgab, um Uhrmacher zu werden. Nebstbei beschäftigte er sich mit der Konstruktion einer Flugmaschine, wofür er seine ganzen Ersparnisse aufopferte. Endlich 1808 war seine Erfindung so weit gediehen, um öffentlich einen Versuch wagen zu können. Die Proben fanden im Universitätssaale und in der k. k. Reitschule statt und gelangen auch zur Zufriedenheit der Sachverständigen. Nun sollte die Maschine mit einem Luftballon in Verbindung gebracht und der Aufflug im Freien, und zwar im Prater unternommen werden. In seinem Gesuche um die behördliche Bewilligung, bemerkt Degen, daß so lange solche Versuche zwischen vier Mauern vorgenommen werden und die Maschine an einem festen Punkte angeheftet bleibe, es nicht möglich sei, eine willkürliche Lenkung in horizontaler Linie zu versuchen. Dieser Umstand habe ihn auf die Idee gebracht, seine Flugmaschine mit einem Luftballon in Verbindung zu setzen. Es sei ihm mit der äußersten Anstrengung gelungen, dieses Experiment zu vollführen. „Der Luftballon“ — heißt es in diesem Schriftstücke — „ist mit aller möglichen Vorsicht und Genauigkeit verfertigt worden und kann nicht so viel Gewalt haben, daß er durch die Kraft seines Auftriebes das Gewicht des Lenkers samt der Flugmaschine zu überwiegen vermöchte. Dadurch wird ein zweifacher Vorteil erreicht: 1. daß die Gewalt des Auftriebes die Maschine im Gleichgewicht hält und ein Umstürzen derselben unmöglich macht; 2. daß mehr Kraft auf die horizontale Direktion der Maschine verwendet werde.“ Schließlich bittet Degen „in Erwägung des Verdienstes, daß er als Deutscher der erste Erfinder dieser Maschine sei, und in Erwägung seiner Verhältnisse, da er aus Liebhaberei für diese Erfindung sein Gewerbe hintangesetzt und sich in Schulden gesteckt habe, ihm die gnädigste Bewilligung zu erteilen, daß er einen Flug mit der von ihm erfundenen Maschine in Verbindung mit einem Luftballon öffentlich im Prater gegen Bezahlung unternehmen und solchen ankündigen dürfe.“ Die Sachverständigen sprachen sich für die Bewilligung dieses Versuches aus. Der Professor der Mathematik Lukas Eder erklärte, es sei kein Grund vorhanden an dem erwünschten Erfolg zu zweifeln; vielmehr sei es nach allen mechanischen Gesetzen wahrscheinlich, daß Degen nicht allein als Erfinder der Flugmaschine, die durch einige Verbesserungen bis zum Steigen ohne Gegengewicht gebracht werden könne, sondern auch als der Erfinder der bisher so oft und immer vergeblich versuchten Direktion des Luftballons vor der Welt erscheine. Die Nachwelt möge diese erste Erfindung zur Vollkommenheit bringen. Wozu die einmal erfundene und praktikabel gemachte Direktion des Ballons dem Menschengeschlechte dienen werde, sei eine Sache, die zur Zeit ebensowenig vorausgesehen werden könne, so wenig der erste Schiffer auf seinem ausgehöhlten Einbäumler voraussehen konnte, wozu die Schiffahrt dem Menschengeschlechte dienen werde. Ein anderer Sachverständiger, der Direktor des physikalischen Kabinettes, Joh. Christoph Stelzhammer, bezeugte, daß er selbst bei Verfertigung des Ballons zugegen war, der von dem Künstler und seinen geschickten Arbeitern so vollendet wurde, daß man zur Sicherstellung gegen gewöhnliche Gefahren nichts weiter fordern könne. Auch der Professor der Physik und Mechanik an der Wiener Universität Remigius Döttler bestätigte, daß Degens aerostatischer Ball nach allen Regeln der Kunst, mit gehöriger Vorsicht und äußerstem Fleiß verfertigt worden sei. Da sich die Sachverständigen so günstig äußerten, wurde Degens Bitte dem Kaiser Franz zur Entscheidung vorgelegt. In dem Vortrage an den Kaiser wurde Degens seltenes mechanisches Talent und sein rechtlicher, wie auch patriotischer Charakter gerühmt. Die Erfindung habe im Inlande wie im Auslande um so mehr Aufmerksamkeit erregt, als sich diese Maschine vor allen ähnlichen, welche früher schon erfunden worden waren, durch einen ebenso einfachen als künstlichen Mechanismus auszeichne. Degen habe sein ganzes Vermögen auf diese Erfindung gewendet und sei in Gefahr ein Opfer seines unerschütterlichen Enthusiasmus für die Kunst zu werden, wenn die Bewilligung nicht erfolge. Auf diese warme Fürsprache hin genehmigte Kaiser Franz die Bitte unter der Bedingung, daß vorher eine Probe stattfinden sollte, bei welcher Degen die Maschine zu besteigen und die Lenkung zu beweisen habe.

Es war in den letzten Oktobertagen, als sich die Nachricht von der kaiserlichen Bewilligung in Wien verbreitete und mit Spannung wurde dem Tage entgegengesehen, an welchem Degen den Aufflug unternehmen werde. Am 13. November nach 11 Uhr vormittags wurde an allen Ecken der Stadt und in den Vorstädten durch Plakate angekündigt, daß Degen um 1 Uhr nachmittags auf dem Feuerwerksplatze aufsteigen werde. Trotz der Kürze der Zeit strömte das Publikum scharenweise in den Prater, um Zeuge dieses Ereignisses zu sein. Um 2 Uhr endlich erschien der Luftschiffer, stürmisch begrüßt; unter Zurufen der staunenden Menge stieg er, vom Ballon nicht gehoben, sondern bloß unter-

stützt, durch die Bewegung seiner Schwungflügel empor. Er flog vorwärts, rückwärts, seitwärts und senkte sich nach Belieben. „Das Publikum" — so heißt es in einem Berichte — „jauchzte ihm Beifall zu, und jedermann kehrte mit dem frohen Bewußtsein nach Hause, daß abermals ein Deutscher eine neue Kunst erfunden habe." Auch ein zweiter Versuch, am 15. November, fand großen Beifall, befriedigte aber den Erfinder nicht, da er seinen heftigsten Gegner — den Wind — nicht zu bezähmen vermochte. Jahre vergingen, während welcher Degen unentwegt an der Verbesserung seiner Maschine arbeitete. Gelänge sie, wolle er nach Paris und sich daselbst neue Lorbeern holen. Aber statt Freude erlebte er dort nur bittere Enttäuschung. Man verlachte und bespöttelte ihn und tief betrübt kehrte er nach Wien zurück. Dem Traum einer glänzenden Zukunft folgte ein jämmerliches Erwachen. Verbittert gab er jegliche Hoffnung auf. Aus seiner bedrängten Lage wurde er erst später gerettet, als er eine Anstellung als Werkmeister bei der Nationalbank fand.

Ein Jahrhundert nach Degens Versuch ist das Problem des lenkbaren Luftschiffes gelöst worden. Und darum seien diese Zeilen dem Andenken eines Mannes gewidmet, der vor 100 Jahren dieses Ziel angestrebt hat.

*

Gute Manieren beim Naturgenusse. Die wahre Liebe zur Natur hat nur, wer in steinernen Häusern sich nach ihr sehnt. Wer sie täglich umfängt, für den ist sie selbstverständlich und der weiß mit ihr umzugehen, ohne gedruckte Anweisung. Er dankt ihr die von Kindheit an gewohnten Freuden der freien Bewegung und die Wonnen ruhig wechselnden Sinneneindrucks und er nimmt all dies mit den heftig saugenden Instinkten hin, die von den Qualen der Sehnsucht und den Wonnen der Erinnerung nichts wissen. Erst der gefühlvolle Stadtmensch, der das Glück der Muskelfreiheit und des Nervenfriedens entbehrt, tritt in ein tieferes, in ein erotisches Verhältnis zu den weiten Feldern, den geheimnisvoll rauschenden Wäldern und Gewässern. Ein jedes Stück Großstadtrasen, jeder Vogelbauer zwischen Blumentöpfen ist ebenso Zeugnis dieser romantischen Liebe, wie Vergils Eclogen, das Lehrgedicht des alten Haller und die mit der Kultur ins Gericht gehenden Systeme Rousseaus und Nietzsches. — Ein Feuilletonist darf selbst über die Firnen des Menschengeistes so hinüberhuschen, er darf Psychologie in ein paar Sätze vergröbern und weitereilen. —

So halten wir also mit einem Sprunge im Großstadtfrühling und bei den schlechten Manieren dieser armen Menschen, die so lange vom weiten Horizonte, von allem unschuldigen Wachstum, das nicht plappert und nicht erzogen werden muß, abgeschnitten waren und nun dies alles ungestüm, ausgelassen, mit grob zutappenden Händen an sich pressen. Wie wird der karge Gottesmantel, der an das steinerne Gefängnis streift, gezerrt und von schweren Füßen betrampelt! Wie werden in rascher Besitzgier die Blumen mit der Wurzel herausgewürgt, die Zweige und Äste beknipst, daß dies Stück Natur, dem doch die üppige Urkraft der weiten Haide, des tiefen Waldes fehlt, bald aus vielen kleinen Wunden blutet und sich nach leichten Schritten sehnt und nach Augen, die sanft zu umfangen wissen.

„Was allen gehört, gehört keinem!" sagte einmal Jean Hardouin, als er über die sonntägliche Verwüstung des Bois de Boulogne sprach und er wollte damit exemplifizieren, daß die Menge noch immer unreif sei, ihre kleinste Freiheit selbst zu verwalten. Bei uns wieder hat sogar ein Bezirkshauptmann mit einem Erlaß für die Blumen des Wiener Waldes eintreten müssen, nachdem Kürnberger und Schöffel das stärkere Geschlecht der Bäume vor der Gier der Spekulanten gerettet haben. Es ist traurig, aber wahr: Die wenigsten fühlen, daß die Natur, die zum Glück noch nicht ganz eingezäunte und vermanerte, ein Gemeingut ist, daß das lebendige Wachstum in seinem natürlichen Rahmen am schönsten ist! Großstadtnatur braucht ja kein Stadtpark zu sein, in dem ein jeder steif spaziert, wo ein jeder Schritt vom Wege einen Wächter herbeizieht. Bei den Kindern gehört es sogar zum Genuß, nicht allzu wehleidig gegen Blume und Zweig zu sein; sie haben die Bewegungstriebe und die Zerstörungslust kleiner, allzu lange eingesperrter Tiere. Aber die Erwachsenen sollten auf den Sportplätzen, nicht auf ihren Spaziergängen im engen Umkreise einer großen Stadt — je größer die Stadt, desto enger ist im Verhältnisse ihr grüner Gürtel — sich das Feld ihres sehr begreiflichen Übermutes suchen.

Ich möchte gerne von den schlechten Manieren in der Natur sprechen, die den Nebenmenschen unvermittelt treffen. Aber es wird mir schwer, unter den hundert Geschmackskollisionen, die ich als Lustwandler und Tourist zu erleiden hatte,

„Österreichische Rundschau", XVI., 3.
Redaktionsschluß 28. Juli 1908.
Ausgegeben 1. August 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy.
Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

einiges herauszusuchen, was den besseren Teil des Publikums sofort auf meine Seite zieht. Vielleicht ist es am ehesten jene fettig-laute Anerkennung des Naturreizes, die der Philister liebt und die den tieferen und ruhigeren Bewunderer stört. Er, der stolz darauf ist, daß „die grienen Beeme", die ihm nichts tragen, ihn doch begeistern, hat in allen Sprachen eine Anzahl toter seelenloser Höflichkeitsformeln für die Natur geschaffen. Auf der Terrasse des Capucino in Amalfi kann einen das „How beautiful!" der englischen Miß und in deutschen Gauen wieder die deskriptive Bewunderung des gründlichen Mannes aus allen Himmeln reißen. Und in deutschen Gauen können es noch die Gesangvereine, die das liebliche Piano der Wälder zunichte machen, und bei uns das Gebrüll der Naturburschen, die den Gassenhauer der letzten Posse auf die ruhigen Triften tragen. Und weiter gibt es Menschen, die so boshaft sind, daß sie geflissentlich den Weg derer kreuzen, die Arm in Arm geschlungen, mit glänzenden Augen im Walde wandeln. . . . Ja, ich glaube, es gibt unzählige und unaufzählbare Manierlosigkeiten beim Naturgenusse und im Grunde genommen nur eine Art von Anstand im Urwald und im Salon. Philipp Frey.

*

Frau J. Overbeck ersucht uns um Aufnahme nachstehender Erklärung: „Im zweiten Maiheft der „Österreichischen Rundschau" versieht Herr Bernard Scharlitt „Ungedruckte Briefe Friedrich Nietzsches" mit eigenen Anmerkungen. In der mir gewidmeten (S. 285*) zitiert er in Anführungszeichen Worte Nietzsches als an mich gerichtet, die sich in den von mir empfangenen Briefen nicht vorfinden. Dagegen hat eine vergleichende Kontrolle mit den bekannten Geheimexzerpten in Dr. F. Kögels Nachlaß ergeben, daß jene Worte unter der Signatur Z. IV. 39 in den Notizbüchern des Archivs aufbewahrt werden. Es liegt hier derselbe Fall vor, gegen den mein verstorbener Mann im Oktober 1904 sich gegen Peter Gast verwahrt hat, daß nämlich die Leiterin des Archivs auf S. 823 des zweiten Biographiebandes einen Brief Nietzsches als an ihn gerichtet bekannt gibt, während er ihn tatsächlich nie erhalten hat. In dem neuesten, mich betreffenden Falle sieht es nun vollends aus, als hätte ich bei der Publikation meiner von Nietzsche erhaltenen Briefe auf den S. 337 bis 345 (bei C. A. Bernoulli „Overbeck und Nietzsche. Eine Freundschaft") eine Auslassung vorgenommen, die unsachlichen Beweggründen entsprungen wäre. In Wirklichkeit habe ich jene Briefe im vollen Umfange drucken lassen und mich in den wenigen Streichungen darauf beschränkt, unbeteiligte Dritte, über die sich Nietzsche mir vertraulich äußerte, nicht durch Namensnennung bloßzustellen. Ich kann daher Herrn Bernard Scharlitt den öffentlichen Vorwurf nicht ersparen, daß er allzu unbesehen eine urkundliche Verschiebung von der Leiterin des Nietzsche-Archivs übernommen hat. Wird die besagte Stelle aus dem Notizbuche nicht ausdrücklich als „nach einem Entwurf gedruckt" gekennzeichnet, so erscheint meine Kundgebung zum Lou-Erlebnis im Bernoullischen Buche unter einem Streiflicht, gegen das ich auf das nachdrücklichste Einsprache erheben muß.

Basel, den 15. Juli 1908.

J. Overbeck."

Herr Bernard Scharlitt bemerkt zu dieser Erklärung: Zunächst verwahre ich mich entschieden dagegen, als hätte „ich allzu unbesehen eine urkundliche Verschiebung von der Leiterin des Nietzsche-Archivs übernommen." Denn wie hier vor Allem festgestellt werden soll, habe ich unter den mir vom Nietzsche-Archiv zur Publikation übergebenen Briefen und Briefentwürfen Nietzsches auch den vollständigen, als solchen ausdrücklich bezeichneten Entwurf des in Rede stehenden Briefes an Frau Overbeck erhalten, von seiner Veröffentlichung jedoch Abstand genommen, um nicht den Rattenkönig von Prozessen, der nun einmal um Nietzsche leider entbrannt ist, zu vermehren. Dagegen erachtete ich es als unbedingt notwendig, zum näheren Verständnis der Frau Overbeck betreffenden Stelle in einem der von mir publizierten Briefe Nietzsches an seine Schwester in einer Fußnote den auf die Salomé-Affaire bezughabenden Passus aus jenem Briefentwurfe zu zitieren. Wenn ich nun in dieser Fußnote von einem „Briefe" und nicht von einem „Briefentwurfe" an Frau Overbeck sprach, so geschah dies einzig und allein aus einem Versehen meinerseits, nicht aber dadurch, daß ich — wie Frau Overbeck sich auszudrücken beliebt — „eine urkundliche Verschiebung von der Leiterin des Nietzsche-Archivs übernommen habe". Frau Elisabeth Förster-Nietzsche trifft in diesem Falle absolut keine Schuld und nehme ich es anstandslos auf mich, die Bezeichnung „Brief" statt „Briefentwurf" geschrieben zu haben.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

Die Slawenkonferenz in Prag.

Von Reichsratsabgeordneten Dr. K. Kramář.

Mit einem unerwarteten, kaum geahnten Erfolge ist die Prager Slawenkonferenz auseinandergegangen. Unter stürmischem, begeistertem Beifall aller Delegierten brachte der Obmann der russischen Delegation, W. M. Krasowski, seine bekannte Resolution ein, welche die slawische Einigung auf Grund freier, ungehinderter Entwicklung eines jeden slawischen Volkes als notwendig erklärt und der Führer der Polen, Roman Dmorski, antwortete ihm klar und unzweideutig, daß die Polen, wenn ihnen die Bewegungen für ihre nationale Entwicklung in Rußland gewährt werden, die Machtstellung des Reiches als eine Notwendigkeit nicht nur für die Russen, sondern auch für die Polen und die ganze Menschheit ansehen werden.

Das, was von beiden Seiten gesagt werden mußte, wenn man weiter arbeiten wollte, wurde gesagt, offen und freimütig, ohne äußeren Zwang, weil man eben in Prag, in der Atmosphäre des gegenseitigen Entgegenkommens und der aufrichtigen, ungeheuchelten Brüderlichkeit nicht anders konnte, als das zu sagen, wozu die Entwicklung der letzten Jahre die beiden Nationen notgedrungen geführt hat. Vor allem ist das russische Volk zu Wort gekommen. Mag man über die russische Duma und ihre Machtbefugnisse denken wie man will, sie ist da, und die Vertreter des Volkes haben die Möglichkeit, zu sagen, was das Volk denkt und fühlt. Und in dieser Duma sitzen auch die Polen, wenngleich die Zahl ihrer Vertreter bewußt und absichtlich gegenüber der Wahlordnung in der ersten und zweiten Duma herabgesetzt wurde. Die Russen und Polen können jetzt von Volk zu Volk sprechen. Dadurch wurde für das russisch-polnische Verhältnis eine neue Basis geschaffen, nachdem ja die Polen selbst immer versichert haben, daß sie ihre Klagen gegen das russische Regierungssystem. nicht aber gegen das russische Volk erheben. Wie es der Führer der Russen, W. M. Krasowski, so wunderschön gesagt hat: „Was früher möglich war, ist im Lichte des Volksgewissens nicht mehr denkbar." Auch sonst hat dieses Wort uns alle tief gerührt. Welch idealer Glaube an die Volksvertretung, und das im Munde eines konservativen Oberhausmitgliedes! Und dazu eines ehemaligen Generalprokurators des russischen Senats! Allerdings hat Krasowski seinen Posten und seine geradez uglänzende Beamtenlaufbahn freiwillig aufgegeben, als ihm einer der früheren Justizminister einen Auftrag gegeben hat, den zu erfüllen ihm sein Gewissen nicht erlaubt hat.

Aber auch die äußeren Verhältnisse haben viel dazu beigetragen, die Grundlagen des russisch-polnischen Verhältnisses anders zu gestalten. Das neue Buch von Roman Dmorski (Rußland, Deutschland und die Polen) gibt darüber klaren Aufschluß. Die Polen, welche sich zuerst gegen den Westen, gegen den deutschen Ritterorden verteidigen mußten, um dann ihre Front gegen den Osten, gegen die Mon-

golen und später die Russen zu kehren, sind, durch die neue Entwicklung der Verhältnisse gezwungen, zwar nicht mehr ihr Reich, aber was noch mehr ans Herz geht, ihr Volkstum gegen die Gefahr im Westen, gegen die Deutschen in Posen und Preußen, und auch gegen die deutsche Kolonisation in Russisch-Polen selbst zu verteidigen.

Der Glaube an die Bildung eines polnischen Pufferstaates zwischen dem Osten und Westen seitens der Westmächte hat, soweit er überhaupt noch da war, allen realen Boden verloren, seitdem die preußische Politik gezeigt hat, daß sie nur dann an die Sicherung der eigenen Nation glaubt, wenn dieselbe durch die Deutschen selbst besorgt wird, und daß sie zu diesem Zwecke keine Mittel scheut. Und so wurde die polnische Politik in Rußland notgedrungen zu einer nationalen Selbsterhaltungspolitik, ihr Ziel mußte die Möglichkeit einer kräftigen, ungehinderten nationalen und kulturellen Entwicklung werden, um dem Drang nach Osten widerstehen zu können, und ein Ausmaß der Selbstverwaltung, welches die Polen auch wirtschaftlich in den Stand setzen würde, ihren heimatlichen Boden zu verteidigen, ohne den Staat, Rußland, zu schwächen, in dessen Stärke und innerer Gesundung auch die Polen, wenn ihnen die volle Möglichkeit zum nationalen Leben gegeben wird, den besten Schutz für ihr eigenes Volkstum sehen wollen.

Auf der anderen Seite ist es auch den Russen klar, daß die innere Wiedergeburt Rußlands, allerdings wenn sie dieselbe überhaupt ehrlich wollen, nicht voll und ganz genannt werden kann, wenn den Polen nicht dieselben staatsbürgerlichen Rechte gegeben werden, welche die Russen anstreben, wenn ihnen nicht das gleiche Recht ihrer Sprache in Amt und Schule gewährt wird, und wenn sie nicht jene Selbstverwaltung bekommen, welche auch die Russen für sich verlangen. An eine Russifizierung der Polen glaubt niemand in Rußland — es wurde auch kein Pole durch die schärfsten Maßregeln zu einem Russen — und die Politik der nationalen Bedrückung nur aus Rankünе zu machen oder aus bureaukratischem Beharrungsvermögen widerstrebt den Einsichtigen unter den russischen Politikern. Auch wissen sie sehr gut, daß die Westgrenze Rußlands durch die zufriedenen, an Rußland innerlich gebundenen Polen wenigstens ebensogut gesichert ist, als durch die große Armee, welche in Russisch-Polen steht. Und klar ist es, daß in dem Momente, wo in Warschau ein neuer Geist einkehrt, auf der ganzen Linie, wo Polen mit den Groß- oder Kleinrussen in Berührung kommen, abgerüstet werden muß. Gegenseitige nationale Eroberungsversuche kann es dann nicht weiter geben, nur friedliches Nebeneinanderleben mit dem nationalen Schutze für die Minoritäten.

In allen diesen Momenten war eben die Möglichkeit gegeben, an die Anbahnung einer Annäherung der slawischen Völker zu denken, ohne ein unausbleibliches Mißlingen wegen der russisch-polnischen Mißverständnisse befürchten zu müssen.

Und so fuhren wir nach Petersburg mit der Hoffnung, daß die slawische Idee im neuen Rußland stark genug sein werde, um die Möglichkeit zu geben, daß die Vertreter beider Völker in der russisch-polnischen Frage vor allem die Gegenwart und die Zukunft erblicken, und nicht ausschließlich die Vergangenheit mit ihren schweren Sünden und Vergehen, und daß wir die Grundlagen einer kulturellen und ökonomischen Annäherung der slawischen Völker werden finden können, ohne

an der russisch-polnischen Gegnerschaft a priori zu scheitern. Diese Hoffnung hat uns nicht getäuscht, denn die Petersburger Tage wurden zu einer herrlichen Manifestation für den Frieden unter den slawischen Völkern und für ihre kulturelle und ökonomische Annäherung. Und so konnten wir es versuchen, eine allgemeine Slawenkonferenz nach Prag zu berufen, um für die Mittel und Wege, welche diese Annäherung anbahnen und verwirklichen sollen, eine feste Grundlage zu schaffen. Und wie glänzend diese Konferenz verlaufen ist, braucht nach dem anfangs Erwähnten keiner näheren Schilderung. Man hat viel darüber gestritten, ob die Bestrebungen der neuen slawischen Bewegung, des Neoslawismus, wie man sie nennt, politisch sind oder nicht. Es ist hier nicht der Ort, um zu untersuchen, was der alte Slawophilismus wollte, auch nicht, wie man das Wort Panslawismus mißbrauchte, hier möchte ich nur sagen, was der Neoslawismus will: die kulturelle und ökonomische Annäherung der slawischen Völker und für ihr Verhältnis untereinander das demokratische Prinzip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Es ist also klar, daß der Neoslawismus direkt politische Ziele nicht verfolgt. Er strebt keine neuen Staatenbildungen an, er will kein großes Slawenreich von Meer zu Meer gründen, er will auch nicht durch Zollvereine, durch staatsgrundgesetzlich festgelegte Bündnisse eine dauernde Verschmelzung der slawischen Völker und Staaten vorbereiten. Der Neoslawismus steht offen und loyal auf dem Boden der bestehenden staatlichen Formationen, aber allerdings will er, und so lange er ausschließlich friedliche Tendenzen hat, muß er es wollen, daß die Beziehungen zwischen den von Slawen bewohnten Staaten, namentlich zwischen Österreich und Rußland die besten und aufrichtigsten bleiben, ohne Mißverständnisse und Überraschungen. Die Toaste, welche auf den Kaiser von Österreich in Petersburg und Prag russischerseits gebracht wurden, waren keine banale Höflichkeitsformalität, sondern eine bewußte, in bezug auf ihre Bedeutung wohl erwogene politische Enunziation. Allerdings vertrauen die außerösterreichischen Slawen darauf, daß die Slawen in Österreich, namentlich wenn sie in der Folge vereint werden vorgehen können, so viel Macht und Einfluß haben werden, um zu verhindern, daß Österreich eine ausschließlich deutsche Politik mache, aber auch, um die Monarchie endlich auf den einzig richtigen, ihrer historischen Mission entsprechenden Weg zu bringen, gegen alle Völker der Monarchie gleich gerecht zu sein, allen die Möglichkeit ihrer vollen nationalen und wirtschaftlichen Entwicklung zu geben, und nach außen, namentlich auf dem Balkan, ein absolut gleiches Wohlwollen gegenüber allen dortigen Völkern, und zwar nicht nur in den offiziellen Kundgebungen, sondern auch in der Tat zu bewahren. Denn dann wird man aufhören auf dem Balkan und auch anderswo zu fürchten, daß alles, was Österreich zur Wahrung seiner Interessen, seiner eigenen Industrie und seines Handels unternimmt, eigentlich nur eine Vorarbeit für die großdeutsche Politik von Meer zu Meer ist. Diese Befürchtungen mögen ja übertrieben und unrichtig sein, aber wenn man bedenkt, wie die Eisenbahnen auf dem Balkan, welche Österreich nach langen Nöten und Kämpfen bauen durfte, in deutsche Hände übergingen, wie passiv Österreich das Verdrängen seines Handels durch die Deutschen hinnimmt, und wie lange die Wiener Politik nur dem Willen Berlins gehorchte, darf man sich nicht wundern, daß solche Ansichten durch

Versicherungen österreichischer Minister, auch wenn dieselben ganz aufrichtig sind, nicht ausgerottet werden können, und daß man erst dann an das Gegenteil, an eine selbständige, auch den Slawen aufrichtig wohlwollende Politik Österreichs glauben wird, wenn eine andere, den Slawen heimlich oder offen feindliche Politik gegen den Willen der in dieser Hinsicht geeinten Slawen einfach unmöglich sein wird. Und daß sie unmöglich sein wird, wenn die Slawen in dieser Beziehung einig vorgehen, ist bei den gegebenen Machtverhältnissen im Parlament und in den Delegationen zweifellos. Dies wird allerdings, mag man es direkt wollen oder nicht, die Wirkung der Bestrebungen der Slawen nach Einigkeit sein. Man wird aufhören müssen, mit ihrer Uneinigkeit, mit der Möglichkeit, die einen gegen die anderen auszuspielen, als mit einem immer gegebenen politischen Faktor zu rechnen, und die Slawen werden endlich in der Politik den Platz einnehmen, der ihnen gebührt. Nachdem jedoch die Grundlage, ja noch mehr, die Grundbewegung des Neoslawismus das demokratische Prinzip der Freiheit und Gleichheit ist, die Slawen den Frieden nicht nur untereinander, sondern auch mit den Nachbarn haben wollen, und ihre Einigung nur für jene bedrohlich ist, die sich auf Kosten der Slawen ausbreiten wollen, können die Bestrebungen der Slawen nach Einigkeit, wie sie sich im Neoslawismus darstellen, von allen friedlich und freiheitlich Denkenden nur begrüßt werden. Nun hat man in der Prager Konferenz überhaupt nicht von Politik gesprochen, sondern nur von Mitteln und Wegen, auf welchen die Slawen kulturell und ökonomisch einander näher kommen könnten. Und das geschah gewiß nicht aus dem Bestreben, jemanden über die eigentlichen Ziele der Einigung des Slawentums zu täuschen, denn in der jetzigen Zeit wäre das wohl ein ziemlich kindisches Beginnen, namentlich gegenüber der ohnehin sehr argwöhnischen Öffentlichkeit, sondern weil wirklich die kulturelle und ökonomische Annäherung der Slawenvölker das Hauptziel der Bestrebungen des Neoslawismus ist. Die Hebung der kulturellen und ökonomischen Kräfte der einzelnen slawischen Völker durch ihre Einigung, das dadurch festgewurzelte Vertrauen auf ihre innere moralische Zusammengehörigkeit genügt den slawischen Völkern vollauf. Denn sie werden dadurch stark genug sein, um das Ihrige zu verteidigen, und Fremdes erobern wollen sie ja ohnehin nicht. Und auch, um jene Stellung und Bedeutung gegenüber den anderen Völkern zu erlangen, welche ihnen gebührt, wenn sie sie durch ihre Uneinigkeit selbst nicht verscherzen.

Gerade in Prag konnte man deutlich sehen, wie sich die slawischen Völker eigentlich innerlich nahe sind. Es herrschte dort ein so harmonischer Geist, eine so feine Zurückhaltung in bezug auf das Hervorkehren alles dessen, was die einzelnen slawischen Völker trennt und verfeindet, ein so herzliches Entgegenkommen selbst gegenüber denjenigen, die nicht gekommen sind — ich erinnere an den so echt russischen Toast des Grafen Bobrinsky auf die abwesenden Ukrainer — daß auch der skeptischeste Beobachter zugeben mußte, daß die Slawen, was ihren Grundcharakter ihr Fühlen und Denken anbelangt, doch nur *eine* Familie sind. Es ist gar kein Zweifel, daß der Norddeutsche in bezug auf seine Charaktereigenschaften, auf seine Denkweise viel weiter entfernt ist vom Süddeutschen, als die einzelnen slawischen Völker voneinander. Dieses Eindruckes hat sich ja sogar die böhmische Sozialdemokratie nicht erwehren können, was besonders zu begrüßen ist.

Diese nahe Verwandtschaft des Charakters und der Geistesanlagen ist es, welche die Bestrebungen nach der kulturellen Einigung so aussichtsvoll macht. Gewiß will keine der slawischen Nationen ihre nationale und kulturelle Selbständigkeit und Eigenart aufgeben, jede will ihr Volkstum frei und selbständig entwickeln, aber alle fühlen die Pflicht, ihre geistigen Bestrebungen in einen harmonischen Akkord zusammenzustimmen, dieselben einander näher zu bringen und derart zu vereinigen, daß das slawische Kulturleben sich dem der ganzen Menschheit als ein Ganzes einfügt und so die Slawen in dem geistigen Leben der ganzen Kulturwelt jenen Platz einnehmen, den auszufüllen sie zweifellos nach dem, was schon einige slawische Denker, Schriftsteller und Künstler geleistet haben, berufen sind. Alle die zahlreichen Anträge, die gestellt wurden, hatten das eine Ziel, die einzelnen slawischen Völker in ihrem geistigen Leben einander näher zu bringen, den gegenseitigen Verkehr in dieser Beziehung rege und intensiv zu gestalten, um auf diese Art zu erreichen, daß das geistige Leben einer jeden slawischen Nation im steten Kontakt, und dadurch auf einer Linie mit dem des gesamten Slawentums bleibe. Nicht nach Uniformität streben die Slawen, sondern nach dem harmonischen Zusammenklingen alles dessen, was die slawische Seele an Vorzügen und Schwächen besitzt.

Aber auch ökonomisch wollen sich die Slawen näher kommen. Die moderne Expansion der starken Völker ist ja zumeist kulturell und ökonomisch, und auf dieser Grundlage wird sie namentlich unter den kulturell und ökonomisch zurückgebliebenen Völkern zur nationalen Kolonisation und — Gefahr. Deswegen fühlen es alle slawischen Völker so lebhaft, daß sie kulturell und ökonomisch erstarken müssen, um sich fremder Expansionsbestrebungen zu erwehren. Und in diese Beziehung war es die einstimmige Ansicht aller, daß die Slawen ihr aufstrebendes Wirtschaftsleben selbst organisieren müssen, und daß sie namentlich dahin streben müssen, ihre industrielle Entwicklung in der eigenen Hand zu behalten und dieselbe nicht fremdem Kapital zu überlassen. Deswegen die begeisterte Annahme der Anträge auf Errichtung einer slawischen Bank, welche zuerst der Abgeordnete Hribar in Petersburg angeregt hat, und auf Veranstaltung einer slawischen Ausstellung in Moskau, welcher Antrag vom Fürsten Peter Trubetzkoj gestellt wurde.

Auch vom österreichischen Standpunkt ist gegen diese beiden Institutionen wohl nichts einzuwenden, wenn man allerdings nicht auf dem Standpunkte steht, daß die ökonomische Entwicklung der österreichischen Slawen der ganzen Monarchie schadet. Rußland ist heute bereits ausschließlich die Domäne deutschen Handels und vom Balkan werden wir seitens Deutschlands und Italiens immer mehr verdrängt. Nun leidet gerade der industrielle Export aus Österreich nach Rußland durch den Mangel einer Bank, welche die russischen Wechsel eskomptieren würde und umgekehrt. Wird die slawische Bank mit ihren Filialen in Rußland errichtet, so wird sie selbstverständlich nicht nur dem Export slawischer Industrie aus Österreich zur starken Stütze werden, sondern dem österreichischen Export überhaupt. Und wenn die slawische Bank die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens unter den südlichen slawischen Völkern, bei uns und auf dem Balkan in die Hand nimmt, so wird es für Österreich, so weit es nicht, wie oben erwähnt, als die Vorhut des Dranges nach Osten betrachtet werden will, gewiß vorteilhafter sein, als wenn man diese Gebiete der Deutschen Bank kampflos überläßt. Man muß sich eben bei uns

in die neuen Verhältnisse einleben, und einsehen lernen, daß die innere Stärkung des Slawentums nur dann Österreich gefährlich ist, wenn dieses um jeden Preis im Slawentum einen Feind sehen will. Diese für Österreich so verhängnisvolle Idee hat zwar die Macht einer jahrhundertelangen Überlieferung und der bureaukratischen Routine, aber schon unter dem Einfluß des neuen Wahlrechts ist man gezwungen, sich an andere Gedanken zu gewöhnen und das Übrige wird schon kommen. Auch in Ungarn ist ja das letzte Wort der Entwicklung noch nicht gesprochen.

Die Slawen haben, wie gesagt, keine Bestrebungen nach einer slawischen Ge[illegible], aber sie wollen dort, wo sie leben, gleichberechtigt mit den anderen leben, und sind nicht geneigt, als Ausbeutungsobjekt für die kulturelle und ökonomische Expansion der anderen zu dienen. Aber auch untereinander wollen sie dem traurigen Bilde der Unterdrückung eines slawischen Volksstammes durch einen anderen ein Ende machen. Die Worte: Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit sind ihnen keine leere Phrase, kein inhaltsleeres Losungswort. Auch sie wissen allerdings sehr gut, daß nach der Proklamierung dieser Ideen nicht das Paradies auf Erden gekommen ist, und haben die notwendige Dosis Skepsis selbst gegenüber den erhabensten Ideen. Sie wissen sehr gut, daß die Gleichheit ein schöner Traum und die Brüderlichkeit zumeist eine Sehnsucht bleibt. Aber alle Bedingungen für die Gleichheit müssen gegeben werden; nicht durch äußere Mittel der Gesetzgebung und Verwaltung darf die Gleichheit unmöglich gemacht werden. Und das wollen sie für die slawischen Völker untereinander. Die Gleichwertigkeit werden sich dieselben schon erringen, wenn sie nur nicht künstlich in ihrer Entwicklung gehemmt werden; dann werden sie sich auch immer, nicht nur in festlicher Stimmung als Brüder, als Mitglieder einer Familie fühlen, einmal weil sie mehr Gefühlsmenschen sind, als die übrigen Völker, aber auch weil ihre Lebensinteressen sie dazu zwingen werden, sich eins zu fühlen. Und es ist im Interesse der Humanität und der Zivilisation nur zu begrüßen, daß namentlich das neue Rußland diesen Weg des idealen Demokratismus betreten hat. Die Entwicklung in Rußland mußte zum Nationalismus führen. Rußland hat gelitten, viel gelitten, und aus den Leiden wird notgedrungen die heiße Liebe zur eigenen Nation geboren. Und ein Glück ist es, daß der russische Nationalismus seine höheren Ziele im Slawentum und in der Liebe zu den anderen slawischen Völkern finden kann. Das Programm der „echt russischen Leute“ zeigt, daß der russische Nationalismus auch eine andere Richtung nehmen könnte.

So war die Prager Konferenz ein herrliches Fest der freiheitlichen, friedlichen, slawischen Demokratie. Niemand täuscht sich darüber, daß wir erst am Anfange der neuen Entwicklung stehen, und daß noch herbe Enttäuschungen, schwere Arbeit diejenigen erwartet, welche hier die Grundlage zu einer besseren Zukunft des Slawentums gelegt haben. Nun, die Slawen sind vom Schicksal nicht verwöhnt, sie müssen sich alles in harter, schmerzensreicher Arbeit erringen. Aber schon die Tatsache, daß man in echt brüderlicher Eintracht und mit dem ernsten Versprechen auseinanderging, mit allen Kräften an dem so glücklich Begonnenen weiter zu arbeiten, und daß man sich nicht hoffnungslos getrennt hat, gewährt die frohe Zuversicht, welche zu der schweren Arbeit not tut. Und am Ende waren es nicht junge, unerfahrene Männer, welche sich ungehindert dem Enthusiasmus des Momentes hingeben

können, welche hier zusammengekommen sind. Es waren zumeist verantwortliche Vertreter ihres Volkes, welche an den Beratungen teilnahmen. „Nicht, was das Herz wollte, dürfen wir hier machen, sondern das, wofür wir zu Hause Verständnis und fruchtbaren Boden finden können“, sagte der bedächtige, vorsichtige Führer der russischen Delegation. Dieses Gefühl der Verantwortlichkeit, welches den Grundton aller Verhandlungen abgab, und welcher am Ende die russischen Vertreter doch nicht hinderte, durch einstimmigen Beschluß die entscheidende, folgenschwere Resolution zu beantragen, und die Polen nicht zurückgehalten hat, die Antwort zu geben, welche die Russen haben mußten, um zu Hause weiterarbeiten zu können, gibt nun die feste Hoffnung, daß auch für die Slawen eine neue, bessere Zeit kommen wird.

„Das, was hier gesagt wurde, verpflichtet!“ sagte in seiner glänzenden Rede auf dem Bankett der Stadt Prag unter begeistertem Beifall aller Maklatov und wenn ernste Männer feierlich eine solche Verpflichtung auf sich nehmen, dann braucht es einem um die Zukunft nicht bange zu sein.

Die Slawen werden sich gewiß in brüderlicher Liebe, im Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit und in der gegenseitigen Achtung der vollen, freien nationalen Entwicklung eines jeden slawischen Volkes in nicht ferner Zeit zusammenfinden als ein Hort des Friedens und der demokratischen Freiheit. Das ist nicht nur die feste Zuversicht aller derjenigen, welche an der denkwürdigen, für das Slawentum historischen Prager Konferenz teilgenommen haben, sondern auch die freudige Genugtuung, daß sie an diesem herrlichen Friedenswerk mitarbeiten durften.

Die alte und die neue Türkei.

Von * * *

Die jüngsten Ereignisse in der Türkei haben durch ihre Plötzlichkeit und durch ihren raschen Erfolg einen geradezu sinnverwirrenden Rummel ausgelöst. Und dies nicht nur im Türkentum, das begreiflicherweise im Jubel des Augenblicks der Befreiung von einem verhaßten System noch keine Zeit fand, über die Widersprüche nachzusinnen, in die es geraten muß, wenn die kultureuropäischen Reformen mit der erwachten, nationalen Energie des islamitisch-türkischen Volkes zusammenprallen werden, sondern auch in einem großen Teil des Auslandes, das den Sturz des absolutistischen Regiments in nicht gerade überzeugender, optimistischer Einschätzung für die Weltfriedenspolitik mitfeiert. Denn so erfreulich das Einbiegen eines wegen seiner Sonderanschauungen schwer zu behandelnden, starken Volkes in die Kulturbahnen unserer Welt auch sein mag, hat die Politik doch jetzt mit einem neuen Faktor zu rechnen, der alle bisherigen Balkandoktrinen umstürzen kann. Das plötzliche Freiwerden der im Türkentum gebundenen, nationalen Kraft kann das wohl nur mühsam erhaltene, politische Gleichgewicht am Balkan um so mehr in ganz unerwarteter Richtung verschieben, als dem treibenden Elemente der Neuordnung, der jungtürkischen Partei, objektiverweise keine andere Rolle zugeschrieben werden kann, als die des Erregers, des Ferments, das den Stoff zum Gären brachte.

Weder nach Organisation, noch nach Macht, nach Qualität der Führenden, die erst mit Müh und Not nominiert werden konnten, noch nach dem Vertrauen, das

die Mehrheit des Türkentums ihnen entgegenbringt, sind die bisherigen Jungtürken, unter deren Schild alle Neuerungen erkämpft wurden, geeignet, irgend einen weiteren bestimmenden oder dirigierenden Einfluß auf die Bewegung auszuüben. In dieser Beziehung urteilt ein großer Teil der politischen Presse des Auslandes ganz irrig, indem er ein Ferment als neu aufbauendes Element ansieht, die Jungtürken in seinen Spalten reden, reformieren, bestimmen läßt, als ob jetzt sie mit ihrem importierten Programm eine neue Türkei schaffen könnten, wobei die alte Türkei ihre ganzen grundlegenden, tiefwurzelnden Anschauungen im Handumdrehen vergessen und verleugnen soll. Die Konstitution ist erreicht, wird auch voraussichtlich nicht mehr gänzlich verschwinden, die Reinigung des Augiasstalles von den blutsaugerischen Yildizleuten ist größtenteils vollbracht — aber nun bedürfte diese gärende, des Hantierens mit Freiheit ganz ungewohnte Masse einer kräftigen, klaren, besonnenen Führung, einer ehrlichen und politisch weitsichtigen Leitung, an der es tatsächlich fehlt.

Um die Situation einigermaßen klar zu überblicken, muß man die Rolle kennen, welche die türkische Armee spielt, aber dabei von den Bildern absehen, welche uns die Berichterstattung nach den Äußerlichkeiten des türkischen Militarismus liefert. Nach einem Jahrzehnt von Beobachtungen und Gemeinsamkeiten, die mich an die Türkei und ihr Heer banden, darf ich mir wohl einige diesfällige Berichtigungen erlauben. Die türkische Armee steht mit einigen Ausnahmen durchaus nicht im jungtürkischen Lager, obgleich sie dieser Partei den entscheidendsten Dienst geleistet hat. Es wäre überhaupt gegenüber der jungtürkischen Behauptung, daß die Mehrheit der Bevölkerung und insbesondere das Gros der Armee jungtürkisch ist, zwischen den Malkontenten, die unter dem hamidianischen System litten und daher dessen Änderung anstrebten und den Parteigängern der Reformen reinlich zu unterscheiden. Letztere verkünden, orbi et urbi, daß in der Türkei von nun an Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Gleichberechtigung aller Rassen, Religionen und Nationalitäten herrschen müssen. Erstere bilden jedoch die tatsächliche Majorität, haben die Armee, in der wegen der Mißstände der Verwaltung und des Mangels an Fürsorge seitens der Heeresleitung viel Unzufriedenheitsstoff angehäuft ist, effektiv hinter sich, und sind die eigentlichen Träger des nationalen Bewußtseins des islamitischen Türkentums, das sich unter der von außen beeinflußten, untürkischen Yildizpolitik nicht regen konnte. Nicht die kulturellen Reformperspektiven, welche die Jungtürken in Aussicht stellten und damit wohl einige junge Glieder der Armeeintelligenz für sich gewannen, haben die Armee bewogen, die jungtürkische Sache als Sprungbrett für die Verwirklichung ihrer Idee zu benutzen, nämlich eine Kraftprobe seitens der türkischen Nation zu liefern und sich von fremdem Einfluß zu befreien. Mit dem System des Sultans, seiner persönlichen Unerreichbarkeit, seiner Abhängigkeit von fortgesetzten Protesten, Reklamationen, Forderungen der Vertreter der Großmächte, wäre eine nationale Tat, wie sie der türkischen Armee, die der zaghaften, defensiven und dilatorischen Politik des absoluten Regiments längst überdrüssig war, schon immer vorschwebte, nicht ausführbar gewesen. Daher mußte die Konstitution begehrt werden, welche die Armee durchaus nicht in dem Sinne auffaßt, daß ihre Effekte in der Gleichstellung aller Staatsangehörigen, in der gleichen Teilnahme aller an der Regierung liegen sollen, sondern so versteht, daß

sie die nationale Energie der islamitischen Türken auslöse, den Türken die unbestrittene Vorherrschaft in der Türkei sichere und sie von allen auswärtigen Reformaktionen endgültig befreie.

Die Armee kann unbedingt darauf rechnen, daß die große Mehrheit des Volkes bezüglich dieser nationalen Tendenzen ihr Gefolgschaft leisten wird, und zwar ohne Fälschung der Anhangsziffern, wie es bei den Jungtürken der Fall ist. Die Armee hat die ganze Macht in sich konzentriert und wenn heute keine weiteren bedenklichen Ausschreitungen der Soldateska zu verzeichnen sind, so ist das nur ein untrüglicher Beweis dafür, daß diese Armee — trotz ihrer Unbotmäßigkeiten nach unseren Begriffen — doch ein wohldisziplinierter, homogenes Ganze ist, welches wahrscheinlich das entscheidende Wort in der Neuordnung der Dinge sprechen wird und daß die meisten Armeeübergriffe ihre Anregung von dem Regierungssystem erhielten. Erleichtert wird diese Rolle der Armee noch durch die Führerlosigkeit der jungtürkischen Partei und durch deren nach mohammedanischen Begriffen exzessive Reformforderungen. Ebenso wie vor kurzem es bezüglich des russischen Volkes hier gesagt wurde, wird sich auch die Unreife des türkischen Volkes bald von den Extremen abgestoßen fühlen und weit eher zu einer nationalen konservativen Konzentration hinneigen, als zu einer Scharung unter allzu liberaler, kulturell-fortschrittlicher Flagge.

Wenn der erste parlamentarische Freudenrausch einmal vorüber sein wird, dürfte mit Sicherheit der Widerspruch zwischen der erweckten türkischen Energie und dem Liberalismus erwachen, von dem heute die Straßen wiederhallen, der Bruderschaft mit den Armeniern, den bulgarischen, serbischen, griechischen Christen, die bis zur Verkündung der Verfassung als die erbittertsten, politischen Gegner des türkischen Staatsbestandes galten und nun auf einmal gleiche Rechte mit den Türken haben sollen! So stülpt sich eine Welt von ganz anderen Anschauungen nicht plötzlich um, weil unzufriedene Truppen eine drohende Haltung einnehmen und jungtürkische Proklamationen eine neue Türkei verkünden.

Die Balkanpolitik aller am Orientfrieden interessierten Mächte wird von nun an mit der nationalen Potenz des — ich wiederhole es — nicht alle Stämme, Religionen, Nationalitäten nach jungtürkischem Rezept vom so und so vielten Juli 1908 umfassenden Türkentums, hinter dem die Armee steht, zu rechnen haben.

Wenn heute schon bei der allgemeinen Überschwenglichkeit der Auffassung, von Verbrüderungsakten mit den bulgarisch-makedonischen Aufständischen berichtet wurde (bezeichnend ist es, daß gerade der Bandenchef Sandansky, der von der Sofianer Leitung wegen der Ermordung Sarafows in Acht und Bann und als einfacher Räuberhauptmann erklärt wird, öffentlich Fraternität verkündet), wird man doch gut daran tun, den alten Skeptizismus nicht ganz in die Ecke zu verweisen, ebenso sich den vielfach aus den kleinen Balkanstaaten verzeichneten Ausdrücken der Befriedigung über die türkische Neuordnung, etwas ungläubig entgegenzustellen. Auch die Politik ist kein Grammophon, in das man einfach eine neue Platte einlegt. Wer das nationale Ideal der Balkanstaaten bezüglich einstiger Expansionen kennt, wer die Höhe der Investitionen, welche diese Staaten in der makedonischen Sache gemacht haben, nur halbwegs abzuschätzen weiß, der kann doch nicht ernstlich daran glauben, daß das alles in politischer Uneigennützigkeit nur dazu dienen sollte, das

Los türkischer Staatsangehöriger angenehmer oder erträglicher zu gestalten und daß das aufgewendete Gut und Blut nunmehr durch die türkische Verfassung dankend saldiert worden ist? Und wenn auch — wie zu hoffen — die nationale Kraftprobe der türkischen Welt sich vorläufig nicht gegen die Interessen dieser Balkanstaaten wendet und sie daher nicht zu Gegenexzessen provoziert, sind doch die Friedensgarantien, welche die neue Türkei bieten kann, kaum größere und verläßlichere, als jene der alten.

Ich habe wiederholt Bilder aus der alten Türkei unter dem hamidianischen System, welches dem Lande die Bezeichnung „die kranke Türkei" eintrug, vorgeführt und habe immer betont, wie lediglich die Regierung und Verwaltung als „krank" anzusprechen waren, nicht aber das kerngesunde Türkentum. Der Wanderer, der zumeist das alte Vorurteil vom angefaulten Osten und die abendländische Kultur als Reisegepäck mit sich führte, konnte nach einigem Eindringen in das Grundwesen des türkischen Volkes dessen volle Gesundheit und dessen Lebenskraft konstatieren, die in einem solchen infektiösen Milieu von Korruption, Bestechlichkeit, Käuflichkeit der öffentlichen Organe gewiß schwer zu erhalten war. Die beispiellose Zentralisierung der gesamten Gewalten, wie sie das hamidianische Regime aufwies, konnte nur unter raffiniertester Ausnutzung der naiven, gutmütigen, fatalistischen Lebensanschauung des türkischen Volkes ausgeübt werden. Zu dieser Exekutive waren eigentlich nur Männer mit dunklen Instinkten, geborene Angeber und Spione, oft genial veranlagte Gauner brauchbar. Sultan Abdul Hamid, der trotz seiner 30jährigen Weltabgeschiedenheit wiederholt Proben guter Menschenkenntnis vorwies, durchschaute seine Leute, als wären sie von Glas, wußte, wie sie stahlen und raubten, sagte es ihnen auch oft ins Gesicht — glaubte aber ihrer für sein Zentralisierungssystem, welches jeden Gedanken, jede Regung einer autonomen Betätigung unterdrücken wollte, nicht entraten zu können.

Die endlich schon ins Krankhafte und Psychopatische übergehende Ängstlichkeit, die einer Legion von Spionen, Aufpassern, Angebern und geheimen Agenten bedurfte, um von jedem selbständigen Atemzug eines jeden seiner Untertanen unterrichtet zu sein, der ewige und zunehmende Zweifel an der Haltbarkeit des Systems, von dem Abdul Hamid jedoch — nach seiner Ansicht — aus staatserhaltenden (?) Tendenzen nicht abgehen wollte, machten aus dem ganzen Reich ein unheimliches Marionettentheater. Alles hing an den Drähten des Yildiz. Freilich rissen oft einige dieser Drähte. Aber diese allgemeine Abhängigkeit entwöhnte das Volk doch größtenteils davon selbständig und politisch zu denken. Abdul Hamid ist ein zu klug und schlau rechnender Kopf (die Art und Weise, wie er sich rasch der neuen Situation nach dem Sturz seines Systems akkommodierte, kann nicht allein aus dem Gesichtswinkel der Todesfurcht, die man ihm andichtet, erklärt werden), um sich nicht für den Notfall doch immer eine Brücke zum Volk zu sichern. Das Erwecken des nationalen Bewußtseins, das nur in der Narkose lag, aber niemals abgetötet war, hat er doch wohl erwogen. Und man behauptet in sonst unterrichteten Kreisen, daß er jetzt selbst an dieser Notleine zog und die Armee wissen ließ, sie könne das Türkentum von dem ganzen Druck des Auslandes retten, wenn sie sich zum Träger der nationalen Idee mache. Er wolle dagegen die Konstitution gerne als Köder für das Volk gewähren und den ganzen Ring der verhaßten Yildizmänner um sich sprengen.

Ob dies nun der Wahrheit entspricht oder nicht, ändert nichts daran, daß die rasche Akkommodierung des Sultans ein vollgültiger Beweis seiner großen politischen Befähigung ist.

Von der wiederhergestellten Verfassung, von dem im Monate Oktober zusammentretenden Parlamente versprechen sich die Freunde der neuen Türkei wohl mehr, als diese Institutionen fürs erste im Dienst des weiten und nunmehr dezentralisierten Reiches zu leisten vermögen werden. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß dort die tiefen Gegensätze zwischen den Anschauungen der Alt- und Jungtürken, die sich heute noch förmlich verleugnen, hart aufeinander stoßen werden. Und wenn eine Verständigung stattfinden soll, dann werden wohl die kultur-europäischen Reformen, insbesondere jene, welche die politische Gleichberechtigung Aller fordern, wesentliche Konzessionen an die nationale Idee, die weit größere Aussichten der vollen Realisierung bietet, machen müssen. Auch die große Verschiedenheit der kulturellen Entwicklungsstufe der einzelnen Stämme und Nationalitäten im türkischen Reich, man denke nur an die Kurden, Arnauten ꝛc., wird sich dem parlamentarischen Werdegang hinderlich entgegenstellen.

Die Balkandiplomatie der Großmächte, welche sich bisher immer nur für die Interessen der Minderheit einsetzte und nicht mit dem türkischen Faktor rechnete, wird vor die wichtige Entscheidung gestellt sein, das makedonische Reformwerk angesichts der Selbstaktion der Türkei und der durch die Konstitution gebotenen Änderung der Lage der christlichen Türken entweder ganz aufzuheben oder in ganz anderer Form zu bringen. Jedenfalls wird die Balkanpolitik der Mächte im letzteren Fall — wenn sie die in Makedonien begonnene Arbeit fortsetzen will — eines erheblich mächtigeren, türkischen Widerstandes gegen auswärtige Eingriffe gewärtig sein müssen.

Überraschend hat es wohl auf das abendländische Urteil über das Türkentum gewirkt, daß das türkische Volk, dessen politische Unreife wegen der langen Entmündigung, dann wegen des tief in Moral, Sitte, Anschauung eingreifenden Islams, der als Religion einer Vorherrschaft aufzufassen ist, doch kaum anzuzweifeln ist, die plötzliche Neuordnung so überaus stürmisch und günstig aufgefaßt hat, so zwar, daß in den bisherigen Berichten nicht einmal die Andeutung einer gegnerischen oder stopenden Kontrabewegung enthalten ist. Und wenn auch für die türkische Mehrheit die Folgeerscheinungen, die Absetzung der korrupten und ungerechten Funktionäre, die Freigebung von Wort und Schrift, die Auflassung der unerträglichen, erpresserischen Tätigkeit der Geheimpolizei, die Entlassung der räuberischen Albanesen aus der Umgebung des Sultans, die Kunde von der Einstellung der fremden Reformaktion, den größeren Anteil an dem geäußerten Jubel beanspruchen, darf doch nicht vergessen werden, daß das jungtürkische Programm Verzichtleistungen auf Vorrechte fordert, in deren Genuß der Islamismus seit Jahrhunderten stand. Es ist anzunehmen, daß sich die jubelnde Straße in den Städten, die übrigens oft eine nicht islamitische Mehrheit aufweist, einfach noch nicht klar darüber geworden ist. Gewiß verfrüht wäre es, daraus den Schluß zu ziehen, daß das Türkentum damit alle bisherigen Zweifel an seiner Reformfähigkeit widerlegt habe. Der Türke war zumal in den letzten Jahrzehnten niemals national oder religiös intolerant, wenn ihn nicht das Regierungssystem dazu bestimmte, gegen Andersnationale oder

Andersgläubige loszulegen. Der islamitische Türke hat sich zumeist selbst zurückgezogen, wo sich Christen enger aneinander schlossen. So entstanden bulgarische und serbische Enklaven und ganz geschlossene Nationalitätengebiete in Makedonien, die der türkischen Sache viel Schaden brachten, den sie doch leicht verhüten konnte, wenn türkische Einsprengungen stattgefunden hätten. Dieses typische türkische Zurückziehen ist heute noch in Geltung. In jeder Beziehung. Und so dürften auch diesmal Levantiner und andere Nichttürken das Hauptkontingent für die der Neuordnung zujubelnde „türkische" Menge abgegeben haben. Der eigentliche Türke hielt sich gewiß ferne.

Daß der Sultan sich auch — beim allgemeinen Kehraus — der albanesischen Schutzwehr für seine Person entledigte, die albanesische Garde und den ganzen Troß von im Yildiz zurückgehaltenen albanesischen Schmarotzern zum Tempel hinaus gejagt hat, ist nur ein logisches Glied in der Reihe, in die sich der schon erwähnte Opportunismus Abdul Hamids gestellt hat. Die albanesische Leibwache war geradeso wie die albanesischen Truppen es stets im Felde sind, militärisch minderwertig, anspruchsvoll, übermütig und nur wegen einer Art theatralischer Wildheit vom Sultan geschätzt. Mit dem arnautischen Schreckpopanz ließen sich Armenier und wohl auch Europäer lange hindurch einschüchtern. Der Sultan braucht den albanesischen „wilden Mann" nicht mehr, seitdem das nationale Bewußtsein des türkischen Volkes erwacht ist. Und für seinen persönlichen Sicherheitsdienst, sowie für etwaige atavistische Rückschläge sind die anspruchsloseren Kurden weit geeigneter.

In Albanien wird das Rückströmen der vielen politischen Spekulanten, die bisher nach Konstantinopel gingen, um auf Yildizkosten von politischen Erpressungen und Drohungen zu leben oder vom Sultan dahin berufen und dann unter allerlei Vorwänden, aber gegen reichliche Entschädigung nicht mehr nach Hause gelassen wurden, die Aussichten auf öffentliche Ruhe gerade nicht fördern. Trotzdem von jungtürkischer Seite hartnäckig behauptet wird, daß die Haltung der Albanesen entscheidend für die Energie der jetzigen inneren Reformaktion gewesen sei, vermag ich nicht zu glauben, daß die Albanesen, die bekanntlich vor allem geschickte und kluge Rechner sind, die konstitutionelle Neuordnung als positiven Gewinn für ihr autonomistisches Konto einschätzen. Daß sich die Albanesen entschlossen, zustimmend und wie immer etwas komödienhaft zu demonstrieren, mag weit eher ihrer richtigen und raschen Auffassung zuzuschreiben sein, die ihnen sagte, daß es diesmal Ernst werde und der nationale Gedanke des Türkentums tatsächlich aus seinem Schlafe erwache. Dann wollten sie wohl auch dabei sein — und da ihre Kundgebungen durch Wildheit und Leidenschaft immer mehr in die Äußerlichkeit treten, als jene anderer, stehen sie heute plötzlich als erstlinige Reformförderer da.

Resümiert man die ersten Phasen des jetzigen politischen Prozesses am Balkan, so ergeben sich wohl sofort die neuen Direktionspunkte der Orientpolitik der Mächte. An Stelle der mühsamen Mittelchen, mit denen die Friedensabsichten der Mächte den status quo in der Türkei zu garantieren suchten, tritt der nationale Kraftfaktor, der sich selbst durchsetzen, selbst Ordnung verschaffen muß. Es kann wohl nur ein publizistischer Scherz sein, wenn ein Blatt meldet, daß man der Türkei einen Monat als Frist gewähren will, während welcher Zeit jeder Eingriff, jede auswärtige Reformaktion sistiert werden soll. Der Umsturz geschah allerdings erstaunlich rasch,

aber es kann doch nicht begehrt werden, daß der Aufbau auch dieses Galopptempo einhalte?

Es ist auch der diplomatische Schlager geprägt worden, man müsse erst abwarten, ob es dem Sultan gelingen werde, die nationale Energie, den nationalen Strom für seine Sache „einzufangen". Darüber sollte kein Zweifel vorherrschen, da die Armee offenbar nicht revolutionär ist, wie dies nach den ausländischen Darstellungen schien.

Der Rückzug der Großmächte aus der makedonischen Reformsache kann durchaus keine Schwierigkeiten und Prestigebedenken auslösen. Der zukünftigen Kulturtürkei mit dem Grundstatut der Gleichberechtigung können doch keine fremden Kontrollorgane zum speziellen Schutz unterdrückter Nationalitäten auf türkischem Boden zugemutet werden? Unnatürliche Zustände durch natürliche, gesunde ersetzen zu können, kann nur erfreulich wirken. Wenn ich gleichwohl die Lage trotz Konstitution, trotz Neuordnung, trotz Erlösung von den unglücklichen makedonischen Reformbestrebungen, trotz des rechtzeitigen Einlenkens der staatsmännischen Klugheit des Sultans, trotz der zeitlichen Einstellung des Wettbewerbes der Mächte um politischen Einfluß angesichts des erwachten nationalen Türkentums, — auch weiter für ernst halte, so ziele ich damit auf die den kleinen Balkanstaaten durch die türkische Neuordnung zugemutete politische Entsagung hin, die viel moralisches Rückgrat und viel Besonnenheit erfordert. Ob aber die innern Verhältnisse dieser Länder, das Temperament ihrer Politik und ihre wirtschaftliche Ausdauer es ohne Gewaltausbrüche zulassen werden, der nationalen Totenerweckung der Türkei, deren Erben sie zu sein hofften, ruhig zuzusehen, dafür kann wohl niemand zureichende Garantien bieten. Und es ist taktisch nicht wahrscheinlich, daß sie — bei Voraussetzung eines günstigen Verlaufes des türkischen Prozesses — bei Erstarkung des nationalen Türkentums abwarten werden, um ihre Ziele zu verfolgen.

Die Drei.

Von Mihail Sadoveanu.*

Meine Gedanken weilten bei der Freundschaft der „Drei".

Tudoran, der einst Vornic** und von großem Einfluß am Hofe zu Jassy war, hatte Vartza, dem Besitzer eines kleinen Gutes, zu dem Adelsbriefe eines Bojaren verholfen. Niemand ahnte, weshalb der Bojar sich so fest an den unbedeutenden Edelmann Vartza angeschlossen und weshalb er ihn so hoch erhoben hatte. Tudoran erzählte jedem, daß ihm Vartza lieb wäre, weil er ihm einmal das Leben gerettet habe und weil er ein tüchtiger und ehrlicher Mensch sei.

* Aus dem demnächst im Verlage von Philipp Reclam in Leipzig erscheinenden Novellenband „Das Liebeslied und andere Erzählungen". Diese Publikation wird außer der vorliegenden noch acht andere Novellen desselben Autors enthalten und ist bestimmt, den in seinem Vaterlande bereits hochgeschätzten rumänischen Schriftsteller Mihail Sadoveanu auch dem deutschen Publikum bekannt zu machen. Diese Novellen sind ebenso wie die vorliegende von Fräulein Eleonora Borcia in Hermannstadt übersetzt und von Herrn Professor Dr. Gustav Weigand eingeleitet.

** Vornic — in früheren Jahren der Minister des Innern.

Das hätte nun alles wahr sein können, doch zu der Zeit war es ein wenig sonderbar, daß ein kleiner Gutsbesitzer zu so hohen Ehren gelangen konnte und daß ein Bojar vom Range Tudorans ihn gleichsam wie einen Bruder behandelte.

Einige deuteten sich die Sache anders: Andrei Tudoran, ein Lebemann, war Witwer und hatte sich bis zu seinem 40. Lebensjahre noch nicht entschließen können, das zweitemal zu heiraten . . . und Petrea Vartzas Frau war jung und schön wie eine Waldnymphe.

Dies gab zu Bedenken Anlaß, und die Leute redeten so mancherlei, zumal der Bojar Andrei trotz seiner Jahre ein schöner und lebenslustiger Mann war.

Als Vartza sich so plötzlich zu ungeahnter Größe emporgehoben sah, war er anfangs wie betäubt, und es brauchte viel Zeit, bis er sich in der ihm fremden Welt der Bojaren zurecht fand. Aber Tudorans Liebe und Freundschaft begleiteten ihn überall. Außerdem war Vartza reich, tüchtig und rechtschaffen, und die benachbarten Bojaren begannen ihn allmählich zu schätzen.

Doch nach einer kleinen Weile des Glückes und der Zufriedenheit verlor er seine heitere Seelenruhe, und in seinem ehrlichen Herzen keimte ein leiser Verdacht auf, denn auch zu seinen Ohren war das Zischeln der Leute über Tudoran und Frau Ruxanda gelangt. Tropfen für Tropfen war das bittere Gift in sein Herz gedrungen und hatte es mit bangen Zweifeln erfüllt.

Der Dritte im Bunde, Jon Voicu — oder Mândrila, wie ihn alle nannten — trachtete danach, Vartzas verfinstertes Gemüt wieder aufzuheitern.

Ein Fremdling von unsteter und feuriger Natur, der nur ein Roß, ein Schwert und eine Flinte sein eigen nannte, war dieser Mândrila plötzlich, wie vom Himmel heruntergeschneit, zwischen ihnen erschienen.

Mit großer Liebe hatte er sich an Tudoran angeschlossen und folgte ihm überall wie ein Schatten: im Guten und im Bösen, immer stand er ihm getreulich zur Seite.

Ohne zu wollen, kehrten meine Gedanken immer wieder zu den drei Freunden zurück, als ob eine Ahnung von fürchterlichen Dingen, die sich an diesem traurigen Herbsttage ereignen sollten, mich zu ihnen hinzöge. Ein langes Leben ist seither über mich hinweggebraust, doch nichts hat mich mehr erschüttern können als diese schauerliche Begebenheit.

Während ich, meinen alten Freund Jancu Busuioc zur Seite, dem Gute Vartzas entgegenritt, dachte ich fortwährend an sie. Es war an einem feuchten Spätherbsttage. In einiger Entfernung folgten uns die Knechte mit den Jagdhunden. Zur Rechten und zur Linken des bläulichen Weges dehnten sich die gelben Stoppelfelder aus, und Scharen von Raben und Krähen flogen krächzend durch die unbewegte Luft.

Auch meinen Freund schienen die nämlichen Gedanken zu beunruhigen, denn er wandte sich zu mir und sagte: „Weißt du, Bruder, daß „die Drei" immer schlechter miteinander leben?"

„Ich weiß es, doch was hältst du davon?"

„Was ich davon halte? Als ob ich wüßte, ob Andrei ein Auge auf Frau Ruxanda geworfen hat. Wer kann das überhaupt wissen? Nur das eine kann ich sagen, daß Vartzas Herz Gewittersturm erfüllt."

„Wer weiß, was noch geschehen kann," sagte ich darauf, „wenn zwischen so verschieden veranlagten Menschen ein Sturm losbricht, dann ist es schlecht um sie bestellt . . ."

„Schlecht um sie bestellt . . ." murmelte mein alter Freund und verfiel in Gedanken.

Unsere Pferde trabten den feuchten Weg entlang. Weit am leeren Horizont zogen in wirrem Durcheinander Scharen von Krähen vorüber, eine große Ruhe breitete sich über die Acker- und Stoppelfelder aus, und traurig sandte die Herbstsonne von dem mit leichten Wolken bedeckten Himmel ihre Strahlen herab.

Nachdem wir einen kleinen Hügel passiert hatten, öffnete sich vor uns, von den hohen Bergen begrenzt und von einem leichten Nebel verschleiert, das weite Tal der Moldau. Herbstlich rote Wälder wechselten mit weißlichen Kiesfeldern, und zwischen ihnen schlängelte sich das silberne Netz des Wassers.

Diesseits des Ufers, in unserer Nähe, zeigte sich, wie aus dem Erdboden entstiegen, Fântânele, Oartzas Dorf.

„Sieh da! Unsere Jagdgefährten," sagte Jancu.

Gerade in dem Augenblicke trat eine kleine Reiterschar aus dem Dorfe.

Mein Freund führte sein Jagdhorn an die Lippen und blies hinein. Der Ton hallte über das Wasser unter dem grauen Himmel und tönte, immer schwächer und schwächer werdend, bis weit hinaus, alles mit seiner traurigen Klage erfüllend.

Die Reiter hielten ihre Pferde an und ein anderes Horn antwortete schwermütig durch die herbstlichen Auen.

Wir gaben unseren Pferden die Sporen, und bald konnten wir, umgeben von den lärmenden Knechten und der kläffenden Meute, unsere Freunde begrüßen und küssen. Unruhig scharrten unsere Renner mit den Hufen und ungeduldig bellten die Hunde.

„Es freut mich, daß ihr gekommen seid!" rief uns Tudoran heiter entgegen, seinen schönen langen Bart schüttelnd, „das wird eine Jagd geben, wie wir seit lange keine hatten. Laßt uns Bosteni und Fântânele durchstreifen, denn in den Wäldern und Höhlen des Berges Ulmul werden wir gar bald die Wölfe finden, die unsere Schäfereien heimsuchen."

„Mein Pferd ist kaum noch zu bändigen," schrie Mândrila, dessen Pferd sich auf den Hinterhufen erhob, „heute habe ich eine besondere Lust, dahinzusprengen und das Raubtier im vollen Laufe zu erlegen."

Nur Petrea Oartza schwieg und zügelte finster sein unruhiges Roß.

„Denkt euch nur," rief Tudoran, „unser Oartza war kaum aus seiner Höhle herauszubringen, mit großer Mühe habe ich ihn hergebracht."

Oartza versuchte zu lächeln: „Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich heute in meiner Höhle geblieben wäre."

„Hört nur, hört, welch ein Mensch," sagte lächelnd Tudoran, „man merkt, daß du daheim eine Frau hast, denn es kommt dir schwer an, dich vom Hause zu trennen."

Alle lachten laut auf, während Oartzas Reitgerte schwer auf sein Roß herabsauste, dessen Aufbäumen er mit einem kräftigen Anziehen des Zügels bändigte.

Mândrilla schüttelte seine schwarzen Locken, zog die Augenbrauen hoch, seine tiefen Augen auf Petrea richtend, und rief, indem er die Kappe hochwarf: „Vor-

wärts, Brüder! Wir haben keine Zeit zu verlieren!" Dabei gab er seinem Pferde die Sporen und sauste wie ein Wirbelwind davon.

In scharfem Laufe folgten wir ihm alle nach, die lärmenden Diener und die kläffende Meute zurücklassend. Wie der Wind flogen wir über die Stoppelfelder, die kiesigen Wege am Waldesrande entlang, und hie und da hallte ein langgezogener Ton aus Mândrilas Jagdhorn durch die herbstlichen Täler.

Auch die Aufseher hatten unterdessen die Hunde losgekoppelt, und bald erfüllte ihr Bellen und Kläffen die Gebüsche und Wälder.

Überall war die Verheerung, die der heiße Odem des Herbstes zurückgelassen hatte, zu sehen. Die Wälder am Rande des Flusses starrten, schwärzlichbraun von Farbe, in die Höhe, und nur die Pappelbäume bewegten ihre spärlichen verbrannten Blätter hin und her. Ein feuchter Wind wirbelte die gelben Blätter vom Erdboden in die Höhe, so daß sie wie verspätete Schmetterlinge zitternd vorüberzogen.

Die Hunde hatten sich unterdessen in den Höhlen und in dem dichten Gesträuch am Fuße des Ulmul verteilt und begannen die Fährte des Wildes aufzuspüren.

Wir mäßigten den Lauf unserer Renner und untersuchten unsere Jagdflinten.

„Bald wird das Ungetüm hier herauskommen müssen," sagte Mândrila.

Zu unserer Linken erhob sich der Ulmul, der von zahlreichen Abhängen zerklüftet war. Unter ihm breitete sich ein bürstendichtes Gebüsch aus, schwarz und einsam, im herbstlichen Vergehen mit dem Grau des Ackerfeldes wechselnd, das sich bis weit an die sandigen Ufer der Moldau ausdehnte.

Ein leichter Wind fächelte über das Tal, und in dem tiefen Schweigen war nur das gedämpfte klagende Winseln der im Gebüsche spürenden Hunde zu hören. Ein geheimnisvolles Licht strahlte durch die zarten Wolken und erfüllte alles wie mit einem leuchtenden Dunstschleier.

Wir hielten unsere Pferde an. Das Bellen ward immer aufgeregter und kam näher und näher. Die Hunde scharten sich zusammen — ein gutes Zeichen.

Andrei Tudoran warf einen langen prüfenden Blick auf Petrea Vartza, und in seinen blauen Augen leuchtete eine große Güte, dabei streichelte er seinen vollen blonden Bart und sagte freundlich lächelnd: „Sage mir aufrichtig, Bruder Vartza, was fehlt dir eigentlich? Warum bist du so traurig? Sind wir es vielleicht, die dich belästigen? Warum sagst du es uns dann nicht?"

„Mir fehlt nichts," erwiderte Vartza und wandte den Kopf dem Gebüsche zu, aus dem das Bellen der Hunde hervortönte, „und habe ich jemals geklagt, daß ich gekränkt bin? Vielleicht bin ich krank, oder es plagen mich andere Sorgen . . ."

Er versuchte seiner Stimme einen ruhigen und freundlichen Klang zu geben, doch wollte es ihm bei seinem innern Zweifeln und Bangen nicht so ganz gelingen.

Auch in seinen braunen Augen schien ein Herbstnebel jeden freundlichen Schein vertrieben zu haben, und unter dem kurzgeschnittenen Bart preßte er trotzig die Lippen zusammen.

„Bruder," begann jetzt Mândrila, „sieh mir ins Auge, es ist nicht gut, was du treibst . . ."

Vartza wandte seine von Schmerzen verdüsterten Augen dem Fremdling zu.

„Ich sehe, Mândrila“ — sagte er gezwungen — „ich sehe in deine Augen und blicke in die Augen aller . . . wenn du es wünschest, doch für mich wäre es besser gewesen, wenn ich als ein Füllen zur Welt gekommen wäre und die Wölfe hätten mich zerrissen!“

Mândrila wandte seine schwarzen Augen dem sanft lächelnden Tudoran zu und ließ sie dann wieder zu Oartza hinüberschweifen, der mit finster zusammengezogenen Brauen dastand. Nun schüttelte er sein Haupt, und eine Antwort schwebte ihm auf den Lippen, doch er besann sich eines Besseren und horchte nach dem Gebüsch, in dem das Bellen immer häufiger und lebhafter ertönte.

Plötzlich rauschte es gewittergleich am Waldesrand und das aufgescheuchte Raubtier brach mit gesträubten Haaren hervor. Einen Augenblick stand es unschlüssig stille, dann schoß es wie ein Pfeil davon, die ganze Hundemeute hinter sich, der Moldau zu.

„Ihm nach,“ schrie Mândrila, doch schon hatte Oartza die Flinte erhoben.

„Du wirst die Hunde treffen,“ rief Jancu Busuioc.

Da krachte ein Schuß durch die Luft — der Wolf machte einen Sprung und fiel zusammen, seinen Kopf mit dem schweren Körper bedeckend. Wütend stürzten sich die Hunde auf ihn, doch rasch wurden sie von den herbeieilenden Knechten mit den schwarzen Jagdpeitschen vertrieben, und laut aufheulend stoben sie auseinander, während der Wolf beiseite gebracht wurde.

„Bravo Petre!“ sagte Tudoran, „das war ein Meisterschuß! Das lasse ich mir gefallen.“

„Doch,“ sagte Oartza, „ist es nicht immer gut, wenn man so sicher zielt.“

„Weshalb?“ fragte Tudoran.

„Weshalb, fragst du? Weil man aus Versehen gar leicht in eine Menschenbrust treffen kann. Das wollte ich sagen.“

„Was hast du, Bruder? Du sprichst heute sehr sonderbar,“ sagte Tudoran besorgt. Er fing an zu lachen, und Oartza sah ihn mit verlorenen Blicken an. Ein Peitschenhieb schwirrte auf sein Pferd hinab, das in wahnsinniger Eile über die verbrannten Felder davonflog.

Tudoran fragte beunruhigt: „Was mag nur Petrea haben? So habe ich ihn noch niemals gesehen.“

Darauf antwortete Mândrila, ihn scharf ansehend: „Vermutest du nicht, was er hat?“

„Nein, ich vermute nichts,“ erwiderte Tudoran und blickte sinnend dem davonfliehenden Oartza nach, der sich allmählich im herbstlichen Nebel verlor.

Wir machten uns wieder auf.

Die Hunde schnupperten und suchten wieder die Höhlen und das Dickicht am Ulmul ab, und die Sonne verteilte ihr Licht über Berg und Tal, alles mit einem goldigen Schein verklärend. Manchmal hoben sich Züge von Staren in die Höhe und schwebten gleich grauen Schiefertafeln im leichten Windhauch. Sie flatterten im Lichte, flogen hoch hinauf und wandten sich dann, wie vom Winde getragen, der Moldau zu.

Die Hunde kamen näher, sie schienen wieder etwas aufgespürt zu haben.

Mândrila begann mit leiser Stimme: „Der arme Oartza! Ein Kummer muß an seinem Herzen nagen. Wenn wir ihn verstehen könnten“ — dabei sah er

Tudoran scharf an — „würden wir anders mit ihm verfahren. Doch nur Gott kann im Herzen des Menschen lesen, und auch in meinem Herzen liest nur Gott allein!"

„Nun fängst auch du an zu verderben, mein Freund," sagte Tudoran.

Eine scharfe Antwort schwebte Mândrila auf den Lippen, doch im selben Augenblick begann es wieder wie von Sturmesbrausen im Gebüsch zu rauschen. Seine dunklen Augen weiteten sich leuchtend, er erhob sich im Sattel und schrie: „Die Wölfin!"

Das verfolgte Raubtier mußte lange mit der Meute gekämpft und dabei im Dickicht seine Jungen verloren haben, denn es war blutbedeckt, mit gesträubter Mähne, und seine Augen leuchteten grausam. Die Hunde umzingelten es von allen Seiten, doch wagten sie nicht, es anzugreifen.

Mândrila spornte sein Pferd zu einem tollen Anlauf. „Ich werde es im vollen Laufe fangen," schrie er und gab seinem Renner die Peitsche, sich tief auf den Sattelknopf beugend.

Das Raubtier fletschte die Zähne und warf sich schnappend auf die Hunde: Ein schöner, schwarz und weiß gefleckter Jagdhund wälzte sich laut aufheulend im Sande. Nun setzte die Wölfin in großen Sprüngen pfeilschnell über die Ebene, gejagt von den Hunden, deren große Ohren im Winde flatterten.

Mândrila flog hinterdrein wie ein Sturmwind. Seine Jagdpeitsche bewegte sich geschmeidig um ihn wie eine schwarze Schlange, Roß und Reiter schienen einem blauen Wirbel gleich, der sausend über die Ebene flog und sich immer mehr und mehr der Meute näherte.

Plötzlich setzte das Roß zu einem letzten Sprunge an und fiel geschmeidig neben das Raubtier, Mândrila beugte sich rasch zur Rechten in dem Steigbügel und wir sahen ihn, von den Hunden umgeben, uns wieder entgegensprengen. Kerzengerade hielt sich der Fremdling im Sattel, und seine Rechte umspannte kräftig den zottigen Nacken des zappelnden und heulenden Raubtieres. In unserer Nähe angelangt, zog er mit der Linken eine Schlinge unter dem Sattel hervor, fesselte damit die Wölfin und übergab sie den Knechten, die sich rings um ihn gesammelt hatten.

Nun kamen auch die anderen Hunde bellend aus den Höhlen und dem Gebüsch hervor, und zwei Füchse, die sie aufgetrieben hatten, zeigten ihr brandrotes Fell.

Wir verstreuten uns nun alle durch das zweite Tal, und wie im Fluge zogen bei unserem scharfen Ritt Feld und Wald und das glitzernde Wasser im geheimnisvollen Schimmer des Herbsttages an uns vorüber. Hier und da klang der melodische Ton des Waldhorns, vom Winde getragen, durch die Lüfte. Wir streiften an Fântânele vorbei, und wie wir an Vartzas Haus vorüberritten, erblickten wir im Erker die liebliche Gestalt Ruxandas. Ihr zartes Gesicht schien mir von einem Lichtschein umgeben, und wieder kehrten meine Gedanken, indem ich mich immer mehr und mehr von Fântânele entfernte, zu den drei Freunden zurück.

Was für ein böser Geist ist wohl so plötzlich in ihr Leben gefahren, dachte ich, denn ich kannte die Eintracht, die ihre Herzen früher aneinander band. Nun ist aber Vartza finster und spricht, wie ich ihn noch niemals sprechen hörte, Mân-

drila beginnt auch seinen Worten einen besonderen Nachdruck zu verleihen und bald den einen, bald den anderen scharf anzusehen. Bei dem einsamen Leben, welches wir Gutsleute führen, fallen uns die kleinsten Veränderungen im Seelenleben unserer Freunde auf, und der Sturm, der sich über die Drei zusammenballte und bald losbrechen mußte, beunruhigte mich sehr. Auch fiel mir wieder die lichtvolle Gestalt Frau Ruxandas ein, und nun war ich sicher — etwas Schreckliches bereitet sich vor.

So ritt ich, meinen Gedanken nachhängend, über die herbstlich verbrannten Felder, an den schwarzen Wassertümpeln und den rötlichen Wäldern vorbei. Vor mir liefen bellend die Hunde, und aus der Ferne erklang dann und wann wehmutsvoll das Waldhorn. Ich sah im dünnen Nebel die Reiter über die ausgedehnte Ebene fliehen, manchmal donnerte ein Schuß über die Moldau, und der scharfe Knall hallte von den Bergen wider.

Plötzlich bemerkte ich hinter einer Gruppe von Pappelbäumen Oartzas Gestalt. Er ließ sein Pferd im Schritte reiten und hielt den Kopf, in tiefem Sinnen verloren, auf die Brust gesenkt. Ich stand stille. In meiner Nähe angelangt, hielt er sein Pferd an, hob den Kopf und blickte mich forschend an.

„Was hattest du denn heute, Bruder?“ fragte ich ihn vorsichtig.

Noch immer die Augen auf mich geheftet, seufzte er tief und schwer und fragte unvermittelt: „Wo ist Tudoran?“

„Ich verließ ihn, als er einem Fuchse nachjagte. Bist du ihm nicht begegnet?“

Er schüttelte verneinend den Kopf, wandte den Blick von mir und ließ ihn in die Ferne schweifen.

Der Tag ging zur Neige. Die Nebel über dem Wasser wurden dichter und dichter und zogen sich an den Wäldern und Bergesabhängen entlang. Ein leiser Windhauch säuselte durch die bläulichen Pappeln und über das verbrannte Gras huschten mit leisem Geräusch die trockenen Blätter. Eine Wildentenschar zog mit rauhem Geschrei gen Mitternacht am grauen Himmel vorüber.

Und wieder seufzte Oartza und begann mit tieftrauriger Stimme: „Warum bin ich nicht geblieben, was ich war? Ein Mensch wie alle anderen. — Sieh, heute war ich wie ein Wahnsinniger. Ich begreife mich selbst nicht mehr. Diese Welt ist mir fremd, und zumal diese Freundschaft kann ich nicht begreifen. — Wo ist Tudoran?“ schrie er plötzlich und blickte um sich.

Dann hub er wieder an: „Auch meine Frau ist anders geworden . . . Ich verstehe nichts mehr. Das Herz tut mir weh — alle sind wir wie ausgewechselt. Was taten wir! War unser früheres Leben nicht viel schöner?“

Einen Augenblick hielt er inne, dann hob er das Haupt: „Wo ist Tudoran?“

„Er wird bei den anderen sein,“ antwortete ich.

„Nicht wahr, Tudoran ist unschuldig?“

„Was sollte er denn verschuldet haben?“

„Nichts,“ entgegnete er wieder verdüstert.

Eine Weile schwiegen wir beide, als ein Waldhorn mit langgezogenem Ton durch den Nebel nach uns rief.

„Gehen wir,“ sagte ich, „man ruft uns.“

Wir machten uns durch die wachsende Dämmerung auf. In der Ferne erklang Hundegebell, und schwarze Vögel flogen schwirrend über uns hinweg. Die Schauer des Herbstes, die Schauer des Vergehens erfüllten weit und breit die Wälder und Täler, durch die manchmal das Jagdhorn wie ein Schmerzensschrei erklang. Unseren Gedanken nachhängend, überließen wir uns der Führung unserer Pferde. Unweit einer Erlengruppe stießen wir auf die Gefährten. Ihre schwarzen unbeweglichen Gestalten waren im Nebel gespensterhaft anzusehen. Nur Tudoran fehlte.

„Wo ist Tudoran?" fragte Vartza.

„Er wird zu Hause in Tudora sein," lautete Mândrilas Antwort, „er erwartet uns, denn es war besprochen worden, daß wir alle nach beendigter Jagd zu einem Gläschen Wein bei ihm zusammenkommen."

„Dann ist es gut," sagte Vartza wieder ruhiger geworden, „ich wollte ihm nur etwas mitteilen."

Als wir in Tudora anlangten, war es schon ziemlich dunkel geworden. Knechte und Tiere waren müde, und auch wir hatten wenig auf dem Heimwege gesprochen: wir waren alle hungrig.

Als wir, durchdrungen von der Kälte, die draußen herrschte, ins Speisezimmer traten, leuchtete uns heller Kerzenschimmer entgegen. Eine angenehme Wärme und ein verführerischer Duft von heißem Wein erfüllte das Gemach. Wir entledigten uns unserer Waffen und unserer pelzverbrämten Jagdröcke und nahmen in den mit Schnitzereien verzierten Lehnstühlen Platz. Nun brachten die Diener große silberne Platten herbei, auf denen der Wein in großen Gläsern dampfte.

Mândrila fragte den Haushofmeister: „Wo ist der Bojar?"

„Er ist noch nicht gekommen," lautete die Antwort.

„Wie, er ist noch nicht gekommen?" fragte Mândrila zweifelnd, und sein Gesicht begann sich zu verfinstern.

Doch Jancu Busuioc sagte beruhigend: „Laßt uns den Wein in Ruhe trinken. Tudoran ist einem Fuchse nachgeritten und hat sich wahrscheinlich zu weit verirrt. Es hat nichts zu bedeuten, er muß bald da sein."

„Er muß bald da sein," wiederholte auch ich mit Überzeugung, und Mândrila und Vartza schwiegen.

Nachdem wir dem heißen Wein tüchtig zugesprochen hatten, trugen die Diener warme Speisen auf, und alle aßen wir schweigend in dem hell erleuchteten Gemach.

Mândrila schenkte den goldenen Wein ein: „Glück und Freude, meine Brüder!"

Nachdem wir die Becher geleert hatten, flüsterte er leise: „Ich begreife nicht, weshalb Andrei noch nicht da ist . . ."

Da erhob sich Petrea Vartza und blickte zur Tür.

„Wohin willst du, Bruder?" fragte ihn Busuioc, „er wird ja bald kommen."

Vartza jedoch schnallte seinen Gurt um, in den er sein Dolchmesser steckte und ergriff die Flinte. Dann antwortete er mit Nachdruck: „Ich gehe ihn suchen, er wird sich verirrt haben!"

„Bleib, Bruder, er muß ja kommen."

„Nein, ich gehe ihn suchen, und ich werde ihn finden," sagte mit klarer Stimme Petrea, und ein schmerzliches Lächeln kräuselte seine Lippen.

Mândrila sah seinen Freund schweigend und mit demselben bitteren Lächeln an.

Oartza schritt hinaus, und tiefe Stille blieb im Saale zurück.

Mândrila begann mit leiser Stimme: „Laßt uns die Becher leeren, meine Lieben. Es hätte nicht anders sein können . . . um keinen Preis hätte es anders sein können."

Wir tranken den Wein, und während die Diener neue Speisen brachten, wandte sich der Fremdling um und nahm eine Gitarre von der Wand herunter. Er schenkte wieder allein ein, lächelte traurig, lehnte sein Haupt auf die Lehne des Sessels zurück, und seine Augen blickten ins Weite. Er ließ die Finger über die Saiten gleiten, und ein Lied voll tiefer Schwermut erfüllte das stille Gemach. Draußen hatte sich der Herbstwind erhoben und strich seufzend durch die entblätterten Bäume und die dunklen Gänge.

Alle saßen wir still auf den geschnitzten Lehnstühlen, während die Bildnisse der Bojaren, die in vergangenen Jahrhunderten hier geherrscht hatten, von den Wänden starr auf uns herabblickten.

Plötzlich brach Mândrila ab und erhob sein Glas.

„Brüder," sagte er, „laßt uns diesen Becher auf die Gesundheit derjenigen leeren, an die ich denke. — Seht, ich habe ihn ausgetrunken, aber ich weiß, daß ich ihn umsonst geleert habe, denn dort ist kein Gesunden, wo bald der Tod sein wird . . . Hört mich an, ich will euch etwas sagen . . . Einmal hielt ein Fremdling, der unstet durch die Welt streifte, irgenwo an — versteht ihr mich? Er wollte seine Wanderung wieder aufnehmen, aber etwas fesselte ihn hier — etwas; ihr jedoch konntet nicht wissen, was es war . . . Weder ihr, noch Oartza und Tudoran . . . Und noch irgend jemand weiß es nicht . . . Seht, dieses Leben kann niemand ergründen — wißt ihr, was diesen Abend geschehen wird? Und beide waren mir lieb, Tudoran und Oartza. Aber es mußte so kommen . . ."

Wir schwiegen alle.

Mândrila schenkte von neuem ein und begann wieder: „Noch ein Gläschen . . . Einmal habe ich auch geliebt, Brüder — und dabei ist es geblieben."

Er lehnte sich zurück, und ein bitteres Lächeln zog über sein schönes, von einem rabenschwarzen Bart umrahmtes Gesicht, in dem zwei dunkle Augen glänzten.

Die Saiten erklangen wieder unter seinen Fingern, seine Augen feuchteten sich, und er begann zu singen. Seine Stimme, in der eine tiefe Traurigkeit bebte, erfüllte das Gemach. Er sang ein Liebeslied, doch die Melodie war so traurig wie ein Grabgesang. Ich sah ihn, dem Gesange lauschend, an, und das Bild eines verwundeten Falken schwebte mir vor — eines Falken, der am Rande eines Abgrundes mit dem letzten Todesschrei nach seinen Gefährten ruft, die von ihm abgewendet sich immer mehr und mehr in weiter Ferne verlieren. Und mir war, als hörte ich sein gequältes Schreien, das die schwermütigen Unermeßlichkeiten erfüllte. Es war ein Lied, in dem die dunkle Traurigkeit des Hornes bebte — tief und düster, wie die schwarzen Tage unserer Vergangenheit, und unverstanden wie die Seele unseres Volkes.

Der Wein in den Gläsern glänzte wie Bernstein im hellen Schimmer der Kerzen, immer noch wurden neue Speisen aufgetragen. Der Gesang erfüllte das Gemach und erfüllte auch unsere Herzen mit tiefer Wehmut, während die Bojaren, die in längst vergangenen Jahrhunderten hier geherrscht hatten, starr auf uns herabsahen.

Doch plötzlich brach Mândrila ab, und über die Gitarre ging es wie ein Seufzen. Er ergriff das Glas und sagte: „Eh! Er war kein schlechter Mensch ... Er war redlich und besaß ein goldenes Herz ... Seht, niemand wird um ihn weinen — und er war gut — und ich hatte ihn lieb ...“

Er trank sein Glas aus und schlug damit hart auf den Tisch auf, und an den Fenstern rüttelte der Wind mit traurigem Klagen. — In die Stille des Gemaches ertönten plötzlich von draußen rasche Schritte.

„Er kommt!“ rief Mândrila, „ich wußte, daß er kommen würde!“

Und dabei sah er uns lächelnd, mit verlorenen Blicken an. Dann wandte er seine Augen der Türe zu. Totenblaß, mit finster zusammengezogenen Brauen, erschien Vartza auf der Schwelle. Er schritt bis in die Mitte des Gemaches, blieb hier stehen und sah nach Mândrila hinüber.

Dieser sagte, seinen Blick ruhig erwidernd: „Leeren wir noch einen Becher, Vartza, nur einen einzigen, den letzten!“

Er ergriff die Kanne, die klirrend an die Gläser stieß. Sie hoben die vollen Gläser und sahen sich tief in die Augen.

„Beide?“ fragte leise und mit Nachdruck Mândrila.

„Beide“ — flüsterte mühsam Vartza.

Der Fremdling leerte sein Glas auf einen Zug und warf es dann klirrend zur Erde.

„Das letzte!“ schrie er mit erhobener Stimme.

Er griff nach seinem Dolch und wandte sich blitzschnell zu Vartza — doch plötzlich hielt er inne und sagte finster: „Es ist nichts!“

Irren Blickes sah er uns an und fing an zu lachen.

„Nein, ich werde dich nicht töten, Bruder Vartza. Sieh, wir werden einander gegenüberstehen und uns ruhig betrachten — ich habe dich verstanden, doch du kannst mich nicht verstehen ...“

Vartza ließ sich schweigend auf einen Sessel nieder und starrte finster vor sich hin.

Und Mândrila sagte wieder mit leiser, trauriger Stimme: „Ein einziges Mal hat auch mich etwas festgehalten — jetzt ist alles zu Ende ...“

Der Wind zog seufzend an den Fenstern vorbei, und alle gedachten wir — Vartza finster und totenblaß, und Mândrila mit einem schmerzlichen Lächeln auf den Lippen —, alle im hellen Saale gedachten wir der beiden blutigen Körper, die irgendwo im herbstlichen Nebel mit bleichen Gesichtern gen Himmel starrten.

Ein Ausflug nach Uganda.

Von Hofrat Professor Dr. E. Fuchs.

(Schluß.)

Der Urwald ist von wenigen schmalen gewundenen Pfaden durchzogen und hier gibt es keinen Schritt vom Wege. Auch die Erforscher neuer Gebiete folgen diesen Wegen, welche die Neger von einem Dorfe zum anderen seit undenklichen Zeiten ausgetreten haben, denn ein pfadloses Vordringen im Urwalde würde nur mit der Axt in der Hand und unter Aufwand unendlich vieler Zeit möglich sein. Von einem „Spazierengehen“ im Urwald in unserem Sinne ist leider keine Rede.

Ich habe irgendwo gelesen, daß im Urwald eine feierliche Stille herrsche, kein Vogelgezwitscher sich hören lasse. Für den afrikanischen Urwald trifft dies nicht zu; die Vogelwelt ist hier außerordentlich reich vertreten, sowohl in bezug auf verschiedene Arten als an Exemplaren. Mit schwerem Flügelschlage und krächzendem Schrei rauscht über unseren Köpfen ein großer schwarzer Vogel von Krone zu Krone, der Hornbill, eine Art Nashornvogel. Dort fliegen prachtvoll blau und rot gefiederte hühnergroße Vögel, der große und kleine Bananenfresser, oder graue Papageien oder gelbe Webervögel. Diese haben auf einzeln stehenden Bäumen in den Waldlichtungen ihre feingewebten Nester wie Strickbeutel an die feineren Zweige angehängt, so daß kein böser Gast die Brut erreichen kann. Selbst auf starken Grashalmen wiegen sich, wie bei uns die Heuschrecken, die Honigvögel, die Zebrafinken und andere kolibriartige Vögel. Manchmal blickt man, aufmerksam gemacht durch ein Geräusch, in die Baumkronen hinauf, wo ein Ast lebhaft schwingt. Siehe da, ein Affe läuft dem Aste entlang und setzt mit kühnem Sprung, gleichsam fliegend zum Nachbarbaum hinüber und bald folgt ihm ein zweiter und dritter. Wenn man die Tiere erschrickt, flüchten sie dutzendweise in toller Hast von Baum zu Baum, bis die ganze Horde dem Blick entschwindet.

Unheimliche Bewohner des Waldes sind die Schlangen, die Riesenschlange Python, die von den Eingeborenen häufig gefangen wird, die giftige Puffadder und andere. Ich selbst habe nie eine Schlange im Urwalde gesehen und die Einwohner sollen — wie man mir sagte — nur höchst selten von Schlangen gebissen werden.

Die Einwohner von Uganda gehören zu den Bantunegern und heißen in der Einzahl Muganda, in der Mehrzahl Waganda; ihre Sprache ist das Luganda (oder Kiganda). Die Waganda sind große, muskulöse Leute von echtem Negertypus, unter welchen man wohl gelegentlich einen trifft, der noch ein richtiges Gorillagesicht hat. Die meisten aber sind durchaus nicht abschreckend häßlich und haben einen gutmütigen Gesichtsausdruck. Sie verunstalten ihre besonders kleinen und schön geformten Ohren nicht mit Durchbohren der Ohrläppchen; auch haben sie, wie alle Neger, blendend weiße Zähne.

Die Waganda stehen im Rufe, schon vor der Ankunft der Europäer die am meisten vorgeschrittene Negerrasse gewesen zu sein. Sie sind im Gegensatze zu ihren fast nackt umherlaufenden Nachbarn seit jeher sorgfältig gekleidet gewesen. Namentlich halten die Männer peinlich darauf, während die Frauen bis zur bedeckten Brust dekolletiert sind. Die nationale Kleidung, welche bis zur Einführung euro-

päischen Baumwollzeuges auch die einzig bekannte war, besteht in dem Rindenstoff — Barkcloth — in dessen Anfertigung die Waganda berühmt sind, so daß sie auch den umwohnenden Negerstämmen davon liefern. Der Bast verschiedener Bäume (besonders der Brachystegia Welwitschii) wird in der Längenausdehnung von 2 bis 3 *m* rings um den Baum abgeschält, in Wasser aufgeweicht und dann durch Ausziehen und durch Hämmern mit hölzernen Schlegeln immer dünner auseinandergezogen. So entstehen große Stücke eines mäßig festen Stoffes von schön dunkelbrauner Farbe. In der Stadt tragen jetzt freilich viele weißes Baumwollzeug, das sie togaartig über der rechten Schulter knüpfen, so daß es in Falten bis zu den Füßen herabfällt. Die Landschaft um Kampala, wo auf breiten Wegen zwischen den grünen Hügeln die Gestalten mit den wallenden weißen Gewändern wandeln, erinnerte mich stets an die Bilder der Präraffaeliten mit den im Paradiese wandelnden weißen Frauen. — Die Negerinnen ziehen dem einfachen Weiß bunte, mit indischen Mustern bedruckte Baumwollstoffe vor.

Das Volk der Waganda ist heiter und musikliebend. Mit Pfeifen, Trommeln, mandolinen- und leyerartigen Instrumenten (eines derselben sieht genau so aus, wie das auf altägyptischen Denkmälern abgebildete) machen sie eine Musik, die europäischen Ohren allerdings sehr eintönig vorkommt und häufig sieht man die Leute vor ihren Hütten zu dieser Musik tanzen und sich unterhalten. Die Waganda sind geschickt in Flechtarbeiten und haben daraus sogar einen nationalen Baustil entwickelt. Aus sorgfältig gearbeiteten Rohrgeflechten werden die Umzäumungen der Häuser und Gärten hergestellt. Selbst die einfachen Negerhütten haben als Eingang einen Korridor, der sich gegen das Innere der Hütte verschmälert und dessen konvergierende Wände aus Flechtwerk gebildet sind. Zu den Häusern der Vornehmen gelangt man durch mehrere Vorhöfe, welche hintereinander liegen. Dieselben sind begrenzt durch hohe Wände von Flechtwerk und haben als Eingang aus eben solchem Flechtwerk hergestellte pylonenartige Tore. Ihre höchste Blüte erreichte die Waganda-Architektur in den beiden Kathedralen, der katholischen und noch mehr der protestantischen. Diese geräumigen Kirchen, welche jede 2000 bis 3000 Personen fassen, haben hohe Giebeldächer, die Kirchtürmen gleichen und ganz aus Flechtwerk hergestellt sind.

Die Begabung der Waganda zeigt sich in der besonderen Lernbegierde, mit welcher sie sofort alles Neue aufgreifen, das die Missionen sie lehren. Mehr als der vierte Teil der Wagandakinder soll schon lesen und schreiben können und die Druckerei in Kampala verkauft jährlich für mehrere tausend Rupien in Luganda gedruckte Schriften an die Eingeborenen.

Freilich ist es noch gar nicht so lange her, daß bei diesem bildungsfähigen Volke von heiterer Lebensauffassung Akte der Grausamkeit und auch Kannibalismus vorkamen. Von dem Boy eines meiner Reisegefährten war bekannt, daß er — noch in der Zeit vor der englischen Herrschaft — einige Male einen Bissen schwarzen Menschenfleisches nicht verschmäht hatte. Ich begegnete öfter einem Manne, dem als Strafe für Diebstahl beide Hände abgehackt worden waren und einem anderen fehlte aus einem ähnlichen Grunde ein Auge und ein Ohr.

Die Waganda leben fast ausschließlich von Bananen. Es sind nicht die auch in Europa bekannten kleinen gelben Früchte, die roh gegessen werden; die in

Uganda gezogenen Bananen sind 3 bis 4mal größer, und müssen, da sie nicht genießbar sind, gekocht werden. Auf solche Weise kann sich der Eingeborene mit ungefähr einer halben Rupie (80 *h*) monatlich verpflegen. Will sich ein Muganda einen guten Tag antun, so trinkt er das Bananenbier Pombe, d. i. gährender Bananensaft, eine ganz trübe Flüssigkeit, welche durch ein langes, aus Flechtwerk hergestelltes Rohr eingesogen wird. Obwohl die Pombe nur wenig Alkohol enthält, bringen es die Eingeborenen doch fertig, so viel davon zu vertilgen, daß sie berauscht werden.

Eine Delikatesse bilden die dicken Hinterleiber der Termiten. Über einen der Termitenhaufen, welche überall in den Wiesen stehen, wird ein leichtes Gerüst aus Rohr gebaut und darüber Rindentuch ausgebreitet, damit der Haufen im Dunklen liegt, bis auf eine kleine Stelle nahe der Basis, wo ein Loch in den Haufen gemacht wird. Durch dieses kommen die geflügelten Termiten in Menge heraus und werden hier ihrer Hinterleiber beraubt, welche in getrocknetem Zustande auf den Markt gebracht werden.

Die Waganda haben das älteste, politisch geeinigte Königreich in Zentralafrika gegründet. Ihre Tradition zählt die Namen von 36 Königen auf, welche bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen sollen. Es bestand und besteht heute noch eine Feudalverfassung. Die einzelnen Distrikte werden von Häuptlingen verwaltet, die alle dem Könige unterstehen. Vertreter dieser Häuptlinge haben ihren ständigen Sitz in der Hauptstadt und bilden eine Art Parlament, für welches die Waganda vor kurzem ohne fremde Beihilfe ein recht nettes kleines Parlamentshaus gebaut haben. Ähnlich wie in Ägypten haben die Engländer auch hier die kluge Politik verfolgt, den Waganda ihren König und ihre alte Verfassung zu belassen und sie zahlen dem Könige sogar eine Pension, wachen aber darüber, daß nichts geschieht, was gegen ihre Intentionen ist.

Eines Tages steht vor unserem Hotel in Entebbe die Rickshaw, um uns nach der Hauptstadt des Landes Kampala zu bringen. Vier muntere schwarze Boys schoben und zogen unter Gesang bergauf bergab die breite Straße entlang. Zuerst die bekannte, von Menschen wimmelnde Strecke bei Entebbe; dann wird die Straße einsamer und führt bald durch grünen Urwald, bald zwischen Feldern oder über unbebautes Buschland. Da sprangen aus dem Busch vier schwarze Kerle auf die Rickshaw los. Es ist die Ablösungsmannschaft, welche hier auf uns gewartet hatte und mit frischen Kräften ging es wieder bergauf bergab, bis wir bei Sonnenuntergang in die Stadt einziehen. Kampala sollte nach Johnston, dem ehemaligen Gouverneur von Uganda, 77.000 Einwohner haben. Wir waren äußerst gespannt, wie diese große Negerkapitale aussehen würde?! Da sind sanft gerundete Hügel, dazwischen tiefe grüne Täler und auf der Spitze des einen Hügels steht eine schöne Kirche, auf dem anderen wieder eine Kirche oder ein großes Haus oder eine kleine Festung usw., aber wenn man auch auf einen dieser Hügel steigt und den Blick ungehindert ringsum in die Ferne schweifen läßt, so sieht man zwar schöne breite Straßen durch die Landschaft ziehen, auf welchen die Menschen in ihren weißen Gewändern wandern, aber man sieht noch immer keine Stadt. Und doch stehen wir mitten drin! Und jetzt sehen wir auch die kleinen Negerhütten, die überall zwischen den hohen Bananen stecken, so daß man sie erst sieht, wenn man fast mit

der Nase darauf stößt. So bedeckt diese richtige Gartenstadt eine Fläche so groß wie London mit seinen Vorstädten und hat doch eigentlich nur eine einzige wirkliche Straße, nur einige hundert Schritte lang, wo zusammenhängend die Häuser stehen mit den Kaufläden der Inder und Goanesen. Die Eingeborenen sprechen auch nicht von einer Stadt, sondern nennen die einzelnen Hügel. Des Königs Haus ist auf dem Hügel Mengo (weshalb die Eingebornen Kampala gewöhnlich als Mengo bezeichnen), die eine Kirche auf Rubaga, die andere auf Navirembe, das Grabmal des Königs Mtesa auf Kassubi usw. Bei der großen Ausdehnung der Stadt kam es uns sehr zustatten, daß wir über eine Rickshaw verfügten, die uns am nächsten Tage von Hügel zu Hügel brachte.

Die katholischen Pères blancs haben ihre schöne große Kirche und daneben das Missionshaus auf die Kuppe des Hügels Rubaga gebaut. Ihr Bischof, ein freundlicher Franzose von etwa 50 Jahren, ist erst vor kurzem von einer mehrmonatlichen Inspektionsreise zurückgekehrt, die ihn bis an den Albertsee geführt hatte. Mit Stolz erzählte er uns von den Erfolgen seiner Mission und der Lehrtätigkeit der Missionäre.

Durch ein ziemlich tiefes Tal von den Katholiken getrennt, liegt gegenüber der Hügel Navirembe, der von der protestantischen Kirche gekrönt ist. Diese ist noch schöner und größer als die katholische; auf meilenweite Entfernung grüßen den Reisenden, der sich der Stadt nähert, die hohen Giebel der Kirche wie die Türme und Bastionen einer streitbaren Gottesburg. Aber die Streitaxt, mit welcher die beiden Konfessionen vor 15 Jahren sich so tüchtig bekämpft haben, liegt nun begraben und die Konfessionen wetteifern nur mehr in Werken des Friedens. In diesen haben die englischen Protestanten die französischen Katholiken übertrumpft. Nicht bloß ist der König und die Mehrzahl der Waganda ihres Glaubens und ihre Kathedrale größer und schöner, sondern sie haben aus den Mitteln der Mission neben der Kirche auch ein Spital gebaut, groß, luftig, rein, das sich auch in Europa in Ehren sehen lassen könnte. 14.000 bis 15.000 Schwarze werden alljährlich hier behandelt und gegen 600 Operationen gemacht. Diese Arbeit wird bloß von den beiden Brüdern Dr. Cook besorgt, die von einigen englischen Krankenpflegerinnen unterstützt werden. Da einer von den beiden Herren auf Urlaub war, lastete jetzt gerade die ganze Arbeit auf dem andern, welcher recht überanstrengt aussah. Ich bewunderte nicht bloß seine Arbeitsfähigkeit, sondern auch seine vielseitigen Kenntnisse, denn er ist gezwungen, alle Krankheiten zu behandeln und die verschiedenartigsten und größten Operationen zu machen, und zwar, wie ich mich überzeugt habe, mit bestem Erfolge. Das erfordert einen ganzen Mann, den ich noch höher einschätze als manchen Kliniker von Ruf, der, auf ein Fach sich beschränkend, mit den modernsten Hilfsmitteln ausgestattet und an der Spitze eines Stabes geschulter Assistenten viel leichter gute Arbeit leisten kann.

Als wir vom Spital wegfuhren, sahen wir auf eine grauenhafte Szene. Ein nacktes schwarzes Weib war mit Händen und Füßen an einen mitten auf die Straße gelegten Baumstamm gefesselt; der Glut der Tropensonne ausgesetzt, wand sich die Unglückliche im Staube der Straße; niemand bekümmerte sich um sie. Es war eine an Schlafkrankheit Leidende, die infolge der Krankheit geistesgestört geworden war. Solche Unglückliche werden von den Eingeborenen gefesselt und ihrem

Schicksale überlassen; bis sie nach tagelangem Ringen der Erschöpfung erliegen. Neben dem modernen Werke der Nächstenliebe, dem englischen Missionsspitale, hier die finstere Grausamkeit, die noch im Volke fortlebt.

Wer nach Rom kommt, wünscht den Papst zu sehen und wer nach Kampala kommt — es sind ja nur wenige — geht zum König, wozu zum Glück kein schwarzer Frack nötig ist. Der König oder wie sein eigentlicher Titel lautet, Kabaka, wurde von den Engländern als Kind auf den Thron gesetzt und ist jetzt erst 11 Jahre alt. Bis zu seiner Großjährigkeit führt der Kabikoio (Premierminister) Apolo Kagwa die Regierung, ein Neger von athletischem Körperbau und großer Energie. Wir suchten den englischen Erzieher des Königs, Mr. Stukkort, auf, an den wir eine Empfehlung hatten. Nachdem wir bei ihm den Nachmittagstee genommen, folgten wir ihm nach einer großen Wiese vor dem Hause des Königs. Hier war der Schauplatz der Ringkämpfe, die jeden Freitag vor dem Könige stattfinden. Der König und einzelne Chiefs saßen auf Stühlen am oberen Ende eines Kreises von Schwarzen, welche auf dem Rasen hockten. Trommler und Pfeifer produzierten eine eintönige Musik, zu welcher die Zuschauer den Takt klatschten. Als wir hinzukamen, stellte uns Mr. Stukkort dem Könige vor mit den Worten: „Here is our little King", und der junge schwarze König erwiderte etwas verlegen unseren Gruß. Er hat edlere Züge als die gewöhnlichen Bantuneger, denn die Mitglieder des Königshauses stammen teilweise von den Wahima ab, einer hamitischen Rasse. Der König hat einen sanften, etwas schwermütigen Ausdruck; er mag sich wohl in seiner Rolle als König und doch gleichzeitig unter der Fuchtel eines englischen Erziehers nicht ganz wohl in seiner Haut fühlen.

Das ringende Paar — manchmal auch zwei oder drei Paare zugleich — tritt in den Kreis der Zuschauer. Die Ringer fassen sich gegenseitig um den Nacken und suchen einander emporzuheben, bis es gelingt den Gegner so niederzuwerfen, daß beide Schultern desselben den Boden berühren. Dann tritt der Sieger vor den König und wirft sich vor ihm nieder, mit der Stirne auf den Boden schlagend. Wenn ein Paar besonders gut gerungen hatte, wurden die Zuseher zu solcher Begeisterung hingerissen, daß sie aufsprangen und unter Gliederverrenkungen herumtanzten.

Das so begabte Volk der Waganda ist leider auf dem Wege auszusterben. Nach Johnston soll zur Zeit des Königs Mtesa (1857 bis 1884) die Bevölkerung Ugandas schätzungsweise 4 Millionen betragen haben; zur Zeit als Johnston selbst Gouverneur war (vor etwa 9 Jahren), schätzte er sie nur mehr auf eine Million. Der gegenwärtige Gouverneur Mr. Bell teilte mir mit, daß im Jahre 1906 die Bevölkerung annähernd um 200.000 Seelen abgenommen habe.

An der Verminderung der Waganda ist zum Teile die geringe Fruchtbarkeit ihrer Weiber schuld, welche oft nicht mehr als ein Kind haben, weit mehr aber die verheerenden Krankheiten. Einige von diesen haben wahrscheinlich immer im Lande existiert, wie Malaria, die durch die Anophelesmücke, und das Rückfallfieber, das durch eine Zecke verbreitet wird. Dazu kommt noch Typhus, Dysenterie, hin und wieder ein Fall von Lepra oder Beulenpest. Aber diese Krankheiten erfordern verhältnismäßig wenig Opfer und kommen kaum in Betracht gegenüber anderen, welche in neuerer Zeit eingeschleppt worden sind.

Zuerst traten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Pocken auf. Die Waganda erfanden gegen dieselben sogar eine Impfung: von einem Pockenkranken wurde auf einen Gesunden überimpft, bei welchem dann die Krankheit in der Regel — freilich nicht immer — milder verlief, ein Verfahren, das auch in Europa gebräuchlich gewesen war, bevor Jenner die Kuhpockenimpfung entdeckt hatte. Noch schlimmer als die Pocken wüten die venerischen Krankheiten. Diese waren schon vor einigen Jahrhunderten durch die Araber eingeschleppt worden, hatten aber nur wenig Verbreitung gefunden. Dies änderte sich, nachdem durch die Engländer viele Inder als Arbeiter für den Bahnbau nach Ostafrika gebracht worden waren. Diese verbreiteten die venerischen Krankheiten so, daß der größere Teil der Bevölkerung davon ergriffen ist und diese Krankheiten gegenwärtig die absolut größte Zahl der Todesfälle verursachen.

Als neue furchtbare Geißel ist die Schlafkrankheit hinzugekommen. Diese ist im Westen des tropischen Afrika seit langem bekannt, ist aber erst in den achtziger Jahren durch den zunehmenden Verkehr nach Osten gebracht worden. Sie wird durch eine Fliege, Glossina palpatis, verbreitet, welche mit der Tsetsefliege verwandt ist, die bekanntlich in manchen Gegenden Ostafrikas dem Vieh so gefährlich wird. Die Glossina spielt bei der Schlafkrankheit dieselbe Rolle wie die Anopheles bei der Malaria. Wenn die Glossina von einem Schlafkranken Blut gesogen hat, nimmt sie mit demselben auch die Trypanosomen, kleinste Tiere (Protozoen), welche im Blute des Kranken vorhanden sind und die Krankheit verursachen, in sich auf. Durch den Stich solcher infizierter Fliegen wird das Trypanosoma und damit auch die Schlafkrankheit wieder auf andere Menschen übertragen. Die Krankheit dauert 2 bis 3 Jahre und endet fast ausnahmslos tödlich. So lange die Trypanosomen nur im Blute des Kranken sind, fühlt dieser kaum eine Störung seiner Gesundheit; später aber greifen sie das Nervensystem an und nun stellen sich Lähmungen und oft auch Geistesstörungen ein. Wirkliche Schlafsucht, nach welcher die Krankheit benannt wurde, kommt nur sehr selten vor.

Da die Krankheit fast immer einen tödlichen Verlauf nimmt, würde sie wohl allmählich die ganze Bevölkerung ausrotten, wenn sie nicht glücklicherweise an die Flußläufe und Seeufer gebunden wäre, den nur hier lebt die Glossina, weiter als 500 *m* landeinwärts findet sich keine mehr. Daher sind auch nur die Anwohner des Ufers gefährdet, und solche, welche vom Innern ans Ufer kommen, um Wasser zu holen oder zu fischen. Unter der Uferbevölkerung aber hat die Krankheit furchtbare Verheerungen angerichtet. Von den ungefähr 300.000 Anwohnern des britischen Teiles des Viktoriasees sollen bereits 200.000 gestorben sein und die noch Lebenden sind auch schon zum Teil infiziert. Manche Insel im See ist ganz verödet. Auf der Insel Bunjako, wo wir einen Tag verweilten, sollen von 2000 bis 3000 Menschen nur mehr ungefähr 150 übrig sein. Überall sieht man wegen Mangel an Arbeitskräften verwilderte Bananengärten und Baumwollfelder.

Mit großen Mitteln hat die britische Regierung den Plan ins Werk gesetzt, die Krankheit auszurotten. Sie wird die Bewohner der Seeufer und Inseln im Innern des Landes ansiedeln, wo diese Kranken unschädlich sind, weil es dort keine Glossinen gibt, die die Krankheit weiterverbreiten könnten. Anderseits werden die Glossinen am Seeufer, wenn dieses unbewohnt sein wird, keine Menschen mehr

finden, an denen sie sich selbst mit Trypanosomen infizieren können, so daß sie allmählich wieder so unschädlich werden, wie sie waren, bevor die Schlafkrankheit eingeschleppt worden war.

Der größte Dank wegen Bekämpfung der Schlafkrankheit gebührt Geheimrat Koch, der sich schon unsterbliche Verdienste bezüglich der Infektionskrankheiten überhaupt erworben hat. Koch hat sich mit wahrem Todesmut mitten in den Hauptherd der Krankheit gesetzt, auf die große Seseinsel im Viktoriasee, um dort die Krankheit zu studieren und zu bekämpfen. Wir beschlossen ihn dort aufzusuchen.

Zum Archipel der Seseinseln gelangt man von Entebbe mittelst Kanoe binnen 2 Tagen. Es gibt nichts Reizenderes als eine solche Kanoefahrt abwechselnd im offenen See und zwischen anmutigen Inseln. Hier fällt das Ufer mit steilen Felsen ab, dort verläuft es als sandiger Strand, auf dem Krokodile schlafen. Bald reicht der Urwald bis an das Ufer, bald ist dieses verborgen hinter den Ambatschbüschen, die mit ihren gelben Blüten halb im Wasser stehen; auf ihren Zweigen wiegen sich Taucher, Möwen und andere Wasservögel. Wenn es Abend wird und die Nacht rasch, ohne lange Dämmerung, hereinbrechen will, wird ans Land gegangen und das Zelt aufgeschlagen. Man wählt einen freien Platz, nicht zu nahe dem Wasser, wegen der Mücken. Es wird Wasser geholt, Feuer gemacht, allenfalls eine Ziege oder ein Schaf für wenige Rupien von den Eingeborenen gekauft und nun bereitet der Koch ein gutes Mahl unter Beihilfe der mitgebrachten Vorräte. Indessen hat sich die schwarze Begleitmannschaft von den Eingeborenen die nötigen Bananen verschafft und gebraten und verkriecht sich dann irgendwo zum Schlafen.

Das Kanoe ist an und für sich eine Sehenswürdigkeit. Es ist aus dünnen Brettern eines harten und widerstandsfähigen Holzes zusammengesetzt. Die Ränder der Bretter sind zugeschärft, reichen etwas übereinander und sind hier von vielen kleinen Löchern durchbohrt zur Aufnahme der aus Pflanzenfasern bestehenden Nähte. Bei jedem Ruderschlage verschieben sich unter quickendem Geräusch die Bretter gegeneinander und durch die Nahtlöcher dringt Wasser ins Boot, so daß ein Mann beständig mit Ausschöpfen beschäftigt ist. Der Kiel wird durch einen Balken gebildet, der an der unteren Seite des flachen Bodens befestigt ist. Er reicht vorn weit über den Bug des Schiffes hinaus, so daß sein freies, aufwärts gebogenes Ende gleichsam einen zweiten Bug bildet, dessen Spitze mit Hörnern und Federn geschmückt ist. Dadurch bekommt das Boot fast ein kriegerisches Aussehen und in der Tat haben die Waganda in früheren Zeiten eine Kriegsflotte dieser Art gehabt.

Das Kanoe ist so schmal, daß gerade zwei Personen nebeneinander sitzen können. Dagegen hat es eine bedeutende Länge; unser Kanoe, das allerdings besonders groß war, dürfte gegen 20 m lang gewesen sein, so daß es leicht 30 Personen fassen konnte. Um mich und meinen Freund nach Sese zu bringen, waren nicht weniger als 27 Schwarze mitgekommen, nämlich 24 Ruderer mit ihrem Headman, zwei Boys und der Koch. Trotz dieser stattlichen Rudermannschaft kamen wir langsam vorwärts, denn die Art des Ruderns ist so primitiv, daß sie wenig ausgibt. Die Ruder sind kurz und im flachen Teile herzförmig; sie sehen aus wie große Löffel und werden auch ähnlich gehandhabt, indem sie mit freier Hand durch das Wasser geführt werden. Fortwährender Gesang gibt den Takt zum Rudern. Wie Kinder

rudern die Schwarzen bald mit stürmischer Hast, als ob es gälte, dem Feinde zu entfliehen, wobei sich der Gesang zum leidenschaftlichen Gebrüll steigert und dann flaut der Eifer wieder ab und der eine oder andere Schwarze legt wohl auch das Ruder aus der Hand. Aber immerhin vollbringen diese Schwarzen Leistungen, die man unseren Leuten kaum zumuten dürfte. Sie ruderten uns am zweiten Tage der Reise 11 Stunden lang ohne eine einzige Pause und ohne einen Bissen zu essen, bis wir um Mitternacht bei der großen Seseinsel anlangten.

Wie Irrlichter huschten im Gebüsch am Ufer Hunderte von großen Leuchtkäfern hin und her und da und dort erhellten die aus trockenem Gras gedrehten Fackeln der Fischer das nächtliche Dunkel. Diese eilten alsbald herbei, um uns unter Fackelschein bei der Landung behilflich zu sein und immer neue Heubündel ansteckend, geleiteten sie uns auf die Höhe, wo das Dorf der Eingeborenen liegt und Koch sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Am nächsten Morgen empfing uns der Geheimrat selbst sowie seine beiden Assistenten Regierungsrat Dr. Beck und Professor Dr. Kleine, mit der größten Liebenswürdigkeit und gaben uns unter ihrem Geleite Gelegenheit, an diesem und am folgenden Tage zahlreiche Schlafkranke zu sehen. Es ist Koch gelungen, in dem Atoxyl, einer Arsen-Anilinverbindung, ein Mittel zu finden, das die nicht allzuweit fortgeschrittenen Fälle zur Heilung bringt. Es handelt sich nur noch, festzustellen, ob die Heilung eine dauernde sein wird, wozu noch längere Beobachtung der behandelten Fälle nötig ist. Bewundernswert ist die Aufopferung der drei Herren, welche hier, in primitiver Weise untergebracht und so mancher gewohnten Bequemlichkeit entbehrend, von Morgen bis Abend um Hunderte von Schlafkranken sich bemühen, die von den umliegenden Inseln und vom Festlande hier zusammenströmen. Dabei muß noch auf die Vorurteile der Schwarzen Rücksicht genommen werden. Es ist z. B. unmöglich, die für das Studium der Krankheit so wichtigen Sektionen vorzunehmen, weil die Eingeborenen glauben würden, daß die weißen Ärzte die Kadaver zerschneiden, um sie zu verzehren. Gerade unter den Wasese, den Einwohnern von Sese, findet sich eine früher weit verbreitete Gewohnheit noch heute vor, daß nämlich einzelne Schwarze, welche von den anderen für Zauberer gehalten werden, die Leichen bald nach der Beerdigung wieder ausgraben und verzehren.

* * *

Der landschaftlich schönste Punkt des Viktoriasees ist der Ausfluß desselben in den Nil bei Jinja. Das Wasser des Sees hat hier die vorliegende Barre festen Gesteins an mehreren Stellen durchbrochen und stürzt in Form rauschender Wasserfälle, Ripon Falls, in die Tiefe; die Szenerie erinnert ungemein an den Rheinfall bei Schaffhausen. Ein Pfad mit vielen Nilpferdspuren führt von dem hohen Ufer hinab zu den Fällen, von welchen der Blick dem jungen Nil entlang nach Norden schweift. Der Nil geht vom Viktoriasee zuerst zum unteren Ende des Albertsees und strebt dann mit dem Ausflusse dieses Sees vereinigt, dem Lande der Pharaonen zu. Gegenwärtig erfordert die Reise vom Nyanza über den Albertsee und weiter dem Nil entlang bis Chartum eine Safari von 2 bis 3 Monaten. Demnächst wird die englische Regierung mit dem Bau einer Bahn von Jinja bis Kiogasee beginnen, einer Ausweitung des Nils, von welcher an der Nil bis gegen

den Albertsee schiffbar ist. Es ist die Zeit vorauszusehen, wo auch der weitere Abschnitt des Nils schiffbar gemacht sein wird bis Gondokono, bis zu welchem Punkte schon heute die Regierungsdampfer von Chartum aus nilaufwärts fahren. Dann wird es möglich sein, mit geringem Zeitaufwand und in aller Bequemlichkeit den Rückweg von Uganda über Ägypten zu nehmen.

Das British East Africa Protectorate enthält unermeßliche Gebiete nutzbaren Bodens. Ein Teil desselben ist als Weideland verwendbar, andere Teile sind von der größten Fruchtbarkeit und können alle Gewächse der Tropen hervorbringen, Kaffee, Tee, Kakao, Vanille, Ananas, Orangen, süße Kartoffel, Kautschuk, Baumwolle und andere Gespinstpflanzen (Sisalhanf) 2c. In den hochgelegenen Teilen des Landes gedeihen unsere europäischen Kulturgewächse; die Kartoffel von Nairobi sind berühmt. Das Land liegt zwar unter dem Äquator, aber nur an der Küste ist die „afrikanische Hitze" zu spüren. In den höheren Teilen des Landes ist das Klima sehr angenehm, und wenn es auch gerade in den Mittagsstunden recht warm werden kann, so sind doch die Nächte stets kühl und erfrischend und der Weiße ist dort ebenso arbeitsfähig wie bei uns zu Hause. Diese Gebiete bezeichnen daher die Engländer als „the white mans country", als das für die Ansiedlung des Weißen prädestinierte Land.

Uganda liegt zwar weniger hoch, zwischen 1000 und 2000 *m*, doch genügt dies, um das Klima durchaus erträglich zu machen. Geheimrat Koch erzählte mir, daß er während seines Aufenthaltes auf der etwa 1200 *m* hohen Seseinsel, obwohl diese fast genau unter dem Äquator liegt, ein Klima fand, welches das ganze Jahr hindurch ungefähr unserem Juni gleicht und während der paar Tage, welche ich dort zubrachte, unternahm ich in Begleitung der Herren auch nahe der Mittagsstunde Spaziergänge ohne Beschwerde. Der Weiße kann daher auch in Uganda gedeihen, wenn er dort auch nicht selbst Feldarbeit zu verrichten imstande sein dürfte.

Die Temperatur ist überall im britischen Territorium während des ganzen Jahres ungefähr die gleiche; Sommer und Winter gibt es unter dem Äquator nicht. An der Küste sind zwei Regenzeiten, eine längere im Frühjahre, eine kürzere im Spätherbst. Diese Regenzeiten sind aber nicht besonders regelmäßig und gegen das Innere des Landes werden sie immer weniger ausgeprägt. In Uganda gibt es das ganze Jahr hindurch gelegentliche Regengüsse, gewöhnlich in Form heftiger Gewitter; eine so lange anhaltende Trockenheit wie selbst bei uns in Dalmatien kommt dort nicht vor.

Gegen die Tropenkrankheiten ist der Weiße besser geschützt als der Schwarze. Durch die bessere Bekleidung ist er den Stichen der Insekten, welche Malarien, Rückfallfieber und Schlafkrankheit bringen, weniger ausgesetzt als der fast nackte Neger, der außerdem die Fliegen nicht mit der nötigen Sorgfalt abwehrt. Durch Vorsicht in Speise und Trank — wo nicht reines Quellwasser vorhanden ist, sollte das Wasser nicht anders als gekocht getrunken werden — läßt sich Typhus und Dysenterie vermeiden, durch Chinin der Malaria vorbeugen. Auf diese Weise sind viele Weiße trotz jahrelangen ununterbrochenen Aufenthaltes in den Tropen von den Tropenkrankheiten verschont geblieben, wovon Koch selbst ein erfreuliches Beispiel gibt.

Ermöglicht das Klima die Ansiedlung für Weiße, so ist anderseits auch viel nutzbarer Boden vorhanden, von dem noch niemand Besitz ergriffen hat und der also zur Besiedlung die Möglichkeit bietet. Im britischen Ostafrika-Protektorat sind ungeheuere Strecken gegenwärtig nur von wenigen nomadisierenden Masaistämmen bewohnt, aber selbst in dem verhältnismäßig am dichtesten bevölkerten Uganda sieht man überall zwischen den Bananenfeldern der Eingeborenen ausgedehnte Gebiete, welche noch nie ein Pflug berührt hat. Es ist also noch Platz genug für die Überzahl der Menschen, welche Europa alljährlich produziert. Die Ansiedlung wird jetzt durch die Eisenbahn begünstigt, welche den Settler mit wenig Kosten nahezu an Ort und Stelle bringt. Das Land ist billig. Die Regierung verkauft das an der Bahn selbst gelegene Ackerland zu dem Höchstpreise von 10 Rupien (16 *K*) pro Acre (etwas über 40 *ar*); mit der Güte des Bodens und mit der Entfernung von der Bahn nimmt der Preis ab, so daß Weideland in einiger Entfernung von der Bahn nur mehr 1 Rupie (1·60 *K*) pro Acre kostet. Im Rift Valley hat die englische Regierung vor einigen Jahren den Juden ein großes Gebiet zur Ansiedlung sogar umsonst angeboten, doch haben die Leiter der zionistischen Bewegung das Anerbieten abgelehnt.

Wenn es trotz der angeführten günstigen Verhältnisse mit der Besiedlung des Landes langsam geht, so lassen sich mehrere Ursachen dafür anführen. Vor allem die Unbekanntheit dieser Gegenden, welche erst seit so kurzer Zeit erschlossen sind, daß sie die Aufmerksamkeit der Auswanderungslustigen noch nicht genügend auf sich gezogen haben. In zweiter Linie fehlt es oft an dem nötigen Kapital. Wie überall, wo das Land erst urbar zu machen ist, muß der Settler mit einem gewissen Kapital ausgerüstet sein (die von der englischen Regierung geforderten 50 Pfund = 1200 *K* sind unzureichend), um die nötigen Investitionen zu machen und die ersten paar Jahre zuwarten zu können, bis die erste ergiebige Ernte erzielt wird. Gerade solche kapitalskräftige Auswanderer sind aber nur in geringer Zahl vorhanden; die meisten Auswanderer sind arme Teufel. Das größte Hindernis aber liegt in der Schwierigkeit einheimische Arbeitskräfte zu beschaffen. Das Land ist dünn bevölkert, manche Strecken sind geradezu menschenleer und die Bevölkerung nimmt überdies ab statt zu. Die vorhandenen Schwarzen sind wegen der Faulheit, die jedem Naturmenschen eigen ist, schwer zur Arbeit zu veranlassen, seitdem der Zwang dazu mit der Aufhebung der Sklaverei unmöglich geworden ist. Der Schwarze hat außerordentlich geringe Bedürfnisse. Die Hütte baut er sich selbst, die Kleidung kostet ihm so gut wie nichts und die Bananen für seine Nahrung pflanzt er neben seiner Hütte. Die einzige Notwendigkeit Geld zu verdienen, liegt darin, daß er die Hüttensteuer zu bezahlen hat, welche in den britischen Protektoraten für jede Hütte 5 Rupien (8 *K*) beträgt, wovon 3 Rupien die Regierung, 2 Rupien der Häuptling bekommt. Dadurch sollen nicht nur die Ausgaben der Verwaltung bestritten, sondern auch ein sanfter Zwang zur Arbeit auf den Schwarzen ausgeübt werden. Aber sobald dieser durch die Arbeit einiger Monate (der Schwarze bekommt in Uganda kaum mehr als 3 Rupien = 4·80 *K* pro Monat für seine Arbeit bezahlt) das Geld für die Hüttensteuer bezahlt hat, sieht er nicht die Notwendigkeit ein, noch weiter zu arbeiten und legt sich auf die faule Haut. Seitdem die Baumwollkultur eingeführt worden ist, pflanzen viele Schwarze

neben ihrer Hütte einige Baumwollstauden und verdienen dadurch leicht die geforderten 5 Rupien, so daß sie noch weniger zur Arbeit zu haben sind. Wird es gelingen, die Schwarzen zu den Bedürfnissen einer höheren Kultur zu erziehen, zu deren Befriedigung sie gezwungen sind, mehr Geld durch Arbeit zu verdienen? Vorläufig erwägt die englische Regierung, ob es angezeigt wäre, aus dem übervölkerten Indien Arbeitskräfte heranzuziehen.

Die Reise nach Ostafrika gibt die Möglichkeit, in kurzer Zeit — etwa 2½ Monaten — die Tropenwelt in ihren verschiedensten Erscheinungen kennen zu lernen, den Menschen nahezu im Naturzustande zu finden und eine Tierwelt von einer Fülle und Mannigfaltigkeit zu sehen, wie dies an keinem anderen Punkte der Tropen der Fall ist. Mir und meinem Freunde wurde die Reise dadurch außerordentlich erleichtert, daß wir uns einem in Afrika erfahrenen Landsmanne, Herrn Grauer, anschließen durften, der nun schon zum dritten Male nach Afrika zog, um auf vielmonatlicher Safari in den Urwäldern zu jagen. Grauer hatte auch die Güte, uns seinen erfahrenen Boy und seine Safari-Ausrüstung zur Verfügung zu stellen. Zur Hin- und Rückreise dienen die Dampfer der deutschen Ostafrikalinie oder die der Messageries maritimes. Die besten Schiffe auf dieser Route waren die des österreichischen Lloyd, doch hat derselbe zum Bedauern aller Ostafrikaner diese Linie inzwischen aufgegeben. Das Klima in den Tropen habe ich, obgleich nicht daran gewöhnt und nicht mehr jung, sehr erträglich gefunden und bei gehöriger Vorsicht wird der Reisende, welcher nicht mehr als einige Monate in Afrika zubringt, von den Tropenkrankheiten in der Regel nichts zu befürchten haben.

Ein modernes Symposion.

Von G. Lowes Dickinson. Aus dem Englischen übersetzt von Jennie E. Jacob.

I.

Lord Cantilupe, ein Tory. Alfred Remenham, ein Liberaler. Reuben Mendoza, ein Konservativer.

Manche unter Ihnen haben vielleicht von einem geselligen Verein „Die Pfadsucher" gehört. Er besteht heute nicht mehr, war aber seinerzeit wohl bekannt und zählte eine Anzahl im öffentlichen wie im privaten Berufsleben hervorragender Männer zu seinen Mitgliedern. Wir pflegten alle vierzehn Tage am Samstag Abend, im Winter in London, im Sommer gewöhnlich auf dem Landsitz eines oder des anderen aus unserem Kreise zusammenzutreffen, um das Ende der Woche miteinander zu verbringen. Derjenige, in dessen Hause die Sitzung stattfand, war Vorsitzender für den Abend, seine Aufgabe war, nachdem der Vortrag gehalten worden, die übrigen Mitglieder seinem Gutdünken gemäß der Reihe nach zum Sprechen aufzufordern. Die Debatte, von der hier berichtet werden soll, fand in meinem eigenen, auf den North Downs gelegenen Hause statt, in dem ich jetzt schreibe. Es hatte sich eine interessante Gesellschaft vereinigt. Remenham, damals Premierminister und sein großer Gegner Mendoza, beide Mitglieder unserer Vereinigung, waren erschienen. Denn unser Streben ging dahin, die entgegengesetztesten Elemente zusammenzuführen und

durch eine von dem Stifter unseres Bundes ererbte glückliche Tradition gelang es uns gewöhnlich, sie in zeitweiliger Übereinstimmung zu erhalten. Auch Cantilupe war gekommen, der sich erst kürzlich vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte und dessen Name vielleicht schon dem Vergessen anheimfällt. Von jüngeren Männern war Allison da, der, obgleich noch geschäftlich tätig, schon seine sozialistische Propaganda betrieb. Auch Angus MacCarthy fehlte nicht, ein Mann, dessen tragisches Ende in St. Petersburg noch frisch in unserem Gedächtnis lebt. Und andere von geringerer Bedeutung waren gleichfalls erschienen; so der Biologe Wilson, Professor Martin, der Dichter Coryat und noch der und jener, die jeder an seinem Platze genannt werden sollen.

Nach dem Speisen, es war im Juni und ungewöhnlich warm, begaben wir uns auf die Terrasse zu Kaffee und Zigarren. Die Luft war so angenehm und die Aussicht so schön, da die ganze Ebene von Sussex im Abendlichte vor uns lag, daß vorgeschlagen wurde, unsere Sitzung lieber hier als im Hause abzuhalten. Dem wurde zugestimmt. Aber nun stellte es sich heraus, daß Cantilupe, der zu Worte hätte kommen sollen, keine Aufzeichnungen mitgebracht hatte. Er hatte vergessen oder er war zu beschäftigt gewesen. Diese Entdeckung verursachte einen allgemeinen Ausruf des Protestes. Cantilupes Vorschlag, unsere Diskussion aufzugeben, wurde entrüstet zurückgewiesen und er wurde bestürmt, etwas in der Art, wie er zu schreiben beabsichtigt hatte, nun aus dem Stegreif zum Besten zu geben. Er weigerte sich jedoch standhaft dies zu versuchen und es schien, als ob die Debatte unter den Tisch fallen sollte, bis ich daran dachte, in meiner Eigenschaft als Vorsitzender einzugreifen.

„Cantilupe," sagte ich, „muß entschieden auf irgend eine Weise Buße tun. Da er sich weigert einen Vortrag zu halten, so schlage ich ihm eine Rede aus dem Stegreif vor, wie er sie zu halten gewöhnt ist. Da er sich vom öffentlichen Leben nun zurückgezogen hat, wird dies vielleicht ohnehin seine letzte Gelegenheit sein. Mag er sie denn dazu benutzen Buße zu tun. Und die Buße, die ich ihm auferlege, soll in einer persönlichen Beichte bestehen. Er soll uns berichten, warum er die politische Laufbahn eingeschlagen, warum er ein Tory war und ist und warum er sich jetzt in seinen besten Jahren aus dem öffentlichen Leben zurückzieht. Mit einem Wort, ich schlage vor, er soll uns seine Auffassung auseinandersetzen. Das wird jedenfalls Remenham herausfordern, den ich dann zunächst zum Worte rufen werde. Er wird jemanden andern ermuntern. So wird nach und nach jeder seinen Standpunkt klarlegen und es könnte noch einen ganz fesselnden Abend geben." Dieser Vorschlag wurde, wenn auch nicht mit Begeisterung, so doch mit Zustimmung begrüßt. Cantilupe war zuerst sehr dagegen, gab aber dem Drängen nach und erhob sich, als ich ihn zum Worte rief, widerstrebend von seinem Sitze. Er stand einige Minuten schweigend, die Schultern nach vorn gezogen und lächelte unter seinem dichten Bart. Dann begann er in seiner langsam bedächtigen Weise:

„Warum ich die politische Laufbahn einschlug? Ich weiß es eigentlich selbst nicht. Sicherlich war ich nicht dazu ausersehen. Ich war zum Landwirt bestimmt und für den Rest meines Lebens hoffe ich einer zu sein, was, wenn ich offen sein soll, wohl den wahren Grund meines jetzigen Rücktritts bildet. Aber ich wurde in jungen Jahren aus einer Art Rücksicht für meine Familie in die Politik hinein-

gedrängt, und einmal drin ist es sehr schwer wieder herauszukommen. Ich ziehe mich jetzt zurück, weil unter anderen Gründen für mich in ihr nicht mehr Platz ist. Tory-Politik ist tot. Und ich bin, wie Sie mit Recht mich bezeichnen, ein Tory. Aber Sie wollen wissen warum? Nun ich weiß nicht, ob ich es Ihnen erklären kann. Ich sollte es wohl. Ich bin überzeugt, Remenham kann's und wird Ihnen in denkbar klarster Weise auseinandersetzen, warum er Liberaler ist. Aber Remenham hat Grundsätze, ich nur Vorurteile. Ich bin Tory, weil ich als solcher geboren wurde, gerade so wie ein anderer Radikaler ist, weil er als Radikaler geboren worden. Hingegen glaube ich wirklich, daß Remenham darum ein Fortschrittsmann ist, weil er sich überzeugt hat, daß er einer sein sollte. Ich bewundere ihn darob, aber es ist mir unmöglich, ihn zu verstehen. Und wenn ich meinerseits mich verteidigen oder vielmehr erklären soll, so kann ich das nur tun, indem ich meine Vorurteile erkläre. Und ich bin wirklich froh, daß ich Gelegenheit dazu habe, wenn auch nur, weil es Einem manchmal Befriedigung gewährt, auszusprechen, was man eigentlich denkt, etwas, was im öffentlichen Leben unmöglich geworden ist.

Mein erstes Vorurteil besteht darin, daß ich an Ungleichheit glaube. Ich bin durchaus nicht sicher, daß dieses Vorurteil auf mich beschränkt ist — die meisten Menschen scheinen in der Praxis danach zu handeln, selbst in Amerika. Aber ich erkenne nicht nur die Tatsache an, ich huldige dem Ideal der Ungleichheit. Ich selbst will nicht auf einer Stufe mit Darwin oder dem deutschen Kaiser stehen, ich sehe nicht ein, warum der erste Beste auf derselben Stufe mit mir stehen sollte. Mir sagt eine Gesellschaft zu, die nach Stand und Klassen gehörig abgestuft ist. Ich sehe es gerne, daß mein Gärtner oder mein Metzger den Hut vor mir abzieht und ich selbst stehe willig mit entblößtem Haupte vor der Königin. Ich bin mir nicht bewußt, besser oder schlechter als der Dorftischler zu sein, aber ich bin anders, und s' ist mir lieb, daß er die Tatsache anerkennt wie ich selbst sie anerkenne. In Amerika, höre ich, belehrt immer einer den anderen in allem, was er tut und sagt, auf Umwegen oder geradezu, daß er so gut wie sein Nachbar sei. Das ist aber nicht wahr und wenn es wahr wäre, so zeigt es nicht von Lebensart, das immerfort zu betonen. Ich ziehe eine Gesellschaft vor, in der jeder seinen bestimmten Platz inne hat und ihn auch kennt. Tatsächlich hat ja in jeder möglichen gesellschaftlichen Vereinigung ein jeder stets seinen Platz, nur daß man sich in einer demokratischen Gesellschaft sträubt, ihn anzuerkennen; daher denn auch die gesellschaftlichen Beziehungen viel gröber, weit weniger gefällig und rein menschlich erscheinen, als sie in England sind oder doch zu sein pflegten. So lautet mein erstes Vorurteil und hieraus folgt naturgemäß, daß ich die ganze demokratische Bewegung hasse. Ich sehe keinen Sinn darin sich anzumaßen, die Menschen einander politisch gleichzustellen, wenn sie in jeder anderen Beziehung ungleich sind. Man kann tun, was man will, es werden doch immer nur einige wenige sein, die regieren. Und das einzig wirkliche Ergebnis der Ausdehnung des Wahlrechts besteht in der Übertragung der politischen Macht von den Grundbesitzern auf Kaufleute und Drahtzieher. Nun, ich halte diese Veränderung nicht für gut. Und das bringt mich zu meinem zweiten Vorurteil, einem Vorurteil gegen den Handel. Ich meine natürlich damit nicht, daß wir ohne ihn auskommen können. Ein Land muß Wohlstand haben, obgleich ich glaube, daß unser Land viel tüchtiger war, da wir weniger

hatten, als wir jetzt besitzen. Auch bestreite ich nicht, daß es ausgezeichnete, ehrenwerte und tüchtige Geschäftsleute gibt. Aber ich glaube, daß das Streben nach Reichtum die Menschen für den öffentlichen Dienst untauglich macht. Und ich fühle mich hingezogen zu jener einigermaßen übertriebenen Anschauung der alten Welt, wonach diejenigen, die im Handel beschäftigt sind, von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen sein sollen. Ich glaube an eine Regierung von Gentlemen; von Gentlemen im eigentlichen Sinne unserer vergangenen Tage, von Männern mit selbständigem Vermögen also, die in unabhängiger Stellung von der Knabenzeit an die Luft des öffentlichen Lebens geatmet und deren Laufbahn durch ihre Bestimmung für Heer oder Flotte, für Kirche oder Parlament klar vorgezeichnet war. Diese Art Männer hat Roms Größe bewirkt und auch England in der Vergangenheit groß gemacht; ich aber kann nicht glauben, daß ein Land jemals groß dastehen wird, in dessen Leitung sich Kaufleute, Krämer und Handwerker teilen. Nicht etwa weil sie nicht achtbare Leute sind oder sein mögen, sondern weil ihre Beschäftigung und ihre Lebensweise sie für den öffentlichen Dienst untauglich macht.

Nun wohl, diese Art von Empfinden ist es — ich will nicht von Grundsätzen reden — die meine Führung im öffentlichen Leben bestimmte. Und Sie werden sich erinnern, daß es, da ich zuerst die politische Laufbahn betrat, viel eher möglich schien, ihr Ausdruck zu geben, als es heute ist. Selbst nach der ersten Parlamentsreform, die meiner Ansicht nach auf falschen Voraussetzungen beruhte, ward England noch von Grundbesitzern regiert, und wenn ich meinen Willen hätte haben können, wäre es auch weiter dabei geblieben. Es war nicht eine parlamentarische Reform, deren man wirklich bedurfte; es war eine bessere und verständigere Regierung. Und die damals herrschende Klasse war imstande, eine solche zu liefern. Das hat sich in einer Reihe von Maßnahmen gezeigt, die in den dreißiger und vierziger Jahren durchgesetzt wurden, dem neuen Armengesetz, der Ordnung des öffentlichen Gesundheitswesens und anderem mehr. Selbst die Aufhebung der Korngesetze, eine Maßregel, die ich im übrigen für den größten ihrer Mißgriffe halte, zeigt, wie sehr jene Klasse vermochte ihre eigenen Interessen der Nation zum Opfer zu bringen. Ich brüste mich nicht mit nationalökonomischen Kenntnissen und lasse mich gerne von denen, deren Sache dies ist, darüber belehren, daß unser Reichtum sich durch den Freihandel vermehrt hat. Aber keiner hat mich noch je überzeugt, obgleich viele sich daran versuchten, daß Vermehrung des Reichtums das einzige Ziel der Politik eines Volkes bilden soll. Und es ist sicherlich klar wie der Tag, daß die Freihandelspolitik unser ganzes Gesellschaftsgebäude verrenkt hat. Sie hat ein elendes Stadtproletariat an Stelle gesunder Feldarbeiter gesetzt; sie hat den Wohlstand zum größeren Teil von den Gutsbesitzern auf die Geschäftsleute übertragen und indem sie das tat, hat sie mehr und mehr die Macht derer, die von altersher gewohnt waren sie zu gebrauchen, jenen überantwortet, die überhaupt keine Überlieferung außer der des Zusammenraffens besitzen. Gerade das, was ich für den Hauptberuf eines Staatsmannes halte, die Bestimmung des richtigen Verhältnisses der Berufsstände zueinander, haben wir den Zufälligkeiten des Wettbewerbes ausgeliefert. Wir haben das Problem in Verzweiflung aufgegeben, anstatt seine Lösung zu versuchen, mit dem Erfolg, daß unsere Bevölkerung — wie mir scheint — vor unseren Augen täglich mehr entartet, in Körperbildung, in Moral, in Geschmack, mit einem Worte in

allem, was wichtig ist, während wir uns mit der wachsenden Anhäufung unseres Reichtums trösten. Freihandel war meiner Ansicht nach der erste große Verrat der regierenden Klasse an dem Lande und an sich selbst, der zweite war die Ausdehnung des Wahlrechts. Ich will nicht sagen, daß ich keinerlei Veränderung an dem parlamentarischen System, das uns überliefert worden ist, vorgenommen hätte. Aber niemals hätte ich, auch nicht einmal stillschweigend, zugegeben, daß jedermann das Recht zu wählen hat, geschweige, daß alle das gleiche Wahlrecht besitzen. Denn wir können sagen, was wir wollen, die Gesellschaft ist nicht aus Einzelwesen zusammengesetzt, sondern aus Klassen und durch Klassen sollte sie vertreten sein. Ich hätte von der beruflichen Interessengemeinschaft, nicht von dem Individuum als Einheit ausgehend, Bauern, Handwerkern, Kaufleuten, Fabrikanten als solchen das Wahlrecht erteilt und jeder dieser Gruppen so viel Gewicht zugewiesen, als nötig war, um ihren Einfluß fühlbar zu machen, während ich dem erbgesessenen Grundbesitz die entscheidende Stimme vorbehalten hätte. Das wäre sicherlich schwer, aber es wäre der Mühe doch wert gewesen, während es meiner Ansicht nach ebenso töricht als leicht war, ganze Haufen neuer Wähler hinzuzufügen, bis wir zweifellos bei dem tatsächlichen allgemeinen Wahlrecht angekommen sein werden, ohne uns jemals selbst zugegeben zu haben, daß wir es wollen.

Aber was geschehen ist, ist endgültig und kann nicht mehr gut gemacht werden. Fortab wird die Mehrheit oder vielmehr diejenigen, die die Mehrheit bilden, England beherrschen; und das werden nicht die Männer sein, unter denen es bisher groß geworden ist. Für Leute meines Schlages ist in der Politik nicht länger mehr Platz. Und so weit es mich persönlich betrifft, stimmt mich diese Erkenntnis in der Tat eher froh. Diejenigen, die uns in die Patsche gebracht haben, müssen uns wieder heraushelfen. Wahrscheinlich wird's ihnen auf ihre Weise gelingen, aber dabei wird ein ganz anderes England erstehen als jenes war, das ich gekannt, verstanden und geliebt. Wir werden eine Bevölkerung von Stadtleuten haben, die, wie ich hoffe, besser genährt und besser behaust als jetzt, klug, behende und gewandt, nur von ihrem Verstande leben, bereit, jeden Augenblick aus all ihren Kenntnissen Kapital zu schlagen, die aber in Wirklichkeit sehr wenig wissen und dieses Wenige nicht sehr genau.

Es wird weniger Leute jenes Schlages geben, an denen ich mein Gefallen finde, die ich gern als spezifisch englisch betrachte und die das Erzeugnis der Scholle sind; Burschen, die wachsen wie das liebe Gemüse und die, ohne zu wissen wie, in einem unbewußten Assimilierungsprozeß Vernunft zugleich mit dem Fleisch ansetzen; die regungslos wie ein Teich mit einfältigen Vollmondgesichtern eine Stunde lang ein Pferd oder ein Schwein stillstehend beobachten können; die Art Leute, die Stadtbesucher für dumm halten, weil sie, um eine Frage zu beantworten, fünf Minuten brauchen und dies dann meist mit einer neuen Frage tun, die aber einen Reichtum an Erfahrung in sich aufgespeichert haben, der viel zu ausgedehnt und viel zu verwickelt für sie ist, um sich jemals davon Rechenschaft zu geben. Sie lassen sich von ihren Instinkten, nicht von ihrem bloßen Verstande leiten, ihre Instinkte aber sind der langsame Niederschlag jahrelangen vertraulichen Umgangs mit der Natur. Das ist der Schlag Leute, den ich liebe. Und es behagt mir, in der Weise unter ihnen zu leben, wie ich es tue — in einem überlieferten Verhältnis, das ihnen so wenig

einfällt, übel zu nehmen, wie mir, es zu mißbrauchen. Diese Art Beziehung kann man nicht schaffen, sie muß allmählich erwachsen und vom Vater auf den Sohn überliefert sein. Die Leute, die sich neu auf dem Lande niederlassen, können sie niemals zustande bringen. Sie bringen ihre Abgesondertheit mit, die das Ergebnis des städtischen Lebens ist. Sie haben keine Vorstellung von irgend welchen Banden, außer denen, welche der Lohnvertrag schließt; der Begriff der Nachbarlichkeit ist ihnen fremd. Und dabei kommt mir etwas gar merkwürdiges in den Sinn. Die Leute gehen nach der Stadt um der Geselligkeit willen, aber ich habe immer gefunden, daß es nur auf dem Lande eine wirkliche Geselligkeit gibt. Wir mögen hier einfältig sein, aber wir gehören zu einer Ordnung der Dinge, welche die Weisheit von Generationen in sich schließt. Wir treffen uns nicht in Gesellschaftsräumen, sondern auf der Jagd, bei Gericht, bei den Festessen der Pächter oder der Landwirtsgenossenschaft. Unser privater Beruf ist mit unserem öffentlichen enge verbunden. Unsere Beschäftigung bedingt keinen Wettbewerb und wir dürfen die tägliche Ausübung unserer Pflichten als eine Art öffentlichen Dienstes betrachten. Das ist eine Ordnung der Dinge, die ich verstehe und bewundere, wie meine Väter sie vor mir verstanden und bewundert haben. Und deshalb bin ich ein Tory, nicht wegen irgend besonderer Meinuugen, die ich hege, sondern weil das einmal mein Charakter ist. Ich hielt zu den Tories, so lange das etwas zu bedeuten hatte, und jetzt, wo es nichts mehr bedeutet und obgleich ich mich nicht mehr um ihre Vertretung bewerbe, kann ich doch nicht umhin, einer der ihren zu sein. England, wie es ist, wird noch aushalten, so lange ich lebe; England, wie es sein wird, bekümmert mich nicht und darum ist's auch ganz gut, daß ich nichts mit seiner Leitung zu tun haben soll.

Ich weiß nicht, ob das eine ausreichende Erklärung der Frage ist, die mir zur Beantwortung aufgegeben war; aber 's ist die beste, die ich geben kann und ich denke, sie sollte genügen. Mir ist's immer zu Mut, als ob ich zu meinem Gotte sagte, wenn er mir Rechenschaft abverlangt: „Hier bin ich, wie du mich gemacht hast. Du kannst mich nehmen oder lassen. Wenn ich noch einmal zu leben hätte, ich würde es genau ebenso tun. Und wenn ich anders leben soll, dann mußt du mich eben anders machen." Ich habe für eine verlorene Sache gefochten und mir tut's leid, daß sie verloren hat. Aber das Herz soll mir darüber nicht brechen. Ich kann immer noch für den Rest meiner Tage ein Leben führen, das ich zu achten und zu genießen vermag. Und ich bin es zufrieden, die Nation in Remenhams Händen zu lassen, der, wie ich sehe, schon brennt, auf meine Ketzereien zu erwidern."

Remenham rückte in der Tat unruhig auf seinem Stuhl hin und her, als ob es ihm schwer ankäme, auf seinem Platze zu bleiben und aus Mitleid schon hätte ich ihn zunächst aufrufen müssen, auch wenn ich es nicht schon vorher beabsichtigt hätte. Er sprang lebhaft auf und niemandem konnte der Gegensatz verborgen bleiben, den er zu Cantilupe bildete. Die elastisch aufrechte Gestalt, das feste Kinn, der Überschwang der Geberden, der klare Ton seiner Stimme, alles drückte vortrefflich eine derartige Energie und Verstandeskraft aus, wie sie niemand, der mir je untergekommen, in gleichem Grad besessen hatte. Er begann ohne Zögern und sprach durchweg mit der geschulten und gewandten Beredsamkeit, in der er Meister war. „Man wird", rief er, „meiner feierlichen Versicherung glauben, daß

nichts mich schmerzlicher treffen könnte als der Gedanke — wenn ich mich denn wirklich mit ihm vertraut machen muß — daß die liberalen Maßnahmen, auf denen meiner Anschauung nach das Gedeihen und die wahre Wohlfahrt des Landes beruhen, den Rücktritt von Männern im Gefolge haben, wie der verehrte Vorredner einer ist. Bedürfen wir doch aller geistigen und moralischen Hilfsquellen unseres Landes, und als eine der wertvollsten und nützlichsten unter diesen muß ich den ehrwürdigen Stamm unseres grundbesitzenden Adels betrachten! Ich bedauere aus öffentlichen Rücksichten wie aus persönlichen Gründen, daß Lord Cantilupe sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen und mein Bedauern wird nur verringert, und nicht behoben, wenn ich sehe, wie gut, wie ehrenvoll und wie freudig er seine wohlverdiente Muße verwendet. Ja, ich freue mich dessen und glaube gerne auch für die Zukunft daran, daß wir in ihr so wenig wie heute in dem großen Rate der Nation Männer solch vorzüglichen, altererbten Gepräges werden zu missen brauchen, die die bedeutsamsten Gegengewichte und Widerstände in dem großen, verwickelten Staatsgetriebe zu bilden berufen sind.

Wenn er jedoch für den hervorragenden Stand, dessen Mitglied er ist, ein tatsächliches und andauerndes Übergewicht im Staate fordert, so muß ich gestehen, hier trennen sich unsere Wege. Nein, ich kann selbst die Theorie, der er Ausdruck gegeben, nicht annehmen, die Theorie einer festgesetzten und ständigen Vertretung der Interessen. Es ist in der Tat der wesentliche Fehler aller politischen Ideologen — um wieviel mehr solcher Politiker, die das einmal Bestehende, ohne es zu idealisieren, versteinern wollen! — daß, wären die von ihnen vertretenen politischen Gedanken selbst vollkommen, sich ihre Vollkommenheit nur auf eine einzige Reihe gegebener Bedingungen bezieht; so daß, wenn jene sich selbst für immer erhalten könnten, sich auch diese Formen verewigen würden, die nichts als kurze und vorübergehende Phasen in der Geschichte der Menschheit bilden sollten. Wäre es Plato möglich gewesen, seine goldene Kette philosophischer Städte über die bewohnte Erde hin zu spannen, er hätte für immer die Welt in den Einrichtungen der Sklaverei und des Kastenwesens festgeschmiedet, die Quellen von Wissenschaft und Erfindungsgeist an ihrem Ursprung versiegelt und jenen mächtigen Genius des Staatsgedankens, der allein die widerspenstigen und aufrührerischen Glieder der fortschreitenden Menschheit zu einem gemeinsamen und segensreichen Zwecke zu vereinen vermochte, zu ewigem Unvermögen verdammt. Und wenn die Erfindungskraft eines Plato, frei ihrem Wunsche gemäß zu wirken, auf diese Weise die Samenkörner des Fortschritts unfruchtbar machte, was sollen wir dann sagen, wenn solche Männer wie wir selbst der Schaffenskraft der Natur die Grenzen und Regeln unseres unvollkommenen Ermessens aufzwängen wollen. Eher sollten wir uns ihrer Führung in Demut unterwerfen und unsere Einrichtungen so gestalten, daß sie die in ihnen wirkenden bewegenden Kräfte so wenig wie möglich zu hemmen vermögen. Denn wie wir jetzt wissen, geht das Höhere durch Kampf aus dem Niedrigeren hervor und es möchte beinahe scheinen, als ob die Natur nicht anordnet, sondern nur zuschaut, wie ihre Welt in schmerzvollem Ringen aus dem Chaos emporsteigt. Wir sehen nicht, daß sie mit übereiltem Eifer dazwischentritt, um die Gärung der Schöpfung an einem gegebenen Punkte anzuhalten, daß sie die Hand ausstreckt, wenn sie den Schimmer des Eisvogels oder der Rose sieht, um

dem Prozeß, der sie zerstören würde, Einhalt zu gebieten und daß sie der Vollkommenheit dieser niedrigeren Formen die edlere Unvollkommenheit des Menschen und was über ihn hinaus liegen mag opfert. Sie behält immer ihr Ziel im Auge und so sollte auch unser staatsmännisches Wirken die Kräfte, mit denen wir zu schaffen haben, in unseren Einrichtungen auszudrücken, nicht durch diese zu begrenzen streben. Unsere Politik sollte wie die leibliche Haut auf dem lebenden Gewebe der Gesellschaft wachsen. Denn wer sind wir, daß wir zu diesem oder jenem sagen sollten: „geh' und pflüge, treibe Handel oder regiere den Staat?" Daß wir zu dem Kaufmann sagen sollten „so viel Macht sollst du haben!" und zu dem Pächter „so viel du?" Nein! Sagen wir lieber zu allen und jedem, nehmt die Stellung ein, die ihr erlangen könnt, genießt das Ansehen, das ihr zu gewinnen vermöget! Laßt unsere Verfassung das Gleichgewicht der Kräfte in unserer Gesellschaft zum Ausdruck bringen und die Verteilung der Macht mit ihnen wechseln! Das ist das Glaubensbekenntnis des Liberalismus, das die Natur selbst bekräftigt und dem, wie ich mit Ehrfurcht hinzufüge, die göttliche Allmacht in der Verteilung und Anordnung ihrer wunderbaren Schöpfung die Weihe gibt.

Aber dieser Glaube nivelliert weder, noch zerstört er. Niemand — selbst nicht Cantilupe — kann mehr Achtung als ich vor unserer alten Krone, unserem erblichen Adel empfinden. So lange sie es verdienen — und lange möge dies der Fall sein! — werden sie ihren ehrenvollen Platz in den Herzen und der Zuneigung des Volkes behaupten. Aber neben ihnen möchte ich Raum schaffen für alle die Elemente und Interessen, die in dem natürlichen Verlaufe des Spiels der sozialen Kräfte ins Leben treten können. Diese aber werden viel zu zahlreich, viel zu unauflöslich verknüpft sein, sie werden zu schnell in relativem Gewicht und Bedeutung wechseln, als daß menschliche Intelligenz durch ein künstliches System ihre widerstreitenden Ansprüche wägen und ordnen könnte. Öffnet allen Menschen gleichmäßig, innerhalb der Grenzen der Vorsicht, die Bahn zu politischem Einfluß und laßt sie die so freigebig gewährten Gelegenheiten in vereinigter oder vereinzelter Tätigkeit nutzen, je nach ihrem Können und Wollen. Das ist der Grundton der Politik, die ich seit meinem Eintritt in das öffentliche Leben stetig verfolgte und bis ans Ende fortzusetzen bereit bin, sollte dieses Ende auch das von dem Vorredner so gefürchtete allgemeine Stimmrecht sein. Er behauptet, das sei eine Politik tollkühner Verzichtleistung. Aber Verzichtleistung zu wessen Gunsten? Verzichtleistung zugunsten des Volkes! Und die Frage ist, trauen wir dem Volke? Ich tue es, er tut es nicht! Hier, möchte ich glauben, liegt der wahre Unterschied zwischen uns.

Ja, ich schäme mich nicht es zu sagen, ich traue dem Volke! Wem sollte ich trauen, wenn ich ihm nicht trauen kö. nte? Was ist eine Nation anderes als eine Vereinigung der Talente, der Fähigkeiten, der Tugenden der Bürger, welche sie bilden? Diese Talente nutzbar zu machen, diese Fähigkeiten hervorzurufen, diesen Tugenden Spielraum und Gelegenheit zur Betätigung zu geben, muß Ziel und Zweck jeder großen und hochsinnigen Staatskunst sein; und diesem Endzweck zu dienen, habe ich nach meinen besten Kräften gestrebt, nicht unbesonnen, hoffe ich, auch nicht mit Ungeduld, sondern in dem Geiste eines nüchternen zuversichtlichen Glaubens.

Das ist meine Auffassung des Liberalismus. Aber wenn dieser daheim seine Aufgabe hat, so sind seine Grundsätze nicht weniger bedeutsam in den gegenseitigen Beziehungen der Völker. Ich will mich jetzt nicht auf das bewegte Meer der auswärtigen Politik hinauswagen. Ich will nur einen Punkt berühren, da er von dem letzten Redner behandelt wurde, die Frage unseres auswärtigen Handels. In keinem Bezirke menschlicher Tätigkeit, möchte ich zu behaupten wagen, ist die Absicht des Allmächtigen klarer ausgedrückt als in dem des Austausches der Arbeitserzeugnisse. Jedem Teile der bewohnbaren Erdkugel sind seine besonderen Gaben für den Gebrauch und das Ergötzen des Menschen zugewiesen, jeder Nation ihre eigenartige Geschicklichkeit, ihre angemessenen Gelegenheiten. Ebenso wie zur Arbeit ist diese Welt auch zum Austausch erschaffen worden. Von jenseits des Ozeans, den die unbesiegbare Beharrlichkeit des Erfindungsgeistes überbrückt, rufen die Kornspeicher der neuen Welt in ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit nach dem Eisen und Stahl, den Werkzeugen und Maschinen der alten. Die Hirtenkönige der grenzenlosen Ebenen Australiens, der ostindische Bauer, der jetzt glücklich befreite Neger Georgiens und Carolinas ernähren die Fabriken und die Webstühle Manchesters und Bradfords und werden von ihnen ernährt. Pall-Mall wird mit dem Erzeugnis der Weingärten Frankreichs und Spaniens beglückt und der italienische Bauer geht mit den Arbeitserzeugnissen des Handwerkers in Leicester bekleidet umher. Die goldene Kette läuft um, die silbernen Eimer steigen und fallen und wie sie sich füllen und überfließen, so übermittelt einer dem anderen, was sich aus dem Füllhorn der Natur ergießt! Solches Gesetz hat die Macht verordnet, die über der Welt und ihren Geschicken thront und alle Einmischungen des Menschen in ihre wohltätigen Zwecke vermögen ihre glückliche Wirksamkeit nicht gänzlich aufzuhalten und zu vereiteln. Dennoch haben die blinde Begierde, die unwissenden Auffassungen nationalen Eifers die Räder und Zähne der großen Maschine so viel wie möglich verborgen, ihr Arbeiten gehemmt und ihren Nutzen begrenzt. Und wenn es etwas gibt, dessen diese große Nation sich mit Recht rühmen könnte, so ist es, daß sie die erste war, die Schranken und Dämme einer irregeleiteten Erfindungskraft niederzureißen und den klaren und befruchtenden Strom des Handels durch jeden Abschnitt ihrer grünenden Fluren in unbegrenzter Fülle zu leiten.

Wahrlich ihr Lohn ist nicht ausgeblieben: Forschen wir in den Annalen der Geschichte und wir werden umsonst nach einem Wohlstand suchen, so gewaltig, so ununterbrochen, so zunehmend wie der, welcher dieses Land im letzten halben Jahrhundert seiner Geschichte gesegnet hat. Diese Zunahme des Reichtums hat allerdings der Redner, der vor mir sprach, zugegeben. Aber er beklagte, daß wir die Veränderungen nicht bedachten, die das neue System für die Natur und die Beschäftigungen des Volkes bedeutet hat. Das ist wahr und unbesonnen wäre, wer da wagte, die entfernteren Ergebnisse einer solchen Politik vorauszusehen und zu bestimmen; oder der vor den Folgen der Freiheit zurückschreckte, weil er ihren Charakter nicht vorausahnen kann. Wer von uns hätte den Mut, selbst wenn er die Macht besäße, einer Nation ein für allemal die Formen ihres ökonomischen Lebens, das Gepräge ihrer Persönlichkeit, die Richtung ihrer Unternehmungen vorzuschreiben. Die Möglichkeiten, die in dem Schoße der Natur liegen, sind größer als wir ermessen können, wir können nur ihr Entstehen erleichtern, ihre Beschaffen-

heit können wir nicht bestimmen. Das Übel des Tages verlangt nach den Heilmitteln des Tages; aber niemand kann mit Nutzen die Bedürfnisse der Zukunft voraussehen. Und welche Ursache ist mittlerweile zu schlimmen Ahnungen vorhanden? Ich muß gestehen, ich sehe keine. Ich behaupte, die Politik der Freiheit erscheint durch ihre Ergebnisse gerechtfertigt. Und so fest ist diese meine Zuversicht, daß ich glaube, die Zeit ist nicht mehr fern, da andere Länder endlich zur Erkenntnis ihrer wahren Interessen erwachen und unseren handelspolitischen Grundsätzen nacheifern werden, zu ihrem Vorteil nicht mehr als zu dem unserigen. Ich sehe die Zeit herannahen, da die Nationen der Erde, im friedlichen Wettstreit des Handels enge verbunden, ihre politischen Feindseligkeiten beiseite legen und wo jene Schranken der Nationalität, die zu der Kindheit des Menschengeschlechts gehören, unter den wärmenden Strahlen von Wissenschaft und Kunst allmählich verschwinden; wo der Donner der Geschütze dem sanfteren Surren des Webstuhles weichen und der Schurz des Handwerkers, das Gewand des Bauern ehrenvoller sein wird als der bunte Rock des Soldaten; wo die kosmopolitischen Heere des Handels die Miliz des Todes ersetzen, wo das, was Gott zusammengefügt hat, nicht länger mehr durch die Unwissenheit, die Torheit und die Bosheit des Menschen geschieden sein wird; wo die Arbeit und die Erfindung des einen das Erbteil aller bilden und die Völker der Erde nicht länger auf dem Schlachtfelde, sondern in ihren auserwählten Vertretern, wie in der Vision unseres größten Dichters, sich begegnen werden in dem „Parlament der Menschheit, der Föderation der Welt“!

Mit diesen etwas hochtrabenden Worten nahm Remenham seinen Sitz wieder ein. Er hatte, wie es seine Gewohnheit war, mehr für eine öffentliche Versammlung als zu einem Kreis von Freunden gesprochen. Aber er hatte die Kugel wenigstens ins Rollen gebracht. Vielen der Anwesenden mußten seine Worte wie sein Betragen sicherlich außerordentlich herausfordernd erschienen sein und naturgemäß niemandem mehr als Mendoza. Ich zögerte daher nicht, dem konservativen Führer das Zeichen zu geben, uns die entgegengesetzte Auffassung vorzutragen. Er ging bedachtsam darauf ein, hob das auf die Brust herabgesunkene Haupt mit den düsteren semitischen Zügen langsam empor und richtete die lange Gestalt allmählich auf, während ein boshaftes Lächeln den Mund umspielte.

„Wer,“ so begann er, „das Vorrecht des unmittelbaren Zutritts zu dem Ratschluß der Gottheit nicht genießt, kann sich des Gefühls der Benachteiligung nicht erwehren, wenn er nach einem so begünstigten Manne, wie mein ausgezeichneter Freund es ist, das Wort zu ergreifen hat. An diesen Nachteil habe ich mich jedoch in langen Jahren parlamentarischen Kampfes gewöhnen müssen. Ich habe mich beschieden, da am Boden zu schleichen, wo er fliegt, zu erraten, wo er prophezeit. Aber es gibt für alles eine Entschädigung. Und es mag gewisse Dinge geben, die Kindern und Säuglingen offenbart werden, während sie erhabeneren Wesen verborgen sind. Ich denke mir, der Wurm muß Auswüchse und Unebenheiten des Bodens gewahr werden, die der umfassenderen Sehkraft des Adlers entgehen und für den Wurm wenigstens sind diese von größerer Bedeutung als Gebirgsketten und Meere, die er niemals erreichen wird. Und von diesem demütigen Standpunkte aus will ich einige Bemerkungen vorbringen, die die beredte Ansprache, die zu genießen uns eben vergönnt war, ergänzen oder vielleicht sogar kritisch beleuchten sollen.

Die Rede meines Freundes war auf den Grundton der Freiheit gestimmt. Es gibt kein britisches Herz, das beim Klange dieses Wortes nicht höher schlägt. Aber während ich seiner leidenschaftlichen Verteidigungsrede lauschte, konnte ich nicht umhin, mich zu wundern, daß er uns dieses höchste kostbare Gut nicht in freigebigerer Weise zuteil werden ließ. Es ist wahr, er hat viel getan, die Schranken zu entfernen, die Volk von Volk, Mensch vom Menschen trennen. Aber wieviel bleibt noch zu vollenden, ehe in Wahrheit von uns gesagt werden kann, daß wir auf der gleichen Stufe mit der Natur selber angelangt sind! Seht Euch z. B. den Schutzmann an! Hat mein Freund jemals darüber nachgedacht, was diese feierliche Gestalt alles in sich schließt, wieviel Einmischung in die Zwecke eines wohltätigen Schöpfers in ihr versinnbildlicht ist? Der Schutzmann ist eine immerwährende öffentliche Herausforderung der Natur. Durch ihn beherrschen die Schwachen die Starken, die Wenigen die Vielen, die Klugen die Toren. Durch ihn bleiben am Leben, die der Kampf ums Dasein ausgeschieden haben sollte. Er setzt die Untauglichen an Stelle der Tauglichen. Er verschiebt die haushälterische Ordnung des Weltalls. In seinem Schutze schlagen alle ungeheuerlichen und schmarotzerhaften Gewächse Wurzel und gedeihen. Die Ehe heftet sich an seine Fersen, das Besitztum nistet ihm im Busen. Und wo ist Freiheit, so lange diese gedeihen? Wir alle kennen das Naturgesetz:

„Den guten Satz, den alten Brauch,
Es nehme, der die Macht besitzt,
Und wer es kann, behalt' es auch!"

Aber durch die Zauberkraft des Besitztums haben wir das beseitigt. Unsere Mauern von Ziegeln und Steinen haben wir mit unsichtbaren Wachen bemannt. Wir haben die Umzäunungen unserer Gärten und Parks dicht mit feurigen Gesichtern und Waffen bewehrt. Das Spiegelglas unserer Fenster haben wir undurchdringlicher gemacht als Adamant. Sogar unseren Säuglingen haben wir die Kraft von Riesen gegeben. Kleine Kinder werden überfüttert, während kräftige Männer verhungern und der Fötus im Mutterschoß streckt ungeformte Hände nach einem Fürstentum aus. Ist das Freiheit? Ist das Natur? Nein! Das ist das Gefängnis eines Merlin! Dennoch besteht es, so ungeheuerlich es uns auch scheint! Hat unser Freund denn keine Macht den Zauber zu lösen? Oder wäre es möglich, daß er dazu nicht den Willen hegt?

Ferner, kann man von uns sagen, wir seien frei, wir seien im Einklang mit der Natur, so lange wir die Bande der Ehe ertragen? So lange wir die fröhliche Wahllosigkeit unserer Triebe in Fesseln schlagen und unsere schweifende Neigung der Herrschaft der „einen unwandelbaren Ehefrau" unterwerfen? Hier freilich, ich gestehe es offen, rächt sich die Natur und tatsächlich entfaltet die Vielweiberei unter dem Schutze des Gesetzes ihre prangende Blüte. Aber das Gesetz besteht; es ist die Kette, auf welcher wir mit dem Einschlag des Besitztums jenes Nessushemd, die Familie, weben, in welches wir die Riesenenergien der Menschheit eingebunden. Aber was nutzt es, daß hie und da im Namen der Freiheit ein Knopf oder ein Band sich löst, so lange dieses Hemd fest an jedes Glied anschließt? Ein heldenmütigeres Werk wird von dem großen Vorkämpfer zu fordern sein, wenn er seiner Herrin in der Tat bis zu Ende folgen will! Er schüttelt das Haupt. Wie!

Ist er denn trotz alledem nur mit geteiltem Herzen bei ihrem Dienst? Oder wäre es möglich, daß er hinter der Maske der Göttin die Zähne und Klauen des Tieres ahnt? Wenn aber die Natur keine Göttin ist, wie können wir in ihr die Patin der Freiheit erkennen? Und wenn Freiheit auf ihr eigenes Verdienst hingenommen wird, wodurch kann man sie von Gesetzlosigkeit unterscheiden? Wodurch, außer durch die gebührende Beimischung von Zwang. Und das zugegeben, müssen wir nicht von dem Berggipfel der Prophezeiung herabsteigen in die eintönige Ebene des politischen Vergleichs?"

Bis hierher hatte Mendoza jenen Ton vollendeter Ironie bewahrt, der, wie man weiß, englische Zuhörer so aus der Fassung brachte und seiner Beliebtheit so sehr im Wege stand. Aber nun schlug er eine andere Note an. Während er ernster und, wie ich fürchte, schwerfälliger wurde, als ich ihn je zuvor gehört, gab er uns nun die meines Erachtens eingehendste Darlegung seines konservativen Standpunktes, die jemals von ihm zu hören gewesen war.

„Dies," hub er wieder an, „sind Fragen, deren Beantwortung ich meinem Freunde selbst überlassen muß. Denn ihre Lösung liegt in einer Sphäre, zu der der Flug meiner Gedanken sich nicht erhebt. Auch finde ich keine Befriedigung an theoretischen Erörterungen solcher Art. An diese Erde gebunden, drängen sich meinem beschränkten Blick vereinzelte Tatsachen mit einer launenhaften Umständlichkeit auf, die meiner Kraft der Verallgemeinerung Trotz bietet. Und das ist vielleicht der Grund, weshalb ich mich der Partei verband, der anzugehören ich die Ehre habe. Denn ich glaube, es ist die Partei, die die Dinge sieht, wie sie sind; d. h. so, wie sie der bloßen menschlichen Wahrnehmung erscheinen. Remenham hat uns in seiner Hast die Partei des Rückschritts genannt. Ich möchte eher behaupten, wir sind die Partei des politischen Realismus. Wir haben nicht den Menschen im Auge, sondern den Engländer, nicht Idealverfassungen, sondern die britische Konstitution, nicht Nationalökonomie, sondern die tatsächliche Gestaltung unseres Handels. Durch diesen großen Wald von Tatsachen, durch dieses Gewirr von Altem und Neuem, von hundertjährigen Eichen, kräftigem Gebüsch und schönen schmarotzerartigen Schlingpflanzen bewegen wir uns mit argwöhnischer Behutsamkeit, verfolgen die alten Pfade, bemühen uns sie offen zu halten, aber zögern neue Wege auszuhauen, bis wir uns über das Ziel klar geworden, dem zuliebe man uns unsere besten Baumstämme zu opfern ansinnt. Gänzliche Umwälzungen halten wir für außergewöhnlich und für Zeichen des Krankseins. Aber durch keine Theorien gebunden, führen wir sie kühn herbei, wenn wir von ihrer Notwendigkeit überzeugt sind und führen sie dann bis ans Ende durch. Und daher kommt es, daß, da wir die Zeit für gekommen erachtet, dem Volk zu den Beratungen der Nation Zutritt zu geben, wir kühn und ein für allemal mit einer Maßregel vorgingen, von der ich niemals zugeben werde — und hier bedauere ich, daß Cantilupe nicht mit mir übereinstimmt — von der ich niemals zugeben werde, daß sie im Widerspruche mit den besten und bewährtesten Überlieferungen der konservativen Anschauung steht!

Aber derartige Maßnahmen sind außergewöhnlich und wir hoffen sie werden endgültig sein. Wir finden kein besonderes Vergnügen darin, an der Verfassung herumzuflicken. Wir erkennen in dem Verwaltungsmechanismus ein bloßes Mittel;

der Prüfstein des Staatsmannes liegt in seiner Fähigkeit ihn zu beherrschen. Und da unsere Ohren jenem Evangelium der Freiheit, von dem unsere Gegner eine besondere Offenbarung erhielten, verschlossen bleiben, so finden wir vieles in dem England, das ist, was uns der Aufsicht zu bedürfen scheint. Wir sind nicht imstande, die Hoffnungsfreudigkeit zu teilen, die Remenham und seine Freunde hinsichtlich der Richtung und der Wirkungen der neuen Kräfte unseres gewerblichen Lebens erfüllt: Das Schwirren der Spindel und des Schaftes übertönt für uns der Aufschrei des Armen. Hinter den prunkenden Warenhäusern und Kaufläden gewahren wir die elenden Hütten des Handwerkers. Unsere Heerstraßen entlang beobachten wir den endlosen Zug der Arbeiter, die ihre angestammten Dörfer verlassen, um sie mit der Stadt zu vertauschen; wir verfolgen ihre Spur bis zu den Massenquartieren und zu dem armseligen Obdach des Heimarbeiters; wir folgen ihnen ins Armenhaus und Gefängnis; wir sehen sie im Abgrund verschwinden, während andere ihnen auf den Fersen nachdrängen, um ihre Stelle einzunehmen und ihr Geschick zu teilen. Und angesichts alles dessen können wir es nicht für unsere Schuldigkeit halten, die Arme übereinanderzuschlagen und den Grundsatz der Freiheit anzurufen. Wir fühlen, wir sind es der Nation schuldig, ihr menschliches Erbteil unversehrt zu bewahren, die einzige Quelle ihrer Größe und ihres Wohlstandes; diesem Ziele, so weit unsere Erfahrung reicht, mittelst unserer Gesetzgebung zuzustreben, ohne uns dabei von der Furcht, des Sozialismus beschuldigt zu werden, einschüchtern zu lassen, sind wir bereit.

Während wir uns nun auf solche Weise mit dem Zustand dieses Inselreiches befassen, haben wir nicht vergessen, daß wir Beziehungen auch zu der Außenwelt unterhalten. Vermöchten wir jene Ansicht zu teilen, der Remenham so beredten Ausdruck gegeben, so würde dies uns freilich nur wenig Sorge verursachen. Er schaut wie in einem Traumgesicht das Zeitalter des Friedens und gerechten Sinns herbeigeführt durch den Genius des Handelsverkehrs. Er sieht, wie durch ein geheimnisvolles Walten der Vorsehung Habgier und Wettbewerb die Ziele der Nächstenliebe und des Friedens fördern. Aber auch hier bin ich außer stande seinem verwegenen Fluge zu folgen. Auf das Gebiet der praktischen Erfahrung beschränkt, kann ich nicht umhin zu gewahren, daß in dem langen und blutigen Verlauf der Geschichte nichts anderes so viele Kriege hervorgerufen wie die Nebenbuhlerschaft auf dem Gebiete des Welthandels. Unsere eigene Geschichte legt von dieser Wahrheit überall beredtes Zeugnis ab und ich kann in dem Zustande der modernen Welt nichts gewahren, was ihre Nutzanwendung beschränken sollte. Man will uns glauben machen, daß alle Nationen unsere Freihandelspolitik annehmen werden. Warum sollten sie's, es sei denn zu ihrem eigenen Vorteil? Wir bekannten uns zu jener, weil wir glaubten, sie liege in unserem Interesse und wir werden sie aufgeben, wenn wir je unsere Meinung ändern. Und wenn ich „Interesse" sage, so möchte ich nicht dahin verstanden sein, als ob ich den wirtschaftlichen Vorteil allein im Auge hätte. Ich denke, eine jede Nation hat ebensogut wie ein Einzelwesen eine Persönlichkeit zu bewahren. Ihr Ziel darf nicht darin bestehen, um jeden Preis Reichtum anzusammeln, sondern sie hat die Fähigkeit zu entwickeln und zu bewahren, mächtig, willensstark, vielseitig und vor allem unabhängig zu sein. Ich bin nicht Prophet genug vorauszusagen, ob die Politik, zu der wir uns bekennen, einen

solchen Erfolg auch weiterhin sicherstellt. Wenn sie es jedoch nicht täte, so werden wir uns zweifellos zu ihrer Revision veranlaßt sehen. Ebensowenig kann ich glauben, daß andere Staaten — und wären es selbst unsere eigenen Kolonien — uns in unserer gegenwärtigen Politik folgen werden, sollten sie dadurch ihre aufblühenden Industrien gefährden und den Spielraum ihrer wirtschaftlichen Kräfte ungebührlich beschränken. Ich muß demnach gestehen, daß ich dem Kristallpalast-Millennium, das Remenham solche Beredsamkeit eingeflößt, nicht mit Begeisterung oder mit Hoffnung entgegensehe.

Ich sehe die Zukunft schwanger mit Krieg und mit Kriegesfurcht. Und besonders sehe ich diese Nation vermöge ihres Wohlstandes, ihrer Macht, ihres unvergleichlichen Erfolges die Zielscheibe des Neides, des Hasses und der Habgier aller Völker Europas bilden. Ich sehe, wie jene für ihre wachsende Bevölkerung einen Abfluß nach außen suchen und stets nur finden, daß die britische Rasse schon jeden Winkel der bewohnbaren Erde vorweggenommen und die britische Flagge darüber weht. Aus dieser unserer Hauptgefahr leite ich aber zugleich meine tröstlichste Hoffnung für die Zukunft ab. England ist mehr als England. In seinem Schlummer ist es gewachsen. Über alle Weltteile hin hat es seine gewaltigen noch embryonalen Glieder ausgereckt, die nur auf den Schlag seines Herzens, auf die Regung seines Geistes warten, um ihre Form und Wirksamkeit als Glieder eines großen Reichskörpers anzunehmen. Mir scheint, der Geist fängt an sich zu regen, das Blut zu kreisen. Ich glaube nicht, daß unsere Kolonien bestimmt sind wie reife Früchte von uns abzufallen; unsere Schutzgebiete werden nicht an andere Länder übergehen. Früher oder später wird die Nation zu der Weltherrschaft, zu der sie berufen, erwachen. Die Herzen der Engländer jenseits der Meere werden im Einklang mit den unseren schlagen. Und die Föderation, die ich voraussehe, ist nicht jene der Menschheit, sondern die der britischen Rasse in allen Teilen der Welt!"

Er hielt inne und in der Stille, die folgte, wurden wir der zunehmenden Dunkelheit gewahr. Die ersten Sterne wurden sichtbar und die schmale Mondsichel stand tief im Westen. Aus dem Schatten herauf hörten wir das Murmeln des Springbrunnens und der Schlag der Nachtigall tönte im Walde. Etwas in Ort und Stunde mußte Mendoza gefangen nehmen, denn als er wieder anhub, geschah es in verändertem Ton.

„So sieht mein Bild von der Zukunft aus," so begann er, „wenn ich mir zu träumen erlaube. Aber wer vermag zu sagen, ob es mehr als ein Traum ist? Es liegt etwas in der Luft heute Abend, das zur Offenheit zwingt. Und wenn ich meine innersten Gedanken verraten soll, so muß ich gestehen, daß wir, die die Geschicke der Völker zu bestimmen scheinen, auf einer Flut von Nichtwissen entlang getragen werden zugleich mit denen, die wir scheinbar beherrschen. Kindergleich ist es uns erlaubt die Hand an die Zügel zu legen, aber ein dunkler unbekannter Genius lenkt. Wir sind seine Geschöpfe, und seine Ziele, nicht die unserigen sind's, die durch unsere Kämpfe, unsere Mühen, unsere Ideale gefördert werden. In der Arena müssen Remenham und ich unsere Rolle spielen, müssen tapfer kämpfen und zum Sterben bereit sein, wenn die Menge den Daumen niederdrückt. Aber hier in einem Augenblick innerer Einkehr kann wenigstens ich nicht umhin, hinter

den Endzielen, die uns trennen, die Bande eines gemeinsamen Geschickes zu sehen. Wir gehen dahin und ein neues Geschlecht wird uns folgen, ein Geschlecht, dem unsere Ideale inhaltlos, unsere Schlagworte leer, unsere Streitfragen unverständlich sind.

„Hi motus animorum atque haec certamina tanta
Pulveris exigui jactu compressa quiescunt."

Der Staub der Vergessenheit wird unsere Debatten begraben. Wir werden etwas erreicht haben, aber nicht das, was wir beabsichtigten. Mein Traum mag vielleicht durch Remenham Wahrheit werden oder der seine durch mich, oder — auch das kann sein — weder der seine noch der meine durch einen von uns beiden. Die Vorsehung, deren Ziele er so leicht errät, ist mir dunkel. Und vielleicht kann ich ihn gerade aus diesem Grund mit größerer Nachsicht betrachten, als er meiner Vermutung nach mir zuzuwenden stets bereit gewesen. Dies jedenfalls ist für eine Waffenruhe der geeignete Augenblick. Die große Arena ist leer, die Bänke verschwimmen lautlos in das Dunkel; übermenschliche Gestalten beleben im Mondenschimmer den Schauplatz unserer Eintagskämpfe. Sie sind es, die hinter uns stehen und die Schläge austeilen, die scheinbar von uns ausgehen. Wenn wir in den Staub gelegt sind, werden sie andere Kämpfer anfeuern, wenn unsere Namen vergessen worden, werden sie andere in flüchtigem Golde malen. Warum also sollten wir noch jetzt in der Dämmerungsstunde kämpfen und lärmen? Derselbe Himmel umfängt uns, dieselben Sterne stehen über uns. Was sind meine Ansichten, was die Remenhams? Schaum an der Oberfläche! Der Strom trägt sie alle gleichmäßig entlang zu dem ihnen bestimmten Ziel. Lassen Sie uns für einen Augenblick, seine stille unwiderstehliche Kraft empfindend, einander begegnen und in diesem über den Tisch hinweg einander die Friedenshand reichen!"

Blutparasiten.

Von Robert von Lendenfeld.

Das Leben hat eine riesige Expansionskraft. Überall wo die physikalischen Verhältnisse seine Entfaltung gestatten, siedeln Organismen sich an, und in dem Maße, in dem sie sich an die Verhältnisse ihrer neuen Heimat anpassen, erlangen sie dort das Bürgerrecht.

Im Blute der Wirbeltiere sind alle Bedingungen des Lebens in ausgezeichneter Weise erfüllt, und es haben sich dementsprechend auch fremde Organismen darin angesiedelt und diesem Milieu sich angepaßt. Die Fähigkeit, sich an neue Verhältnisse anzupassen, kommt aber nicht nur den Parasiten, sondern auch jenen höheren Tieren zu, in deren Blut sie leben und die ihnen als Wirte dienen: tatsächlich passen sich nicht nur die Blutparasiten an das Leben im Blute, sondern auch die Wirte an die Parasiten, die in ihnen leben, an.

Die interessantesten und wichtigsten Blutparasiten sind die mikroskopisch kleinen, einzelligen, mit einer oder zwei Geißeln ausgestatteten Hämoflagellaten. Um als Blutparasiten leben und sich als solche erhalten zu können, müssen diese Organismen nicht nur sich darauf einrichten, in und von dem Blute zu leben, sondern auch in das

Blut des betreffenden Wirbeltieres hinein und aus demselben wieder heraus und in andere Wirbeltiere mit derselben oder mit einer ähnlichen Blutart zu gelangen.

Die Anpassung an das Leben im Blute ist für angehende Parasiten dieser Art nicht so leicht als man in Hinblick auf die ausgezeichneten, im Wirbeltierblute gegebenen Lebensbedingungen glauben könnte, und zwar deshalb nicht, weil die Wirbeltiere besondere Einrichtungen zur Abwehr solcher Parasiten besitzen. Es sind drei Arten solcher Abwehreinrichtungen zu unterscheiden: die weißen Blutkörperchen, die Opsonine und die bei Fieberanfällen eintretenden Temperaturerhöhungen.

Die weißen Blutkörperchen sind freie, weiche und bewegliche, zusammen mit den gewöhnlichen roten Blutkörperchen, in der Blutflüssigkeit suspendierte Zellen des Wirbeltierkörpers. Nach Amöbenart Fortsätze ausstreckend und wieder einziehend, kriechen sie an den Gefäßwänden und anderen Stellen in und an dem Körper umher, fallen alles fremde oder tote, mit dem sie in Berührung kommen, an und suchen es auf diese oder jene Art unschädlich zu machen. Wenn diese, als die Polizei des Wirbeltierkörpers funktionierenden weißen Blutkörperchen bei ihren Patrouillengängen durch den Körper auf fremde flagellate Infusorien stoßen, fallen sie drüber her und fressen sie kurzer Hand auf. So schützen sie die Zellengemeinschaft des Wirbeltierkörpers, der sie angehören, vor solchen Eindringlingen. Das erste, was Flagellaten, die sich aufs Schmarotzen im Wirbeltierblut verlegen wollen, tun müssen, ist daher, sich so einzurichten, daß die weißen Blutkörperchen sie nicht fressen. Ob sie das dadurch erreichen, daß sie in sich einen Stoff bilden, der abstoßend und giftig auf die weißen Blutkörperchen wirkt, oder auf andere Weise, ist schwer zu sagen, sicher aber ist es, daß jene Flagellaten, welche zu Blutparasiten geworden sind, dies erreicht haben und tatsächlich den Nachstellungen der weißen Blutkörperchen entgehen.

Das Blut ist ein ganz besonderer Saft. Zu den interessantesten Besonderheiten desselben gehören die Antitoxine und Opsonine, die darin gebildet oder von anderen Körperteilen demselben beigegeben werden. Es sind dies allem Anscheine nach verwickelt gebaute, eiweißähnliche Körper, die gelöst oder kolloidal suspendiert in der Blutflüssigkeit enthalten sind. Hinsichtlich des Gehaltes an solchen Körpern ist nicht nur das Blut verschiedener Wirbeltierarten, sondern auch das Blut verschiedener Individuen derselben Spezies, ja desselben Individuums zu verschiedenen Zeiten, vor und nach einer Kuhpockenimpfung etwa, verschieden. Die Antitoxine haben die rein chemische Aufgabe die durch gewisse Parasiten im Körper erzeugten Gifte (Toxine) chemisch anzugreifen und so zu verändern, daß sie unschädlich werden. Für die flagellaten Blutparasiten, mit denen wir es hier zu tun haben, kommen diese Stoffe aber viel weniger als die Opsonine in Betracht. Die Opsonine sind Körper, welche so auf die Parasiten einwirken, daß diese von den weißen Blutkörperchen angefallen und aufgefressen werden. ὀψοποιεῖν heißt Speisen würzen und fein zubereiten — das Opsonin in der Blutflüssigkeit „würzt" die flagellaten Parasiten so, daß die weißen Blutkörperchen Geschmack an ihnen finden und sie verzehren: Bekanntlich werden die Antitoxine j e n a c h B e d a r f gebildet. Hierauf beruht die Technik der Erzeugung der Heilsera. Von den Opsoninen ist anzunehmen, daß auch sie gewöhnlich nur in sehr geringer Menge im Blute vorhanden oder ganz abwesend sind, und gleichfalls nur bei Bedarf, und zwar in einer diesem

Bedarf entsprechenden Menge, gebildet werden. Die Fähigkeit zur Bildung der erforderlichen Antitoxine und Opsonine ist eine angezüchtete, der Rasse oder Spezies eigene, allgemeine, ihre erhöhte Produktion bei besonderem Bedarf (nach einer Infektion) eine individuelle, fallweise Anpassung.

Wenn eine Rasse von, für die weißen Blutkörperchen ungenießbaren parasitischen Flagellaten gezüchtet wird, so wird jedenfalls gleichzeitig auch die Zuchtwahl dahin wirken, daß im Blute der Wirbeltiere, in dem dieselben schmarotzen, Opsonine entstehen, die die betreffenden Parasiten für die weißen Blutkörperchen wieder genießbar machen. Und wir können uns vorstellen, wie hierbei in aufeinanderfolgenden Generationen einerseits die Wirttiere immer wirksameres Opsonin erzeugen, und anderseits die Parasiten immer widerstandsfähiger gegen dieses Opsonin werden.

Die flagellaten Parasiten sind für Temperaturdifferenzen sehr empfindlich. Die im Blut lebenden Generationen derselben gedeihen bei der normalen Temperatur des betreffenden Blutes gut, leiden aber, wenn diese herabgesetzt oder erhöht wird. Dies scheint zur Entstehung der dritten der oben genannten Abwehreinrichtungen, des Fiebers, bei dem die Bluttemperatur beträchtlich erhöht wird, geführt zu haben. Doch auch an dieses haben sich die Parasiten so weit angepaßt, daß einige den Fieberanfall des Wirtes überleben, wenn auch viele durch die Hitze getötet und von den, während des Fieberanfalles durch die Temperaturerhöhung zu besonders lebhafter Tätigkeit angespornten weißen Blutkörperchen aufgefressen werden.

Nur wenige von diesen Parasiten vermögen, wie jene, welche die Syphilis des Menschen und die Dourine-Krankheit der Pferde und anderer Tiere verursachen, unmittelbar von einem Wirbeltier auf das andere überzutreten; die meisten haben die Einführung in das Wirbeltierblut und die Übertragung von Wirt zu Wirt dadurch sichergestellt, daß sie in ihren aufeinanderfolgenden Generationen abwechselnd im Wirbeltierblute und in einem niederen, blutsaugenden Tier, gewöhnlich einem Insekt, leben.

Es ist wohl anzunehmen, daß bei allen Hämoflagellaten ein Generationswechsel von der Art stattfindet, daß längere trophische Perioden rascher Ernährung, Massenzunahme und ungeschlechtlicher Vermehrung durch Teilung, mit kürzeren Perioden geschlechtlicher Fortpflanzung abwechseln. Bei jenen, die sich an einen Wirtwechsel gewöhnt haben, lebt die trophische Generation im Wirbeltier, die geschlechtlich sich fortpflanzende in dem anderen Wirt (Insekt oder sonstigen Blutsauger). Parasitische Flagellaten dieser Art sind die, abwechselnd in Anophelesmücken und im Menschen lebenden, welche die verschiedenen Arten des Wechselfiebers (Malaria, Perniciosa ꝛc.) hervorrufen. In den Gefäßen der Milz Malariakranker finden sich immer, in ihren oberflächlichen Gefäßen zu Zeiten die parasitischen Flagellaten. Je einer dringt in ein rotes Blutkörperchen ein, zehrt es auf und teilt sich darin in eine Anzahl Stücke, die wieder zu Flagellaten auswachsen und in andere rote Blutkörperchen eindringen, um sich hier wieder durch Teilung zu vermehren usf. Nachdem sich die Flagellaten eine zeitlang solcherart ungeschlechtlich, ohne Veränderung ihrer Gestalt, vermehrt haben, werden etwas andersartige gebildet, die sich im Blute des Wirtes normalerweise — die Rezidive ist vielleicht eine Ausnahme — nicht weiter entwickeln und nur dann ihre Lebensenergie weiter betätigen können, wenn eine Anophelesmücke den

betreffenden Wirt sticht, sein Blut saugt und mit demselben diese Flagellaten aufnimmt. In der Mücke entwickeln sich diese Flagellaten weiter, wobei Männchen und Weibchen entstehen, die miteinander verschmelzen. Aus dem Konjugationsprodukte gehen zahlreiche kleine Flagellaten hervor, die in die Speicheldrüsen der Mücke einwandern. Beim Stich gelangen diese dann mit dem Speichel, den die Mücke in die Stichwunde, die sie macht, einspritzt, in das Blut eines anderen Wirbeltieres, wo sie, wenn es eines ist, in dem sie leben können, in der oben beschriebenen Art weiter leben und sich vermehren.

Wie die Mücken die Träger der Fieberflagellaten sind, so sind verschiedene Arten der afrikanischen Tsetsefliege die Träger jener Flagellaten, welche, beim Fliegenstich in das Blut eingeführt, die Nagana der Huftiere in Südafrika und die Schlafkrankheit der Menschen in Mittelafrika erzeugen. Ob aber, wie es bei den Fieberflagellaten der Mücken der Fall, ein Teil des Lebenszyklus der betreffenden Flagellaten in den Tsetsefliegen durchlaufen wird, oder ob die Fliegen bloß die Träger der Parasiten von Wirt zu Wirt sind, erscheint noch zweifelhaft. Auch Zecken und Flöhe infizieren Wirbeltiere mit Blutparasiten. Die neuesten, in Indien und Australien angestellten Versuche machen es höchst wahrscheinlich, daß die Pest durch den Rattenfloh auf den Menschen übertragen wird.

Die Vermehrung der parasitischen Flagellaten im Blute ist unter günstigen Umständen eine sehr rasche. Wenn ihr kein Hindernis in den Weg gestellt würde, so würden so viele rote Blutkörperchen aufgezehrt werden, daß trotz ihrer gesteigerten Neubildung der Wirt in kurzer Zeit an dem Mangel an solchen sterben müßte. Unter normalen Verhältnissen, in der freien Natur, tritt dieser Fall aber nie oder doch nur ausnahmsweise ein. Die wechselseitige Anpassung, von der oben die Rede gewesen ist, hat einerseits zu einer Wappnung der in ihren erbgesessenen Standorten lebenden Wirbeltiere durch Bildung angemessener Antitoxine und Opsonine gegen die dort heimischen Parasiten, und anderseits zur Erlangung einer gewissen Festigkeit der betreffenden Parasiten diesen Opsoninen gegenüber geführt. Es ist dabei schließlich eine Art Gleichgewicht zustande gebracht worden, derart, daß die Parasiten sich zwar im Blute ihrer Wirte behaupten, sich darin jedoch nicht so stark vermehren konnten, daß dem Wirte daraus größerer Schaden erwachsen würde. Die wilden Huftiere Südafrikas sind solcherart für den Naganaparasiten, die eingeborenen Neger und andere Farbige in vielen Fiebergegenden an den Malariaparasiten angepaßt worden. Diese Wirte sind für die betreffenden Parasiten tolerant, sie beherbergen sie oft in größerer oder geringerer Menge, werden durch sie aber nicht eigentlich krank gemacht.

So lange die Verhältnisse unverändert und die einzelnen Tierarten in ihren erbgesessenen Wohnsitzen bleiben, wird dieses Gleichgewicht nicht gestört und fristen die Blutparasiten, ohne gefährliche Krankheiten zu erzeugen, völlig unbemerkt ihr Dasein. Die mit den klimatischen und geologisch-geographischen Änderungen einhergehenden Wanderungen der Tiere werden meistens wohl so langsam erfolgt sein, daß die aufeinanderfolgenden Generationen der gegen ein verseuchtes Gebiet vorrückenden Arten Zeit hatten (zahlreich genug waren), sich an die Parasiten ihrer neuen Heimat anzupassen, so daß durch diese Wanderungen jenes Gleichgewicht wohl nur selten wird erheblich gestört worden sein. Anders wurde es aber, als der Kulturmensch,

durch die Entwicklung der Verkehrsmittel dazu in den Stand gesetzt, seine Ausbreitungsbestreben energisch zu betätigen begann und daran ging, die ihm bis dahin unzugänglichen Gebiete seiner Herrschaft zu unterwerfen. Überallhin trug der weiße Mann die Parasiten, für die er mehr oder weniger tolerant geworden war und an manchen Orten haben dieselben weit schlimmer noch als Alkohol und Schießpulver unter den, an sie noch nicht angepaßten, für sie daher auch nicht toleranten, und ihnen wehrlos gegenüberstehenden Eingeborenen aufgeräumt. Und umgekehrt sind ungezählte Tausende von Weißen, die fremde Länder, namentlich tropische Sumpfgegenden, kolonisierten oder auch nur bereisten, den dort heimischen Parasiten, an welche die einheimischen Schwarzen, nicht aber wir, angepaßt sind, zum Opfer gefallen. Wohl nirgends ist diese Erscheinung so deutlich zutage getreten als im Innern Südafrikas. Hier hatten seit Jahrtausenden ungezählte Herden von Huftieren, Tsetsefliegen und Nagana-Hämoflagellaten, ohne sich gegenseitig Schaden zu tun, im Frieden neben- und ineinander gelebt. Als aber europäische Ansiedler, Rinder und andere Haustiere mit sich führend, von den Küsten aus ins Hinterland vordrangen, stachen die, durch die einheimischen, für die Nagana toleranten Huftiere stets aufs neue mit den Parasiten infizierten Tsetsefliegen die Ochsen und Pferde der Trekker und brachten hierbei die parasitischen Flagellaten in das Blut dieser Haustiere.

Die Flagellaten fanden hier günstige Lebensbedingungen und vermehrten sich rasch. Die Ochsen und Pferde waren nicht, wie die heimischen, wilden Huftiere an sie angepaßt (für sie tolerant), und vermochten sich daher nicht durch die Erzeugung angemessener Opsonine ihrer zu erwehren. Sie erkrankten und starben. Das schöne Weideland des Naganagebietes ward so dem Viehzüchter verschlossen, während weiter südlich eine andere derartige, durch Zecken übertragene Krankheit die Rinderherden aufs schrecklichste dezimierte.

Die gefahrdrohende Ausdehnung, welche die, ebenfalls von einer Tsetsefliege übertragene Schlafkrankheit in neuester Zeit angenommen hat, wird wohl auf der Steigerung des Verkehrs in Zentralafrika in den letzten Jahren beruhen, und ist demnach auch als eine Begleiterscheinung der Ausbreitung der Herrschaft des Kulturmenschen anzusehen.

Unsere geistigen Errungenschaften die u. a. auch diese Ausbreitung unserer Herrschaft ermöglichen, haben uns über die übrige Natur erhoben. Wir sind ihrer Zuchtrute, der natürlichen Zuchtwahl entwachsen. Wir müssen nun, sofern wir den Gefahren dieser Emanzipation entgehen wollen, diese, unsere überragende Stellung dadurch immer mehr befestigen, daß wir die Erde und alle Kräfte, die in ihr sind und von außen (der Sonne) her auf sie wirken, uns immer mehr dienstbar machen. Die afrikanischen und andere parasitische Mikroorganismen hindern heute noch unsern Aufschritt, aber die Naturwissenschaft wird sie schon unterkriegen und uns auch in anderer Hinsicht jenem Ziele näher bringen — wenn man sie nur machen läßt . . .

Zur „Parsifal"-Frage.

Von Max Morold.

Wieder einmal haben die Bayreuther Festspiele ihren vollen Zauber geübt. Wieder konnte man nach dem „Lohengrin" sagen hören: Nein! so etwas hätten wir doch nicht für möglich gehalten; das alte Werk war verschwunden und ein neues, ungeahntes lebte vor unseren Augen und Ohren, das aber gar keine fremden, willkürlichen Züge trug, das uns als echtester Wagner grüßte und an dem wir erst ermessen konnten, was für ein gewaltiger Dramatiker Wagner schon zur Zeit des „Lohengrin" war. Und nach dem „Parsifal": Das Unbeschreibliche, hier ist's getan; auf keiner anderen Bühne der Welt sind solche Eindrücke möglich; so einzig das Werk ist, so notwendig sind auch die Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen es hier Gestalt gewinnt. „Parsifal" und Bayreuth — wer den „Parsifal" in Bayreuth erlebt hat, weiß die beiden Begriffe auch in Gedanken nicht mehr zu trennen.

Trotzdem gibt es eine „Parsifal"-Frage. Im Jahre 1913 geht die gesetzliche Schutzfrist für Wagners Werke zu Ende und Wagners Erben können dann nicht mehr verhindern, daß jede Bühne, die sich der Aufführung gewachsen fühlt, den „Parsifal" in ihren Spielplan aufnimmt. Das Vermächtnis seines Schöpfers — der „Parsifal" nur in Bayreuth! — wäre damit verneint. Dem wollen die Familie und die Anhänger Wagners entgegenwirken. Sie bezeichnen es als eine Ehrenpflicht der Nation, das Vermächtnis des Meisters zu erfüllen, und beanspruchen gesetzliche Ausnahmsbestimmungen zum Schutze des „Parsifal" in Bayreuth. Daraus ist nun ein Streit, eine „Frage" geworden. Wer in dieser Sache zu einem klaren Urteil gelangen will, der sehe sich zunächst diejenigen an, die da mitstreiten. Auf der einen Seite die Wagnerianer und Bayreuther, d. h. Menschen, die das Werk kennen, die Bayreuth kennen und die die Absichten kennen, die Wagner durch die Schaffung Bayreuths und durch die Schöpfung des „Parsifal" für Bayreuth zu verwirklichen suchte. Auf der anderen Seite — vorerst die Theaterdirektoren und alle, die, aus Interesse oder Überzeugung, im Sinne der Theaterdirektoren reden und schreiben. Denen paßt es natürlich nicht, wenn die Spekulation, die sich für das Jahr 1913 an den „Parsifal" knüpft, vereitelt wird. Mag diese Spekulation eine rein geschäftsmäßige oder eine ehrlich künstlerische sein, in jedem Falle brächte der „Parsifal" den Theatern, wenigstens so lange er „neu" ist, Ehre und Gewinn. Hier wehrt sich also ein begreiflicher Egoismus gegen die Verlängerung der Schutzfrist. Dann gibt es sehr viele Leute, die nie in Bayreuth waren, mit den Werken Wagners nur oberflächlich vertraut sind, zum Musikdrama überhaupt kein inneres Verhältnis haben, die selten ins Opernhaus kommen und am liebsten „Mignon" oder „Manon" hören, leichte, sinnlich reizende Theatermusik, und denen die bloße Vorstellung, daß sie etwa doch nach Bayreuth fahren müßten, wenn sie „gelegentlich" auch den „Parsifal" kennen lernen wollten, einfach unerträglich dünkt. Sie sagen: Ausnahmsbestimmungen zugunsten des „Parsifal" sind ein Eingriff in die Rechte der Nation. Kein Künstler darf der Nation den Genuß seiner Werke entziehen.

Darauf ist nicht schwer zu antworten. Ein Werk, das an einem bestimmten Orte zu bestimmten Zeiten aufgeführt wird, gehört ja tatsächlich der Nation; der

„Parsifal“ so gut wie die Oberammergauer Passionsspiele oder das historische Festspiel von Rothenburg ob der Tauber. Gerade in der Gebundenheit eines Werkes oder einer Darstellung an Ort und Zeit kann das gelegen sein, was den besonderen nationalen und künstlerischen Wert des Werkes oder der Darstellung ausmacht. Ein Werk, dem wir ohne Schaden überall begegnen, wird vermutlich von schwächerer Eigenart sein. Wir sind heute sogar sehr empfindlich geworden in der Wahrnehmung des richtigen Verhältnisses zwischen dem inneren Wesen eines Werkes und den äußeren Umständen, unter denen es in die Erscheinung tritt. Wir halten es nicht für einerlei, wie, wann und wo man Kunst auf sich wirken läßt; wir wissen, daß beinahe jedes Werk einen eigenen Darstellungsstil verlangt und nur jene Bühne den stärksten künstlerischen Eindruck erhoffen läßt, die ihre Kräfte für eine bestimmte Gattung systematisch ausgebildet und so ihr Gebiet genau begrenzt hat, innerhalb dieser Grenzen aber nach der größten Vollkommenheit strebt. Jedermann spricht heute von der Bedeutung der Regie, eines einheitlichen Zusammenspiels, der harmonischen Unterordnung der Teile unter das Ganze und betrachtet auch die Szenerie, die Beleuchtung, das Maschinenwesen als wichtige Teile der dramatischen Vorführung. Was man früher nur als Zutaten, als Begleitumstände auffaßte, das wird jetzt als mitbestimmend oder doch mitverwertbar für den künstlerischen Eindruck erkannt. Die optischen und akustischen Verhältnisse des Zuschauerraumes sind nicht das letzte, was dabei in Betracht kommt. So wird die Bühnenkunst der Schablone immer mehr entrückt, immer mehr „spezialisiert“. In Festspielen, „Mustervorstellungen“, zyklischen Aufführungen kommt jener Charakter des Außerordentlichen, den Wagner im täglichen Bühnenbetrieb so sehr vermißte, endlich einigermaßen zur Geltung. Der Theaterbau, die Bühnentechnik sind zu den ernsthaftesten künstlerischen Angelegenheiten geworden. Da gibt es technische Neuerungen, ästhetische Fortschritte, moralische Errungenschaften und dramaturgische Erkenntnisse, die sich aber vielfach noch widersprechen und durchkreuzen und von denen jede einzelne Bühne immer nur einige, ihr gemäße behutsam annehmen und verwerten kann. So wäre just heute, wenn nicht schon Wagner dafür gesorgt hätte, die Zeit gekommen, ein Wagnertheater zu bauen. Und die Welt weiß, daß im Wagnertheater zu Bayreuth die Wagnerischen Werke echter, stilvoller, richtiger dargestellt werden und tiefer wirken als sonst irgendwo. Daher sind auch jene Werke, die man überall aufführt, dennoch in Bayreuth stets und sogleich ausverkauft. Mit dem „Parsifal“ wird es nicht anders gehen, wenn er „frei“ werden sollte. Das Werk ist, technisch-artistisch genommen, der Bayreuther Bühne und dem Bayreuther Zuschauerraume so raffiniert angepaßt und sein weihevoller, religiöser Inhalt heben es so sehr aus dem Rahmen des „Theaters“ heraus und über eine bloße edlere „Unterhaltung“ empor, daß keine Bühne mit Bayreuth konkurrieren kann, wenn es sich um den „Parsifal“ handelt. Irgend etwas von der künstlerischen und von der ethischen Wirkung des „Bühnenweihfestspiels“ muß in der sorgfältigsten und gewissenhaftesten Repertoire-Aufführung verloren gehen. Nur die Begeisterung und Hingebung, mit der die Aufführungen in Bayreuth vorbereitet werden, nur die Andacht, mit der sich dort das Publikum beim Genusse gerade dieses Werkes wie zu einer gläubigen Gemeinde vereint, nur die Bayreuther Arbeit und die Bayreuther Stimmung geben dem „Parsifal“, was des „Parsifals“ ist.

Unsere Zeit aber will jedem Werke das Seine geben. Nichts einleuchtender, nichts „moderner", als ein Bayreuther „Monopol" auf den „Parsifal".

Doch es handelt sich nicht nur um das Wesen des „Parsifal", sondern auch um die Idee von Bayreuth. Die beiden gehören auch deshalb untrennbar zusammen, weil Bayreuth erst durch den „Parsifal" wahrhaft und unverkennbar das wird, was Wagner wollte: eine Kunststätte, an der die Kunst nur um ihrer selbst willen getrieben wird; wo jede Darbietung ein Fest, etwas Außerordentliches ist; wo die stärkste Anspannung aller Kräfte, getragen vom strengsten künstlerischen Pflichtbewußtsein und geleitet von einer unbeirrbaren künstlerischen Einsicht, diesen Charakter des Außerordentlichen stets neu verbürgt; wo gedankenlose Trägheit, sorgloser Schlendrian von der Schwelle gebannt sind und wo die schier unentrinnbaren Gefahren, womit sonst die Eitelkeit, der Egoismus, die Frivolität und das Unverständnis der Bühnenleiter, der Darsteller, des „zahlungsfähigen" Publikums und einer „maßgebenden" Kritik die Reinheit der Kunst und die Echtheit des künstlerischen Eindruckes bedrohen, wo die tausend Arten und Unarten menschlicher Gewinnsucht und Vergnügungssucht, die aus dem Theater, das einst eine Stätte des Kults und der Kultur war, eine Schaubude und eine Warenhalle gemacht haben, wo alle die kunstfeindlichen Tendenzen und Interessen des modernen Lebens die Würde der Kunst nicht mehr entheiligen können. Das ist die Bestimmung Bayreuths. Doch es kann diese Bestimmung nur unvollkommen erfüllen, so lange die Werke, die es in seinen Schutz nimmt, immer wieder hinaus müssen in die Welt des Leichtsinns, der Torheit und des bösen Willens. Es braucht wenigstens *ein* Werk, das ihm allein gehört, dem nie und nirgends die Gefahr droht, daß es entstellt, verzerrt, entwürdigt und verunehrt, vernachlässigt oder abgenützt werde. Und dazu eben wurde der „Parsifal" ausersehen, das Werk, das auch die Bayreuther Sphäre am nötigsten hat, das am meisten Schaden leiden würde, wenn es in unreine Hände käme und zu falschen Zwecken mißbraucht würde. So bilden sie eine historische und begriffliche Einheit, „Parsifal" und Bayreuth, eins das andere stützend, tragend, erklärend und verklärend.

Jeder Possenfabrikant weiß, wie schwierig, ja unmöglich es ihm ist, seine künstlerische Absicht — oder das, was er dafür ausgeben möchte — auf der Alltagsbühne rein zu verwirklichen, ungebrochen wirken zu lassen. Jeder wahre Künstler weiß, was ihm als herbstes Leid auferlegt ist: in Opfern und Zugeständnissen besteht sein Verkehr mit der Außenwelt. Auch jeder geniale Darsteller, jeder ideal gesinnte Bühnenleiter muß fortwährend sich selbst verleugnen und läuft Gefahr, sich selbst zu verlieren. Alle „moderne Kunst", alles „Stilisieren" und „Spezialisieren" hilft nicht dagegen, daß das Theater — mit seinen feinsten und originellsten Blüten — immer wieder der Mode, dem Luxus und der Industrie verfalle. Die lockere Routine und die starre Tradition untergraben immer wieder die freie, edle Gesetzmäßigkeit der Kunst. Und das hehrste Werk kann zum Gegenstande gemeinen Schachers und schnöder Spekulation werden. Nur der „Parsifal" *in* Bayreuth rettet die Heiligkeit der Kunst; er ermöglicht und bekräftigt den Glauben an das Ideal; er ist selbst in hohem Maße eine Verwirklichung des Ideals; er ist das einzige verwirklichte Ideal, das wir haben. So mögen wir auch dafür sorgen, daß es unversehrt und unerschütterlich erhalten bleibe.

Chronik.

Militärwesen*.

Wir befinden uns wieder an der Wende eines militärischen Jahres. Die Schlußmanöver werfen schon ihre Schatten voraus. Sie werden heuer im südlichen Ungarn abgehalten und den Charakter von Armeemanövern tragen. Das 4. Korps (Budapest) und das 5. Korps (Preßburg) werden gegen das 13. Korps (Agram) und gegen ein aus Honvedtruppen kombiniertes Korps manövrieren. Zum Kommandanten der Nordpartei ist Generaltruppeninspektor FZM. Freiherr von Albori, zu jenem der Südpartei FZM. Fiedler bestimmt. Das 5. und 13. Korps werden ihre Kommandanten: FZM. Freiherr von Steininger und FML. Gerba befehligen, für die anderen zwei Korps sollen der Generalkavallerieinspektor G. d. K. von Brudermann und FML. von Pott, Divisionär in Przemysl, in Aussicht genommen sein.

Wenn Se. Majestät der Kaiser, welcher diesen Manövern trotz aller gegenteiligen Gerüchte beiwohnen wird, den Befehl zum „Abblasen" erteilt — wird das militärische Jahr 1908 der Geschichte angehören. Fast wäre man versucht zu sagen: Es ruhe in Frieden, wozu ihm alle Attribute zugesprochen werden müssen.

Überall, in der ganzen Welt, grollt es, mit Deutschland werden auch wir immer enger eingekreist, die Rüstungen werden in allen Staaten mit fieberhafter Eile betrieben, das friedliebende England kauft sogar für fremde Regierungen bestellte Kriegsschiffe an und seine Regierung erklärte jüngst im Oberhause, gelegentlich der Beratung des Alters- und Unfallversicherungsgesetzes, man müsse mit dem Gelde gegenwärtig sparsam umgehen, da kriegerische Verwicklungen in vielleicht absehbarer Zeit zu gewärtigen seien!

Und bei uns? In homogialer Treue und mit Starrheit verharren die magyarischen Machthaber jenseits der Leitha auf ihrem Standpunkt, keinen Mann und keinen Heller für Rüstungen zu bewilligen, ehe nicht die Frage der Kommandosprache im Heere — natürlich in ihrem Sinne — entschieden sei.

So weist auch das Budget für das k. u. k. Heer pro 1908 kaum bemerkenswerte Veränderungen auf und beträgt *K* 319,598.382, d. i. zirka 15 Millionen mehr als jenes für 1907; aber auch dieses geringe Plus ist nur eine Folge der auf allen Gebieten eingetretenen Teuerung.

Dagegen sind die Ausgaben für die k. k. österreichische Landwehr von zirka *K* 49,000.000 auf *K* 77,362.056 hinaufgeschnellt, und zwar hauptsächlich infolge des vom österreichischen Parlament — allerdings gegen wesentliche Zugeständnisse — glatt erledigten, um zirka 5000 Mann erhöhten Rekrutenkontingents.

Für die k. ungarische Landwehr sind *K* 47,392.465 gegen zirka 41,000.000 im Vorjahre eingestellt, während die Kriegsmarine mit *K* 57,000.000 *K* 11,600.000 mehr verzehrt. Die gesamten Wehrauslagen betragen daher *K* 501,352.903 gegen *K* 440,797.413 im Jahre 1907.

Gegenüber dem allgemeinen Budget Österreichs mit *K* 2.133,823.108 und dem Ungarns mit *K* 1.187,490.097 und zugezählt den gemeinsam verwendeten Zollüberschuß mit *K* 136,990.000 — daher in Summe: *K* 3.458,303.205 — betragen die Wehrauslagen 13·63% der Gesamtauslagen. Es entfallen daher auf einen Einwohner der Monarchie zirka *K* 11 jährlich an Wehrauslagen gegen *K* 76 an Staatsausgaben.

Sozialpolitisch von einschneidender Bedeutung ist die Fixierung eines „Unterhaltungsbeitrages" für Angehörige von zu Waffenübungen eingerückten Reservisten, beziehungsweise von zur militärischen Ausbildung einberufenen Ersatzreservisten. Eine wesentliche Erleichterung bedeutet ferner bei der k. k. Landwehr der gänzliche Entfall der beiden letzten Waffenübungen im 11. und 12. Dienstjahr für die aus dem k. u. k. Heer dorthin Übersetzten, beziehungsweise die Verringerung der Waffenübungszeit für die direkt in die Landwehr Eingeteilten auf 16 Wochen; diese Erleichterungen treten bereits mit 1. Oktober l. J. in Kraft.

Die Militärtaxe ist in Österreich progressiv eingeführt worden, und zwar beträgt diese nun bei einem Einkommen bis *K* 1200 *K* 6, bis *K* 2000 *K* 17 usw.; hierzu tritt als Dienstersatztaxe noch eine Elterntaxe bei einem nachgewiesenen Einkommen von mehr als *K* 4000, und zwar im halben Ausmaß der Militärtaxe.

Das neue Wehrgesetz, dessen Rückgrat die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bildet, wurde vom Reichskriegsministerium schon ausgearbeitet und den beiden Landesverteidigungsministerien zur Begutachtung überwiesen. Ebenso das neue Militärstrafverfahren, welches bereits die an Ungarn gemachten Zugeständnisse in der Verhandlungssprache bei den ersten Instanzen enthält.

Die leidige Frage der Erhöhung der Offiziersgagen scheint das kritische Stadium überwunden zu haben, da der ungarische Reichstag die neuen Gagesätze für die Honvedoffiziere ab 1. Oktober 1908 bewilligt hat und die Gebühren gesetzlich beim Heer, den Landwehren und der Kriegsmarine identisch sein müssen.

* Siehe „Österreichische Rundschau", Band XIII, Heft 1.

Diese betragen:

Charge	Kronen Alte Gagesätze	Neue Gagesätze
Feldmarschall	24.000	24.000
Feldzeugmeister	16.800	16.800 bis 18.000
Feldmarschall-leutnant . . .	14.016	14.016 bis 16.000
Generalmajor .	11.400	11.400 bis 13.000
Oberst	7.200	7.200 bis 8.800
Oberstleutnant .	5.400 bis 6.000	5.400 bis 6.200
Major	4.008	4.400 bis 4.800
Hauptmann . .	2.400 bis 3.000	3.000 bis 3.600
Oberleutnant .	2.040	2.200 bis 2.800
Leutnant	1.680	1.680 bis 2.000

Dem „Stabsoffizierskurs“ seligen Angedenkens ist nun auch der „Nachweis der theoretischen Kenntnisse“ ins Grab gefolgt, so daß man beim k. u. k. Heer auch ohne Prüfung und nur auf Grund der Beschreibung, beziehungsweise der praktischen Erprobung Major werden kann. Bei den beiden Landwehren bestehen die „Informationskurse“ für Stabsoffiziersaspiranten noch weiter — selbstverständlich die theoretischen Prüfungen auch bei den Spezialstäben.

Bei der Infanterie ist zu erwähnen die aus befehlstechnischen Rücksichten erfolgte Teilung des dalmatinischen Infanterieregiments Nr. 22 in eine Nordgruppe (Zara) und eine Südgruppe (Castelnuovo). Für jedes Infanterieregiment und jedes Jägerbataillon ist die Aufstellung einer Abteilung Maschinengewehre (System Schwarzlose) in Aussicht genommen, beziehungsweise schon großenteils durchgeführt. Bedingt durch die Abgänge für Neuformationen führen — bis zur Bewilligung des erhöhten Rekrutenkontingents für das k. u. k. Heer — vier Kompagnien eines Bataillons 12 Mann weniger im Stande.

Die Stärke einer Maschinengewehrabteilung ist normiert mit: 1 Offizier, 12 Mann, 1 Reit-, 4 Tragpferde, 2 Gewehre. Die Bedienungsmannschaft führt nebst dem Bajonett die Repetierpistole M. 7, die Tragpferdführer den Repetierstutzen M. 95.

Per Maschinengewehr werden 10.000 Patronen mitgeführt.

Bei der Kavallerie ist für jede Truppendivision die Aufstellung einer Maschinengewehrabteilung fixiert; bisher sind beim Heer 2, bei der ungarischen Landwehr 1 Abteilung bereits aufgestellt.

Der Stand einer Abteilung beträgt: 3 Offiziere, 60 Mann, 40 Reitpferde, 12 Tragtiere, 2 Reservepferde, 4 Gewehre mit je 15.000 Patronen.

Statt des Revolvers führt die Mannschaft die Repetierpistole M. 7.

Grundstürzende Änderungen erfuhr die Organisation der Artillerie.

Danach zählt diese Waffe:

42 Feldkanonen- und 14 Feldhaubitzregimenter à 4 Batterien (2 Divisionen) zu 6 Geschützen; 8 reitende Artilleriedivisionen à 3 Batterien zu 4 Geschützen; 9 schwere Haubitzdivisionen (4 en cadre) à 3 Batterien zu 4 Geschützen.

Je ein Feldhaubitz- (Korpsartillerie) und 3 Feldkanonenregimenter (Divisionsartillerie) bilden eine Artilleriebrigade, doch unterstehen die letzterwähnten Regimenter auch den Infanterietruppendivisionen, bei denen sie im Krieg eingeteilt sind.

Bei der k. k. österreichischen Landwehr befinden sich 8 Feldkanonenregimenter in Aufstellung, bei welchen bis nun je 2 Batterien formiert sind; diese Regimenter sind zur selbständigen Beteilung der 8 österreichischen Landwehrinfanterie-Truppendivisionen gedacht und dürften die hierdurch freiwerdenden Feldkanonenregimenter des k. u. k. Heeres dazu verwendet werden, den Korps nebst dem Feldhaubitz- auch ein Feldkanonenregiment als Korpsartillerie zuzuweisen.

Es steht nur zu hoffen, daß auch die k. ungarische Landwehr bald zur Aufstellung von Honved-Artillerieformationen schreiten werde.

Die Feldkanone M. 5 hat ein Kaliber von 7·65 *cm*, die Feldhaubitze M. 99 ein solches von 10·4, die schwere Haubitze M. 99/4 von 15 *cm*.

Die Munitionsdotation in der Feldkanonenbatterie beträgt 120 Schuß, überdies sind bei den 4 Artilleriemunitionskolonnen noch 480 Schuß pro Geschütz berechnet.

Die Gebirgsartillerie formiert 6 Regimenter à 4 Gebirgskanonenbatterien zu 4 Geschützen (Nr. 2 à 3 Gebirgskanonen — und 2 Gebirgshaubitzbatterien). Je 3 Regimenter bilden eine Brigade. Die Gebirgskanone M. 99 hat ein Kaliber von 7·25 *cm*, die Gebirgshaubitze M. 7 von 10 *cm*. Letztere wird auf niedrigen, schmalspurigen Lafetten mit zwei hintereinander eingespannten Pferden, fahrend fortgebracht.

Neusystemisiert wurde ferner zu Beginn dieses Jahres der Artilleriestab, der nun endlich als vollwertiges Mitglied an die Seite des General- und Geniestabes tritt.

Das neue Feldkanonenmaterial soll in seiner Gänze im Laufe des Jahres 1908 ausgegeben werden; die Feldkanonenregimenter führen bisher noch das alte Material M. 75 und vom neuen einen Lehrzug (2 Geschütze).

Bei der k. k. österreichischen Landwehr wurde die Einführung von Gebirgstruppen schon seinerzeit erwähnt und besprochen*. Die hierzu bestimmten 3 Regimenter führen den 8 *mm* Repetierstutzen M. 95, mit verstellbarem Gewehrriemen und Dolchbajonett; Offiziere und Feldwebel kurze Säbel.

* „Österreichische Rundschau“, Band XI, Heft 1, S. 5 ff.

Adjustierung: Hechtgraue Bluse mit Umlegekragen, Kniehosen und Wadenstrümpfe, Halstuch aus Seide, Radmäntel mit Kapuze, hechtgraue Kappe mit Federnschmuck, Edelweißembleme auf den Krägen. Die Mannschaft hat keine Paradeadjustierung, der Offizier silberne Achselklappen mit der in Gold gestickten österreichischen Kaiserkrone und dem Namenszug Sr. Majestät.

Das Hechtgrau scheint, nach den bisher gemachten Erfahrungen, für die ganze Armee eingeführt zu werden. Die großen Tuchlieferanten sollen schon diesbezüglich verständigt sein — der Offizier weiß es natürlich noch nicht oder nur einem „on dit“ zufolge.

Am 30. Mai l. J. brachte die Armee dem Obersten Kriegsherrn ihre Huldigung anläßlich des 60jährigen Jubiläums dar. An der Spitze der Generalität beglückwünschte der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand in der k. k. Hofburg zu Wien Se. Majestät zu dieser seltenen Feier und wiederholte im Namen der gesamten bewaffneten Macht den Eid der Treue, der Hingebung an das angestammte Herrscherhaus. Zur bleibenden Erinnerung an das Jubiläum hat das k. u. k. Kriegsarchiv im Auftrage des Reichskriegsministeriums eine groß angelegte, reich und künstlerisch illustrierte Festschrift: „Sechzig Jahre Wehrmacht“ verfaßt, welche in Wort und Bild die Entwicklung der Land- und Seemacht Österreich-Ungarns von 1848 bis 1908 schildert. Mit diesem monumentalen Werke wurden sämtliche Kommanden, Truppen, Behörden und Anstalten des k. u. k. Heeres der Kriegsmarine und der österreichischen Landwehr beteilt.

Das Armeepreisschießen, offen für Offiziere aller Waffengattungen, fand in der ersten Hälfte des Monats Juli im Lager zu Bruck a. d. L. statt, eine Automobilwettfahrt Wien—Berlin, veranstaltet von den freiwilligen Automobilkorps Österreichs und des Deutschen Reiches wurde Ende desselben Monats ausgefochten.

Ein Distanzritt Wien—Budapest soll noch folgen, das neugestiftete Jubiläumskreuz am 2. Dezember ausgegeben werden. Dieses — nach Entwürfen des Professors Marschall in Bronze hergestellt — zeigt ein von einem Lorbeerkranz umwundenes Kreuz, in dessen Mitte ein kreisrunder Schild das Bildnis Seiner Majestät trägt; das Kreuz werden Personen der bewaffneten Macht an einem weiß-roten, Staatsbedienstete an einem roten Bande tragen.

In den leitenden Stellen sind folgende Veränderungen zu verzeichnen:

Generaltruppeninspektor FZM. Gálgótzy, der designierte Führer einer der drei Armeen im Kriegsfalle, ist von seinem Posten zurückgetreten und durch den Kommandanten des 2. Korps und kommandierenden General in Wien FZM. Fiedler ersetzt worden, an dessen Stelle wieder der Kommandant der Landwehrtruppendivision in Wien FML. Versbach von Hadamar trat. Nach fünfzigjähriger Dienstzeit ist weiters der Kommandant des 7. Korps und kommandierende General in Temesvar FZM. Ritter Schwitzer von Bayersheim in den Ruhestand getreten und durch den Divisionär in Sarajevo FML. Frank ersetzt worden. Gerüchte über den Rücktritt des Generaltruppeninspektors G. d. K. Grafen Üxküll-Gyllenband schwirren schon längere Zeit umher, neuestens auch über den des Kommandanten des 10. Korps und kommandierenden Generals in Przemysl FZM. Pino von Friedenthal, als dessen Nachfolger FML. von Pott, derzeit Divisionär in Przemysl genannt wird.

FML. Ritter von Wuich, der Präsident des technischen und administrativen Militärkomitees, ist nach Lösung der Artilleriefrage zurückgetreten und durch Verleihung der Baronie ausgezeichnet worden; sein Nachfolger ist der Sektionschef im Reichskriegsministerium FML. Ritter von Krobatin.

An die Stelle des Generalgenieinspektors FZM. Grafen Geldern-Egmond zu Arçen trat FML. Freiherr von Leithner, an jene des zum Divisionär in Krakau ernannten Generalpionierinspektors FML. Szaszkiewicz Oberst Reinold.

Auch in der Leitung des Präsidialbureaus im Reichskriegsministerium ist eine Änderung geplant, indem GM. Kusmanek von seinem Urlaub nicht mehr in sein Amt zurückkehren, sondern durch den Oberst Urban ersetzt werden wird.

Die Leitung des Direktionsbureaus des Generalstabes wird aus den Händen des Obersten Arz von Straußenberg in jene des Obersten Kutschera übergehen, die 1. Abteilung des Reichskriegsministeriums übernimmt an Stelle des Obersten von Fabrizii, Oberst Hofmann, jene der 2. Abteilung Oberst Czap statt des GM. Meixner.

Versuchen wir nach den organisatorischen Änderungen des letzten Jahres ein Bild der Armee wiederzugeben, so ergibt sich folgende Perspektive:

450 Bataillone des Heeres, 118 der k. k., 94¹/₄ der k. ungarischen Landwehr, 17 bosnisch-herzegowinische = 679¹/₄ Bataillone, 68 (204) Infanterie-Maschinengewehrabteilungen = 136 (408) Maschinengewehre.

252 Eskadronen des Heeres, 41 der k. k., 60 der k. ungarischen Landwehr = 353 Eskadronen.

3 (8) Kavallerie-Maschinengewehrabteilungen = 12 (32) Maschinengewehre.

240 fahrende, 24 reitende Batterien = 1536 Geschütze, 25 Gebirgsbatterien

= 100 Geschütze, 19 (28) schwere Haubitzbatterien = 76 (108) Geschütze.

72 Festungsartilleriekompagnien

18 technische Bataillone.

Die normierten Friedensstände der gesamten bewaffneten Macht setzen sich zusammen:

Heer	22.663 Off.	290.476 M.	61.863 Pf.
k. k. L. W. . .	4.349 „	38.663 „	4.742 „
k. u. L. W. . .	3.910 „	27.945 „	4.891 „
Kriegsmarine	406 „	6.835 „	42 „
Summe . .	31.328 Off.	363.919 M.	71.538 Pf.

Die Totalsumme beträgt daher 395.247 Mann, d. i. 0·84% der Gesamtbevölkerung.

Man kann es der Heeresverwaltung, und zwar sowohl dem Reichskriegsminister FZM. Schönaich, als dem Minister für Landesverteidigung FML. von Georgi, nicht absprechen, daß sie bestrebt waren, mit den kärglichen Mitteln das Beste zu leisten und auch nach vielen Richtungen hin Anerkennenswertes geschaffen haben.

Die maßgebenden Faktoren konnten sich auch trotz der schwierigen innerpolitischen Situation, besonders im Hinblick auf das Verhältnis zu Ungarn, dem Drängen und den Vorstellungen des Chefs des Generalstabes FML. Conrad von Hötzendorf nicht gut verschließen, welcher nach den Erfahrungen des letzten großen Krieges gewisse Neuaufstellungen — vornehmlich bei der Artillerie und den Maschinengewehrabteilungen — für absolut notwendig erklärte.

Werfen wir einen Blick auf Frankreich, welches der Bevölkerungszahl nach gegenüber Österreich-Ungarn weit zurücksteht und dessen Friedensstand der Armee den unserigen um mehr als ein Dritteil überragt und das sich noch den Luxus einer Flotte ersten Ranges gönnt; sehen wir auf das Deutsche Reich, welches weitaus schwerer unter seiner Kriegsrüstung seufzt; betrachten wir das liberale England, das für Wehrzwecke am meisten von allen Staaten ausgibt, das sogenannte arme Italien, welches uns gegenüber zur See einen Vorsprung hat, der nicht mehr einzuholen ist und das nun daran geht, uns auch zu Lande nahezukommen! Sollten in jenen Staaten lauter Hohlköpfe sein und nur unsere Volksvertreter oder gar jene in Budapest Hellseher?

Bei der heutigen gespannten internationalen Lage, bei der Sicherheit, daß es über kurz oder lang zu einem Zusammenstoß der Mächte kommen müsse, ist jede im Wehrbudget ersparte Krone eine Sünde, eine Unterlassung, die sich einst bitter rächen wird.

Es liegt keinerlei Egoismus in diesem Ausspruch. Speziell der Offizier verlangt durchaus nicht in erster Linie eine Besserstellung seiner materiellen Verhältnisse. Er kann und muß aber fordern, daß das Kriegsinstrument scharf sei, daß die Armee nicht geschlagen sei, bevor sie noch ausmarschiert. Man kann einen berühmten Ausspruch variieren und ausrufen: Wir sind wahrlich nicht reich genug, um uns eine billige Armee halten zu können!

A. Hinnenburg.

Feuilleton.

Ernst von Schwarzer, Österreichs erster Minister für öffentliche Arbeiten.

(Zu seinem 100. Geburtstage.)

Journalist und Minister: die Kombination, die heute nicht mehr allzu befremdend wirkt, war im Österreich von 1848 doch noch sehr merkwürdig. Sie war es um so mehr, als Schwarzers Vorleben ein vielbewegtes gewesen ist. Er war am 15. (nach anderen am 18.) August 1808 zu Fulnek in Mähren geboren. Sein Vater hatte die napoleonischen Feldzüge mitgemacht, war zum Offizier befördert und mit dem Prädikate „von Heldenstamm" geadelt worden. In Olmütz, wo der Vater eine Friedensanstellung inne hatte, verbrachte Ernst die Jugendjahre, trat (wohl ohne inneren Beruf) in den Militärstand und brachte es im Bombardierkorps innerhalb 10 Jahren bis zum Feuerwerker. Seine freie Zeit benutzte er, um sich meist autodidaktisch, zu bilden. Damals schrieb er bereits für Bäuerles „Theaterzeitung", die trotz ihres bescheidenen literarischen Gehaltes im vormärzlichen Wien eine große Rolle spielte. Wegen Schwerhörigkeit als Patentalinvalide entlassen, stand Schwarzer ohne Vermögen, ohne Stellung, ohne Beruf in der Welt. Was nun folgt, waren wechselnde Aufenthalte, wechselnde Beschäftigungen in bunter Reihe. In diesen höchst verschiedenartigen Stellungen erwarb er sich vielseitigste Verwendbarkeit, Weltbildung und Lebenserfahrung.

So sehen wir Schwarzer nacheinander als Sekretär und Reisebegleiter eines russischen Generals, als Transparent- und Wappenmaler in Tirol, als Instruktor türkischer Offiziere, als Handelsagent in Triest und Italien. In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre ist er Sprachmeister in Wien, heiratet daselbst, lernt August Zang kennen und geht mit diesem nach Paris. Die „Kipfelbeckepisode" im Leben Zangs, der bekanntlich vordem auch Soldat gewesen, ist oft bewitzelt worden. Aber das „pain viennois" fand in Paris ebensoviel Anklang, wie später die von ihm begründete „Presse" in Wien. Schwarzer trennte sich bald von Zang, beteiligte sich 1838 an einer Bierbrauerei in London, war dann Ökonom bei den Meierschen Anlagen in Pest, Leiter eines Torfstiches in Ungarn, Güter-

direktor eines böhmischen Kavaliers — lauter Stellungen, die genügten, ihm das Dasein zu fristen. Erst als er 1842 Sekretär des böhmischen Gewerbevereines wurde, schien seine Lebenslinie im Aufsteigen; er schrieb statistische und nationalökonomische Aufsätze, gab eine Industriekarte Böhmens heraus und lenkte die Aufmerksamkeit Stadions und Brucks in Triest auf sich. Nachdem er dann vorübergehend Administrator der gräflich Mittrowskischen Eisenwerke in Mähren gewesen, übernahm er 1844 die Redaktion des „Österreichischen Lloyd", der damals noch als handelspolitisches Fachblatt in Triest erschien und erst im August 1848 als politisches Tagblatt nach Wien übertragen wurde.

So hatte der Vielgewanderte endlich einen festen Beruf gewonnen: die Journalistik, der er von da an treu blieb — seine kurze Ministerzeit nicht ausgenommen. Man nannte ihn den Zeitungsschreiber par excellence, denn er führte eine gute Feder, überragte die meisten seiner Standesgenossen an Bildung und verstand es auch trockene Themen geistvoll zu gestalten. Was ihn aber für jede Zeitung besonders wertvoll machte, war sein redaktionelles Talent. Denn er besaß außer seinen schriftstellerischen Fähigkeiten auch die Gabe, seine Mitarbeiter an den richtigen Platz zu stellen. Zeitgenossen rühmen seine angenehmen Manieren, seine Leichtigkeit im Verkehre, seine ungemein anregende Konversation.

Daß es diesen Mann nach Metternichs Sturze und nach der Einführung fast unbedingter Preßfreiheit unwiderstehlich nach Wien zog, ist begreiflich. Dort gab es damals nur zwei politische Zeitungen: die „Wiener Zeitung" und den „Österreichischen Beobachter", das offiziöse Organ der Staatskanzlei, das durch Metternichs Sturz seine Bedeutung verloren hatte; Schwarzer erwarb dieses in den letzten Zügen liegende Blatt und gestaltete es in die „Österreichische Zeitung" um, die unter den zahllosen Gründungen des Revolutionsjahres politisch und literarisch einen hervorragenden Rang behauptete. Sie nannte sich, erst in Quart, bald in Folio erscheinend, von Mitte April „Allgemeine österreichische Zeitung".

Schwarzers Blatt war radikal-demokratisch. In seinem Tone etwas weniger leidenschaftlich als „Konstitution", „Freimütiger" u. a., machte es dem Kabinette Pillersdorff scharfe Opposition. In der inneren Politik verlangte es die weiteste Freiheit in staatlichen, sozialen und konfessionellen Dingen. Was es aber als äußere Politik, freilich nicht immer mit Klarheit, vertrat, konnte die Minorität der „Schwarzgelben" (wie der technische Ausdruck ja lautet) nur mit Entrüstung erfüllen: absolute Verschmelzung mit Deutschland, Wiederherstellung eines Königreiches Polen, allenfalls unter einem Erzherzoge, Preisgabe Oberitaliens, oder, um es kürzer zu sagen, die Zertrümmerung des alten Habsburgerreiches.

Schwarzer hatte begabte Mitarbeiter, den armen Hermann Jelinek, der nachmals als Blutzeuge der Journalistik endete; Johann Niberger, 20 Jahre später „Bürgerminister", Messenhauser tragischen Andenkens, Namen, die heute halb oder ganz vergessen sind.

Manch ingrimmige Fehde gab es mit anderen, relativ gemäßigten Blättern. Zumal mit der „Presse". Zang, der es liebte, Schwarzer in Erinnerung an die Pariser Boulangeriezeit seinen ehemaligen Kommis zu nennen, war ein unternehmender Geschäftsgeist wie Schwarzer, und weitaus glücklicher als dieser. Mit seiner Gründung der „Presse" hatte er einen unbestreitbaren, großen Erfolg erzielt. Auch das mag, neben den politischen Divergenzen, mitgewirkt haben, um Schwarzers Polemiken gegen Zangs Journal besonders scharf zu machen.

Aus dem politischen Redakteur entwickelte sich naturgemäß bald der ausübende Politiker. Die Bezirke Kamnitz und Teltsch hatten Schwarzer in jenes Frankfurter Parlament gewählt, das die geistig glänzendste Versammlung war, die jemals auf deutscher Erde tagte; zudem die einzige Volksvertretung, in der ganz Deutschland vereint war. Das Mandat nach Frankfurt übte aber nicht Schwarzer, sondern sein gewählter Ersatzmann Hübner aus. Dagegen trat Schwarzer, von der Wiener Vorstadt Gumpendorf gewählt, in den ersten österreichischen Reichstag, nahm in der Hofreitschule neben Bach, Füster und Goldmark auf der äußersten Linken Platz und strebte da eine führende Rolle an.

Nun folgt ein Abschnitt in Schwarzers Leben, äußerlich glänzend, zeitlich kurz, aber gerade lang genug, um sein politisches Renommee zu schädigen. Der „Redakteur im Ministerfauteuil" hat es verstanden — was freilich auch anderen passiert — sich in ein paar Wochen mit allen Parteien zu verfeinden. Am 8. Juli hatte Pillersdorff seinen ministeriellen Dornensitz verlassen. In dem neuen Kabinette, dessen Haupt Baron Wessenberg, dessen Seele Doblhoff war, wurde Bach die Justiz, Ernst Schwarzer das neugegründete Ressort der öffentlichen Arbeiten anvertraut.

Die Redaktion seines Blattes übergab der neue Minister seinem Freunde Hübner, er selbst — so erklärte er — wolle sich jeder Einwirkung auf sein einstiges Blatt enthalten. Niemand glaubte es aber; man fand gar bald, daß die „Allgemeine österreichische Zeitung" ihren Ton alsbald erheblich herabgestimmt habe und sich manchmal ministerieller gebärdete als das Ministerium.

So kam es, daß gegen Schwarzer die heftigsten Zeitungsangriffe erfolgten, und zwar so ziemlich von allen Seiten. Gesinnungs- und Charakterlosigkeit, das war der übereinstimmende Tenor dieser Anwürfe. Am tiefsten aber saß wohl der Hieb, den Löbenstein in der

„Wiener Allgemeinen Zeitung" führte. Er begnügte sich nicht, von Verleugnung jeglicher Gesinnung, von Käuflichkeit, hungerigem Hunde, Geschöpf des Erbarmens, buhlenden Männern u. dgl. zu reden; er schloß seine Philippika mit den fettgedruckten Worten: „Wir fordern Ernst von Schwarzer, Minister der Arbeit, öffentlich und feierlichst auf, entweder uns vor ein Preßgericht zu stellen, um dort die volle Niederträchtigkeit des durch seine Zeitung gebrandmarkten Ernst von Schwarzer zu erweisen und die Strenge unseres heutigen Aufsatzes in den Augen der Leser zu rechtfertigen, oder, wenn er dieser Aufforderung nicht genügen wollte, aus dem Ministerium zu scheiden." Löbenstein hatte dabei deutlich auf eine gewisse, nicht völlig aufgeklärte Geschichte angespielt. Pillersdorff wollte seinerzeit, um ein Blatt von Rang zu seiner Verfügung zu haben, die „Donauzeitung" und die „Blätter für Literatur" in eins zusammenschweißen und trat mit Schwarzer und dessen Buchhändler in Verbindung. Er sollte die „Allgemeine österreichische Zeitung" gegen eine jährliche Unterstützung von 10.000 fl. in ein ministerielles Organ umwandeln. Die Verhandlungen zerschlugen sich — so heißt es. Stattgefunden haben sie wohl sicher; wie weit dabei Schwarzer sich engagiert, respektive kompromittiert hatte, scheint nicht ganz klar. Von der Ministerbank erhielt er später in dieser Sache eine Art Ehrenerklärung.

So sprach die Publizistik, noch ehe Schwarzer Gelegenheit hatte, in seinem Ressort etwas zu leisten. Der Beginn des Semmeringbahnbaues; die Freigebung des Telegraphen, der bis dahin nur zu Regierungszwecken benutzt werden durfte; die Einstellung der verhaßten staatlichen Kohlenschürfungen; die Betonung des Grundsatzes, daß bei allen öffentlichen Bauten auch die kleineren Unternehmer zu berücksichtigen seien, — dies und einiges andere wird von den Wenigen, die Schwarzer nicht so abfällig beurteilen, als das positive Arbeitsergebnis erwähnt. Aber was wogen unbestreitbar sachliche Verdienste in einer Zeit, die für stetige wirtschaftliche Arbeit wenig Sinn hatte, die sich ein großes fertiges Freiheitsgebäude erträumte und nur der Politik im engsten Sinne zu leben schien.

Es war eine Arbeiterfrage — die erste, die in Österreich überhaupt in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion getreten ist, — an der Schwarzer seine Kraft versuchte und die ihn zum Fall brachte. Der Sicherheitsausschuß, der so lange eine wahre Allmacht übte, hatte nach dem Grundsatz, daß der Staat verpflichtet sei, für Arbeit zu sorgen, öffentliche Arbeiten angeordnet, deren Kosten das Ärar und die Stadt zu tragen hatten — Aushebungen und Anschüttungen auf dem Glacis, auf den Basteien, im Prater, auf dem sogenannten Bründlfeld ꝛc. wurden unternommen, die man vielfach als recht überflüssig bezeichnete. Zu diesen „Arbeiten" fand bald ein so enormer Zudrang statt, daß man fürchten konnte, es werde in Wien bald mehr Erdarbeiter geben, als andere Menschen. „Man muß es mit Augen angesehen haben," bemerkt ein Zeitgenosse, Josef A. Helfert, „wie diese Taglöhner, in Wahrheit faule, arbeitsscheue Strolche, die Zeit verbrachten, für welche sie sich mit dem Steuergulden des in so harter Zeit um allen Erwerb gebrachten Handwerkers bezahlen ließen, um einzusehen, daß für jenes schläfrige, nichtsnutzige Schaffen im Sommer 1848 selbst die 15 und 10 Kreuzer hinausgeworfenes Geld waren." Daß Schwarzer hier eingriff, war notwendig und gut, persönlich kam es ihm teuer genug zu stehen. Denn die Maßregel gegen das Proletariat, der jeder Billigdenkende zustimmen mußte, gab den immer zahlreicher werdenden Feinden des Ministers neue Handhabe zu Angriffen.

Am 19. August wurde nämlich durch einen Erlaß des Arbeitsministers der Taglohn für Weiber und Kinder auf den öffentlichen Arbeitsplätzen von 15 auf 10 Kreuzer herabgesetzt. Was nun folgte, ist bekannt; zunächst Arbeiterversammlungen in der Stadt, die durch die Sicherheitswache zerstreut wurden. Das Begehren um Zurücknahme des Erlasses wurde abgelehnt. „Ich glaube," sagte Schwarzer im Reichstage am 22. „daß es seit Monaten das erstemal war, daß das Ministerium einer Volksbewegung nicht nachgegeben hat." Das stimmte unstreitig. Aber solche Worte im Munde des einstigen Demokraten wurden zu gefährlichen Waffen für seine Gegner.

Am nächsten Tag zogen Arbeiterhaufen aus dem Prater herauf, einen Popanz mit der Aufschrift „Fünfkreuzerdieb" mit sich führend. Man befürchtete, zumal sich unter den Proletariern so viele verdächtige Elemente befanden, einen Sturm auf die Stadt. Nationalgarde und Munizipalwache wurden allarmiert. Die Arbeiter waren mit scharfgeschliffenen Krampen, Schaufeln und Hacken bewaffnet. Beim Nordbahnhofe kam es zu einem regelrechten Kampfe, der mit einer völligen Niederlage der Arbeiter endete. Man zählte viele Tote und Schwerverwundete.

Der Krawall zeitigte weittragende politische Konsequenzen. Die Regierung erklärte nämlich, daß sie die Ordnung nur dann aufrecht zu erhalten vermöge, wenn die Nationalgarde ihren Befehlen unterstellt, und auf allen Plätzen, wo Unruhen vorkämen, die Arbeit sistiert würde. Die nächste Folge war, daß der Sicherheitsausschuß sich auflöste, und daß die Presse ein wahres Haberfeldtreiben gegen die Regierung, zumal gegen Schwarzer inszenierte. Die „Konstitution", der „Freimütige" und andere extreme Blätter, auch solche, die Schwarzers Maßnahme ursprünglich gebilligt hatten, sprachen von Menschenjagd,

Treibjagd auf edles Menschenwild, von grausamer Schlächterei usf. Der „Narrenturm" (er hatte früher „Kaiser Josef und sein Freund der Dichter Blumauer" geheißen und nannte sich später „Polichinel") brachte die Ministerlieder, darunter das Schwarzers: „Mich fliehen alle Freuden — ich sterb' vor Ungeduld — an allen meinen Leiden — sind nur fünf Kreuzer schuld."

Schwarzers Stellung war unhaltbar geworden. Schon zu Anfang September hatte man von seiner Demission gesprochen, am 23. erhielt er sie formell. Er hatte keinen Nachfolger, da das Ressort der öffentlichen Arbeiten dem Gewerbeministerium einverleibt wurde.

So schied ein Mann aus dem Kabinett, der durch Gaben und Wissen zu hervorragenden Leistungen berufen schien, der auch in der Tat mehr Kraft gezeigt hatte, als seine sämtlichen Kollegen im Laufe des Revolutionsjahres.

Vom Redakteur zum Minister; vom Minister zum Redakteur! Schwarzer kehrte zu seiner alten Liebe, zur Journalistik zurück, die er nie mit der aktiven Politik hätte vertauschen sollen. „Aber er war doch nicht," sagt Helfert „als der frühere in seine ehemalige Sphäre zurückgetreten. Es war etwas vom Ministergefühl in ihm geblieben und tief hatte sich in sein Gemüt gegraben, was er während der dritthalb Monate seiner Amtsführung von der Journalistik hatte erdulden müssen." Das zeigte sich beim Reporterstrike, der bald nach Schwarzers Demission ausbrach, weil die Parlamentsberichterstatter sich durch eine ihnen einen anderen Zugang zu ihren Plätzen anweisende Verfügung in ihrer Standesehre verletzt erachteten. Während dieses Konfliktes, der übrigens bald beigelegt wurde, waren bei Schwarzer einige Kollegen erschienen, um seine Mitwirkung zu erlangen. Aber der temperamentvolle Mann hatte, wie es scheint, in ziemlich unverblümten Worten erklärt, er habe nichts mehr gemein mehr mit der Wiener Presse, sie habe ihn verunglimpft, verhöhnt, in den Kot gezerrt, das Urteil des Publikums sei ihm gleichgiltig rc., Worte, die wohl nicht so ernst gemeint gewesen sein dürften.

Die scharfe Oktoberluft wehte, wie so viele andere Blätter, auch die wieder radikal gewordene „Allgemeine österreichische Zeitung" hinweg. In den Tagen des Kampfes mußten ja die Journale schon deshalb ihr Erscheinen einstellen, weil die Drucker unter den Waffen standen. So war es auch mit Schwarzers Blatt, dessen Nummer 207 vom 26. Oktober die letzte war. Bald war Wien bezwungen, der Säbel herrschte, wo die Feder diktiert hatte. Die interessanteste Periode der Wiener Zeitungsgeschichte war abgeschlossen.

Ernst Schwarzer kam, weit glimpflicher als viele seiner Berufsgenossen, mit 2 Tagen Arrest und Suspendierung seines Blattes davon. Als das „tolle Jahr" zu Ende ging, war auch Schwarzer ein Abgetaner. Zunächst redigierte er den „Wanderer" und im Herbst 1854 gründete der unermüdliche Zeitungsmann die „Donau", die etwas ganz Besonderes sein sollte, ein Seitenstück etwa zur „Augsburger Allgemeinen". Das Unternehmen ließ sich anfangs gut an. Die „Donau" war literarisch trefflich besorgt und zählte Schriftsteller von Namen, wie Hermann Lingg, den Geologen Cotta, den jungen begabten Rudolf Valdek, der sich durch eine vehemente Kampagne gegen Saphir bemerkbar machte, zu ihren Mitarbeitern. Aber Schwarzer hatte auch diesmal kein Glück und befand sich bald in mißlichen Verhältnissen, denn im November 1856 ging die „Donau" ein und ihr Schöpfer stand wieder einmal ohne Mittel da und war genötigt, eine bescheidene Stelle als Statistiker beim stabilen Kataster anzunehmen. Noch 1857 gab er, obwohl unheilbar krank, ein auf riesigem Material aufgebautes Buch „Geld und Gut in Österreich" heraus. Eine „Allkunde", die er plante, blieb unvollendet. Am 18. März 1860 starb er und nun, an seinem Sarg fiel manch kräftiges Wort der Anerkennung.

Unter traurigen Umständen endete ein Mann, dessen tiefes Wissen und reiches Talent niemand bestreiten konnte. — Sein Leben zeigt uns ein großes Stück Wiener Zeitungsgeschichte und ein kleines Stück österreichischer Politik.

J. von Newald.

Rundschau.

14. Juli. Der 7. schlesische Reichsratswahlkreis Freiwaldau wählt in der Stichwahl den Sozialdemokraten Müller mit 4512 gegen 4238 Stimmen in den Reichsrat. — 106. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Annahme des Reservistengesetzes. — Die Verhandlungen zwischen der Regierung und der Staatseisenbahngesellschaft, Nordwestbahn und Südnorddeutschen Verbindungsbahn betreffend die Verstaatlichung dieser Bahnen werden beendet. — Schriftsteller Ferdinand Kaan Pseudonym: Ed. Dorn (geb. 1826) in Wien. †.

15. 107. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Annahme des Meliorationsgesetzes. In einer außerordentlichen (108.) Abendsitzung werden die Delegationswahlen vorgenommen.

16. 109. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Annahme des Automobilhaftpflichtgesetzes.

17. Konstituierung des Gewerbebeirates in Wien. — 110. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Gesetzentwürfe betreffend die Staatsdiener, das Branntweinkontingent, die Verstaatlichung der böhmischen Nordbahn und das Handlungsgehilfengesetz werden angenommen. — 11. deutsches Turnfest in Frankfurt a. M.

18. Der rumänische Ministerpräsident Sturdza trifft am Semmering ein, um mit Freiherrn v. Aehrenthal zu konferieren. — Generalversammlung des deutschen und österreichischen Alpenvereins in München.

19. In Deutschböhmen finden weitere Protestversammlungen statt. — Die Schützen des Salzkammergutes huldigen in Ischl dem Kaiser. — Die Ortschaft Gossensaß am Brenner wird zum Markt erhoben.

20. Dr. Leopold Götz (geb. 1839), gewesener Reichsratsabgeordneter in Nikolsburg †. — Deutschösterreichischer Lehrertag in Linz. — König Peter ernennt das Kabinett Velimirovicz.

21. Professor Dr. Eduard Spiegler (geb. 1863) in Gainfahrn †. — 16. Sitzung des Herrenhauses: Die Gesetzentwürfe betreffend das Landwehrrekrutenkontingent und die Reservisten werden angenommen, das Meliorations- und das Handlungsgehilfengesetz zurückgewiesen. Wahl in die Delegation.

22. 17. Sitzung des Herrenhauses: Das Gesetz über die Verstaatlichung der böhmischen Nordbahn und der Staatsvertrag mit Rumänien betreffend den Schutz des Urheberrechtes werden angenommen.

23. Erster internationaler Tanzlehrertag in Berlin.

24. Der Sultan bewilligt die Wiedereinführung der türkischen Verfassung vom Jahre 1876. Das Abgeordnetenhaus wird einberufen.

26. IX. internationaler Geographenkongreß in Genf.

27. 150jähriges Jubiläum des Ulanenregimentes Nr. 7 in Stockerau. — Übungsfahrt des deutschen und österreichischen Automobilkorps von Wien nach Berlin. — Weltfriedenskongreß in London.

28. Eröffnung des serbischen Kirchenkongresses in Karlowitz.

30. Alpenforscher Paul Grohmann (geb. 1837) in Wien †.

*

Zur Licht-Luftbad-Bewegung. In Nord- und Ostböhmen mehren sich von Jahr zu Jahr die Licht-Luftbäder. Das nahe Sachsen ist hier mit schnellem Beispiele vorangegangen. Den Anfang hatte Berlin gemacht, wo im Jahre 1901 das erste Licht-Luftbad eröffnet wurde. Heute bestehen in deutschen Städten bereits mehr als vierhundert.

Handelt es sich hier um eine Modeerscheinung oder um die Befriedigung eines Bedürfnisses der breiten Volksmasse?

Kein Zweifel, das Licht- und Luftbad bedeutet einen Fortschritt in dem natürlichen Heil- und Abhärtungsverfahren. Vorher stand die Wasserheilmethode obenan. Aber nach einem Vinzenz Prießnitz und Pfarrer Kneipp kam Arnold Rikli in Veldes, der behauptete, die Luft stehe höher als das Wasser und das Licht am höchsten. Damit hat der Laie der nachfolgenden Lichttherapie vorgearbeitet. Heute gibt es wenig Heilanstalten unter ärztlicher Leitung ohne Licht-Luftbäder.

Aber ein solches unter ärztlicher Leitung stehendes Erholungs- und Genesungsheim aufzusuchen, kann sich der einfache Mann aus dem Volke nicht leisten. Da haben denn die Vereine für Gesundheitspflege diesem Mangel durch Bau von Licht-Luftbädern abzuhelfen gesucht. Auch der Turnbetrieb hat in den letzten 10 Jahren eine merkliche Wandlung durchgemacht. Viele Turnvereine verlegen im Sommer ihre regelmäßigen Übungen ins Licht-Luftbad, das auch die wichtigsten Turngeräte zu seinem Inventare zählt. Selbst in den Schulen wird, wenn es die Verhältnisse erlauben, an wärmeren Tagen im Freien geturnt.

Sehr viele Gemeinden haben sich zur Licht-Luftbad-Frage sehr freundlich gestellt. So hat unter anderem München 60.000 Mark zur Errichtung eines Licht-Luftbades in großem Stile gewidmet. Kleinere Städte, die nicht so viel aufwenden können, stellen entweder den Grund kostenlos zur Verfügung oder unterstützen das Unternehmen durch jährliche Spenden.

„Wie wir uns der Sonne freuen, sind wir jede Sorge los," sagt Goethe und erkannte damit deren wohltätigen Einfluß auf das Seelenleben des Menschen. Aber ihr gesundheitlicher Wert ist nicht geringer. Wo die Sonne, kein Arzt; lautet eine kurze Bauernregel. Studierte Leute wissen, daß das Gymnasium der Griechen nichts weniger als blasse und schwache, gelehrte Männer hervorbrachte, sondern Heldengestalten, die sich in geistigen wie in leiblichen Wettkämpfen bewährten. Das Gymnasium der Alten war, wie es das Wort noch sagt, eine Nackt-Schule, in der die Jünglinge Leib und Geist trainierten.

Im allgemeinen sind die Licht- und Luftbadfreunde Alkohol- und Rauchgegner, einfache Leute, die mit gutem Beispiele der Künstelei und Entartung des Lebens entgegen arbeiten durch bewußtes Näherrücken der Natur im Spiel und Leben. Freilich, gibt es auch nicht ganz kluge darunter, zu welchen zunächst jene zu zählen sind, die solche Bäder auch im strengsten Winter nehmen und im Schnee spazieren gehen. Das wird gewiß nicht jedermanns Sache sein, wie auch nicht viele den Mont-Blanc besteigen können. Aber man soll auch über diese Menschen nicht lachen, denn schließlich stehen sie doch noch höher als jene Treibhausnaturen, die bei jedem Zugwinde umzufallen drohen. Den Heilwert der Licht-Luftbäder haben auch die Ärzte erkannt. Nicht nur die Sanatorien werden damit ausgestattet, auch die Spitäler. Das Kreiskrankenhaus Groß-Lichterfelde bei Berlin, das unter der Leitung des Geheimen Medizinalrates Professor Dr. E. Schweninger steht, hat den ersten Versuch damit gemacht und kann auf die besten Heilerfolge hinweisen. So schwindet immermehr zum Vorteile der guten Sache der Gegensatz merklich, der anfangs zwischen Wissenschaft und Laientum bestanden hat. Bei der Eröffnung des Licht-Luftbades zu Zittau in Sachsen, das von der Stadtvertretung mit bedeutenden Kosten gebaut wurde, wünschte auch der Oberbürgermeister, der die Sache selbst in die Hand genommen hatte, daß das neue Unternehmen nicht nur von der Bevölkerung, sondern auch von den Ärzten wärmstens begrüßt und benutzt werde.

Hoffentlich wird sich die Licht- und Luftbad-Bewegung auch in Österreich entwickeln.

Dr. Hermann Stanger.

*

Die erste Luftschiffahrt in Wien. Angeregt durch unsere Mitteilung über den Flugversuch des Wiener Uhrmachers Degen erinnert ein Freund unserer Zeitschrift an die erste Ballon-

fahrt in Wien, welche der Luftschiffer Blanchard im Jahre 1791 unternommen hatte. Unsere Nachforschungen hierüber haben ein interessantes Aktenmaterial zutage gefördert, dem wir folgendes entnehmen: Es war am 30. Mai 1791, als Blanchard in Wien den ersten Versuch mit seinem Ballon wagte, der jedoch gänzlich mißlang. Das sonst so nachsichtige Wiener Publikum gab damals seiner Entrüstung allzu lebhaften Ausdruck; es schimpfte nicht nur über die „Fopperei", es verhöhnte auch den kühnen Luftschiffer, der seiner Entschuldigung das Versprechen hinzufügte, in den nächsten Tagen eine zweite Auffahrt zu unternehmen. Aber auch diese war erfolglos. Länger als 4 Stunden hatte die Menge mit Spannung auf das Erheben des Ballons gewartet, um schließlich zu erfahren, daß die Fahrt nicht stattfinden könne. Nun brach der Sturm los und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es zu argen Ausschreitungen gekommen. Erst jetzt raffte sich die Behörde zu einer Untersuchung auf und berief als Sachverständige den Professor der angewandten Mathematik, Freiherrn v. Metzburg, den Professor der Experimentalphysik an der Wiener Universität, Ambschel und den damals als Physiker sehr geschätzten Appellationsrat Baron v. Khienmayer, die alle nach eingehender Prüfung die ungenügende Beschaffenheit der Fässer, in welchen das Gas erzeugt wurde, wie auch die geringe Vorsicht bei der Füllung des Ballons feststellten. In einem Vortrage an die allerhöchste Stelle berichtete der Leiter der Polizei Graf Sauer über diese Vorgänge, wobei er es nicht unterließ, den Leichtsinn Blanchards heftig zu tadeln. Mißlänge auch ein dritter Versuch, so seien sicherlich blutige Auftritte zu erwarten. Es wäre — so meinte der Graf — wohl am besten, Blanchard über die Grenze zu schaffen, ihm ein Reisegeld von 50 Dukaten zu geben und ihn seinem weiteren Schicksal zu überlassen. Inzwischen hielt es Sauer für angezeigt, den Luftschiffer verhaften zu lassen, der jedoch auf allerhöchsten Befehl wieder frei gelassen werden mußte. Im Gegensatz zu diesen scharfen Maßregeln der Verwaltungsbehörde hatte ein warmer Fürsprecher Blanchards am Wiener Hofe sogar die Erlaubnis zu einem dritten Versuche erwirkt. Am 20. Juni 1791 schrieb Erzherzog (nachmals Kaiser) Franz an den Grafen Sauer: „Seine Majestät, Mein Herr Vater, haben befohlen, dem Blanchard seine Luftreise sobald als möglich vornehmen zu lassen. Sie werden also die Güte haben, alles so zu veranstalten, damit, es möge der Versuch gelingen oder nicht, keine Unordnung geschehe. Hierzu ist erforderlich erstens, daß von seiten des Blanchard eine den Umständen angemessene Ankündigung vorausgehe; zweitens, daß auch von Seite der Polizei das Publikum zur Ordnung angewiesen werde, und da endlich es nicht ratsam ist dieses Schauspiel gratis zu geben, so muß drittens in der Erinnerung von seiten der Polizei sowohl als in der Ankündigung des Blanchard bekannt gemacht werden, daß nur diejenigen, welche Contremarques haben, sich derselben bedienen könnten, die übrigen aber zu bezahlen hätten, daß man aber von seiten der Polizei dafür sorgen würde, das Publikum für das künftige, im Falle es abermals mißraten sollte, mit genügsamen Contremarques zu versehen. Deswegen werden Sie viertens darauf sehen, daß bei jeder Kasse von seiten der Polizei jemand angestellt werde, welcher die Contremarques jedem Bezahlenden übergibt und ihn, wenn es mißlingt, zum ruhigen Abzug erinnert. Mit diesen Anstalten denke ich die Ordnung zu erhalten, hoffe auch von Ihrer Einsicht und Diensteifer, daß Sie nicht nur diese Anordnungen auf das genaueste befolgen, sondern wenn Sie noch mehrere Vorsicht zu gebrauchen für nötig finden sollten, Sie mir dieselben vorzulegen die Gefälligkeit haben werden. In Ansehnung des benötigten Militärs haben Sie sich an das Generalkommando zu wenden. Laxenburg 20. Juni 1791. In Abwesenheit Seiner Majestät meines Herrn Vaters: Franz."

Es war bis zu dem dritten Versuch, der am 6. Juli stattfand, allgemein bekannt geworden, daß sich der Hof für Blanchard interessiere, und so verhielt sich denn das Wiener Publikum an diesem Tage äußerst zurückhaltend; auch waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, um einen etwa ausbrechenden Exzeß zu verhüten. Dazu kam es aber nicht, denn der dritte Versuch gelang zur vollsten Zufriedenheit. Nach einer nahezu einstündigen Fahrt ließ sich Blanchard bei Groß-Enzersdorf unter großem Jubel der dortigen Bevölkerung nieder. Die Begeisterung war so groß, daß ihm sogar die Gemeinde das Ehrenbürgerrecht verlieh. Auch in materieller Hinsicht hatte dieser dritte Versuch einen großen Erfolg, denn Blanchard verließ Wien mit einer bedeutenden Summe, die ihn sein früheres Mißgeschick bald vergessen ließ.

„Österreichische Rundschau", XVI., 4.
Redaktionsschluß 12. August 1908.
Ausgegeben 15. August 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy,
Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Theaterjustiz vor hundert Jahren. Nicht ohne Staunen blättert man in dem dünnen Bändchen, das die Gesetze und Instruktionen enthält, die vor hundert Jahren für die Mitglieder des Wiener Hoftheaters erlassen wurden. In diesen drakonischen Normen steckt noch ein Überbleibsel jener Zeit, als man dem Schauspieler ein ehrliches Begräbnis verweigerte und den mit einer levis macula behafteten Künstler für gesellschaftsunfähig hielt. In Wien war freilich, und besonders zu Kaiser Josefs Zeiten, eine Wandlung zum Bessern eingetreten. Der Kaiser, der an der Entwicklung der Wiener Schaubühne den größten Anteil hatte, und deren Einfluß auf Sitte und Geschmack zu würdigen wußte, kam auch den Schauspielern mit großem Wohlwollen entgegen und ehrte wiederholt die hervorragenden Mitglieder des Burgtheaters durch seine Anerkennung ihrer Leistungen, nicht selten auch durch besondere Gratifikationen. Unter seiner Regierung erfolgte auch die erste Auszeichnung eines Mitgliedes des Hoftheaters. Madame Weidner, die Jugendliebe Lessings, ehemals der Neuberschen Truppe angehörig und seit vielen Jahren in verschiedenen Rollen am Wiener Hoftheater tätig, erhielt 1788 die große goldene Ehrenmedaille. Dem kaiserlichen Beispiele folgte auch der Adel, der schon in diesen Tagen eine weit geringere Reserve gegen die „Theaterleute“ beobachtete als in früheren Zeiten. Trotz dieser besseren Stellung der Hofschauspieler war es der Hoftheaterdirektion vor hundert Jahren noch gestattet, im Disziplinarwege die persönliche Freiheit eines Mitgliedes durch Haft bis zu einem Monate einzuschränken. Zum ersten Male wurde diese Strafe im Jahre 1808 an Madame Voß vollzogen, in der Theatergeschichte schon dadurch wohlbekannt, weil sie die erste Darstellerin der Maria Stuart auf der Bühne zu Weimar war, wo sie unter Goethes Direktion in Soubrettenrollen, aber auch mit vielem Glück im Trauerspiel wirkte: Sie kam 1808 in Begleitung ihres künftigen Gatten Friedrich August Werdy von Frankfurt nach Wien, wo sie sehr gefiel, während Werdys Gastspiel zu keinem Engagement führte. Werdy sollte nun allein nach Frankfurt zurück. Schon rüstete er zur Abreise, da erklärte die Voß ohne ihn nicht bleiben zu können und bat um ihren Abschied, der ihr jedoch nicht gewährt wurde. Da alle Versuche, ihre Verbindlichkeiten zu lösen, ohne Erfolg blieben, schien kein anderer Ausweg offen als — die Flucht. Am 10. August entfernte sie sich mit ihrem Kinde in Begleitung der Magd aus ihrer Wohnung und entfloh ohne jede Reiselegitimation mit ihrem Geliebten. Ihr Weg führte nach Frankfurt. Linz sollte nicht berührt werden wegen der Übertretung der Paßvorschriften. Die Reise ging also über Ebersberg. Ehe die Flüchtlinge dahin kamen, ließ Werdy das Dienstmädchen, das einen vorschriftsmäßigen Paß erhalten hatte, mit dem Kinde aussteigen und zu Fuß den Ort passieren. Den Reisepaß des Mädchens steckte er zu sich, um ihn für seine Freundin auf dem Polizeibureau zu präsentieren. Hier erhielt er schon nach wenigen Minuten die Papiere zurück und nachdem Kind und Dienstmädchen außerhalb des Ortes wieder in den Wagen aufgenommen wurden, setzten die Vier die Reise nach Wels fort. Während der Fahrt besichtigte Werdy die Reisedokumente und fand zu seinem Schrecken, daß sie in Ebersberg kein behördliches Visum erhielten. In Wels angekommen, wendete er sich an den Postmeister um Rat, wurde jedoch von diesem an den Kreishauptmann gewiesen, der im selben Hause wohnte und von seinem Fenster aus das Gespräch angehört hatte. Als Werdy bald darauf bei dem Leiter der Kreisbehörde erschien, um die beiden Pässe prüfen zu lassen, fragte ihn der Beamte, wie es sich denn mit der zweiten Frauensperson verhalte, worauf der Gefragte bemerkte, sie sei ihm nicht bekannt, er habe sie auf ihre Bitte nur ein paar Stunden mitfahren lassen. Diese Ausflucht nutzte aber nichts, denn beide Frauenspersonen wurden nun verhört und die Wahrheit kam gar bald zum Siege. Das seltsame Benehmen Werdys erregte in dem Beamten den Verdacht, er habe es mit einem Spion zu tun, der samt Begleitung in sichere Verwahrung zu nehmen sei. Nach vierstündiger Gefangenschaft wurden die „Delinquenten“ unter sicherer Eskorte nach Linz befördert, wo sie ebenfalls ins Gefängnis kamen, aus dem sie erst nach eindringlichem Verhör mit gebundener Marschroute nach Wien entlassen wurden. Kaum angekommen, wurde Madame Voß von der Theaterdirektion zu achttägigem Profossenarrest verurteilt, den sie sofort antrat. Inzwischen leitete auch die Polizeibehörde die Amtshandlung wegen Übertretung der Paßvorschriften ein und es drohte ihr sonach zum zweiten Male Arrest. Die Gefahr wurde jedoch durch den Präsidenten der Hofstelle abgewendet, der erklärte, daß eine zweimalige Bestrafung in derselben Angelegenheit nicht zulässig sei. Die Polizei war also in diesem Falle weit galanter als der Direktor des Hoftheaters.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

Großösterreich im Sinne der nationalen Autonomie.

Von E. Treumund.

Die zum Teil nur instinktiv empfundene, aber von immer weiteren Kreisen erkannte Notwendigkeit, an die Stelle der absolut unhaltbar gewordenen dualistischen Konstruktion der Habsburgischen Monarchie etwas anderes, besseres, dauerhafteres zu setzen, hat zu verschiedenen Rekonstruktionsvorschlägen geführt. Unter diesen hat diesseits der Leitha die von Aurel Popovici in seinem Werke: „Die vereinigten Staaten von Groß-Österreich" detailliert entwickelte Idee eines auf rein nationaler Grundlage aufzubauenden Staatenbundes die meiste Beachtung und vielfache Zustimmung gefunden, während das ungarische Ministerium seiner Furcht vor der werbenden Kraft des Popovicischen Buches schleunigst durch Verbot und Konfiskation Ausdruck geben zu müssen glaubte. Gegen die Durchführbarkeit und gegen die Art der Durchführung des großösterreichischen Gedankens in der von Popovici versuchten Ausgestaltung lassen sich nun sehr gewichtige Bedenken erheben auch von seiten solcher, die dem Grundgedanken derselben, der nationalen Autonomie, durchaus sympathisch gegenüberstehen.

Das Verdienst, eine zwar sehr wohlwollende, aber in sachlich begründeter Weise nach manchen Richtungen ablehnende oder doch mindestens stark einschränkende Kritik an den positiven Vorschlägen Popovicis geübt, gleichzeitig aber auch eingehende andere Vorschläge gemacht zu haben, hat sich Ludwig Graf Crenneville durch seine Broschüre „Groß-Österreich?" erworben. So wie sie in ihren kritischen Darlegungen der gegenwärtigen staatsrechtlichen Situation der Habsburgischen Monarchie und ihrer Gefahren vielfach auf dem Werke Popovicis fußt, stimmt sie in ihren doktrinären und prinzipiellen Ausführungen sehr oft mit den in den grundlegenden Arbeiten Dr. Springers entwickelten Gesichtspunkten überein. Dies liefert den überaus erfreulichen Beweis, daß gegenüber der politischen Gedankenlosigkeit und fatalistischen Ergebung in das scheinbar unabänderlich Gegebene, die die Mehrzahl der in Österreich politisch Denkenden charakterisiert, die von Popovici und Springer — und vor ihnen noch von anderen — gelegten Keime einer neuen Auffassung und reformatorischen Behandlung des Existenzproblems der Monarchie doch nach und nach das Gemeingut weiterer Kreise werden. Die unwillige, aber resignierte Duldung der dualistischen Zwangsjacke und das Kleben an obsolet gewordenen Parteiprogrammen, sowie der unvernünftige und verderbliche Parteihader zwischen verwandten Elementen beginnt schließlich doch der Einsicht von der zwingenden Notwendigkeit des Einschlagens neuer Wege zu einer staatsrechtlichen Renaissance der Monarchie, zur Herstellung des nationalen Friedens und zur Fundamentierung eines gesunden wirtschaftlichen Aufschwunges und natürlichen kulturellen Fortschrittes zu weichen.

Graf Crenneville geht einesteils von den nicht eingebildeten oder suggerierten, sondern realen Bedürfnissen aus, welche sich aus dem Wesensbegriffe der Nationalität und aus der Tatsache ergeben, daß die geographische Notwendigkeit die Völker Österreich-Ungarns zwingt, ein national gemischtes Reich zu bilden. Er sucht aber anderseits auch die Ursachen und Gründe, die im Wesen des Staates und in der Natur der Verschiedenheit der Menschen und der Existenzbedingungen liegen, zum Ausgangspunkte seiner Auseinandersetzungen und Vorschläge zu machen und als Richtschnur für das politische Denken derjenigen hinzustellen, die sich für die Aufgaben und für das Schicksal der heutigen Doppelmonarchie der Habsburger interessieren und an der Gestaltung der Zukunft derselben mitzuarbeiten geneigt oder berufen sind. Bei aller Anerkennung der großen Wichtigkeit der nationalen Frage in unserem polyglotten Reiche spricht Graf Crenneville gelassen das große Wort aus, daß die Politik manchen unserer nur-nationalen Politiker den Verstand trübt, so daß sie darüber die nicht minder wichtigen übrigen Bedürfnisse des Volkes und des Staates vergessen, deren Befriedigung allerdings von einer glücklichen Lösung der nationalen Frage bedingt ist. Der Verfasser der Arbeit bezeichnet diese als Versuch, dem Unsinn und Schwindel entgegenzutreten, unter deren vereintem Wirken unser staatliches Dasein dem Ruine zugeführt wird.

Wird die historisch und volkswirtschaftlich schwer abzuleugnende Tatsache anerkannt, daß die Habsburgische Monarchie in ihrem Wesen kein zufälliges oder künstliches Gebilde, sondern eine Notwendigkeit — nicht bloß für das europäische Gleichgewicht, sondern auch für alle Angehörigen der Monarchie — ist, wird zugegeben, — was freilich magyarischerseits nicht geschieht — daß eine gemeinsame wirtschaftliche Politik nicht nur möglich, sondern am meisten geeignet ist, die wirklichen wirtschaftlichen Bedürfnisse aller Teile zu befriedigen, so ist der dualistische Zersetzungskeim nur ein formeller, ein nur künstlich und naturwidrig in den Organismus des Reiches hineingetragener, so ist die derzeitige Form desselben eine unnatürliche, weil sie die tatsächliche Interessengemeinschaft nicht nur nicht zum Ausdruck bringt, sondern vielmehr ihre Geltendmachung erschwert, ja verhindert.

Crenneville spricht die unumstößliche Wahrheit aus, vor der alle amtlichen Kreise in Österreich gleich dem Vogel Strauß ihren Kopf in den Sand stecken, daß aller magyarischen Politik ein unabhängiges ungarisches Reich unter der Herrschaft des magyarischen Herrenvolkes als idealer Selbstzweck vorschwebt. Er konstatiert aber auch, daß die angestrebte Loslösung Ungarns ein Postulat nicht der wirklichen Bedürfnisse wirtschaftlicher oder ethnischer Art, sondern jenes unter dem heutigen Verhältnis naturwidrigen Gebildes ist, welches die „staatsrechtliche ungarische Nation" genannt wird, während die Unzufriedenheit mit den heutigen Verhältnissen aller nicht magyarischen Völker in Cis und Trans ihre Ursache nicht in dem Bande der Monarchie, nicht in ihrem Bestande, sondern darin findet, daß der Dualismus die Monarchie verhindert, ihren natürlichen Zweck zu erfüllen, die wirklichen Bedürfnisse sowohl nationaler wie wirtschaftlicher Natur zu befriedigen. Denn in den zentralisierten Vertretungskörpern der beiden Reichshälften, im österreichischen Reichsrat und im ungarischen Reichstage werden die nationalen und Kulturfragen durch Majorisierung der einen Nationalität durch Vertreter der anderen Nationalität entschieden; sie werden zu reinen Machtfragen. Dieser Zentralismus

muß den einzelnen Volksstämmen als nationale Unbill und Ungerechtigkeit, als unerträgliche Bevormundung erscheinen. Die Volkswirtschaft wird nicht nach den durch die Natur der Länder gegebenen natürlichen Bedingungen, sondern nach künstlich hervorgerufenen Wünschen beurteilt, sie wird zur Dienerin nationaler Bestrebungen und gerät dadurch auf unnatürliche Bahnen. Die konstitutionelle Unfähigkeit der beiden Zentralparlamente zu einer richtigen eigenen Wirtschaftspolitik verhindert auch die Schaffung einer richtigen Basis der Reichspolitik. Da nun alles, was zur Herstellung eines einheitlichen Wollens und Wirkens der Monarchie nach außen zentralisiert sein sollte, vom Dualismus in zwei partikularistische Bestandteile aufgelöst, dagegen alles, was zur befriedigenden Ausnutzung der inneren Ressourcen und zur selbständigen Entwicklung aller Nationen der nationalen und territorialen Autonomie unterstellt werden sollte, zentralisiert wurde, gelangt Graf Crenneville zur Forderung, daß der Dualismus und mit ihm der Zentralismus diesseits und jenseits fallen muß, um einem allen Ländern ohne Unterschied von Cis und Trans gemeinsamen Organ Raum zu geben, in welchem die Bildung eines wirklichen Reichswillens sich vollziehen kann.

Aus der diesseits der Leitha noch immer nicht genügend beachteten Tatsache, daß die Politik aller magyarischen Parteien die völlige Trennung vom Reiche zum Ziele hat, und daß die noch vorhandenen Reste staatsrechtlicher und volkswirtschaftlicher Gemeinsamkeit für die magyarischen Trennungspolitiker lediglich Mittel sind, um zur Durchführung der Trennung stark genug zu werden, wird in der Broschüre der vielleicht zu weitgehend scheinende, aber durchaus logische Schluß gezogen, daß die Führer der Magyaren aus dem sich in Ungarn ergänzenden Teile der gemeinsamen Armee ein Konventsheer machen wollen, das sich ohne weiteres auch gegen Österreich verwenden läßt, während die Armee schon jetzt dem ungarischen Ministerium zur Verfügung gegen die Nichtmagyaren steht, um diese dem legitimen Herrscher Ergebenen in der Stellung von Heloten halten zu helfen zugunsten derer, die von der Dynastie und vom Reiche unabhängig werden wollen.

Nach dieser Diagnose der Krankheit der jetzigen staatsrechtlichen Gestaltung der Habsburgischen Monarchie legt Graf Crenneville zunächst theoretisch das Prinzip des Föderalismus dar, auf welches eine für die Gesamtheit der Monarchie und für deren einzelne Teile wünschenswerte Verfassung aufgebaut werden müßte. Den Begriff dieses Föderalismus faßt die Broschüre in das Selbstbestimmungsrecht der nach möglichster Homogenität konstituierten Teile des Reiches in allem, was nicht zur Bildung einer zum gemeinsamen Schutze gegen Außen tauglichen einheitlichen Reichsmacht erforderlich ist und fordert für diese neben der gemeinsamen Dynastie eine gemeinsame Reichsvertretung zur Bildung eines Gesamtwillens des Reiches in allen jenen Angelegenheiten, aber auch nur in diesen, welche den Schutz aller Reichsteile gegen Außen zum unmittelbaren Gegenstande haben oder dafür notwendig sind.

In den zwei folgenden Kapiteln wird die Doktrin des historisch-politischen sowie des rein nationalen Föderalismus dargelegt und der erstere aus den zwei politisch ganz verschiedenen Zuwachskategorien der Habsburgischen Monarchie, den alten Erblanden und den Ländern der böhmischen und der ungarischen Krone historisch entwickelt. Gegenüber der Inkompatibilität der fixen Ideen der Alleinberechtigung der magyarischen Nationalität in der politischen ungarischen Nation mit dem Reichs-

gedanken, behauptet Graf Crenneville die Vereinbarkeit des böhmischen Staatsrechtes mit dem Verbande der Monarchie. Nur die Unverträglichkeit der Forderung nach vollständiger Gleichstellung der tschechischen und deutschen Sprache mit dem zisleithanischen Zentralismus wird zugegeben. Als rechtliche Basis dieser Auffassung wird die Tatsache hervorgehoben, daß zwischen den Ländern der Monarchie nie eine Realunion bestanden habe, daß ihre Einheit nie durch wechselseitige Verträge zwischen den Ländern, sondern durch lauter einseitige Verträge zwischen dem Herrscher und den Ständen jedes einzelnen Landes entstanden ist. Diesen Föderalismus der historisch-politischen Individualitäten, der nur die Autonomie auf Grund wohlerworbener Rechte betont und die Reichseinheit an zweite Stelle setzt, möchte Graf Crenneville den privatrechtlichen Föderalismus nennen, während er den rein ethnisch-nationalen Föderalismus, der von der praktischen Befriedigung aller, sowohl der ethnisch-nationalen als der Gesamtbedürfnisse ausgeht und das historisch-rechtliche Moment ganz vernachlässigt, in einem vom Verfasser selbst als ungenaues Bild bezeichneten Vergleiche als öffentlich-rechtlichen Föderalismus charakterisiert.

In der Erörterung der seit Palacky von mancher Seite für die Habsburgische Monarchie empfohlenen Idee des rein ethnisch-nationalen Staatsrechtes folgt Graf Crenneville dem Werke Popovicis „Die vereinigten Staaten von Groß-Österreich“, dem er mit vollem Recht Vaterlandsliebe, Ehrlichkeit und Gründlichkeit nachrühmt. Als wesentlichen zweiten Bestandteil der „großösterreichischen“, alias ethnisch-national-föderalistischen Doktrin neben der nationalen Gemeinsamkeit hebt der Verfasser die Anerkennung der Tatsache einer zweiten Gemeinschaft hervor, die alle Bürger aller Nationalstaaten durch das Band des gemeinsamen Reiches auf Grund geschichtlicher oder geographischer Notwendigkeit zu einem alle Einzelglieder umfassenden Bundesstaate vereint und die an die Stelle der ganz unnatürlichen beiden Zentralparlamente tretende Reichsvertretung nicht aus Delegationen der Vertretungen der Einzelstaaten, sondern aus direkten Wahlen der Gesamtbevölkerung des Reiches hervorgehen lassen will.

Graf Crenneville möchte die beiden föderalistischen Doktrinen, von denen die historisch-politische der anderen Vergewaltigung des wohlerworbenen Rechtes, die großösterreichische hinwieder der ersteren Preisgebung vitaler Interessen des Ganzen oder der Teile zugunsten vergilbter Pergamente vorwirft, von denen aber sowohl die eine als lex lata, als Ausgangspunkt eines neuen Weges, sowie die andere als Entwurf einer lex ferenda, als Wegweiser für die Richtung des rettenden Kurses Berechtigung haben, miteinander versöhnen, beziehungsweise verschmelzen. Er hält dabei den historisch-politischen Individualitäten vor, daß der geschichtliche Prozeß, der sie zeitigte, mit ihnen nicht aufgehört hat, sondern seither fortgeschritten ist, und noch immer fortschreitet. Von der These ausgehend, daß kein Recht, auch nicht das legitimste und verbriefteste Staatsrecht, Selbstzweck ist und daß der Rechtstitel wohlerworbener öffentlicher und insbesondere politischer Rechte nicht bloß auf ihrer formellen Gesetzlichkeit beruht, sondern nur insolange ein vollständiger bleibt, als ihre Ausübung ein taugliches Mittel zu ihrem unmittelbaren Zweck, zur Erreichung der öffentlichen Wohlfahrt ist, versucht Graf Crenneville im vorletzten Kapitel die praktische Anwendung des föderalistischen Prozesses auf die Monarchie, sowohl auf die Reichseinheit, wie auf die Autonomie der Teile darzulegen.

Die Beratung der einheitlichen auswärtigen Reichspolitik muß in einem dem ganzen Reiche gemeinsamen und dem Einflusse der im Reiche vorhandenen Verschiedenheit möglichst entzogenen Vertretungsorgane erfolgen, mit dem allein das Reichsministerium sowohl betreffs der Kompetenzen und Verhandlungen, als auch betreffs der Verantwortlichkeit in organischer Verbindung steht. Alle Kräfte des Reiches, welche zur Abwehr äußerer Gefahren (Gewaltanwendung seitens des Auslandes oder feindlicher Wettstreit auf dem Weltmarkt) dienen, unterliegen der Kompetenz der vorbezeichneten beiden Organe der Reichseinheit, einer zweckentsprechend zusammengesetzten durch direktes gleiches Wahlrecht hervorgegangenen Reichsvertretung (Zweikammersystem) und einer zweckmäßig zusammengesetzten Reichsregierung (auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Finanzen mit Sitz und Stimme aller Ressortchefs im Ministerrate). Die Geldmittel für den Aufwand der Reichskompetenzen dürften nicht mittels eines Quotensystems, sondern müßten durch Reichssteuern beschafft werden. Die Sprache der Reichsregierung (ob nun Staats-, Dienst- oder Vermittlungssprache genannt) könnte aus rein praktischen Gründen, nicht aus einem vermeintlichen Rechte der deutschen Nation nur die deutsche sein.

Als Einteilungsgrund für die territoriale Abgrenzung der autonomen Teile kann Graf Crenneville nicht die ethnischen Nationen akzeptieren, was er eingehend begründet. Er hält vielmehr die Beibehaltung der historischen und gleichzeitig natürlichen Ländereinteilung aus nationalen und volkswirtschaftlichen Gründen wenigstens für derzeit geboten, was das Bestehen verschiedener nationaler Autonomien innerhalb eines und desselben wirtschaftlich einheitlichen, aber mehrsprachigen autonomen Landes durchaus nicht ausschließt, wenn sich dieselben auf die Selbstbestimmung der kulturellen Rechtsverhältnisse ihres Volksstammes beschränken. Es wird dargelegt, daß das Selbstbestimmungsrecht über kulturelle Angelegenheiten den nationalen Bedürfnissen genügt, daß die nationale Autonomie auf kulturellem Gebiete den Mißbrauch jeder öffentlichen Gewalt zur Entnationalisierung auf dem wichtigsten aller Gebiete verhindern und nur die kulturelle nationale Leistung gewährleisten würde. Die aus dem Rechte oder dem Gefühle der Nationalität hervorgehenden berechtigten Bedürfnisse werden in zwei Punkten zusammengefaßt: 1. Herrschaft der nationalen Exklusivität, also Selbstbestimmungsmaß jedes Volksstammes im gesamten Unterrichts-, Bildungs- und Erziehungswesen; 2. keine Nötigung zum Gebrauche einer fremden Amtssprache und keine Bestimmungen über die letztere, welche die Angehörigen einer Nation in der Erlangung von Amtsstellen benachteiligen würden.

In der Wählerschaft hätte nach mährischem Muster die Nationalität bei jedem einzelnen Wähler zur Geltung zu kommen; die von jedem nationalen Wahlkörper in den Landtag entsendeten Abgeordneten hätten in diesem zusammen je eine Nationalkurie zu bilden, die alle Befugnisse des Landtages auf dem Gebiete des Unterrichtes, der Bildung und der Erziehung — einschließlich der Hochschulen — voll auszuüben berechtigt wäre. Es könnte auch unmöglich ein Hindernis dagegen obwalten, daß Nationalkurien verschiedener Länder, aber gleicher Nationalität, miteinander zum Zweck der Vereinigung ihrer Mittel für kulturelle Bedürfnisse in organische Verbindung treten.

Die Amtssprache der Behörden und Anstalten des Unterrichts- und Bildungswesens ist selbstverständlich die betreffende nationale Sprache. Alle sonstigen Be-

hörden (Rechtspflege, innere Verwaltung, Finanzverwaltung) lassen sich nicht nationalen Kurien unterstellen, sondern erfordern territoriale Kompetenz. Die äußere Amtssprache muß sich nach den in den betreffenden Amtsbereichen gesprochenen Sprachen richten und jede Behörde diese Landessprachen in Wort und Schrift zu gebrauchen fähig sein; als Verhandlungssprache soll in einsprachigen Gegenden nur die Sprache des Bezirkes, in gemischtsprachigen die dem Verhandlungsfall angemessene Sprache angewendet werden. Für die innere Amtssprache muß die Zweckmäßigkeitsfrage ausschließlich maßgebend sein. Bei den obersten Instanzen der föderalistischen Autonomie wird die Mehrsprachigkeit erforderlichenfalls unschwer erzielt werden können. Die Reichsbehörden, die Reichsanstalten und die Armee erfordern die deutsche Vermittlungssprache, die Verkehrsanstalten die Berücksichtigung der Sprache der von ihnen durchzogenen Gegenden für die äußere Amtssprache. Für die innere Amtssprache müssen die Bedürfnisse des Dienstes entscheidend bleiben. Dieselben Gesichtspunkte hätten für den exekutiven Zolldienst zur Geltung zu kommen. Für den Verkehr gleichgestellter Behörden und öffentlicher Anstalten würde der fakultative Gebrauch entweder der Vermittlungssprache des Reiches oder der eigenen Amtssprache sowohl dem berechtigten Nationalgefühl Rechnung tragen als auch allein durchführbar sein. Die Entscheidung der Frage nach der Ein- oder Mehrsprachigkeit der Amts-(Gemeinde-, Gerichts- oder Verwaltungs-)bezirke auf bestimmten Territorien wäre im national getrennt angelegten Wahlkataster gelegen und in der Gemeinde müßte der Anspruch einer nationalen Minorität auf Mitbenutzung ihrer Sprache als Amtssprache erst dann anerkannt werden, wenn sie an Zahl und an Lasten die Bedingungen erfüllt, unter welchen sie eine nationale Schule eröffnen und erhalten kann. Die Entscheidung über das Vorhandensein solcher tatsächlicher Bedingungen wäre in jedem gemischtsprachigen Lande einem Gerichtshof oder Schiedsgericht zu übergeben und auf dessen Zusammensetzung jeder der Nationalkurien des Landtages ein gleicher Einfluß einzuräumen.

Zweifellos werden staatsrechtliche Reformen dieser Art die nationale Reibungsfläche außerordentlich vermindern, wenn national möglichst einheitliche Verwaltungsbezirke gebildet werden. Die Staatsgewalt muß dann unerbittlich dafür sorgen, daß neben streng unparteilicher amtlicher Wirksamkeit auch das Privatleben keines behördlichen Organes sich in den Dienst nationaler Propaganda stelle.

Wichtiger als die wohl durchdachten in einer neuen Reichsverfassung (Reichswahlordnung und Reichsgericht) kulminierenden Einzelheiten der Rekonstruktion des Reiches der Habsburger, wie sie Graf Crenneville eingehend schildert, ist die Frage, wie sich insbesondere Ungarn und Böhmen, richtiger gesagt Magyaren und Tschechen, zu einer solchen Umwandlung stellen würden. Graf Crenneville kann sich nicht verhehlen, daß sich für wirkliche kulturell-nationale Selbstbestimmung, für den Grundstein des großösterreichischen Föderalismus und für die großösterreichische Reichseinheit die bestehenden liberal-nationalen Parteien und speziell die Magyaren nicht werden gewinnen lassen. Aber er glaubt an die Möglichkeit, daß diesseits wie jenseits der Leitha schon die nächste Gelegenheit den vollständigen Zusammenbruch der zentralistischen Volksvertretung herbeiführen und daß sich dann die Krone vor die Alternative gestellt sehen wird, entweder ein Chaos eintreten zu lassen oder eine neue Ordnung einzuführen. In dem, was dann die Staatsgewalt, nachdem die

bisherigen Träger der politischen Rechte verschwunden sind oder ihnen die Rechtsausübung tatsächlich unmöglich geworden ist, an die Stelle des unwiderbringlich Verlorenen setzt, erblickt Graf Crenneville keine Rechtsverletzung, vorausgesetzt, daß es den wirklich vorhandenen Bedürfnissen und damit der Gerechtigkeit entspricht. Ein autoritatives Eingreifen der Krone hält er in unseren Zeiten nur dann für möglich und erfolgreich, wenn die öffentliche Meinung es nicht bloß als begründet und notwendig erkennt, sondern auch die Richtung billigt, die diese Aktion nimmt. Den Weg zur großösterreichischen lex ferenda sucht Graf Crenneville auf demokratischem Boden in dem Sinne, daß das Volk dazu gebracht werden muß, seine Bedürfnisse selbst zu erkennen und zu formulieren, statt diese Aufgabe berufsmäßigen Politikern zu überlassen.

Die Arbeit des Grafen Crenneville mag in einzelnen Ausgangspunkten wie Schlußfolgerungen den Widerspruch Andersdenkender herausfordern, — da er ja bei aller Objektivität festbegründete eigene Meinungen, ja vielleicht sogar Vorurteile oder Voreingenommenheiten hegt — aber klares politisches Denken, scharfe Logik und vor allem warme Hingebung für die Sache wird dem Verfasser berechtigterweise kaum jemand abstreiten können. Seinen Exkurs über die Stellung und über die Pflichten des Adels lassen wir, als außerhalb seines Themas fallend, vollständig beiseite, so viel Schönes und Richtiges sie auch enthalten. Seiner Vermutung, daß der Weg zur großösterreichischen lex ferenda wahrscheinlicher durch notgedrungene autoritative Einführung des neuen Rechtes als durch legale Anknüpfung an das alte Recht betreten werden wird, muß man wohl beistimmen. Seine Hoffnung, daß das Volksbewußtsein sich zeitgerecht den Plan zu sicheren neuen Wohnstätten des Rechtes und Friedens schaffen werde, daß anstatt des gewalttätigen und in seiner Gewalt ziellosen Umsturzes ein ordnungsmäßiger Umbau des Bestehenden erfolgen könne, wird sich wohl als utopistisch erweisen. Aber er zögert nicht, den Schluß zu ziehen, daß, wenn die Monarchie wie deren Völker die Einheitlichkeit des Reiches in Willen und Tat zur Existenz brauchen, alle Nichtmagyaren in Cis und Trans dieser Einmütigkeit mit Willen und Tat beitreten. Die achteinhalb Millionen des magyarischen Volkes wären keine Macht, die sich den vereinigten sechsundzwanzig zisleithanischen und elf transleithanischen Millionen widersetzen könnte. Auch das magyarische Volk darf nicht mit seiner derzeitigen politischen Vertretung identifiziert zu werden.

Zur Nastić-Affaire.

Eine Persönlichkeit, welche kraft ihrer Stellung in der Lage ist, die Vorgänge im Südosten der Monarchie von einer höheren Warte aus zu überschauen, hat an den Mitherausgeber unserer Zeitschrift Leopold Freiherrn von Chlumecky nachstehendes Schreiben gerichtet und dessen Veröffentlichung gestattet:

„Die Bombe, die der bekannte Kronzeuge im montenegrinischen Bombenprozesse, Georg Nastić, durch seine Enthüllungen nachträglich zur Explosion brachte, bewirkte in den beteiligten und nicht beteiligten südslawischen, besonders aber in den serbischen Kreisen die größte Konsternation. Bis zum Cetinjer Prozeß war mir der Name Nastić nicht geläufig — bei letzterer Gelegenheit hat Nastić jedoch durch seine präzisen Aussagen und schweren Anklagen gegen den serbischen Kronprinzen, die serbische Re-

gierung und gegen sonstige politische Kreise des Königreiches Serbien, berechtigtes Aufsehen erregt. Seit der Zeit sind aber auch alle serbischen Blätter unermüdlich an der Arbeit gewesen, Nastić als einen österreichischen Spion und als einen Taugenichts hinzustellen, obwohl Nastić — der gewiß alles eher als ein österreichischer oder ungarischer Agent provocateur ist — noch in Cetinje seinen Gegnern deutlich zu verstehen gab, daß er noch über schwerwiegendes Anklagematerial verfüge und man ihn daher nicht weiter reizen möge. Da man dessenungeachtet nicht aufhörte, Nastić zu insultieren, rächte sich dieser durch die Publikation seines „Finale" aufs grausamste. Was nun die im „Finale" durch unwiderlegliche Beweise dargetane großserbische Propaganda betrifft, so ist dieselbe nach meiner Überzeugung der letzte Ausläufer der bekannten Fiumaner Resolution. So unnatürlich auch dieses Konnubium ganz heterogener Elemente gewesen, mit so unaufrichtigen Nebenabsichten auch die einzelnen Kompaziszenten in den Bund eingetreten waren, so war die Wirkung der Resolution gerade auf die großserbische Propaganda doch eine sehr nachhaltige. Die Spitze dieser Resolution war ganz und gar nur gegen Österreich gerichtet. Es gab und gibt ja immer so viele Politiker, die Österreich nur als eine reife Frucht ansehen, bestimmt demjenigen in den Schoß zu fallen, der als erster etwas stärker am Stamme rütteln würde. Und die Zahl derer, die die reife Frucht pflücken wollten, war gar groß! Bald trat aber doch die Reaktion ein, die großen Erfolge blieben aus, die Verbündeten von gestern wurden wieder zu heftigen Gegnern, nur in Serbien und in einem Teile Kroatiens glomm das Feuer langsam weiter. In der Überzeugung, daß es nicht möglich sei, ganz Österreich in Brand zu stecken, machte man alle Anstrengungen, um es wenigstens in seinen Teilen zu stören und zu belästigen. Es sind fast zwei Jahre her, daß in den okkupierten Provinzen die Behörden einen erbitterten Guerillakrieg gegen diesen Feind führen mußten. Die großen Arbeiterausstände im vergangenen Jahre, die bedenklichen Straßenexzesse in Serajewo und schließlich der Hochverratsprozeß in Banjaluka waren nur klarer hervorgetretene Episoden der unaufhörlichen, tiefgehenden Wühlarbeit. Die bosnisch-herzegowinischen und die kroatischen Behörden brauchten daher nicht erst auf die Enthüllungen des Nastić zu warten, um über die ganze Bedeutung der Propaganda im Klaren zu sein. Nastić erbrachte nur neue Beweise für eine Reihe altbekannter Fakten. Ob Nastić nun ein Kavalier oder ein dunkler Ehrenmann ist, bleibt gleichgültig; maßgebend ist nur der Umstand, daß das von ihm erbrachte Beweismaterial echt sei, und das ist es in so hohem Maße, daß auch die davon Betroffenen dessen Echtheit nicht zu leugnen sich getrauen. Daß bei der ganzen Affaire auch Montenegro in Mitleidenschaft gezogen wurde, beweist nur die große Verwegenheit der Arrangeure, welche sich ins Fahrwasser der radikalsten Elemente, der montenegrinischen Emigranten, haben schieben lassen. Lächerlich ist die Ausrede der serbischen Regierung, daß der Kronprinz die Propaganda nicht hätte unterstützen können, weil er über gar keine Mittel verfügt, daß die nach Cetinje gebrachten Bomben ohne Wissen der Regierung ihrer Verwendung in Makedonien entzogen wurden und daß der Hauptakteur Jašo Nenadović als ein ganz entfernter Verwandter des Königs verleugnet wird. Die Wirkung dieser großserbischen Propaganda blieb auf die okkupierten Provinzen, sowie auf Kroatien und Slawonien beschränkt, die Sympathien der dalmatinischen Serben hat sie erst teilweise erobert.

Die Kroaten Dalmatiens, sowie jene Istriens, wie auch die Slowenen überhaupt, stehen derselben bis auf vereinzelte journalistische Stimmen noch vollkommen ferne. Zersetzend wirkte sie überall, wirklich gefährlich konnte sie aber in den okkupierten Provinzen werden, wo die Unklarheit des staatlichen Verhältnisses turbulenten Elementen immer neue Handhabe zu Wühlereien gibt.

Leider ist unsere Politik in Süddalmatien selbst eine derartige, als ob man absichtlich Verhältnisse wie in den Jahren 1869 oder 1882 noch einmal vorbereiten wollte. Gelegentlich der letzten Wahlen in der Bocche di Cattaro kämpften der Fürst von Montenegro und die Bezirkshauptmannschaft Cattaro mit vereinten Kräften gegen den Kandidaten, der auf ein österreichisches Programm kandidierte und verhalfen einem Serben zum Wahlsiege, was freilich den Sieger nicht hinderte, vierzehn Tage später seinen Protektoren den Rücken zu drehen und sich der großserbischen Politik zuzuwenden. Ich bin nicht dafür, daß man mit Gewalt gegen die Serben vorgehe — Österreich, das aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzt ist, kann noch immer neue in seinen Kreis einschließen und ihnen völlig freien Spielraum zu kultureller und wirtschaftlicher Entwicklung geben — allein es gibt vorgeschobene Positionen, die man nie aus den Händen geben darf, wenn man das Feld behaupten will und zu diesen Positionen gehört vor allem Süddalmatien, speziell die Bocche, in welcher wir alljährlich an Terrain verlieren. Im übrigen Dalmatien bessern sich die Verhältnisse, seit der Ministerpräsident durch ein nachdrückliches: j'y suis, j'y reste — den festen Willen Österreichs bekundet hat, an seinem Küstenbesitze nicht rütteln zu lassen. Ebenso deutlich wird man endlich einmal auch gegenüber den bosnischen Serben, respektive den Serben des Königreiches bezüglich der okkupierten Provinzen den Standpunkt wahren müssen — erst dann kann man auf Ruhe hoffen. Wenn die Affaire Nastić dazu den Anlaß bieten sollte, dann kann sie nur mit Genugtuung begrüßt werden."

Ein modernes Symposion.

Von G. Lowes Dickinson. Aus dem Englischen übersetzt von Jennie E. Jacob.

II.

George Allison, ein Sozialist. Angus MacCarthy, ein Anarchist. Henry Martin, ein Professor.

Mit diesen Worten hatte Mendoza Remenham seine Hand so leidenschaftlich entgegengestreckt, daß dieser, obschon ich nicht glaube, daß es ihm ganz vom Herzen kam, sie zu ergreifen kaum verweigern konnte. Es war theatralisch, es war unenglisch, aber trotzdem nicht ohne Erfolg. Der ganze Zwischenfall, die letzten Worte und die unvergleichliche Geberde ließen in mir das Gefühl zurück, als ob über einem Abschnitt unserer Geschichte ein Vorhang niedergefallen wäre. Ich weiß nicht wieso, aber Mendoza hatte Remenham sogar noch mehr als sich selbst von dem Gebiet ausgeschlossen, auf dem die Streitfragen der Zukunft ausgefochten werden sollten. Und dieser Eindruck war es auch, der mich eigentlich gegen meinen Willen trieb, zum nächsten Sprecher den Mann zu wählen, der von unserer ganzen

Gesellschaft, was Meinungen anbetrifft, Remenhams, was Temperament anlangt, Mendozas ausgesprochenstes Gegenteil war. Meine Wahl fiel auf Allison, der, jetzt berühmter als damals, doch schon zu jener Zeit durch seine erbarmungslose Kritik der beiden Parteien bekannt war. Er ging bereitwillig auf meine Aufforderung ein und als er begann, schien sich ein Zauber zu lösen. Nacht und Stunde waren vergessen und wir standen wieder auf dem staubigen Gefilde des Meinungsstreites.

„Das ist alles sehr rührend," begann er, „aber Mendoza hat dem Unrechten die Hand gedrückt. Er steht mir viel näher als er Remenham steht und ich verzweifle durchaus nicht an seiner Bekehrung. Denn er hat wenigstens doch begriffen, daß der Charakter jeder Gesellschaft auf ihrem Eigentumsrechte beruht und er scheint sogar eine Ahnung davon zu haben, daß das Gesetz, wie wir es jetzt haben, sich nicht gerade als ein durchaus vollkommenes bezeichnen läßt. Er zeigt, das ist freilich wahr, keine besondere Neigung es zu ändern. Aber das kann kommen und ich gebe die Hoffnung nicht auf, vor meinem Tode noch eine Partei von Tory-Sozialisten zu sehen. Remenhams Fall ist anders und ich fürchte, mit ihm ist nichts anzufangen. Ich glaube, er meint in allem Ernst, daß das Eigentumsrecht ebenso wie die anglikanische Kirche auf irgend eine wunderbare Weise eine Fügung der Vorsehung sei, und daß, wenn er mit allen anderen Einschränkungen aufräumt und diese läßt, er haben wird, was er als die natürliche Gesellschaft bezeichnet. Aber Natur ist, wie Mendoza gezeigt hat, Anarchie. Zivilisation bedeutet Einschränkung und dasselbe tut der Sozialismus. Weit entfernt davon, Anarchie zu sein, ist er das gerade Gegenteil derselben. Anarchie ist das Endziel des Liberalismus, wenn dieser sich jemals dazu überreden ließe logisch zu sein. Das Schreckgespenst der Anarchie braucht also solchen, die sich zum Sozialismus bekehren wollen, keine Furcht einzujagen. Bleibt allerdings noch der andere Popanz, die Revolution und diese, muß ich zugeben, hat mehr Leben in sich. Der Sozialismus ist revolutionär, aber so ist auch der Liberalismus oder war es doch, so lange er überhaupt etwas galt. Revolution bedeutet nicht Gewalt! Im Gegenteil, Gewalt ist die Fehlgeburt der Revolution. Sehe ich z. B. aus wie ein Marat oder ein Danton? Ich frage Sie offen!"

Nein, so sah er entschieden nicht aus. Mit seiner kurzen stämmigen Figur, dem Spitzbart und der Brille bot er eine eigentümliche Mischung des Engländers aus dem Mittelstand und des deutschen Gelehrten. Seine Frage rief lautes Gelächter hervor, in das er selbst mit einstimmte. Als er jedoch den Faden wieder aufnahm, geschah es in ernsterem Ton, mehr in der Art eines Vortragenden. Es waren auch Vorträge, welche um jene Zeit einen sehr großen Teil seiner agitatorischen Tätigkeit bildeten.

„Nein," sagte er, „der Sozialismus mag brüllen, aber in England wenigstens girrt er sanft wie eine Turteltaube. Ich gebe zu, Revolution ist das Ziel, aber die Methode ist schrittweiser Ersatz. Unser Streben geht dahin, die Gesellschaft umzuwandeln, fast ohne daß irgend jemand etwas davon weiß, von dem Fundament aufwärts zu arbeiten, ohne den oberen Bau ungebührlich zu stören. Durch bloße Berichtigung der Steuern und Abgaben werden wir das Eigentum anders verteilen, durch Ausdehnung der Macht der Lokalbehörden werden wir die indu-

striellen Betriebe verstaatlichen. Aber zu alledem bedarf es keiner Erschütterung, keines schroffen Übergangs. Im Gegenteil, es ist durchaus notwendig für unseren Plan, daß solches vermieden werde. Wir sind Männer der Wissenschaft und sind uns bewußt, daß das ganze Gesellschaftsgebäude auf Gewohnheit beruht. Mit der neuen Gestaltung muß deshalb die neue Gewohnheit sich bilden, die jene zu tragen hat. Organische Veränderungen überstürzen, heißt nur einer Rückbildung Vorschub leisten. Das ist die Lehre aller Revolutionen und es ist eine, die wenigstens englische Sozialisten begriffen haben. Wir glauben übrigens, daß die kapitalistische Gesellschaft durch ihr eigenes Schwergewicht auf das Ziel lossteuert; das wir ersehnen. Jede Vereinigung großer Betriebe bedingt die Entwicklung gerade derjenigen organisatorischen Talente, ohne die der sozialistische Staat weder ins Dasein zu treten, noch sich zu erhalten vermöchte; während gleichzeitig die Ersetzung des Wettbewerbes durch das Monopol die Kapitalsmacht von ihrer einzigen Fessel bei der Ausbeutung der Gesellschaft befreit und so jedem Bürger in seinem wundesten Punkt — seinem Geldbeutel — die Notwendigkeit jener öffentlichen Aufsicht fühlbar macht; vor der er sonst vielleicht zurückschrecken möchte. Die kapitalistische Gesellschaft bereitet sich auf diese Weise ihren eigenen natürlichen Tod und wir Sozialisten sollten nicht als Mörder der alten Ordnung der Dinge, sondern als diejenigen angesehen werden, welche jene von dem Kind, das sie im Leibe trägt, zu entbinden berufen sind.

Dieses Kind wird nicht eine Gesellschaft der Freiheit; sondern der vorgeschriebenen Ordnung sein. In diesem Punkt treten wir nicht nur den Doktrinären des Fortschrittes schroff entgegen, sondern jener großen Gemeinde mit gesundem Menschenverstand ausgestatteter Engländer, die im allgemeinen ein unwillkürliches Mißtrauen gegen alle Staatseinmischung hegen. Ich möchte bemerken, daß dieses Mißtrauen wirklich mit den Zeitumständen im Widerspruch steht. Es stammt aus einer Epoche, da die Regierung ebenso unfähig als unbeliebt war, aus den Tagen der monarchischen oder aristokratischen Gewalt, die offen im Interesse einzelner Klassen oder Personen ausgeübt wurde. Aber die demokratische Revolution und die Einführung des staatlichen Berufsbeamtentums hat das alles weggefegt und in jedem zivilisierten Lande streben die Regierungen dem Ideal einer sachverständigen Verwaltung zu, die von einer wachsamen und kundigen öffentlichen Meinung beaufsichtigt wird. Vieles — das ist freilich wahr — bleibt noch zu tun, ehe dies Ideal verwirklicht erscheint. In einigen Ländern, besonders in den Vereinigten Staaten, hat sich die Notwendigkeit des Sachverständigen kaum fühlbar gemacht. In anderen, in Deutschland z. B., ist für die Wahrung der Volksrechte sehr unzulänglich gesorgt. Aber die Richtlinie ist klar und nirgends deutlicher als in diesem Land. Hier können wir auf jeden Fall hoffnungsvoll eine fortgesetzte Steigerung der Tätigkeit wie der Sachkunde der öffentlichen Beamten erwarten, während wir uns gleichzeitig durch eine angemessene Entwicklung des konstitutionellen Mechanismus gegen die Gefahr einer unverantwortlichen Beamtenherrschaft zu schützen vermögen. Die Aufgabe, die Tüchtigkeit der Verwaltung mit ihrer Überwachung von seiten der Bevölkerung auszusöhnen, ist ohne Zweifel schwierig; aber ich glaube zuversichtlich, daß sie gelöst werden kann. Es ist wohl hier kaum am Platz, meine Lieblingsidee des Abgeordneten von Beruf zu entwickeln, aber es ist mir vielleicht gestattet, sie

vorübergehend zu berühren. Unter einem Abgeordneten von Beruf verstehe ich einen, der in wissenschaftlich systematischer Weise dazu ausgebildet wurde, die wahre Ansicht seiner Wähler ans Licht zu ziehen und sie in praktischen Vorschlägen zu verkörpern. Er wird erforschen müssen, was sie wirklich wollen, nicht was zu wollen sie sich einbilden, und für sich herausfinden, auf welche Weise es erreicht werden kann. Solche Männer brauchen nicht gewählt zu werden. Ich neige vielmehr der Ansicht zu, daß die Idee der Volkswahl sich überlebt hat. Die Hauptsache ist, daß sie durch irgend einen Beweis ihrer Tauglichkeit, sei's eine Prüfung oder eine Leistung aus früherer Zeit, ausgewählt werden und sich in fortwährendem Zusammenhang mit ihren Wählern erhalten. Aber ich darf nicht bei Einzelheiten verweilen. Mein Hauptzweck besteht darin, zu zeigen, daß, sofern die Regierung in den Händen sachverständiger Verwalter ist, die von sachverständigen Abgeordneten überwacht werden, selbst eine unbegrenzte Ausdehnung der staatlichen Einflußsphäre keinerlei Besorgnis verursachen kann.

Diese Ausdehnung wird natürlich in erster Reihe wirtschaftlicher Natur sein, denn wie jetzt allgemein anerkannt ist, beruht der Charakter einer Gesellschaft völlig auf ihrer Wirtschaftsverfassung. Soll eine Revolution tiefgehend sein, so muß sie mit der Organisation der Industrie beginnen, aber daraus folgt nicht, daß sie hier enden wird. Es ist eine Verleumdung des sozialistischen Ideals, es materialistisch zu nennen, zu sagen, es verhalte sich gleichgültig oder feindlich gegen höhere Tätigkeiten. Keiner, um damit anzufangen, ist sich mehr als der echte Sozialist der Bedeutung der Naturwissenschaften bewußt. Nicht nur ist die Soziologie, auf die seine Stellung gegründet ist, ein Zweig der Naturwissenschaften, sondern es ist ein Grundbestandteil seines Glaubens, daß der Fortschritt des Menschen von seiner Bemeisterung der Natur abhänge, und daß die Naturwissenschaften die einzige Waffe seien, um diese Meisterschaft zu erringen. Und ebenso ist es lächerlich, uns der Gleichgültigkeit gegen die Sittenlehre anzuklagen. Unsere Standpunkte mögen allerdings nicht dieselben wie die der bürgerlichen Gesellschaft sein; wären sie es, so läge darin ihre Verdammung; denn eine neue wirtschaftliche Ordnung stellt eine neue Sittenlehre auf. Aber jedes System verlangt und schafft seinen ihm angemessenen Maßstab und das sozialistische Regime wird keine Ausnahme bilden. Unser Empfinden in diesem Punkt ist einfach das, daß wir uns nicht um die Ethik zu sorgen brauchen, weil sie von selbst auf die wirtschaftliche Revolution folgen wird. Denn wie wir die Geschichte lesen, bestimmt die wirtschaftliche Entwicklungsursache alle übrigen. „Der Mensch ist, was er ißt," wie der Deutsche sagte und Moral, Kunst, Religion, alle die sogenannten „idealen Tätigkeiten", sind eben allotropische Formen von Brot und Fleisch. Sie werden von selbst kommen, wenn sie verlangt werden, und in dem sozialistischen Staat wird für sie besser, nicht schlechter vorgesorgt sein, als unter dem jetzigen System des Wettbewerbes. Denn auch hier wird das Prinzip des Sachverständigen eingreifen. Es wird Aufgabe des Staates sein, sofern er bestimmt, daß solche Fähigkeiten gefördert werden sollen, einen Mechanismus zu ersinnen, um Männer von Genie im Verhältnis zur Nachfrage auszuwählen und heranzubilden und ihnen den ihnen angemessenen Wirkungskreis und ihren genügenden Lohn anzuweisen. Nach meiner Ansicht gilt das gleichmäßig für Seelsorger wie für jene, welche die verschiedenen Kunstzweige betreiben. Auch möchte

ich nicht vorschlagen, das sozialistische Gemeinwesen solle irgend eine bestimmte Religionsform einsetzen, da wir nicht in der Lage sind mit Gewißheit festzustellen, welche oder ob irgend eine wahr sei. Ich würde alle und jede ermutigen, natürlich mit der nötigen Einschränkung und in der Hoffnung, daß im Laufe der Zeit im Wege natürlicher Auslese die am Leben bleiben wird, die der neuen Umgebung am besten entspricht. In der Zwischenzeit liegt der Vorteil der neuen Gestaltung gegenüber der alten auf der Hand. Man wird nichts mehr von dem Genie hören, das in der Dachkammer verhungert, nichts von schlecht bezahlten oder übermäßig entlohnten Predigern des Evangeliums, nichts von bevorzugten oder zurückgesetzten Sekten. Alles wird geordnet, geregelt und gesichert sein, wie es in einem zivilisierten Staate sein sollte und zum ersten Male seit Menschengedenken wird die Gesellschaft in der Lage sein, den höchsten Vorteil aus jenen eigentümlichen und regellosen menschlichen Verbindungen zu ziehen, deren Lebensunterhalt bisher so ungewiß und deren Arbeitserfolg so von der Laune des Zufalls abhängig und so schwankend war. Ein sozialistischer Staat wird, wenn ich mich so ausdrücken darf, Religion, Literatur und Kunst in besonderen Schubfächern unterbringen, und wenn diese wirklich regelrechte und fruchtbare Betätigungen des Geistes sind, so werden sie wie andere Funktionen aus solcher Behandlung nur Gewinn zu ziehen vermögen.

So habe ich Ihnen denn das sozialistische Programm in seinen Grundzügen als das einer durch allmählichen und friedlichen Übergang zustande gebrachten, in ein kollektivistisches System ausmündenden wirtschaftlichen Umwälzung kurz skizziert. Dieses System aber ist so vollkommen, daß es alle menschlichen Tätigkeiten, die wirklichen Wert haben, in sich schließt. Aber wovon es mir schwer wird einen Begriff zu geben, es sei denn jenen, die durch jahrelanges Studium darauf vorbereitet sind, das ist die Begeisterung, die uns beseelt oder vielmehr die Ursache derselben. Während alle anderen politischen Parteien im Dunkeln tasten und auf einseitige überlebte Formeln bauen, an die sie selbst den Glauben verloren haben, sind wir die Einzigen, die in hellem Tageslicht vorwärts schreiten, auf einem Weg, dessen Lauf wir nach rückwärts und vorwärts klar verfolgen, hin auf ein Ziel, das deutlich am Horizont sichtbar ist. Geschichte und Analyse sind unsere Führer; die Geschichte zum ersten Male recht begriffen, die Analyse zum ersten Male wissenschaftlich angewandt. Allen Revolutionären der Vergangenheit unähnlich leiten wir unsere Begeisterung nicht von unseren eigenen Anschauungen oder Idealen, sondern von dem bestimmbaren Laufe des Weltgeschehens ab. Wir sind Mitarbeiter des Weltalls und daher schreibt sich unser Vertrauen wie unsere Geduld. Wir können abwarten, weil die Gewalt der Ereignisse uns aus eigenem Antrieb zu dem erwünschten Ziele trägt. Selbst wenn wir unsere Ruder einziehen, treiben wir darum nicht weniger vorwärts; wird unser Lauf einen Augenblick lang gehemmt, so ist der Wirbel, der uns umfangen, nur örtlich beschränkt. Unter allen Politikern haben wir allein einen Glauben, aber unser Glaube ist auf Wissenschaft gegründet und deshalb ein Glaube, der dauern wird."

Hiermit schloß Allison, und kaum hatte er geendet, als Mac Carthy, ohne auf meine Aufforderung zu warten, aufsprang und leidenschaftlich erregte Worte hervorsprudelte. Mit blitzenden Augen und hastigen Geberden machte er seinem Herzen

Luft, wobei seine irländische Betonung einen angenehmen Gegensatz zu der des letzten Sprechers bot.

„Möge Gott mir verzeihen," so rief er aus, „daß ich mich je einen Sozialisten genannt, wenn Sozialismus solches bedeutet! Aber das bedeutet er nicht! Ich will das Wort retten! Ich will ihm seinen alten edleren Sinn zurückgeben — ihm, dem Traum der Welt, dem Licht des Gral, dem im Morast erblickten, der geheimnisvollen Stadt Sarras, dem Tale von Avalon! Dem Sozialismus, der Seele der Freiheit, dem Band der Brüderschaft, dem Siegel der Gleichheit! Wer ist es, der mit verruchten Händen unseren Ariel ergreifen und ihn in jenem Baum des Frevels, dem Staat, gefangen setzen will? Der Tag ist nicht ferner von der Nacht, das Gute nicht vom Bösen, als der Sozialismus der Revolution von jenem des Pultes und Katheders, von diesem Feind, der unsere Uniform trägt und mit unserem Wappen prangt. Fast ein Jahrhundert lang haben wir für die Freiheit gefochten und jetzt wollen sie uns zu Kerkermeistern machen, unsere eigenen Seelen in Fesseln zu schlagen. 1789, 1830, 1848 — sind diese Jahreszahlen in unsere Herzen nur eingebrannt, um uns zu geduldigen Schafen in der Herde des Staatsbeamtentums zu stempeln? Nein! Sie sind die Symbole des Geistes und die mit ihnen Gezeichneten, Ausgestoßene aus dem Reiche dieser Welt und Bürger des Reiches Gottes, sind, wo sie auch wandern mögen, lebendige Flammen, die Einrichtungen und Gesetze aufzehren und in den Herzen der Menschheit das Feuer des Mitleides, des Zornes und der Liebe entzünden. Unsere Stadt ist weder aus Blaubüchern gebaut, noch mit Bureaustaub verkittet, noch wird sie durch die Bindfaden des Amtsschreibers zusammengefügt und gehalten. Nein! es ist die Anziehung, die unerzwungene, befreiter Geister, der Versuch, die ewige Freudigkeit der Seele in äußere Form zu übertragen!"

Er hielt inne und schien sich zu fassen; hierauf in ruhigerem Tone: „Sozialismus," fuhr er fort, „ist eins mit Anarchie! Ich kenne die Schrecken dieses Wortes, aber sie sind die Schrecken des bösen Gewissens, denn nur eine Ordnung, die auf Ungerechtigkeit gegründet ist, schreckt vor Störung zurück. Warum fürchtet Ihr, die Ihr die Anarchie scheut, für Euer Eigentum und Euer Leben? Nur weil Ihr das eine gestohlen und das andere schlecht angewandt habt; weil Ihr durch Euere Gesetze den Menschen, den Ihr Verbrecher nennt, geschaffen; weil Ihr Hunger gezüchtet habt und Hunger hat Wut geboren. Ich tadle Euch nicht darob, so wenig ich mich selbst darob tadle. Ihr selbst seid die Opfer des Systems, das Ihr erhaltet; und Euer Feind nicht weniger als der meinige, wenn Ihr es nur wüßtet, ist die Regierung. Denn Regierung bedeutet Zwang, Ausschließung, Auszeichnung, Trennung, während Anarchie Freiheit, Vereinigung und Liebe ist. Regierung ist auf Selbstsucht und Furcht gegründet, Anarchie auf Brüderlichkeit. Weil wir uns in Völker abscheiden, ertragen wir die Bedrückung der Kriegsrüstungen, weil wir uns als Einzelwesen absondern, rufen wir den Schutz der Gesetze an. Nähme ich nicht, was mein Bruder braucht, so brauchte ich nicht zu fürchten, daß er es mir wegnimmt, schlöße ich mich nicht von seiner Not ab, so würde ich sie nicht für weniger dringend als meine eigene halten. Alle Regierenden stehen außerhalb des Ganzen. Und das ist der Grund, weshalb sie, ob sie wollen oder nicht, Bedrücker oder im besten Fall Hemmende sind. Von dem Atem des Volksinstinkts abgeschlossen,

der der Atem des Lebens ist, können sie nicht richtig fühlen und deshalb nicht richtig denken. Und wie könnten sie überhaupt, selbst mit dem besten Willen der Welt, die mannigfachen Interessen verstehen, deren Schutz man von ihnen erwartet. Der Mensch versteht nur, was er wirklich ausübt, und auf jedem Arbeitsgebiet sind nur die fähig zu leiten, die zugleich die Arbeiter sind. In geistiger wie in sittlicher Beziehung ist die Regierung ewig bankrott und die sogenannte Repräsentativ-Verfassung ist nicht besser als irgend eine andere, weil die Regierenden, was Mitgefühl und Kenntnis betrifft, gleich weit von den Regierten entfernt sind. Nein, die Erfahrung zeigt uns, wollten wir es nur zugeben, daß die Herrscher in keinem System untüchtiger und verdorbener waren als in dem, das wir als demokratisch bezeichnen. Ist nicht die Bezeichnung „Politiker" überall ein Ausdruck des Vorwurfes? Ist nicht ein Regierungsamt überall gleichbedeutend mit Unfähigkeit und Trägheit? In welcher elenden Lage ist ein Reichstagsabgeordneter, der gezwungen ist, seine Stimme über zahllose Fragen abzugeben, deren Anfangsgründe er nicht einmal kennt, sie auf Befehl der Parteiführer zu geben, die selbst wiederum von dem blinden, hirnlosen Mechanismus der Wählerversammlung beherrscht werden. Das Volk ist der Sklave seiner Abgeordneten, die Abgeordneten die ihrer Führer und die Führer die einer gewissenlosen Maschine. Und das soll das letzte Wort der Regierungskunst sein! Oh, göttlicher Menschengeist, in was für Ketten hast du dich selbst geschlagen und nennst es Freiheit und klatschest mit den Händen!

Und dann kommt jemand und sagt: „weil Ihr frei seid, schnürt Euch fester und fester in Euere eigenen Bande!" Sind es nicht Euere Hände, die den Knoten zuziehen? Weshalb also fürchtet Ihr Euch? Hier ist ein Glied frei, geschwind, schnürt es ein! Den Kopf könnt Ihr noch umdrehen, kommt, macht ihn in einem Schraubstock fest! Jetzt steht Ihr fest! Jetzt könnt Ihr Euch nicht rühren! Wie schön, wie geordnet, wie gesichert! Und das, das soll Sozialismus sein! Und um das zustande zu bringen hat Frankreich die Schleusen geöffnet, die die Erde mit Blut überschwemmten! Wie! Wir haben die Bande von Eisen zerbrochen, um uns mit Zwirnstreifen zu binden! Wir haben Napoleon entthront, um die Krone an . . . an . . ."

Er blickte zu Allison hinüber und richtete sich plötzlich auf. Dann fuhr er in dem mühsam errungenen gelasseneren Tone fort: „Es gibt nur einen Ausweg, die Ausdehnung freien Zusammenwirkens auf alle Betätigungsgebiete, auch auf jene, die gegenwärtig vom Staat geregelt sind. Sie werden sagen, das läßt sich nicht machen, weshalb aber nicht? Wenden Sie doch schon jetzt diese Methode auf alles an, woran Ihnen am meisten gelegen ist! Die menschlichen Beschäftigungen, die in der Gesellschaft, in der wir leben, sich der größten Freiheit erfreuen, liegen auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und Unterhaltung. Alle diese sind, ich will nicht gerade sagen reguliert, aber sie finden ihren Ausdruck in freiwilligen Vereinigungen, in Klubs, Akademien, gesellschaftlichen Verbänden aller Art. Die Royal Society und der British Association Club sind Vorbilder einer richtigen Gruppierung, und diese ist es, die durchaus in Anwendung kommen soll und muß. Jedes Gewerbe und jedes Geschäft müßte von einer freiwilligen Vereinigung all derer geleitet werden, die es zu betreiben belieben; diese müßten ihre eigenen Beamten wählen und absetzen, die Richtung ihres Vorgehens selbst bestimmen und

durch freien Vertrag mit anderen ähnlichen Körperschaften zusammenwirken. Ein vielseitiges Ineinandergreifen solcher Vereinigungen, das sich überall in geregelter, nirgends in gewaltsamer Weise vollzieht, ist die Form der Gesellschaft, die ich im Auge habe und ich sehe schon, wie sie sich unter der harten Schale der älteren Einrichtungen entwickelt. Es wird Vorschriften geben, aber keine Gesetze, Vorschriften, denen man freudig gehorcht, weil man sie freiwillig auf sich genommen, weil kein Zwang auf den einzelnen ausgeübt wird, innerhalb der Verbrüderung zu bleiben, die sie billigt und aufrecht erhält. Anarchie ist nicht Mangel an Ordnung, sondern Fernsein von Gewalt; sie ist das freie Ausströmen des Geistes in die Bildungen, an denen er Gefallen findet; und in diesen Bildungen allein, wie sie sich entwickeln und wandeln, kann er einen Ausdruck finden, der nicht zugleich Knechtschaft bedeutet. Sie werden sagen, das ist Phantasterei. Blicken Sie doch in die Vergangenheit! Bedenken Sie die großen Errungenschaften des Mittelalters! Waren sie nicht das Ergebnis gerade solcher Bewegung, wie ich sie eben beschrieben? Männer, die sich freiwillig zu Zünften vereinigten und zu Gilden zusammentaten, bauten Türme und Kirchen und schmückten sie aus mit allen Wundern der Kunst, die uns noch heut' in Italien und Frankreich mit ihrer Schönheit blenden. Die Geschichte des Wachstums des Staates, der öffentlichen Machtvollkommenheit und Zwangsgewalt ist die Geschichte des Verfalls von Florenz und Nürnberg bis auf London und New-York. Wie die Macht des Staates wächst, schwindet die Kraft des Geistes dahin; und sollte jemals Allisons Ideal verwirklicht werden; sollte jemals die Tätigkeit des Staates auf jedwedes Gebiet völlig übergreifen, so wäre das allgemeine Wohlsein und Behagen, das dadurch vielleicht über die ganze Gesellschaft verbreitet würde, um den Preis der Seele, also teuer erkauft. Die Bürger jener Stadt werden sich vortrefflich ernähren, wohnen und sich kleiden; allein — und das ist ein wichtiger Nachteil — sie werden tot sein."

„O!", rief er aus, „könnte ich Sie nur zu der Einsicht bringen, daß diese ganze Ordnung der Dinge, in der Sie leben, künstlich und unnötig ist! Aber wir sind im Banne der Systeme, die wir unserer Einbildungskraft aufzwängen und Wissenschaft nennen. Man hat uns so lange gelehrt, die geschichtliche Entwicklung für eine notwendige anzusehen, bis wir schließlich glauben, sie müsse auch gut sein; daß alles, was sich jemals ereignete, sich gerade so habe ereignen sollen und nicht anders. Und auf diese Weise rechtfertigen wir alles Vergangene und Gegenwärtige, wenn es auch noch so offenbar in Widerspruch mit unserer eigenen unmittelbaren Anschauung steht. Aber das sind reine Hirngespinste. Die Geschichte, glauben Sie mir, ist zum größten Teil ein einziger riesenhafter Irrtum, ein ungeheures Verbrechen. Es hätte anders kommen sollen als es kam und wir sollten anders sein als wir sind. Es gibt keine natürliche und unvermeidliche Entwicklung zum Guten hin, kein Kooperieren mit dem Weltall, außer wir drücken die Augen zu seinen Verbrechen zu. Jenes kleine Obdach, das sich das Gehirn baut, um seiner eigenen Schwäche darin Zuflucht zu gewähren, muß niedergerissen werden, wenn wir der Wahrheit ins Antlitz blicken und nach dem Guten streben wollen. Dann werden wir sehen, wie mitten durch Sturm und Regenwolken, mitten durchs Dunkel feindlicher oder gleichgültiger Elemente unser Weg über das Gebirge hin nach der Stadt unseres Verlangens führt. Dann und nur dann werden wir den Geist des Um-

sturzes begreifen. Daß es Dinge gibt, so schlecht, daß man sie nur mit Feuer verzehren kann; daß es Hindernisse gibt, so gewaltig, daß man sie nur mit Dynamit in die Luft zu sprengen vermag; daß das Werk der Zerstörung einen notwendigen Vorläufer der Arbeit des Aufbauens bildet, denn es ist die Zerstörung der Gefängnismauern, in denen der Geist eingekerkert ist; und daß bei diesem Werk der Geist selbst die einzig wirkende Kraft ist, nicht unterstützt von Naturgewalten oder den Mächten einer Welt, die über uns hinaus liegt — das ist der Glaube — nein, nicht der Glaube, das ist die Einsicht, ist die Vision, in der wir Revolutionäre leben. Und hierin, darauf vertraue ich, werden wir auch siegen. Aber ob wir siegen oder nicht, unser Leben selbst ist ein Triumph, denn es ist ein Leben im Geist gelebt. Materielle Bande zu zerstören, um Seelenbande desto fester zu knüpfen, tote Schalen abzulösen, um lebendige Gebilde zu befreien, Einrichtungen abzuschaffen, um Energien hervorzurufen, das Körperhafte durch Geistiges zu ersetzen, das ist es, ob wir mit der Zunge fechten oder mit dem Schwert, was unsere Bewegung begeistert, das und das allein ist die wahre innere Bedeutung der Anarchie!

Anarchie ist mit Gewalttätigkeit gleichgesetzt worden und ich bin nicht Heuchler, bin nicht niedrig genug zu leugnen, daß Gewalt eines der Mittel unserer Betätigung sein muß. Gewalt ist die Geburtshelferin der Gesellschaft und niemals ist eine durchgreifende Veränderung ohne sie vollbracht worden. Was durch das Schwert erstanden, muß durch das Schwert zerstört werden; und nur durch Gewalt vermag Gewalt zu enden. Nein, ich will, da wir, wenn irgendwo, hier rückhaltlos sprechen, weiter gehen und gestehen, daß ich mich auf den Weg der Gewalttat berufen fühle und daß ich sterben werde, wie ich gelebt, als Revolutionär der Tat! Aber weil Gewalt ein Weg ist, ein notwendiger Weg ist, mein Weg ist, darum bilde ich mir noch nicht ein, daß es keinen anderen gibt. Wäre es nicht eitel zu wünschen, so wünscht' ich beinahe, ich wäre ein Dichter oder ein Heiliger, um demselben Gebieter mit den sanfteren Waffen des Geistes zu dienen. Es gibt Anarchisten, die niemals eine Rede gehalten, niemals eine Büchse getragen und in denen wir unsere Brüder erkennen, wenn sie auch vielleicht nichts von uns wissen. Zwei will ich nennen, die ewig leben, Shelley, den ersten der Dichter, gäbe es nicht einen noch größeren als ihn, den Mystiker William Blake. Man hält uns für Blutmenschen, man hetzt uns mit Hunden über das Antlitz der Erde.

Und wer von unseren Verfolgern würde glauben, daß das Lied, das wir, das einige von uns, für einen wenigstens kann ich hier sprechen, in unseren Herzen tragen, die begeistertste, die vergeistigste Herausforderung ist, die Ihrem stumpfen, aufgeblähten, schnarchenden England jemals entgegengeschleudert wurde:

„Bringt mir den Bogen von brennendem Gold,
Bringt mir die Pfeile der sehnenden Wut,
Bringt mir den Spieß; o, ihr Wolken entrollt!
Bringt mir den Wagen von feuriger Glut!

Schlafen nicht soll mir das Schwert in der Hand,
Kampf der Begeisterung nie will ich lassen,
England das grüne, das heitere Land
Soll mir erst Zion, das hehre, umfassen."



„England! Nein, nicht England, sondern Europa, Amerika, die Welt! Wo die Menschheit, die neue Menschheit wohnt, da ist auch unsere Heimat. Aber der neue Mensch liegt im alten begraben; und wo er sich auch im Grab windet, wo er auch klopft, sind wir da ihm zu seiner Befreiung zu helfen. Wenn die Wachen schlafen, in der Stille der Morgendämmerung ersteht der gekreuzigte Christus. Und der Engel, der an seinem Grabe sitzt, ist der Engel der Anarchie."

So jäh brachte er seine seltsame Rede zum Schluß, der das geschriebene Wort, wie ich fürchte, kaum gerecht zu werden vermag. Ein langes Stillschweigen folgte, aus dem das Murmeln des verborgenen Springbrunnens, der Klageruf der Nachtigall zu uns heraufdrang. Es war Nacht geworden; der Mond war untergegangen und der Himmel dicht mit Sternen besät. Zwischen ihnen leuchtete, meinem Platz gerade gegenüber, ein Planet feurig rot; und ich sah die Augen meines Nachbarn Henry Martin fest darauf geheftet. Er war so in Gedanken versunken, daß er mich, als ich ihn fragte, ob er jetzt sprechen wolle, zuerst nicht vernahm. Aber kaum aufmerksam geworden, stimmte er willig zu. Und als er sich erhob, überkam mich, wie schon oft zuvor, das Gefühl der Bewunderung vor der eigentümlichen Schönheit seiner Erscheinung. Seine Bücher werden ihm schwerlich gerecht; sie sind kalt und akademisch. Aber davon war nichts in dem Manne selbst; man konnte sich keinen lebhafteren Geist vorstellen, und diese Lebhaftigkeit spiegelte sich in seiner Person und Haltung wieder, der aufrechten Gestalt, den leuchtenden Augen, dem kühnen Schwung des Bartes, der sich schon weiß zu verfärben begann. Einen Augenblick stand er stumm, den Blick fest auf das rote Gestirn gerichtet.

„Ungleich allen vorangegangenen Rednern", begann er sodann, „bin ich ein Zweifler von Beruf; und in meinen Augen ist das sogar eine edle Bestimmung. Es gibt Leute, die glauben, ja vielleicht kaum jemanden, der nicht glaubte, daß die Tat der einzige Lebenszweck sei. Sie halten die Kritik für eine Art Krankheit, der manche Leute unterworfen sind, und die in äußersten Fällen leicht tödlich sein kann. Sie glauben anderseits, daß der Zustand des Begeisterten, des Mannes, der glaubt und niemals zweifelt, der gesunde sei. Nunwohl, ich gebe sehr gerne zu, daß das ein glücklicher Zustand ist; aber für einen gesunden kann ich ihn nicht halten. Wie kann er das sein, sofern er nicht auf einer festen verstandesmäßigen Grundlage beruht? Aber eine solche Begründung ist nie erreicht worden und wird es nie werden, außer durch Kritik; und alle Kritik bedeutet und erzeugt Zweifel. Ein Mensch, der das kritische Verfahren nie angewendet hat, nein, ich möchte sagen, der es nicht beständig wiederholt, hat auf seine Begeisterung kein Recht. Denn er nährte sie, indem er seinen Geist mit Leidenschaft betäubte, und das, behaupte ich, ist schlecht und unrecht. Ich sage, es ist schlecht und unrecht in sich, ganz abgesehen von irgend welchen Folgen, die es hervorrufen mag; denn in allererster Linie steht die Pflicht zu suchen, was wahr und zu vermeiden, was falsch ist. Aber selbst von dem untergeordneten Standpunkt der Folgen aus hege ich die größten Zweifel betreffs der allgemeinen Annahme, daß die Wirkungen der Begeisterung immer überwiegend, wenn auch nicht durchaus gute sind. Wenn ich z. B. die Geschichte der Religion betrachte, so finde ich keine Gewähr für die Behauptung, daß ihre Vorteile ihre Nachteile überwogen haben. Jesus Christus, der größte und, wie ich glaube, der vernünftigste aller Enthusiasten, entzündete die Feuer

der Inquisition und setzte den Papst in Rom ein. Mahomet tränkte die Erde mit Blut und siedelte die Türken am Bosporus an. Der heilige Franziskus schuf eine Horde derber Bettler. Luther erklärte den Dreißigjährigen Krieg. Kritische Überlegung hätte dem Lauf dieser Männer Einhalt geboten; aber stünde es darum schlechter um die Welt? Ich bezweifle es. Es hätte weniger Hitze des Kampfes, aber vielleicht mehr Licht gegeben. Und ich meinerseits glaube an das Licht. Es mag allerdings richtig sein, daß Vernunft ohne Leidenschaft unfruchtbar ist; aber das steht fest, daß Leidenschaft ohne Vernunft unheilbringend wirkt. Und da diese Mächte, die vereinigt sein sollten in dem großen Zweikampf, der sich durch die Geschichte zieht, miteinander tatsächlich im Kriege liegen, so stelle ich mich auf die Seite der Vernunft. Wenn ich wählen müßte, wäre ich lieber unfruchtbar als unheilbringend. Aber mein Bestreben ist, fruchtbar zu sein, und zwar fruchtbar im Wege der Kritik. Ich fürchte, das bedeutet, daß ich mich jedem von der widrigen Seite zeigen muß. Aber das geschieht nicht mit boshaftem Vorbedacht, sondern aus Pflichtgefühl. Sie sagen vielleicht, das macht es nur schlimmer. Wohl, sei es denn! Ich will mich nicht länger entschuldigen, sondern nunmehr zu meiner mißlichen Aufgabe übergehen.

Vernehmen Sie also zuerst, daß ich, während ich den Vorrednern lauschte und den schönen und geistreichen Oberbau, den jeder von ihnen aufgerichtet, bewundert habe, meiner Gewohnheit gemäß beschäftigt war, deren Fundamente zu prüfen. Und dies ist ungefähr das Ergebnis, zu dem ich gelangt bin. Alle politischen Überzeugungen schwanken zwischen den beiden äußersten Grenzen, die ich Kollektivismus und Anarchie nennen will. Beide verfolgen um jeden Preis ein bestimmtes Ziel — der Kollektivismus Ordnung, die Anarchie Freiheit. Beide werden wie ein Glaube bekannt und wie eine Religion verbreitet. Und zwischen ihnen liegen jene verschiedenartigen Kompromisse zwischen Glaube und Erfahrung, zwischen Begriff und Tatsache, die im Liberalismus, Konservativismus u. dgl. ihren Ausdruck finden. Nun, der Grad der Begeisterung, die einen Glauben begleitet, steht gewöhnlich in direktem Verhältnis zu seinem Freisein von Erfahrungstatsachen. Einfachheit und Unmittelbarkeit sind die Kennzeichen aller leidenschaftlichen Überzeugung. Aber ein Kritiker, wie ich es bin, kann nicht glauben, daß in der Politik oder auf dem Gebiet praktischer Tätigkeit solch einfache und unmittelbare Glaubensbekenntnisse wirklich und völlig wahr sind. So möchte ich im vorliegenden Fall zeigen, daß weder Freiheit noch Ordnung an sich genügende Ziele sind, obgleich beide meines Erachtens einen Teil des Ziels bilden. Die Freiheit sollte so weit gehen, um gute Menschen das Gute in Ruhe und Ordnung anstreben zu lassen, und die Ordnung so weit, daß gute Menschen das Gute in Freiheit verfolgen können. Das ist eine Berichtigung, die Kollektivist wie Anarchist vielleicht annehmen würden. Was sie wollen, würden sie sagen, ist die Art Freiheit und die Art Ordnung, die ich beschrieben. Da aber Freiheit und Ordnung, so aufgefaßt, einander einschließen, so hört der Unterschied zwischen den beiden Standpunkten auf Selbstzweck zu sein und wird zu einem der Mittel. Jedes Problem der Mittel jedoch ist äußerst verwickelt und kann nur sehr versuchsweise durch Beobachtung und Erfahrung gelöst werden. So gewonnene Anschauungen aber, so fest man von ihnen durchdrungen sein mag, lassen sich nicht mit der Einfachheit und Kraft religiöser oder ethischer

[illegible] von dieser Grundlage
[illegible] bekennen; aber wir täten
[illegible] dem vollen Bewußtsein, daß
[illegible] auf bloßer Wahrscheinlichkeit

[illegible] daß der ganzen Frage mit Kritik,
[illegible] rufen die beiden extremsten
[illegible] Wirklichkeiten und kritischen Zweifel wach.
[illegible] der oberflächlichen Beobachtung
[illegible] man nichts weiter zu tun brauchte
[illegible] einer geordneten Freiheit herbeizu-
[illegible] nachweisen, die solchen Glauben recht-
[illegible] eine Theorie der menschlichen Natur ge-
[illegible] widerlegt wird. Denn wenn die
[illegible], im Garten von Eden leben könnten,
[illegible] jemals verlassen? Nein, die Regierung ist
[illegible] die Kargheit der Natur und die Hab-
[illegible] sind ursprüngliche Tatsachen, die durch
[illegible] würden. Kann man sich das Ergebnis
[illegible] mag in der Tat erwidern, alles wäre besser
[illegible] kann wohl verstehen, wie einige großmütige
[illegible] Opfer unerträglicher Bedrückung zu solchem
[illegible] sicherlich sind dies Ratschlüsse der Verzweiflung!
[illegible] glauben — wie MacCarthy augenscheinlich tut
[illegible] Revolution, durch die allen Besitzern ihr ganzes
[illegible] wird, die friedlichen, auf gemeinschaftliches
[illegible] menschlichen Natur sich sofort ohne Reibung betätigen
[illegible] verwickelten Probleme der Produktion und Verteilung sich
[illegible] selbst lösen werden; daß für jeden eine Stelle
[illegible] Arbeit die er verlangt, zu tun; daß jeder irgend etwas
[illegible] zugewiesenen Lohn zufrieden sein wird; daß Nach-
[illegible] und völlig decken und all dies nicht kraft irgend
[illegible] neuen Fähigkeit, sondern einfach durch neue Zu-
[illegible] Elemente? Glaubt irgend jemand, glaubt MacCarthy
[illegible] das alles? Und ist er bereit, für seinen Glauben
[illegible] setzen? Wenn dem so ist, dann ist er allerdings
[illegible] Ich verlasse ihn daher und gehe zu Allison über.
[illegible] und selbst wenn ich könnte, möchte ich nicht,
[illegible] das Gleichnis fallen zu lassen, meine Einwendungen
[illegible] sind weder so fundamentaler Natur wie jene gegen die
[illegible] sie auf mangelhafter Würdigung der Vorteile einer gleich-
[illegible] Möglichkeiten des Lebens, die meines Erachtens dem Ideal
[illegible] zugrunde liegen. Ich teile nicht — sicherlich kann niemand, der
[illegible] es teilen — das gewöhnliche Vorurteil, wonach die gegen-
[illegible] Eigentumsrechtes von Anfang gegeben, von Natur bestimmt

und somit als unveränderlich hinzunehmen sei. Im Gegenteil, ich sehe ein, daß sie unbillig ist und daß es ein ungeheuerer Fortschritt wäre, könnte man das System, das die Kollektivisten befürworten, an ihre Stelle setzen, sofern das erfolgreich durchzuführen wäre und dadurch nicht andere Güter gefährdet würden, die noch bedeutender sein mögen als jene Gleichheit der Gelegenheiten. Auch glaube ich nicht, daß jenes gefährliche Erschlaffen des Eigennutzes, von dem jeder vernünftige Mensch zugeben muß, daß er die mächtigste Triebfeder aller praktischen Energie bilde, in einem kollektivistischen Staat notwendig eintreten müsse. Ich sehe nicht ein, warum der Staat seine Diener nicht, genau wie es Privatgesellschaften tun, ihrem Verdienste gemäß bezahlen und die Belohnung des Ehrgeizes von der Tauglichkeit abhängig machen sollte. Auf diesem rein ökonomischen Gebiet hat das sozialistische Ideal meiner Ansicht nach nichts Lächerliches oder Chimärenartiges an sich. Mein Bedenken ist hier anderer Art. Ich sehe nicht ein, wie es bei dem beabsichtigten demokratischen Mechanismus möglich sein soll, auf Beamte sicher zu rechnen, die sachkundig und uneigennützig genug wären, um ihnen so bedeutende und schwierige Aufgaben anzuvertrauen, wie unter einem sozialistischen Regime von ihnen gefordert würden. In einer Demokratie ist die Regierung kaum imstande, sich über das Durchschnittsniveau der Ehrlichkeit und Intelligenz zu erheben — in der Praxis, denke ich, bleibt sie eher dahinter zurück. Es ist allgemein bekannt, daß in den Vereinigten Staaten z. B. der ganze Verwaltungsorganismus, insbesondere die Lokalverwaltung, bei der die ökonomischen Aufgaben wichtige sind, von dem gewissenloseren Teile der Bürgerschaft ausgebeutet wird; und diese Tendenz muß sich in jeder Gesellschaft in dem Maß gewaltig verstärken, in dem die Kompetenz der Regierung an Wichtigkeit zunimmt. Ein schlecht verwalteter sozialistischer Staat wäre, glaube ich, in demselben Verhältnis schlimmer als der Staat, in dem wir jetzt leben, in dem er, gut verwaltet, besser wäre. Und ich muß gestehen, ich sehe nicht, welche Gewähr die Sozialisten bieten können, daß die Administration eine gute sein wird. Ich habe sehr viel weniger Vertrauen als Allison in bloßen Mechanismus; und kein solcher wird meiner Überzeugung nach gute Ergebnisse in einer Gesellschaft hervorbringen, deren Bürger zum größten Teil keinen anderen Gedanken haben, als die Macht der Regierung in ihrem eigenen Interesse auszubeuten. Das aber, glaube ich, ist in den bestehenden Gesellschaften der Fall; und ich sehe nicht ein, durch welches Wunder sie in diesem Punkt zu verwandeln wären.

Hierin liegt mein erstes Bedenken in betreff des Kollektivismus. Und obgleich mich das nicht hindern würde, vorsichtige Versuche in der Richtung eines praktischen Sozialismus, wie ich es ja wirklich tue, zu unterstützen, so hindert es mich doch, auf eine kollektivistische Zukunft mit demselben leichtblütigen Vertrauen zu blicken, das Allison beseelt. Und ich möchte weiter gehen: Ich möchte behaupten, daß niemand, der hinlänglichen Verstand besitzt und ihn nicht mit Vorbedacht unterdrückt, ein Recht zu solchem Vertrauen hat. Lasse ich jedoch diese Schwierigkeit beiseite und gebe die Möglichkeit eines ehrlichen und tüchtigen kollektivistischen Staates zu, so tritt mir ein weiterer und noch ernsterer Bedenkgrund entgegen. Denn während mir unter dem bestehenden System die Verteilung der Daseinsgelegenheiten im höchsten Grad launenhaft und ungerecht erscheint, würde ich dennoch

solche Ungerechtigkeit der gerechtesten Einrichtung in der Welt vorziehen, wenn sie eine bessere Garantie für die Sicherung gewisser höherer Güter böte, als von dem verbesserten System zu gewärtigen ist. Und ich bin mir in meinem eigenen Innern nicht klar und sehe nicht ein, wie man sich darüber klar sein könne, ob der Kollektivismus eine ebenso sichere Gewähr wie das gegenwärtige System für die Gewinnung dieser höheren Güter bietet. Und das bringt mich wieder zur Frage der Freiheit zurück. Ich weiß, über diesen Punkt wird viel Humbug geschwatzt und mich verlangt nicht, ihn noch zu vermehren. Für die großen Massen des Volkes, das gebe ich zu, gibt es bei unseren gegenwärtigen Einrichtungen keine Freiheit, die des Namens wert ist, wenn man bedenkt, wie sie ihr ganzes Leben lang an die gemeinsten Notwendigkeiten gebunden und gefesselt sind. Und dennoch sehen wir, daß mitten aus all diesem Chaos von Unrecht Künstler, Dichter, Männer der Wissenschaft, Heilige hervorgestiegen sind und noch hervorsteigen. Und das Erscheinen solcher Menschen hängt meiner Ansicht nach von der Voraussetzung ab, daß eine bedeutende Minderheit die Macht besitzt, ihren eigenen Lebensweg, selbst ungeheueren Schwierigkeiten zum Trotz, zum Guten oder zum Bösen zu wählen, und vielleicht gerade dank solchen Schwierigkeiten, wieviel Leiden es sie auch kosten mag, in den glücklicheren Fällen große Taten zu tun und ein großes Leben zu führen. Aber ich zweifle sehr, ob unter dem von Allison entworfenen System überhaupt je ein Genie auftauchen werde. Gerade die Tatsache, daß die Laufbahn eines jeden für ihn geregelt und seine Schwierigkeiten hinweggeglättet sein werden, daß mit einem Wort der ihm offenstehende Weg zugleich das ausgefahrene Geleise bedeutet, wird, fürchte ich, den Unternehmungsgeist, die angeborene Lust zu Abenteuern in der geistigen wie der physischen Welt vermindern, wenn nicht zerstören, und doch hängt gerade davon alles ab, was wir Fortschritt nennen oder nennen sollten. Ein kollektivistischer Staat mag freilich Akademien gründen und dotieren; aber würde er je einen Shakespeare hervorbringen oder einen Michelangelo? Er mag religiöse Orthodoxie erzeugen und großziehen; aber würde ein Reformator oder ein Heiliger Platz darin finden? Hätten wir nicht für die allgemeine Gleichheit des Komforts und der Intelligenz damit zu bezahlen, daß wir das einzige Ding, das an sich gut ist, die Erscheinung des Genies unterdrücken? Ich will nicht bestimmt behaupten, daß dem so wäre, nicht einmal mit Sicherheit sagen, ob, selbst wenn dem so wäre, das einen entscheidenden Beweggrund gegen den kollektivistischen Staat bildete. Aber der Einsatz ist so ungeheuer, daß er mich notwendigerweise stutzig macht, wie er in meiner Meinung jeden redlichen Mann stutzig machen muß, der nicht durch ein vorausgefaßtes Ideal voreingenommen ist.

Nun, ich habe bei diesen Betrachtungen verweilt, nicht um einer meiner eigenen Anschauungen das Wort zu reden, vielmehr um den Punkt zu erläutern, mit dem ich begann und um Ihnen klar zu machen, daß der Intellekt seine Rechte hat, daß er bei jedem Bekenntnisse mitspricht; und daß er in jedem Bekenntnis alle Elemente bloßen unvernünftigen oder vernunftwidrigen Glaubens untergräbt; daß diese Tatsache nur durch den bewußten oder unbewußten Vorsatz, den Intellekt nicht zu Wort kommen zu lassen, verhehlt werden kann; daß solcher Vorsatz ein sehr großer Fehler, eine sehr ernsthafte Untugend ist. Ohne Scham und ohne Bedauern, vielmehr mit Genugtuung kann ich sehen, wie in meinem eigenen Fall die Erkenntnis

täglich den instinktiven Glauben untergräbt. Sollte es, wie manche vermeinten, notwendig sein, zwischen Vernunft und Leidenschaft zu wählen, so wählte ich die Vernunft. Aber ich sehe die Notwendigkeit dazu nicht ein; denn in meinen Augen ist die Vernunft selbst eine Leidenschaft. Die Menschen halten ein Vernunftleben für kalt. Wie wenig wissen sie, was es heißt, jedem Ruf zugänglich zu sein, von jedem Impuls gereizt zu werden, und doch immer, wie der Magnet, nach Norden zu streben; nie so gespannt, nie des Gewichtes und Druckes der Kraft so bewußt, als wenn am unbeweglichsten auf dieses Ziel gerichtet. Die Intensität des Lebens ist nicht nach dem Grad der Schwingungen zu bemessen. Am ruhigsten Punkt begegnen sich die gewaltigsten Energien und ein solcher Punkt ist der Menschengeist, der der Unendlichkeit offen liegt. Ich selbst glaube mich für solche Ruhe ausersehen, könnte ich sie jemals erreichen. Andere jedoch wie MacCarthy haben, wie ich vermute, ein anderes Los. In der himmlischen Welt der Seelen, der Hierarchie der Geister ist der Planet so notwendig wie seine Sonne. Die Stellung und Schwerkraft der einen bestimmt den Kreislauf des anderen, und der Antagonismus, der sie getrennt hält, fesselt sie auch an einander. Es gibt keine Bewegung MacCharthys, die mich nicht in Schwingung versetzt und um meine Unbeweglichkeit dreht er sich. Aber wir beide, möchte ich glauben, sind Teile eines gewaltigeren Systems und kreisen zusammen um einen entfernteren Mittelpunkt. Und vielleicht werden wir eines Tages begreifen, daß das Gesetz unseres Meinungsstreites das der Liebe ist, die durch Dissonanzen zum Einklang führt."

Der Strom des Lebens.

Von Balder Olden.

Jener Trubel beklemmender Sehnsuchtsempfindungen, der den jungen Herrn Hermes immer in den seltenen Stunden überfiel, in denen er sich völlig selbst überlassen war, hatte ihn durch die glühendsten Nachmittagsstunden an der Küste entlang getrieben.

Als er dann wieder am Badestrand ankam, lag über seinem fast knabenhaften Gesicht die Versunkenheit dieses wachen Mittagsschlafes und gab seinen Worten etwas Feierliches, das leise und eindringlich auch durch seine Scherze klang.

Aus dem Mädchenkreise, der sich in solchen Abend werdenden Stunden in der Sandburg schloß, leuchtete ihm in munterem Blond und blühender Seegesundheit das Gesicht Ediths entgegen, der lieben, lachenden Strandschönheit.

„Ich wette, Sie haben wieder philosophiert, statt zu schlafen!"

Und sie grub ihm rasch mit den vollen Händen einen Platz neben sich, und ihre Augen voll Kindergüte schwärmten ihn an.

Der Strand war wenig belebt, Hermes, den sie alle gern hatten, saß ganz allein in dem Kreise junger Mädchen. Als die Sonne sich langsam und glutend mit der See vermählte, empfanden alle das Glück eines so satten notlosen Abends und fühlten in ihren Gliedern den salzigen Duft der täglichen Bäder. Er legte seinen weißen Panama vor sich hin und spürte bei der kurzen Bewegung den

Blick Ediths, der ihn ganz umschlang. Er flüchtete seine Augen auf ihre braunen Schuhe, die halb in den Sand eingebohrt waren, den Spitzenkranz ihres Unterrocks und die feinen, vollen Beine.

„Worüber haben Sie eben gesprochen?" fragte er dann und lachte leise, denn er kannte die Antwort voraus.

„Wir haben über Sie gesprochen und über Ihre Frau, und daß Sie so gerne sterben wollen," sagte Edith ganz ernst. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter mit jener Vertraulichkeit junger Mädchen gegen verheiratete Männer, die gerade die Möglichkeit jeder engsten Intimität ableugnen möchte.

Dann fragte Ediths Schwester, die den beiden gegenüber saß:

„Warum haben Sie der armen Edith das nur immer vorgeredet? Sie hat gestern um Sie geweint!"

Er konnte auch dazu ein bißchen lachen.

„Mein Leben kann ich ja nicht aufgeben," sagte er. „Es soll nur andere Formen und schönere Formen finden, denn ich bin ganz unzufrieden mit allem was die Welt aus mir gemacht hat."

„Aber wenn Sie tot sind!" klagte Edith. „Dann bringt man Sie auf den Kirchhof hinter den Wald, und man steckt Sie in ein dunkles Loch in die Erde, und dort können Sie warten, bis der jüngste Tag Sie holt — viele Jahre lang. Sie sind weg, ganz weg — wie kann man das wünschen!"

Er bückte sich wieder, um beide Hände voll Sand zu greifen, und während er die bunten, flimmernden Körner durch seine Finger gleiten ließ, entwickelte er, was er am Abend vorher aus seinem Schopenhauer herausgespickt hatte.

„Glauben Sie doch nicht, daß man stirbt. Man wird nach dem Tode so körperlos, wie man vor seiner Geburt war. Der Körper wird Staub, aus dem neue Körper sich formen. Was ihn belebt hat, wird frei und flutet in den Ozean des Lebens und vermengt sich mit den Energien aller Leben, um wieder in neue Körper zu fließen. Meine Lebenskräfte können nie still werden. Das fühle ich, das weiß man aus sich selbst heraus. Und wenn sie erlöschen könnten — wo sollten dann die neuen Kräfte herkommen, die alle Tage geboren werden? Vielleicht vermischt sich das, was mich belebt hat, mit den Lebensenergien eines geliebten Menschen, der die meinen ergänzt. Und in voller Kraft durchrinnen wir dann einen ganzen, neuen Vollmenschen, dem nicht so unendlich vieles fehlt wie uns. Der braucht dann nicht zu rechten mit seinem eigenen Wollen, dem seine Kraft nicht genügen kann. Oder ich erfülle den weißen Leib einer schönen Strandmöve mit der Kraft, mit der sie sich dann über die Wellen schwingt, oder ich werde eine Pflanze, die duftend blüht, oder ich werde Wind und fahre an solchen Abenden wehmütig über den Sand und küsse den Hals einer feinen Frau . . ."

Die Mädchen horchten und lächelten vor sich hin. Sie sehen sich in Blüten und Möven und fanden den Gedanken schöner als alle Lehren vom ewigen Leben, die man ihnen schon gegeben hatte.

Aber Edith faßte seine Hand, die noch immer den trockenen Sand durchsiebte und sagte in voller Seelenangst: „Gerade Sie müssen bleiben wie Sie sind. Sie haben eine Frau, die Sie lieb hat. Warum wünschen Sie sich eine Gestalt, die man vielleicht gar nicht lieb haben kann? Sie könnten ja auch aus Versehen eine

kalte Qualle werden, und wenn man dann morgens in die See hinaus schwimmt, fühlt man auf einmal das Kalte, Häßliche an seinen Füßen, und keiner denkt, daß Sie es sind!"

Die beiden sahen sich an, und auf einmal packte den plaudernden Strandkorbphilosophen der Schauer ihrer unbekämpften Liebe. Er schüttelte allen die Hand und ging rasch davon. Sie sahen ihm nach, wie er durch die stille Dämmerung über die Düne ging, schlank und kraftvoll und mit einer jugendlichen Traurigkeit des Schreitens.

Er traf seine Frau wie immer müde, sehnsüchtig und unzufrieden. Sie lag in ihrer fast unnatürlichen Schlankheit auf der Stroh-Chaiselongue in der großen Veranda und tat, als hätte sie über das Meer ins Abendrot hineingeträumt. Aber nach der ersten Begrüßung schon verriet sie ihre eifersüchtigen Gedanken und fragte ihn nach Edith, und ob er sie gut unterhalten hätte. Er fühlte die Bitterkeit und den Hohn ihrer Worte und gab gereizt zurück, daß er durch die Sonnenglut gewandert wäre und Kopfschmerzen habe. Sie wollten jetzt essen und sich nicht zanken. Aber sie hatte zu viele Stunden in den Qualen ihrer körperlichen Schwäche gelegen und die drunten um ihr Jugendbehagen beneidet. Sie fand keine anderen Worte als solche bitteren Suchens nach seiner Untreue und seinem Haß gegen sie, von dem sie doch nicht überzeugt war. Selbst als er sie dann leicht auf den Arm nahm und scherzend die Treppe hinuntertrug, konnte sie ihn nicht zärtlich streicheln, sondern nur sagen:

„Würdest du Edith auch so tragen können? . . ."

Und dann wandte sie das blasse Gesicht ins Dunkel des Treppenhauses und dachte an ihr totes Kind und an seine unwahr gewordene Zartheit.

Selbst bei Tisch ärgerte sie ihn durch unfreundliches Antworten auf alle Fragen der Gäste nach ihrem Befinden und dadurch, daß sie ihr Glas Milch nicht austrank und auch die warme Mahlzeit verschmähte.

Er trug sie wieder hinauf, obgleich sie recht gut hätte gehen können, und wollte an ihrem Liegestuhl noch eine Zigarette rauchen. Während er das Mißbehagen, das von ihrer Gekränktheit geweckt wurde, mühsam herunterkämpfte, sprach sie davon, daß er sich jetzt und immer von ihr wegsehnen würde, und sie lachte ganz heiser, als sie ihm Ediths Strandkleid beschrieb, das nun gerade wie ein weißes Segel drunten aufleuchtete. Sie malte ihm selbst aus, wie gefangen er sich an ihrer Seite fühlte. Plötzlich überwand ihn das Gefühl, seine besten Opfer ungewürdigt zu sehen. In vollem Ärger sprang er auf und erklärte, er müßte rasch aus dem Strandkorb sein Buch holen, damit es die Dienstmädchen nicht wegnähmen, wenn sie nach der Arbeit mit ihren Schätzen da unten herumtollten, und stürmte davon. Sie sah ihm wissend und in jammervoll hülfloser Feindseligkeit nach.

Auf dem Weg zum Strand fragte ihn Dr. Hanné, der Mann mit den vielen Abenteuern, nach dem Befinden seiner Frau. Und um ihr eine Freude zu machen, die für ihn nichts Störendes mehr hatte, bat er ihn, eine Viertelstunde hinaufzugehen. „Ich komme gleich zurück!" rief er noch im Laufen über die Schulter.

Der Badefreund warf die Zigarette fort und bürstete den dunklen Schnurrbart. Dann ging er bedächtig doch ein bißchen ungeduldig hinauf zu der leidenden Frau mit den immer wachen Sehnsuchtsaugen.

Hermes, der ungestört an Edith denkend, die Sehnsucht des Mittags weiter spinnen wollte, durchlief die einsame Strandpromenade und als er an den stillen, vorgebauten Badehütten vorbei war, begegnete er ganz unerwartet Edith und freute sich an ihrer einsamen Sonnigkeit. Sie war allein fortgegangen und nahm nun seinen Arm. Er war sicher und glücklich in dem Gefühl, diese Begegnung nicht herbeigeführt zu haben. Und als sie hinter einer hohen Düne verschwunden waren und nicht einmal die Lichter der Hotels mehr sehen konnten, verging ihm das Angstgefühl einer Leidenschaft, die nur Unglück stiften konnte. Über dem Horizont schwebte der Vollmond in seiner ungeheuren, rotglutenden Gewalt, die auf die Nerven wirkt wie narkotisches Gift oder schmerzloses Bluten . . .

. . . Als Edith sich von ihm losgerissen hatte und mit beiden Händen ihre blonden Haarmassen ordnend, angstvoll zum belebten Strand zurückeilte, blieb er allein im kühlenden Sande liegen. Ihn durchraste die Pein seines Daseins, das jung und voll Glücksmöglichkeiten war und doch schon ganz in hoffnungslose Bahnen gedrängt. Ganz deutlich sah er sein glattes Gesicht und die Knabenhaftigkeit seiner Bewegungen neben jener müden Lässigkeit, die seine Frau krank und älter erscheinen ließ. Er starrte wieder in das mordende Orange des Riesenmondes, der eine ganze Bucht von weißen Wellchen überflutete, und dann erschien ihm wieder das Mädchen, das er in diesem Blutglanz genossen hatte. Er fühlte die feine gepflegte Gesundheit dieses Körpers, aus dem eine Leidenschaft züngelte, die ihrem kindlichen Wesen fremd zu sein schien. Er empfand in großer Seligkeit, daß sie noch keinen Mann so geliebt haben konnte wie ihn, und dann überfiel ihn die Gewißheit, dies Entzücken nur zu ewig rasendem Verlangen gekostet zu haben. Nie konnte er ihr Leben mit seinem vermischen, und aller Glanz dieser Mädchenjugend, alles Glück, das sie ausstrahlte, mußte endlich einem Fremden werden. Er ging durch alle Zukunft an der Seite einer Frau, die seiner Robustheit durch unwillig getragenes Leiden entfremdet war, und mußte einsam leben. Das hatte er ja lange gewußt. Aber jetzt hatte diese Welle von Glück ihm plötzlich grausam gezeigt, welch ein Schicksal er preisgegeben hatte. Und in Edith lag die Kultur alten Blutes. Auch ihr selbstbewußtes Schenken bewies ihm jene prachtvolle Ungebeugtheit ihres Willens, das Zeichen einer Sorgenfremdheit, die ihn an reichgeborenen Menschen oft entzückt hatte.

Er ging jetzt mit zitternden Gliedern durch das seichte Wasser und wollte den Mond nicht mehr sehen. Das Glück der wenigen Minuten hatte eine Traurigkeit in ihm geweckt, die die Traurigkeit seines Lebens werden konnte. Durch alle Tage würde er sich nach Ediths Sonnenbild sehnsüchtig bangen, seine Erinnerung verstohlen mit ihr kosen lassen und sie nie wieder in Jubel besitzen. Das war eine Vereinigung zu ewiger Trennung gewesen, dies Liebeslager im Schatten der Düne.

Da warf er sich vornüber in den Sand, um zu weinen. Als keine Träne kam, sondern nur ein jähes Aufquellen würgenden Elends und ein schluchzendes Beben in seiner Brust, ließ er Hände voll Sand über seine Augen gleiten, die nicht mehr weinen konnten. Dann riß er sich in fast furchtsamer Hast die Kleider vom Leib, nahm einen Anlauf und stürmte in großen Sprüngen, als könnte ein fremder Wille ihn halten, durch den seichten Gischt des Strandes in die See. Bald wich der Boden unter ihm. Die Tiefe und die Unmeßbarkeit der See erfüllte

ihn mit trunkener Freude. Als ob fern, an der Grenze seiner Sehkraft, Edith wartend stände, schwamm er in weitem, genießerischem Umarmen der Wassermassen hinaus. Die Wellen wurden größer und ihre Täler tiefer, und bald fühlte er die größere Macht des Wassers, der seine Schwimmkraft nicht mehr gewachsen war. Er fing nur noch die Welle auf, die ihn weiter hinaus tragen konnte und ließ sich an ihrem federnden Rücken niedergleiten.

Dr. Hanné war gesandt worden, den ungetreuen Gesellschafter zu suchen. Er fand die leeren Kleider weitab von allen Hütten, schickte sein „Ahoi" durch die Luft und spähte über die Wellenkämme. Dann schrie er den Namen des treibenden Mannes hallend über Meeresfingen und Nachtwinde. Endlich packte ihn die Angst und schreiend und winkend lief er zum Badestrand um Hülfe zu holen.

Als Hermes aus weiter Ferne seinen Namen klingen hörte, waren seine Kräfte in leisem, bewußtem Schwinden. Die Arme plätscherten vor ihm wie Fischflossen, und die Wellen waren ihm nicht mehr willige Diener, sie überschütteten ihn mit ihrer Wucht, füllten seinen Mund mit salziger Bitterkeit und rangen mit ihm um seinen Atem.

Mit der Erkenntnis seiner Not packten ihn die ersten Schauer der Todesangst. Er versuchte, die Wellen in umgekehrter Richtung zu meistern und seine ermatteten Arme zur Arbeit zu zwingen. Aber da kam eine ganz große, alte, giftige Woge und preßte ihn unter ihren schweren, grünen Leib, daß er den Atem verlor. Als sie ihn frei ließ, gellte sein erster Hülferuf. Da stopfte ihm weißer Wellenschaum den schreienden Mund, und von neuem rang er und arbeitete im Vertrauen auf die Allmacht seiner jungen Lebenskraft.

Aber immer noch waren die einzelnen Lichter in der Ferne kaum zu unterscheiden, und jetzt kam eine grausame Starrheit in seinen Körper, die ihn beinahe zwang, den Kampf aufzugeben. Er wehrte sich nicht mehr gegen den Druck der heranwälzenden Wogen, die ihm größer und größer, wie Berge, erschienen, und er hielt sich nur noch mit mattem Plätschern an der Oberfläche. Der Tod! — das wußte er jetzt ganz gewiß, und vor der Gewalt dieser nie geahnten Macht stand sein Denken still. Es waren ihm nur noch Minuten gegeben, wenn keine Hülfe kam, und in dieser kurzen Frist hielt er, ohne zu wollen, Abrechnung mit seinem ganzen Dasein. Während das Salz seine Kehle ausbeizte und er nicht mehr um Hülfe schreien konnte, immer wieder erfaßt von feindlichen Wassermassen, durchzuckte ihn die Idee der Unsterblichkeit seiner Lebensenergien. Eine kalte, schlammige Qualle, die ihn an Ediths Angst erinnerte, streifte seinen Körper, der nur noch matt empfand, und in zermürbendem Schmerz glaubte er, dieser volle Strom Lebens, der seinen Körper so ganz warm und herrlich durchflossen hatte, könnte sich in widerliches Getier verirren. Seine Todessekunden wurden in dieser Vorstellung zu einer Qual jedes Blutstropfens, und vernichtend sehnte es sich in ihm nach Leben. Da, als er zum letzten Male von der See gehoben wurde, sah er ein schwarzes Boot mit emsigen Ruderschlägen auf sich zukommen und hörte rufende Stimmen. „Hülfe!" — sein Arm fuhr in die Luft und wollte winken, und eine Welt voll Glück schien in diesem Boot auf ihn zuzueilen — da überfiel ihn wieder die Welle, drosselte ihn mit grimmigem Schütteln und stampfte ihn unter sich. Er ächzte noch einmal in ihrer Mißhandlung und wollte aufschreien, aber die Feindin



würgte in seinen offenen Mund Massen von feurigem Salz, preßte die Luft aus seiner Brust und drückte auf seine Augen, daß er lodernde Flammen sah, und stieß ihn tief unter sich, bis er wehrlos auf den Grund trieb. Dann rauschte sie stolz dem Ufer zu, um sich, perlend in Mondstrahlen, am Strande zu verlieren.

* * *

Die Angst, die seinen Tode qualvoll gemacht hatte, war so töricht. Denn in seiner matten Frau keimten neue Wunderkräfte, und als ihre Zeit gekommen war, gebar sie einen Knaben. Und in diesem Knaben gewann das Leben, das empfangen wurde, als jenes andere in die Namenlosigkeiten einer nur gefühlten Welt floß, überköstliche Formen, und es machte ihn so reich und so stolz und voll Schönheit ...

Es war nicht des toten Mannes Kind, das da mit Lust heranwuchs. Aber es war der Strom seines Lebens, den er mit so brünstiger Angst aufgegeben hatte, der dies Sonnenkind vor allem stark machte. Und weil er das Leben in jeder Form geliebt hatte, liebte jeder dies Kind, das man bald an seinen nie gekannten Vater denken lehrte.

Kunst und Schule.

Von Dr. Alfred Möller.

Auf Kongressen, in Büchern, in den Blättern hat man das Thema „Kunsterziehung" bisher bis zum Überdruß erörtert. In welch komisch-einseitiger Weise, das hat der Grazer Professor der Kunstgeschichte, Strzygowski, in seiner Schrift „Die bildende Kunst der Gegenwart, ein Büchlein für jedermann", treffend betont. Es ist geradezu seltsam, wie planlos trotz aller Kongresse und trotz aller theoretischer Vorarbeit in dieser Richtung in der Praxis umgegangen wird. Als dem Schreiber dieser Zeilen vor mehr als Jahresfrist die Aufgabe wurde, einen kunstgeschichtlichen Abriß für Gymnasien im Anschluß an das „Lehrbuch der Geschichte" von Zeehe zu schreiben, befand sich der Beauftragte in einer sonderbaren Klemme. Es sollte ein Buch zustande kommen, das sich kleinen Teils durch den Lehrer an den Schüler, zum größten Teile aber an den Schüler allein wenden sollte. Nur gewisse Partien durften auf den vermittelnden Vortrag des Lehrers rechnen; aber nicht auf den eines einzelnen, sondern verschiedener. Man konnte erwarten, daß der Lehrer der klassischen Sprachen bei der Lektüre Homers gelegentlich etwas über die archaische Kunst zu sagen wünschte; daß ihm eine allen Schülern zugängliche Unterlage von geeigneten Bildern mit oder ohne Text dabei erwünscht sein mochte. Es war zu erwarten, daß der Religionslehrer gern nach einem Buche greifen würde, an dem er das Wesen frühchristlicher Kunst, Katakomben- und Basilikenbau, den Schülern nahe bringen kann. Der Lehrer des Deutschen wünscht sich wohl, etwa im Anschluß an Goethes Aufzeichnungen über das Straßburger Münster, den Charakter frühdeutscher Gotik näher zu erläutern; auch hier durfte also einmal auf die Benutzung des geplanten Buches gerechnet werden. Jedenfalls stand ein bald geführter, bald dem Buche ohne weiteres überlassener Leserkreis zu erwarten. Das mußte für die Anlage des Buches maßgebend sein. Es mußte die Aufmerksamkeit des Schülers, den nur die Empfehlung des Lehrers, kein Zwang an das Buch heranführt, nach Möglichkeit gefesselt werden. Ein Hauptmittel dazu erschien mir der denkbar engste Zusammenhang von Bild und Text, ein stetes Rückbeziehen aller Ausführungen

auf Geschautes. Nicht von Dingen reden, die nicht zugleich dem Auge vorgeführt werden! Eine Art Atlas, in dem jedes Bild seine besondere Erläuterung erhielt und kunstgeschichtliche Daten auf ein verschwindendes Maß beschränkt wurden und der Erfolg des ersten, bei Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg in Laibach erschienenen Bandes, dem der zweite bald folgte, gab mir Recht. Ich meine aber, daß man nicht eher rasten dürfe, als bis die Kunstgeschichte Gleichberechtigung mit den übrigen Gegenständen der Schule fände. Man darf nicht sagen, daß die Beschäftigung mit der Kunst Privatsache sei, wenigstens nicht die mit der bildenden Kunst.

Was ich für eine Literatur pflege, welcher Art von Musik sich mein Geschmack zuwendet, das ist für das öffentliche Leben, für die Allgemeinheit ziemlich gleichgültig. Ein Niederschlag davon wird sich wohl etwa im Theaterleben der Gegenwart in charakteristischer Weise zeigen, aber zu dauernden, vielen Generationen aufgeprägten Zeichen davon kommt es nicht. Anders äußert sich das Verhalten gegenüber der bildenden Kunst! Denkmäler, öffentliche Gebäude, Brücken, Straßenanlagen, Privatbauten, das ganze Stadtbild bringt den guten oder schlechten Geschmack seiner Bewohner für Jahrzehnte und Jahrhunderte zum unauslöschlichen, fortwirkenden Ausdruck. Freilich darf nun eine „Erziehung zur Kunst" (dieses Wort schon ist schrecklich!) den Geschmack der Belehrten nicht nach bestimmten Mustern bilden wollen, sondern eine liebevoll anregende Beschäftigung mit der Kunst überhaupt, ohne suggerierte Vorliebe für eine bestimmte Richtung (sei diese nun „klassisch", der „Renaissance" folgend oder modern) muß erstrebt werden. Hüten muß sich der Autor eines kunstgeschichtlichen Lehrbuches oder der Lehrer einen bestimmten Geschmack aufprägen zu wollen, eine Richtung auf Kosten einer anderen zu verurteilen. Der Begriff der „Kunst" darf nicht im Gegensatz zu irgend einer Richtung, aus der Verurteilung bestimmter Strömungen und der Empfehlung anderer herauskristallisiert werden. Leider geschieht dies aber noch immer und überall, wo von Kunst die Rede ist. Der Lehrer und der Schüler müssen sich endlich zur Erkenntnis durchringen, daß keine Zeit künstlerisch nur absolut Gutes oder nur absolut Schlechtes geschaffen hat. Die Renaissance hat ebensogut auch minderwertige Werke geboten wie die neueste Zeit. Der Begriff edler Kunst ist an keinen bestimmten „Stil" gebunden. Der Stil ist eine Sammlung bestimmter Ausdrucksmittel, deren sich der Künstler bedient wie der Schauspieler der Maske. In ihrer geschickten oder ungeschickten Verwendung liegt allein das Entscheidende. Wenn sie auch an sich zum Erfolg nicht unwesentlich sind, das Wesentliche zur Erzielung künstlerisch vollendeter Eindrücke werden sie nicht sein. Auch einen Baustil mit so reichen Ausdrucksmitteln, mit so viel sagenden Baugliedern, wie der griechische es ist, kann man ungeschickt ausnutzen und Unreifes, Verzerrtes damit zuwege bringen, und mit der einfachen, dürftigen Baugliedersprache der Biedermaierzeit kann man lieb, anheimelnd, eindrucksvoll erzählen. Es handelt sich nur darum, die Mittel, die jeder „Stil" als Verständigungsmittel besitzt, nicht gedankenlos zu verwerten. Es ist z. B. das größte Mißverständnis, das leider gerade auf kunstunterrichteter Seite am häufigsten getroffen wird, den Mißbrauch künstlerischer Formen der betreffenden Formenklasse als Fehler vorzuhalten. Weil z. B. die Formen des Barock, ihre reiche Üppigkeit, ihr Drang nach Deklamation und Pathos oft an ungeeigneter Stelle verwendet wurden, da, wo sich kein Anlaß zu solchen Ausdrücken zeigte, gilt das Barock neben den gemessenen



würgte in seinen
aus seiner Brust
stieß ihn tief un
stolz dem Ufer

Die An
seiner matten
gebar sie ei
wurde, al
überköstlich

Es
war der
Sonne
liebte

... Minderwertigkeit. Warum denn?
... Werken Vertreter der
... mit Recht der Formen dieser
... undheit strotzenden, zu maßlosen
... für seine glänzenden Stoffe hätte
... des Barock. Sinngemäß verwandt
... Verhältnis von innerem Gehalt
... Denn man bei der Form beginnt
... wenn man Zeichen ohne entsprechende
... Der aber muß sich dann vor dem
... Zentralheizungen hinter nicht dazu
... Bedeutung kindisch versteckt (Wiener
... wie vor der sinn- und ziellos verwandten
... Landhäusern; er muß da genau so ein-
... Barock, die fliegende Gewänder und verzückte
...

... mer nicht mit unklaren Begriffen arbeitenden
... rein zu erhalten trachten, so daß wir nicht
... nicht Verehrer einer bestimmten künstlerischen
... die jeden Stil nach seinen Ausdrucksmöglichkeiten
... beurteilen und schätzen lernen, die keine Vor-
... men, sondern nur Ablehnung gegen ohne Logik
... Dann werden wir einen modernen Architekten, der
... behandelt und schmückt, nicht wegen des Mangels
... die wir an Stilen sehen, die vor allem die architek-
... Dann werden wir nur im einzelnen Kunstwerk selbst
... Berechtigung oder Nichtberechtigung suchen und nicht
... der Nichtvorhandensein von Altgewohnten auf „schön"
... „erlaubt" oder „unerlaubt" entscheiden. Dann werden
... verschiedenen Ornamentenvorräten die immer gleichen,
... umkleiden, sondern den Bau wieder von innen heraus
... aufhören, Schneider zu sein, die Körper von außen her
... sondern Schöpfer, die von geistigem Leben zeugende Or-
... Keine Kunst drängt sich dem Menschen, dem Stadt-
... die bildende. Die Gassen mit ihren Bauten, Denkmälern,
... und doch — er hat keine Augen dafür. Es ist nicht über-
... aufgewachsen in klug-methodischen, nicht schulmeisterlichen
... die Wirkung müßte sich auf Schritt und Tritt zeigen. Die
... das Hergebrachte, auch wenn es jämmerlich ist und wehren
... ob es gut oder schlecht ist, nur weil ihnen jeder Gesichtspunkt
... Ein Lehrer hätte über Kunst vorläufig weniger zu *sagen*;
... Werke beschauen zu lassen und zu *fragen*. Der Schüler darf
... Eindruck erhalten, daß die Betrachtung von Kunstwerken zur Erzielung
... führen soll. Kein Trachten, ihm irgend welchen Geschmack aufzu-
... zeigen, kein Versuch eine Art von „Künstlerrangordnung" fest-

zusetzen. Nicht auf eine Ausgleichung aller Geschmacksunterschiede, die tief im Charakter des Einzelnen begründet sind, darf hingearbeitet werden. Weichere Künstlerart wird dem Weibe z. B. meistens näher liegen als dem Manne. Man dulde solche Neigungen, suche nicht eine allzu objektive, nicht eine altkluge Betrachtungsweise der Kunstwerke zu züchten! Nicht nur mit dem Verstand gewonnene Urteile über Kunstwerke, sondern von Gefühl geleitete Verehrung wird dem Lehrer zeigen, ob er es mit seiner „Kunsterziehung" richtig angepackt hat. Man darf nicht erwarten oder erzwingen wollen, daß dem vierzehnjährigen Knaben, dem zwölfjährigen Mädchen der verbitterte, riesenhafte Michelangelo, der die schärfste Lebensbeobachtung aufweisende Rembrandt, der formenharte Dürer als höchste Ideale erscheinen. Nein, diesen Lebensaltern werden andere Künstlerindividualitäten näher stehen. Man lasse den Schüler bis zu einem gewissen Grade suchen und finden, man leite nur unauffällig vom Wertlosen ab, auf Wertvolles hin. Niemand verlangt von einem Kinde, daß es Goethes „Iphigenie" oder „Faust" begeistert aufnehme. Schillers „Räuber" werden ihm näher liegen. Man rechne mit dem Temperament und dem Ideenkreis der Jugend, wenn man ihm Liebe für die Kunst beibringen will. Man braucht deswegen nicht an der Betrachtung von den Schülern ferner liegenden Kunstwerken vorüber zu gehen. Man nehme gelegentlich eines vor, aber man erwarte und verlange nicht, daß der Schüler allen darin schlummernden Werten, die der gereifte Mensch erkennt, gerecht werde. Man lasse ihm auch für spätere Lebensjahre etwas, verlange nicht, daß er Phidias ebenso voll und herzlich würdige wie Ludwig Richter, daß er für Klinger dieselbe Begeisterung entfalte wie für Moriz v. Schwind. Eine Hauptaufgabe des Lehrers wird es sein, den Geschmack des Schülers in der Richtung des Guten, überhaupt, nicht aber nach ausschließlich bestimmten Punkten hinzuleiten. Ein Buch, mag es noch so geschickt, mit noch so viel kluger Vorsicht angelegt sein, schreibt dem Leser immer zu viel vor. Die Freude des „selbst finden lassens", die allein Selbständigkeit und Selbstvertrauen gibt, die einzige Methode, bei der man von einem Reifen des guten Geschmackes reden kann, sie wird nur durch einen verständigen Lehrer und nur im mündlichen Verkehr mit dem Schüler, nie durch ein Buch erreicht. Ein solches mag viel besser sein als ein schlechter Lehrer, aber ein guter Lehrer ist tausendmal besser als das beste Buch. Das Buch bringt eben immer nur fertige Urteile, es leitet die Gedanken des Lesers in zu starrer, in zu bestimmter Weise. Wenn es ihn auch der Mühe des Nachdenkens nicht gerade überhebt, so läßt es ihn, was eigene Ansicht ist, doch zu wenig deutlich, zu wenig klar, nicht mehr voll zum Bewußtsein kommen. Wer Kunstsinn pflegen und methodisch entwickeln will, muß viel mit Verständnis angesehen, er muß viel selbständig gedacht, aber er braucht nicht viel gelernt zu haben. Kunstsinn müssen wir den Menschen einzupflanzen trachten, nicht kunstgeschichtliche Kenntnisse. Letzteres mag man wohl durch Bücher erreichen, es mag auch seinen besonderen Vorteil haben, einen wahrhaft nützlichen Einfluß auf die Entwicklung von im Menschen schlummernden Begabungen können wir aber nur in einem Unterricht, der in der Form freien geistigen Verkehrs, geschickt angeregten Gedankenaustausches vor sich geht, erreichen.

feierlichen Weisen des Altertums
Als ob nicht auch schon Mi
Barockzeit gewesen wäre! Als o
Zeit bedient hätte! für seine
Affekten von Haus aus geneigt
sich keine Weise besser geeignet
gibt es keinen „schlechten St
und äußerer Einkleidung
und den Sinn dahinter zur
Bedeutung gibt, dann darf
neuklassizistischen Bau, der
gehörigen antiken Former
Parlamentsgebäude!) gera
Rustika der Renaissance
setzen wie vor jenen
Gebärden ohne äußeren
Wir müssen also
Ästhetik den Begriff
Sezessionisten oder
Epoche, sondern Mo
und seinen Ausdru
urteile gegen irge
verwandte Form
eine Gebäudewan
an Einzelheiten
tonische Glieder
die Prinzipien
aus dem Vor
oder „nicht
die Architekt
kistenartigen
wachsen la
behängen
ganism
bewoh
Galer
trieb
Kun
Len
sich

Saphir.

Von Karl Glossy.

...alt, ehe er starb. Und er war längst tot, ehe ... entfloh. Saphir starb mit dem alten Österreich, ... Märzwind das Lebenslicht ausgeblasen. Zwar ... als Schatten einer vergangenen Zeit, in der sein ... war als der so mancher verdienter Männer, ... zu würdigen verstand. Was Saphir geschaffen, ... nicht bestanden; seine Werke sind vergessen und ... ein kümmerliches Dasein. Kaum daß sich hie ... aufrafft, um einen flüchtigen Blick in die Bände ... unsere Väter erfreute. An Popularität hatte alle die ... Mauer und Wall umgürteten Wien gewirkt, der ... übertroffen. Es gab nicht allzu viele Wiener, die ... wenige, die nicht von Saphir sprachen, im guten oder ... als die Summe des Witzes, dem anderen als ein ... Schriftsteller ist so viel Lob gespendet, kaum einem ... derb ins Gesicht geschleudert worden als dem „Humo... Spottsucht wegen zu wechselndem Aufenthalt wiederholt ... nicht minder gefürchtet als in München und Berlin, wo ... das kritische Richtschwert geschwungen und so manchen ... Zeitgenossen zu bestehen hatte. Als Dichter von geringer ... Kritiker einen freilich mehr anrüchigen Ruf erlangt. Man ... Strenge das Zeugnis nicht versagen können, daß er einen ... und da allzu scharfen Hauch in die damals so dürre ... hat. Bei der Armseligkeit der belletristischen Zeit... dritten Dezennium des vorigen Jahrhunderts stellt sich ... der Tat als eine Oase in der Wüste des Wiener Zeitungs... mit wenigen Ausnahmen der seichteste Dilettantismus breit ... kam 1823 keineswegs als Unbekannter von Pest nach Wien. ... seit 1814 mit der Tagesliteratur beschäftigt und als Mit... Journalen durch witzige Aufsätze und Theaterkritiken hervor... in dieser Zeit bereits ein Bändchen Gedichte unter dem Titel ... erschienen, dem eine freundliche Aufnahme zuteil wurde. In... kritischen Ausfälle vielfach in Zwistigkeiten geraten und ge... Ungarn zu verlassen, versuchte es Saphir, sich in Wien ... wo er als Mitarbeiter mehrerer Journale, insbesondere der ... eine lebhafte Tätigkeit entfaltete. Da er aber den Vorschriften über ... nicht entsprechen, eine Aufnahme in die Liste einer die Toleranz ... Familie nicht finden, noch irgend eine seinen Auf... rechtfertigende Beschäftigung — die Schriftstellerei galt damals ... nachweisen konnte und da überdies seine Artikel manche ... veranlaßt hatten, machte man mit ihm kurzen Prozeß und wies ... Heimat zurück. Der ungezügelte Hang zur Satire zog ihm aber in

[illegible] neue Verdrießlichkeiten zu, die zuletzt in tätliche Angriffe der Beteiligten ausarten und ihn bestimmten, sich ins Ausland zu begeben. So kam Saphir 1824 nach Berlin, wo er die „Berliner Schnellpost“ und den „Berliner Kourier“ gründete, in welchen Blättern er sich in den schärfsten Ausfällen gegen die Berliner Literaten erging, die zu einer gemeinsamen heftigen Fehde gegen den Eindringling führten. Wegen beleidigender Artikel gegen das königliche Polizeiministerium zu einer Arreststrafe verurteilt, zog er es vor, sich aus Berlin heimlich zu entfernen und nach München zu entfliehen, wo er im Jänner 1830 die Redaktion des damals radikalen Tagblattes „Der Bazar“ übernahm. Sein Auftreten in München erregte bei dem schlechten Zustande der übrigen Zeitungen allgemeines Aufsehen. Man buhlte um seine Gunst und selbst König Ludwig verkehrte mit ihm während seines Aufenthaltes in Brückenau. Die königliche Huld dauerte aber nicht lange, ihr folgten gar bald die Ungnade des Monarchen und die Verbannung aus München. Nun zog der abermals Verwiesene nach Paris, hielt daselbst Vorlesungen im Salon Bossange und widmete seine Feder dem Liberalismus, wobei er es an Ausfällen gegen Österreich nicht fehlen ließ. Als ihm jedoch später die Rückkehr nach München wieder gestattet wurde, hielt er es seinem Interesse angemessen, zur Gegenpartei überzutreten und im Sinne der Legitimisten den „Bayrischen Beobachter“ zu redigieren. In diese Periode fällt auch sein Übertritt zum Protestantismus und die Ernennung zum Intendanzrat der Hoftheater. Ein Titel ohne Mittel und ohne den geringsten Einfluß auf die Leitung der königlichen Bühne. Sein Konfessionswechsel wurde von den Münchnern mit allerlei Spötteleien bewitzelt. „Constitutionis fautor, mox servus“ hieß es allgemein mit Rücksicht auf die Anfangsbuchstaben seines Namen: Carl Friedrich Moritz Saphir. Die Herrlichkeit Saphirs in der bayerischen Hauptstadt dauerte aber nur kurze Zeit. Sein Blick lenkte sich wieder nach Wien. Da ihm durch Rothschilds Verwendung die Rückkehr gestattet wurde, traf er in der Kaiserstadt an der Donau 1834 wieder ein und wurde Mitarbeiter an Bäuerles „Theaterzeitung,“ bis es ihm endlich 1836 gelang, die Bewilligung zur Herausgabe des „Humoristen“ zu erwirken. Nicht ohne Besorgnis entschloß sich die Behörde hierzu, trotzdem Saphir in seinem Gesuche darauf hinwies, daß er in jener Zeit, „wo der unglückselige Widerstoß des französischen Erdbebens durch das ganze auswärtige Deutschland oszillierte und fast alle deutschen periodischen Schriftsteller dem gallischen Hahn nachzukrähen für Beruf oder wenigstens für lukrativ hielten, er ganz allein und nicht ohne Gefahr auf dem Isolierschemel einer ehrlich und redlich gesinnten Loyalität gestanden sei“. Der Einfluß hoher Gönner zerstreute jedoch alle Bedenken und ermöglichte ihrem Schützling die Aussicht auf eine günstige materielle Stellung. In der Tat war Saphirs Wirken in der ersten Zeit seines neuen Aufenthaltes in Wien vom Glück begünstigt. In dreifacher Eigenschaft: als Dichter, Kritiker und Vorleser erzielte er nicht nur ermunternden Beifall, sondern auch materielle Erfolge, die aber bei seinem luxuriösen Lebenswandel nicht hinreichten, das Maß seiner Bedürfnisse zu befriedigen. Zudem war er stets bereit, Hülfsbedürftige kräftig zu unterstützen und, um seiner Eitelkeit zu fröhnen, Schmarotzern nur allzuhäufig eine wahrhaft glänzende Gastfreundschaft zu bieten. Seinen Lobrednern, die jedes Gedichtchen, jeden Aufsatz zu einer literarisch hervorragenden Leistung erhoben sowie der großen Menge seiner Leser stand nur eine geringe Zahl

zeitung" entlehnt, war zugleich ein Merks für das Wiener Publikum, daß sich die Spitze abermals gegen Saphir und diesmal auch gegen Bäuerle richte. „Jedes Wort im ersten und zweiten Akt" — berichtet Bauernfeld in seinem Tagebuche — „von dem Publikum möglichst auf Saphir und Bäuerle bezogen und wüthend beklatscht. Großer Lärm, unbehaglicher Eindruck." Wieder wird die Polizei um Hülfe angerufen und um Maßregeln gebeten, die auch sofort erfolgten, denn eine Wiederaufführung sowie der Druck dieses Lustspieles wurden strengstens verboten. Saphir konnte einen Sieg verzeichnen. Alle Bemühungen Bauernfelds, das Verbot rückgängig zu machen, scheiterten. In einer eingehenden Rechtfertigungsschrift, die Bauernfeld dem Grafen Sedlnitzky überreichte, versuchte er nachzuweisen, daß das Verbot des Stückes in der Folge die Gebildeten und Gemäßigten gehindert habe, das Lustspiel unbefangen zu betrachten und die falsche Ansicht der Menge zu berichtigen. „Das Stück" — fährt er fort — „hat eine polemische und wie ich hoffe, löbliche Tendenz. Es ist im allgemeinen gegen die Umtriebe einer falschen und betrügerischen Journalistik gerichtet, welche sich der echten und lebendigen Literatur entgegenstellt und so mittelbar den übelsten Einfluß selbst auf das gesellige Leben nimmt, indem sie ihr ganz luftiges Gebäude auf moralische und ästhetische Lüge baut. Die Farben zu meinem Gemälde lieferten mir hauptsächlich die Schriften und Gesinnungen einer gewissen neuesten Schule. Der Verfasser eines Aufsatzes in der „Revue de Paris", den ich nicht kenne und der von meinem neuen Stücke spricht, bezeichnet es ganz richtig als „une pièce dirigée contre les moeurs de la jeune Allemagne". Der Charakter des Dichters, der so viel Anstoß erregte, gleicht ganz den Helden der sogenannten jungen Poesie, spricht ihre Grundsätze aus und redet beinahe ihre Sprache. Man wird nicht zwanzig Worte finden, welche den Jargon der hiesigen Blätter nachahmen. Zu meiner Ehre muß ich gestehen, daß ich von den persönlichen Verhältnissen meines Gegners durchaus nichts weiß, wie ich es denn stets vermied, mit ihm in Berührung zu kommen. Ich mahlte einen unverschämten, prahlerischen, lügenhaften und geistig nicht unbegabten Literaten. Wenn Mangel an literarischer Bildung von seiten des Publikums, Schadenfreude und Erbitterung jeden Zug des Bildes nur auf ein Individuum bezog, anstatt auf eine Gattung, so ist es wahrlich nicht meine Schuld. Ich selbst habe in meinem Lustspiele „Das Liebes-Protokoll" die reichen jüdischen Banquiers auf das Theater gebracht. Der Schauspieler, welcher die Hauptrolle gab, mischte persönliche Bezüge ein, welche wohl Lachen, aber durchaus keine Erbitterung erregten. Von solchen Zügen kommt in meinem neuesten Lustspiel durchaus nicht ein einziger vor und nur die Gegenwart einer Person, die sich auf das auffallendste bemerkbar zu machen wußte, schien zu bewirken, daß das Publikum die alltäglichsten komischen Motive, z. B. Schulden, einzig und allein auf diese Person deutete und so durch sein unschickliches Benehmen das Verbot meines Stückes herbeiführte." Im weiteren Verlauf seiner Rechtfertigung wies Bauernfeld auf den bedeutenden materiellen Verlust hin, der ihm durch das Verbot erwachsen sei und auf die Schmähungen seiner Person in der „Theaterzeitung", die sich nicht scheue, die geachtesten Literaten, wie einen Grillparzer, in den Kreis ihrer Verleumdungen zu ziehen. Saphirs angelegentlichstes Geschäft sei jede bessere und edlere Richtung zu verhöhnen und den Geschmack einer ungebildeten Menge zu verderben. „Das

Kenntnislosigkeit" — schrieb der Dichter — „und das Bewußtsein einer schmachvollen schriftstellerischen Laufbahn unfähig machen mit Gründen und zu den Gebildeten zu sprechen, thut wohl, sich an die Lachlust des Pöbels zu wenden. Da es aber doch unter seinen, d. h. den Lesern der „Wiener Theaterzeitung" mehrere geben mag, bei denen gedankenlose Spaßliebhaberei das Interesse an Kunst und Bildung nicht völlig erstickt hat, so wollte ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Herrn Saphir meine völlige Verachtung zu erkennen zu geben und jene Spaßliebhaber darauf aufmerksam zu machen, daß man in Gefahr kommt, dem ähnlich zu schauen und zu werden, was man billigt, eine Gefahr, die nicht gering ist, wenn man Herrn Saphirs Schicksale, Leben, Thaten und Leiden kennt."

Grillparzer replizierte mit diesen Zeilen kurz nach der Aufführung von Bauernfelds „Fortunat" auf das hämische Urteil Saphirs und dessen rüdes Benehmen bei der Premiere dieses Stückes. Aber auch Bauernfeld wußte eine scharfe Klinge gegen Saphir zu führen. In einem Aufsatze „Kritik und die Kritiker unserer Zeit" zog er gegen die fahrige und falsche Kritik los und schlug vor, eine Gegenkritik gegen alle anmassenden Behauptungen der Tagesblätter einzuführen. Der Ausmistung dieses Augiasstalles sollten sich anerkannte Männer, etwa Grillparzer oder Zedlitz, unterziehen. An diesem literarischen Kreuzzug hatte das Wiener Publikum seine helle Freude. Nun gar, da sich unter den Kämpfenden die vornehmsten Schriftsteller Wiens befanden. Das gab Gesprächsstoff für viele Wochen und brachte etwas Bewegung in das geistige Einerlei des Tages. Überdies war ja in der Aktion gegen Saphir der schneidige Bauernfeld, der „Vorschimpfer in den Salons", wie er sich selbst nannte, verwickelt, wodurch die Polemik ein höheres Relief erhielt, zumal die ganze Angelegenheit in enger Verbindung mit dem Theater stand, das damals in Wien gleichsam die Gesamtheit aller öffentlichen Interessen vertrat. Was lag also für den Lustspieldichter Bauernfeld näher als seinen Gegner einmal recht tüchtig auf der Bühne zu zausen. Das geschah denn auch, zunächst in dem Lustspiel „Bürgerlich und Romantisch", das am 7. September 1835 im Burgtheater zur ersten Aufführung gelangte. „Schon viele Tage bevor das neue Lustspiel des Herrn Bauernfeld zur Aufführung kam" — schrieb Saphir in einer Beschwerde an den Präsidenten der Polizeihofstelle, Grafen Sedlnitzky — „verbreitete sich wahrscheinlich auf Veranlassung das Gerücht, ich würde von Bauernfeld auf die Bühne gebracht werden. In der ersten Vorstellung waren die ausgestellten Applaudirpikete verteilt und mußten bei jeder Anspielung, die in der Rolle des Herrn Herzfeld (Lohnlakai Unruh) vorkam, die Umstehenden aufmerksam machen: „Das geht auf Saphir" . . . „Was soll das deutsche Lesepublikum von mir denken," — ruft der Gekränkte am Schlusse seiner larmoyanten Klage aus — „wenn es in dem Wahne ist, daß hier in Wien unter der Aufsicht einer die persönliche Sicherheit so segensvoll schützenden Behörde auf den reinen fast geheiligten Brettern des k. k. Hofburgtheaters so mir nichts, dir nichts gestattet wird, mich auf eine pasquillierende Weise auf die Bühne zu bringen und mich sozusagen literarisch und moralisch als vogelfrei zu erklären." Der Appell an die Polizei hatte aber damals keinen Erfolg, wohl aber jener gegen die Aufführung des Bauernfeldschen Lustspieles „Der literarische Salon", dessen Verbot nach der ersten Aufführung, am 24. März 1836, erfolgte. Der Titel, einer stehenden Rubrik in Bäuerles „Theater-

Heeresstraße der dramatischen Tätigkeit zurückgewendet haben". Nach diesem Seitenblick auf Gutzkow und Laube streift Saphir das politische Gebiet. Je friedlicher die Menschen nebeneinander wohnen, je weniger dramatischer Stoff im wirklichen Leben ist, desto mehr sehnt sich die Gesellschaft nach dem Drama auf der Bühne. Und nun setzt der Projektant mit seinem Vorschlag ein. Das Handwerk, die Musik die bildende Kunst, ja sogar die „geistlos lächelnde Terpsichore" haben ihre Schulen nur nicht die Schauspielkunst, „die Amme und Erzieherin der bildenden Künste, deren Priester, ohne Weihe, ohne Vestibüldienst gleich an das hohe Amt der Kunst gehen". Garrick, Talma, Clairon, Eckhof, Schröder, Iffland werden als Zeugen genannt, daß sie alle von ausgezeichneten Meistern ihr Vorbild erhielten. Autodidakten ständen isoliert da. Anfang des 19. Jahrhunderts konnte es Naturschauspieler geben, welche die Natur des Menschen an dem Menschen studierten, denn damals war auch ein Naturtypus vorhanden. Iffland habe oft gesagt: „Ich gehe auf Menschenjagd." „Ja damals" — setzt Saphir fort — „waren die Menschen wie in einem botanischen Garten klassifiziert, jeder hatte sein Täfelchen: Kommerzienrat — Schultheiß — Vizedom usw.; sie waren untereinander verschieden wie die Amsel von der Schwalbe, wie die Kartoffel von dem Apfel; sie hatten andere Perücken, ein anderes Jabot, andere Westenklappen usw., lauter spezifizierende Charakterzeichen. Anders jetzt, die Menschen haben jetzt weder ein geistiges noch ein wirkliches Kostüm; sie sind äußerlich nicht verschieden und auch in der Konversation besteht kein charakteristischer Unterschied mehr; die Bildung hat sie alle gleich gemacht." An der Äußerlichkeit sei für den Schauspieler nichts abzujagen, die innere Charakteristik aber fordere Bildung und Studium. Deshalb sei es notwendig Theaterschulen zu errichten, „um die Roheit und Unbildung der Schauspieler von der Bühne fern zu halten". Die tiefere Charakteristik, welche Shakespeare und Goethe erfordern, sei nur den ausgezeichnetsten Künstlern gelungen. Man müsse also Talente heranbilden und daher den akademischen Inhalt der Schauspielkunst in die Sphäre der theoretischen Bildung versetzen. Der Verfasser der Denkschrift weist nun auf die bedauerliche Tatsache hin, daß in ganz Deutschland kein einziges Theater bestehe, auf welchem ein reines, dialektfreies Deutsch gesprochen werde. Schon dieses Übelstandes wegen sei es angezeigt, einen tüchtigen Lehrer anzustellen. Wie notwendig außerdem die Fortbildung talentvoller Anfänger! Wer belehrt, wer führt sie ihrem Ziele zu? Und nun legt der humoristische Grachus seine Toga in Falten und erhebt schwere Anklagen gegen die Kritik, aus der „bei der Nichtswürdigkeit, Lügenhaftigkeit und Käuflichkeit des größten Teils der deutschen Journalistik" nichts zu lernen sei. Deshalb wäre eine Bildungsanstalt notwendig, die mit dem Burgtheater verbunden werden müßte. „Welcher edleren, hochgestellteren und in jeder Hinsicht glanzvolleren Kunstanstalt" — ruft derselbe Saphir, dessen Spott sich wiederholt über die Darstellungen auf der kaiserlichen Bühne ergossen hatte — „könnte der Verfasser dieser Zeilen den Plan einer solchen Theaterschule vorlegen als dem k. k. Hofburgtheater in Wien? Das Burgtheater steht bis jetzt glanz- und ruhmvoll als die würdigste Kunstanstalt in Deutschland da, es hat seinen Charakter in seinem alten Geiste, in seiner Tradition, in seiner charakteristischen Darstellungsweise bis jetzt rein und vollkommen erhalten und steht als Musterbild vor allen Bühnen da." Wer aber sollte diese Pepiniere leiten? Saphir meinte, man brauche nicht lange zu

suchen; er wirft sich in die Brust und weist darauf hin, „über ein Vierteljahrhundert lang die ersten Bühnen des Festlandes besucht, beobachtet, studiert und ergründet, über 20 Jahre literarisch-kritisch über die Bühnenkunst in allen ihren Verzweigungen geschrieben, gewirkt und sich zu einer geltenden Autorität in dramaturgischer Beziehung erhoben zu haben."

Allzu eifrig scheint man sich aber in den höchsten Kreisen mit diesem Projekte nicht beschäftigt zu haben, denn erst 5 Jahre nach dessen Vorlage erhielt Graf Sedlnitzky den Auftrag, die Ausführbarkeit und den Wert des Vorschlages zu begutachten und sich zu äußern, auf welche Art der Erwerb und Lebensunterhalt Saphirs erleichtert werden könnte. Sedlnitzky aber zeigte keine besondere Sympathie für den Redakteur des „Humoristen" und hielt mit einer scharfen Kritik über ihn nicht zurück. „Sein Witz" — schrieb er — „der nur zu gern sich an Persönlichkeiten reibt und die Grenze der Zulässigkeit häufig überschreitet, hat ihm viele Feinde zugezogen und in Zensurbeziehung vielfach Anstoß erregt. In der neueren Zeit ist er zwar mit dem zunehmenden Alter mäßiger geworden, doch kommen noch immer nicht selten Fälle vor, wo er sich von leidenschaftlichem oder eigennützigem Parteieifer hinreißen läßt und gegen Personen und Zustände bald offen, bald auf eine versteckte Weise sich hämische Angriffe erlaubt." Ganz entschieden lehnte der oberste Polizeichef das Projekt einer Theaterschule ab: eine solche sei nicht notwendig und Saphir zur Leitung nicht geeignet. Die dramatische Kunst lasse sich überhaupt weder lehren noch lernen, sie müsse sich in dem Künstler von innen heraus entwickeln. Durch eine solche Schule würden nur mittelmäßige Schauspieler herangebildet werden, an welchen ohnehin kein Mangel sei; überdies besitze Saphir zur Leitung eines solchen Instituts weder die erforderliche wissenschaftliche Ausbildung noch die nötigen moralischen Eigenschaften. Energisch aber sprach sich Sedlnitzky gegen irgendwelche öffentliche Anstellung Saphirs aus; ein solcher Antrag könne mit Rücksicht auf dessen Vorleben nicht gewagt werden. „Auch würde er sich" — bemerkte der Graf — „bei seinem ebenso heftigen als unsteten Charakter, bei seiner gewohnten Lebensweise schwerlich in das geregelte Geleise fügen, sowie es auch nicht fehlen dürfte, daß er sich bei seinem unzähmbaren Hange zu Spott und Satire und bei seinem beißenden, sich gern an Persönlichkeiten reibenden Witze in allerlei Verlegenheiten verwickeln und unangenehm kompromittieren würde." Auch für eine Geldunterstützung wollte er nicht eintreten, da sie in der öffentlichen Meinung keinen guten Eindruck hervorbringen würde. Saphirs Verdienste in literarischer Beziehung könnten eine solche Begünstigung nicht rechtfertigen. Sedlnitzkys Vortrag widerlegt also die bisher irrige Meinung, als sei er ein besonderer Gönner Saphirs gewesen, dessen Feder er zu mancherlei boshaften Angriffen benutzt habe. Ganz leer ging aber Saphir doch nicht aus, denn der Kaiser verlieh ihm für drei Jahre eine Gnadengabe von je 1200 Gulden; außerdem wurde ihm bewilligt, vom Neujahr 1847 an unter dem Titel: „Der Wiener Tages-Courier" eine neue Rubrik in seinem Blatte zu eröffnen allerdings mit Beschränkungen, wodurch die Ängstlichkeit der vormärzlichen Behörde recht drastisch illustriert erscheint. So durften — um nur ein Beispiel anzuführen — Notizen über polizeiliche Amtshandlungen nicht vor ihrer Erledigung, mithin auch keine Steckbriefe, sowie auch keine Mitteilungen über Raubanfälle und Einbrüche so lange

nicht veröffentlicht werden, bis die Täter dingfest gemacht worden waren. Auch mit der Zensur hatte Saphir seine schwere Not, denn fast in jedem Bürstenabzug wütete der Rotstift. Da alle Beschwerden dagegen fruchtlos blieben, griff der Herausgeber des „Humorist“ zu einem drastischen Mittel: er ließ einfach sein Blatt eines Tages nicht erscheinen und die Nachricht verbreiten, er werde es von nun an immer so machen, bis der Zensor zur Vernunft komme. Das Bramarbasieren nützte aber nichts und erzielte nur eine Rüge und den Auftrag, stets einen genügenden Vorrat zur Zensur bereit zu halten, um die Ausgabe seines Blattes zu ermöglichen. Derlei Katzbalgereien zwischen Autor und Zensor bildeten damals außer dem Theaterklatsch den hauptsächlichsten Gesprächsstoff in den literarischen Kaffeehäusern der Inneren Stadt. Weit schwerere Kämpfe als mit der Zensur des Vormärz brachten dem alternden Saphir das Aufblühen neuer Zeitschriften im Nachmärz und das Auftreten junger intelligenter, wissenschaftlich gebildeter Journalisten. Da galt es gar manchen Hieb zu parieren. Aber Saphirs Waffen waren inzwischen stumpf geworden, sein Witz verlor allmählich an Kraft und artete in Derbheit aus. Und wie er in den Wald hineinrief, so hallte es zurück. Denn auch seine nachmärzlichen Gegner ließen es an derben Worten nicht fehlen. An der Spitze stand der hochbegabte Rudolf Valdek, der in Kurandas „Ostdeutscher Post“ den Vernichtungskampf gegen Saphir eröffnete und dem sich in Ernst von Schwarzers „Donau“ L. J. Semlitsch als Streitgenosse gesellte. In einem offenen Rundschreiben erhob im März 1856 Rudolf Valdek die schwersten Vorwürfe gegen Saphir. „Es handle sich nicht“ — so schrieb er — „um ein Turnier von Witz oder Grobheit, es handle sich vielmehr um die literarische Hinrichtung eines schweren literarischen Verbrechers.“ In blinder Wut hieb nun Saphir gegen seine Angreifer los. Skriblertroß, Insektengewimmel, sittlich verwahrloste Literaturbuben, Ochs, Jodl, Spitz, Mops, zottiger Pudel, Bullenbeißer, Fleischerlackel, Sumpfvögel und noch weit schärfere Titulaturen flogen seinen Gegnern zu. Schließlich schleppte er sie sogar vors Gericht, das den literarischen Richtern eine mehrwöchentliche Arreststrafe auferlegte. Mit dem Prozeß Valdek-Semlitsch sank der letzte Rest von Saphirs literarischem Ansehen. Zwei Jahre später erlöste ihn der Tod von schweren physischen und psychischen Leiden.

Wenn auch Saphirs Name heute bereits vergessen ist, wird ihn der Kulturhistoriker doch wieder in Erinnerung bringen müssen, denn Saphir war eine typische Erscheinung der vormärzlichen Zeit und einer der letzten Nachkommen jener Lustigmacher, die einst in der Hanswurstjacke die Wiener von Anno dazumal lachen machten.

Das Land der wirtschaftlichen Freiheit.

Von Dr. Julius Wilhelm.

Oft begegnet man der Ansicht, daß Amerika kein Land sei, von welchem in sozialer Beziehung ein wesentlicher Fortschritt zu erwarten sei. Die Hast, mit der dort alle Welt nach Bereicherung strebt, lasse niemandem Zeit, über die Art und Weise nachzudenken, in welcher die Verbesserung unserer gesellschaftlichen Zustände angestrebt werden könnte.

Daß diese Ansicht falsch ist, beweist uns schon die Verbreitung, welche die Lehren von Henry George gefunden haben. Die werbende Kraft seiner Ideen war eine so bedeutende, daß es ihnen gelungen ist, erhebliche Teile des denkenden Bürgertums für sich zu gewinnen. In Deutschland stützt eine große Partei ihre Reformvorschläge auf die Lehren von George, denen sich auch die Sozialdemokratie in letzter Zeit genähert hat. Ein oft zitiertes Beispiel wird die Bedeutung seiner Reformvorschläge für die Allgemeinheit auch den sofort erfassen lehren, der noch nie etwas von George gehört hat. Man nehme an, ein unermeßlich reicher Mensch hinterlasse der Stadt Wien sein ganzes Vermögen, dessen Zinsen so bedeutend wären, daß dann in Wien keinerlei Staats-, Landes- oder Gemeindesteuern erhoben zu werden brauchten, weil die Gemeinde in der Lage wäre, alles aus dieser großen Stiftung zu bezahlen. Eine Stadt, die sich in einer so beneidenswerten Lage befinden würde, könnte naturgemäß allen Bürgern das Leben außerordentlich angenehm gestalten und in einer solchen Stadt zu wohnen wäre ein besonderer Vorzug. Was wäre aber der Erfolg dieser hochherzigen Schenkung? Nichts anderes, als daß die glücklichen Besitzer von Grund und Boden den gesamten Vorteil durch höhere Mieten wegsteuern würden. Ein Wohnung, die heute 600 *K* kostet, würde dann vielleicht 2000 *K* wert sein, ein Kaffeehaus, das heute 10.000 *K* Miete zahlt, würde dann vielleicht 30.000 oder 40.000 *K* Miete zahlen. Das Leben würde um nichts billiger werden, bloß die Hausbesitzer würden genau im Verhältnis der Schenkung reicher geworden sein. Würden die Zinsen dieser Schenkung alljährlich 400 Millionen *K* betragen, so würde die Bodenrente um annähernd die gleiche Summe gestiegen, der Grundwert und der Wert der Häuser würde um mehrere Milliarden Kronen gewachsen sein.

Diese entsetzliche Perspektive, daß aller menschliche Fortschritt in letzter Linie den glücklichen Grundbesitzern zugute kommt, hat Henry George dazu geführt zu verlangen, daß alle Grundrente zugunsten der Gemeinsamkeit, welche sie schuf und fortwährend schafft, weggesteuert werden soll. Dabei handelt es sich wohlverstanden nicht um die Investitionen, welche auf dem Boden gemacht worden sind, nicht um ein Haus, um eine Fabrik, eine Verbesserung des Bodens, sondern um den Boden allein. George stellt sich vor, daß alle anderen Steuern, vor allem Zölle und Konsumsteuern, entfallen und daß nur der nicht vermehrbare Besitz an Grund und Boden, in dessen Wert sich der gesellschaftliche Fortschritt vergegenständlicht, zum Gemeingut werden soll. Er geht nicht so weit, daß er das Eigentum konfisziert, wohl aber die Rente, welche der Boden dem Besitzer einträgt. Diese Rente, die mit der Zahl und Kaufkraft der Bewohner eines Landes oder einer Stadt wächst, ist gleichsam die moderne Form der Sklaverei und wirtschaftliche Freiheit ist nur in einem Lande möglich, in dem diese Rente zum Gemeingut geworden ist.

In vielen Beziehungen verwandt mit Henry George ist Upton Sinclair. Er hat als Arbeiter in den Unternehmungen des Fleischtrust Gelegenheit gehabt, die fürchterlichen Schäden zu beobachten, welche die Macht einer großen Unternehmervereinigung auf die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht nur der Angestellten, sondern eines ganzen Landes auszuüben in der Lage ist. Die Beobachtungen, die er dort machte und in einem Aufsehen erregenden Buche veröffentlichte, haben sein soziales Denken geschärft und ihn erkennen lassen, daß der staunenswerte Fortschritt der

Vereinigten Staaten bloß im Interesse einer ganz kleinen Kaste gelegen sei. Der Reichtum der Vereinigten Staaten entwickelte sich nach ihm, wie folgt:

Jahr	Milliarden Dollars
1850	9
1870	30
1890	65
1900	95

Was sagen diese Zahlen? Nichts weiter, als daß es den Besitzenden in den Vereinigten Staaten möglich ist, von Jahr zu Jahr eine größere Last auf die Schultern des arbeitenden Volkes zu legen. Würde die wirtschaftliche Entwicklung in der bisherigen Weise fortschreiten, so würde sukzessive das Nationalvermögen 200, 300, 400 Milliarden Dollars betragen. Das heißt, daß die wenigen, welche den Reichtum der Vereinigten Staaten in Händen haben, statt der heutigen Konsumsteuer von vielleicht 50 Dollars von jedem Amerikaner dann eine jährliche Steuer von 100, 150, 200 Dollars einheben werden. Der Marktwert dieser Steuerlast von 10, 15, 20 Milliarden Dollars, welche die Monopolisten auf das gesamte Volk legen könnten, wäre das, was man Nationalvermögen nennt. In dem Maße, als das Nationaleinkommen steigt, würde das Leben teurer. Die Produktionsmethoden würden besser, der Gewinn würde größer und die einzigen, welche aus dieser ganzen Reichtumsentwicklung einen Vorteil gezogen hätten, wären die wenigen, welche den amerikanischen Reichtum besitzen. Sinclair vergleicht diesen Zustand mit dem Zustand des französischen Volkes vor der großen Revolution. Damals war die Last, welche auf dem Bauernstande ruhte, eine unerträgliche geworden und das Volk mußte zur Abschüttlung dieser Last schreiten, wollte es nicht verhungern. Wenn das amerikanische Volk auch nicht verhungert, so ist doch die Not in weiten Kreisen eine sehr bedeutende und Sinclair glaubt, daß der Moment nahe ist, da das Volk zur Revolution schreiten wird. Was versteht er nun unter Revolution? Die Nichtanerkennung der alten Herrenrechte, insoweit sie monopolistischen Charakter haben. Im Gegensatz zur französischen Revolution handelt es sich bei einer bevorstehenden amerikanischen Umwälzung nicht um den ländlichen Boden, sondern um die großen industriellen Monopole und um den städtischen Grundbesitz.

Diesen Gedanken hat Upton Sinclair vor Jahresfrist ein Buch gewidmet, das er „Die industrielle Republik“ (in deutscher Übersetzung bei Sponholtz in Hannover erschienen) nennt, weil er gerade die Industriewerte als Gemeinbesitz erklären, also ohne Ablösung verstaatlichen will.

Die Entwicklung des Sozialismus vom rein autoritären Kommunismus bis zu diesem Stadium ist ein gewaltiger Fortschritt. Vor allem war es notwendig sich darüber klar zu werden, welche Besitztitel für die Gemeinsamkeit gefährlich sind und welche nützlich, notwendig und ungefährlich sind. Es gab eine Zeit, die noch gar nicht so weit hinter uns liegt, da die Mehrzahl der Sozialisten daran dachte, den Grund und Boden zu verstaatlichen, da sie im Bauer ein rückständiges, bildungsunfähiges Element erblickten, welches durch die Entwicklung überwunden werden müßte. Es ist das Verdienst des deutschen Sozialdemokraten David, auf die außerordentliche Bedeutung der bäuerlichen Wirtschaft hingewiesen und die industrielle Arbeiterschaft darüber aufgeklärt zu haben, daß die Forteristenz des Bauern und

dessen Kräftigung im Interesse der industriellen Arbeiterschaft gelegen sei. Wer offenen Auges in unseren Alpenländern umhergewandert ist und gesehen hat, wie oft auf verhältnismäßig kargem Boden eine blühende Wirtschaft nur durch die Tüchtigkeit des betreffenden Bauern existiert, wer erkannt hat, daß der Bauer fast allein imstande ist, gutes Vieh zu züchten und edle Bodenprodukte auf den Markt zu bringen, der wird sich über diese Erkenntnis besonders freuen. Auch Sinclair sieht ein, daß der Farmer, der sich ehrlich abmüht, eigentlich nichts ist als ein Arbeiter, dessen Reineinkommen oft sogar niedriger ist als das des Arbeiters in der Union.

Der Farmer wird ebenso wie der städtische Konsument von den Monopolisten ausgebeutet und benachteiligt. Die großen Viehgesellschaften und Fleisch verarbeitenden Etablissements drücken den Farmern das Vieh billig ab, verarbeiten in der denkbar vollkommensten Weise alle Teile des Viehs und liefern den Fleischhändlern das fertig gepackte, schon zugerichtete Fleisch ins Haus, aber nur zu einem Preise, welcher einen hohen Monopolgewinn einschließt. So sind die Fleischpreise in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten rund auf die doppelte Höhe gestiegen, während der Farmer für sein Vieh nicht viel mehr erhält als früher. Würde sich nun die Preiserhöhung nur auf den Artikel Fleisch beschränken, so wäre sie zu ertragen. Da sie sich aber nahezu auf alle Artikel erstreckt, so wirkt die Herrschaft der Monopole in den Vereinigten Staaten wie eine wesentliche Verringerung der Kaufkraft des Geldes, ja Sinclair geht so weit, die Meinung auszusprechen, daß die Reallöhne in den Vereinigten Staaten gesunken seien.

Dennoch verkennt er die außerordentliche geistige Arbeit, welche in diesen Trusts verkörpert ist, nicht. Es gehört zu den bewundernswürdigsten Leistungen der menschlichen Intelligenz, daß es gelungen ist, Organismen, wie den Stahl- oder Petroleum-Trust, anstandslos funktionieren zu lassen. Alle diese wunderbaren Betriebe haben es verstanden, die Selbstkosten der Produktion herabzusetzen und haben eine Übersicht über den Bedarf des Marktes geschaffen, welche man erst von dem sozialistischen Zukunftsstaat erwartete. Die Trusts haben daher eine wertvolle Vorarbeit geliefert; die Expropriation, gleichgültig, ob sie mit oder ohne Ablösung, im letzteren Falle also als Konfiskation, stattfindet, würde ungemein erleichtert. Es ist nun in hohem Maße interessant, daß das Erwachen des sozialen Bewußtseins in den Vereinigten Staaten zwar später, aber mit viel größerer Vehemenz einsetzt als in Europa. Die Reichtumsbildung in Europa geht langsamer vor sich und verteilt sich auf eine viel größere Anzahl von Individuen. Die Reichtumsentwicklung in Amerika erfolgte stürmisch und war von einem früher für unmöglich gehaltenen Konzentrationsprozeß begleitet. Das schamlose Vorgehen der amerikanischen Trusts hat in Europa nicht seinesgleichen. Das rücksichtslose Niederringen des Gegners, die Korruption der Beamtenschaft, welche sich von den Trustmachthabern stets mißbrauchen ließ, mußten den Unwillen der Majorität der Bevölkerung wecken und so ist es gekommen, daß man im Lande der individuellen Freiheit von staatlichen Eingriffen das Heil erwartet, während doch eine lange Erfahrung lehrt, daß fast sämtliche Behörden der Union bis sehr hoch hinauf käuflich sind. Diese Käuflichkeit ist entweder eine direkte oder es handelt sich um Zahlungen an einen Wahlfonds, von welchem die Fortexistenz der Herrschaft einer politischen Clique abhängt. Die Wahlen

haben in Amerika viel größere Bedeutung als bei uns, weil mit jeder neuen Wahl die Beamten wechseln und daher einem Beamten oft nur eine kurze Spanne Zeit zur Verfügung steht, um sich zu bereichern. In den Vereinigten Staaten ist nicht selten die Meinung zu hören, daß ein Beamter, welcher seine Zeit nicht zur Bereicherung benutzte, ein Mann ist, der eine ihm gebotene Chance nicht zu verwenden verstand. In dieser Beziehung herrscht zwischen der Moral einer großen Anzahl von Funktionären in Amerika und in Rußland kein wesentlicher Unterschied. Richter, welche käuflich sind, Stadtvertreter, welche die besten Teile des Gemeindevermögens verschleudern, gehören zu den alltäglichen Erscheinungen. Auch hier ist es möglich, die Parallele zwischen der Korruption in Frankreich vor der Revolution und den heutigen Zuständen in Nordamerika zu ziehen. Nur handelte es sich damals nicht bloß um die wirtschaftliche, sondern auch um die politische Freiheit, während es sich in den Vereinigten Staaten heute wesentlich um erstere handelt. Zwar ist auch die politische Freiheit in Amerika eine durchaus nicht so gefestigte, wie man allgemein glaubt, denn in einem Staate, in welchem die Korruption so weit verbreitet ist, kommt der wirtschaftlich Unfreie schwer in die Lage, von seinem theoretischen Rechte, an der Regierung des Landes teilzunehmen, Gebrauch zu machen.

In diesem Milieu von Menschen, die sich gegen die herrschende Ordnung auflehnen, sind Kraftausdrücke an der Tagesordnung. Daß man die Stützen des Staates und der Gesellschaft Diebe, Räuber und Mörder nennt, ist alltäglich. Diebe, weil sie dem Volke den größten Teil seines Einkommens in Form von Preisaufschlägen auf Produkte stehlen, Räuber, weil ihnen das Eigentum der anderen nie heilig ist und sie stets mit den gewalttätigsten Mitteln ihre Macht zu befestigen wissen, und Mörder, weil ihr System der Ausbeutung ganze Generationen von arbeitenden Menschen frühzeitig ins Grab bringt.

Damit, daß man das Übel erkannt hat, ist aber noch nichts geleistet. Man muß den Weg zeigen, welcher beschritten werden muß, um es zu heilen. Die Verstaatlichung der Trusts kann in Amerika kaum in Betracht kommen, denn bei der weitverbreiteten Korruption würde ein solcher Tausch kaum vorteilhaft sein. Auf der einen Seite würden die großen Gewinne, welche heute die Unternehmervereinigungen einstreichen, in die Taschen der Politiker fließen, anderseits ist zu befürchten, daß an der Tendenz der Verbesserung des Produktionsprozesses und der dadurch erfolgten Herabsetzung der Selbstkosten nicht mehr festgehalten würde, wenn in den verstaatlichten Unternehmungen die sachunkundigen Politiker das große Wort führen würden.

Der Weg, der zur Genesung des Wirtschaftslebens eingeschlagen werden kann, ist vielmehr derselbe, der zur politischen Freiheit geführt hat. Es ist auch sehr die Frage, ob die heutigen Leiter des Produktionsprozesses dabei ein sehr schlechtes Geschäft machen werden. Wenn es erlaubt ist, wie Sinclair es tut, eine Parallele zwischen politischer und wirtschaftlicher Freiheit zu ziehen und die Lage eines streng konstitutionellen Monarchen mit der eines Selbstherrschers zu vergleichen, wird man sehen, daß der letztere sich viel schlechter steht als der konstitutionelle Monarch. Eduard VII., der eigentlich nur der Angestellte des englischen Volkes ist, erfreut sich des größten Ansehens, er gilt als der erste Diplomat unserer Zeit. Er geht frei

herum und sperrt sich nicht ängstlich von der Außenwelt ab. Wie arm ist dagegen der Sultan in Konstantinopel* oder der russische Zar! Beide sind ärger daran als schwere Verbrecher. Sie sind trotz alles Reichtums Gefangene und, wenn sie sich überhaupt aus ihren Schlössern herauswagen, so können sie es nur tun, wenn sie von Soldaten bewacht werden. Dabei verläßt sie nie die Furcht vor einem Attentat und sie können ihres Lebens nicht froh werden. Auch die amerikanischen Milliardäre werden heute zum Teil schon streng bewacht und es wird die Zeit kommen, da sie sich gegen die Volkswut genau so schützen müssen wie die absoluten Herrscher. Wenn sie sich entschließen würden, eine Art von Konstitution einzuführen und ihre Arbeiter an der Prosperität ihrer Unternehmungen zu interessieren, so würden sie auf einmal eine große Zahl von tüchtigen Mitarbeitern gewinnen, welche heute ihre Feinde sind. Ebenso wie das konstitutionelle Leben Kräfte entfesselt hat, von denen man sich nichts träumen ließ, ebenso wird die Konstitution im Wirtschaftsleben zu einer außerordentlichen Blüte führen, die alles bisher Erreichte in den Schatten stellen dürfte. Dabei wird ein wirklich tüchtiger Produktionsleiter mit allgemeiner Zustimmung außerordentlich gut bezahlt werden. Denn es ist in der Tat nicht leichter, ein großes Unternehmen, wie z. B. den Stahltrust, gut zu verwalten, als ein Königreich zu beherrschen.

Über die Details dieser industriellen Republik, wie sie ihm vorschwebt, spricht sich Sinclair nicht aus. Sein Buch ist weniger ein systematisches oder in ästhetischer Hinsicht befriedigendes Werk, als eine leidenschaftliche Anklage gegen die herrschenden Kreise Amerikas. Er sagt: „Die Politiker Amerikas haben nie etwas anderes erstrebt als ihren eigenen Lebensunterhalt.“ Seine Schilderungen von der Fahrlässigkeit der Unternehmer, von ihrer Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber Betriebsunfällen wirken erschütternd. Der Produktionsprozeß, wie er in den Vereinigten Staaten vor sich geht, erfordert alljährlich eine Armee von Opfern, deren Zahl durch einige Vorsicht auf eine ganz kleine herabgedrückt werden könnte. Die erschreckende Not in den großen Städten, das Wohnungselend, die Degeneration und die Zunahme von Verbrechen sind für Sinclair die Anzeichen, daß die Tage des monarchischen Typus in der industriellen Gemeinschaft gezählt sind. Auch die Sklavenbefreiung im Jahre 1860 wurde anfangs als Wahnsinn betrachtet, schreibt er, bis man erkannte, daß die Sklavenarbeit eine sehr verschwenderische Art Ackerbau zu treiben sei; so wird man auch bald erkennen, daß die alte Methode des am Produktionsprozeß nicht interessierten Lohnarbeiters sehr unrentabel ist.

Anderseits verschweigt Sinclair aber auch nicht, wie sehr unter dem bestehenden System die Produktivität gestiegen ist. Mit den neuesten Maschinen unserer Tage kann ein Mann Wollwaren für 300 Leute produzieren. Ein Mann kann Stiefel und Schuhe herstellen für 1000, einer kann Brot backen für 200. Die menschliche Arbeitskraft wurde durch die Maschine im Umfang von 80 bis 85% verdrängt. Trotzdem herrscht aber Überarbeit, Frauen- und Kinderarbeit in manchen Gegenden der Vereinigten Staaten.

Die Revolte gegen den Widersinn des kapitalistischen Systems kommt in der wachsenden Anzahl der sozialistisch denkenden Menschen zum Ausdruck. Sinclair

* Der Artikel ist lange vor den letzten Ereignissen in der Türkei geschrieben, die Volk und Herrscher einander näherten.

gibt an, daß heute auf der Welt schon 30 Millionen zielbewußter Sozialisten leben. Also etwa 2% aller Menschen träumen von einer Zukunft, in der das Kapital Gemeingut des Volkes, in der die Rente beseitigt sein wird. In der industriellen Republik gibt es keinen Luxus mehr, weil es keine Sklaverei gibt und keine Dienstbarkeit irgendeiner Art. Wo eine Konkurrenz möglich ist, soll dem Individuum das Eigentumsrecht über die Produktionsmittel zugesprochen werden, wo eine Konkurrenz aber praktisch unmöglich ist, sollen sie dem allgemeinen Besitze überlassen werden. Das heißt Sinclair verlangt die Vergesellschaftlichung aller Monopole, Trusts, Transportmittel, während er dem Farmer, dem Handwerker und dem Künstler seine Produktionsmittel belassen will. Während also „die bürgerliche Zivilisation ein organisiertes System der Unterdrückung" ist, während Renten, Zinsen und Dividenden ein Überbleibsel der Barbarei sind, würde in der wirtschaftlich freien menschlichen Gesellschaft kein Mensch vom Arbeitsertrag anderer leben können, sondern das System der industriellen Republik müßte dahin führen, automatisch die Rente zum Gemeingut aller Menschen zu machen. Wie schwer der steigende Reichtum einiger weniger die Gesamtheit bedrückt, erhellt aus dem Folgenden: Die Liegenschaften der Familie Astor in New-York haben heute einen Marktwert von 450 Millionen Dollars und werden in 20 Jahren voraussichtlich einen solchen von einer Milliarde besitzen, d. h. der Teil der New-Yorker Bevölkerung, auf den sich die Grundrechte der Familie Astor erstrecken, wird um so viel ertragfähiger geworden sein.

Die große Konzentration des Besitzes in den Vereinigten Staaten zeigt die Tatsache, daß ein Achtel der Bevölkerung sieben Achtel des Nationalvermögens besitzt und 1% mehr als die übrigen 99%. Ein Zwölftel des Nationalvermögens wird in einer Versammlung des Direktoriums der United Steel Corporation repräsentiert. Diese Männer vertreten als einflußreiche Direktoren zugleich 200 andere Gesellschaften. Sie kontrollieren mehr als die Hälfte aller Bahnen des Landes, also ungefähr ein Viertel aller Bahnen der Welt, ferner einen großen Teil des Telegraphensystems, der Bergwerksproduktion, besonders der Kohlenförderung, der Versicherungsgesellschaften und der Banken. Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Zahlen muß freilich Sinclair überlassen bleiben. Daß diese Zustände ärger sind als diejenigen, welche zur französischen Revolution des Jahres 1789 führten, kann kein objektiver Beurteiler verkennen. Sinclair ist der Ansicht, daß die Revolution schon im Jahre 1913 eintreten wird und erwartet den Umschlag von der neuen Präsidentenwahl, eine Ansicht, welche zu amerikanisch ist, als daß wir sie teilen könnten. Einen großen gesellschaftlichen Umwälzungsprozeß, der unmöglich auf die Vereinigten Staaten allein beschränkt bleiben könnte, von der Wahl eines neuen Präsidenten, also eines Politikers, der nach der Ansicht Sinclairs nichts macht als seine eigenen Geschäfte, erwarten zu wollen, ist merkwürdig. Eine Revolution hat doch im allgemeinen nicht gewartet, bis ein neuer Mann zur Wahl kam, sondern sie hat die gesellschaftlichen Zustände mit einem Ruck geändert und der neue Mann, der ans Ruder gelangte, war nur der Repräsentant der neuen Ideen, die in den Köpfen der Menge in mehr oder weniger klarer Weise schon vorhanden waren.

Das neue Gemeinwesen, das entstehen soll, wäre „eine Gemeinschaft, in welcher die Produktionsmittel zum unveräußerlichen Besitze des Staates gehören".

Wenn das wörtlich zu nehmen ist, so heißt das, daß der größte Teil der Produktionsmittel verstaatlicht werden soll. Sinclair bekennt sich damit zum autoritären Kommunismus. Er will nicht die Produktionsmittel herrenlos erklären wie die atmosphärische Luft, sondern er will sie zum Staatsbesitz machen. Obwohl er von der Unwandelbarkeit der menschlichen Natur überzeugt ist, hält er es doch für denkbar, daß die neuen Machthaber ihre Macht nicht mißbrauchen werden. Er muß offenbar auch glauben, daß in den Staatsbetrieben der neuen Gesellschaft sich die Tendenz des Fortschritts, welche die gute Seite des Trusts war, fortentwickeln wird. Er will das Nutzungsrecht an den Produktionsmitteln nicht direkt den Arbeitenden, beziehungsweise den Produktivgenossenschaften überweisen, sondern auf dem Umweg des Staates. In einem solchen Gemeinwesen würde das Arbeitsprodukt nicht dem Arbeitenden gehören, sondern genau so wie heute einem anderen, nur wäre dieser andere der Staat.

Man sieht also, daß trotz alles Verständnisses für die praktischen Erfordernisse des Wirtschaftslebens auch der Schwerpunkt der Ausführungen von Sinclair in der Kritik liegt. Er schweigt sich darüber aus, wie die menschliche Gesellschaft konstruiert sein muß, welche nach der Revolution den Produktionsprozeß in die Hand nimmt. Während Hertzka dem Staate nur die Funktion des Kapitalgebers überträgt, welcher den im übrigen völlig autonomen Produktivgenossenschaften als Kreditgeber dient, bleibt Sinclair beim einfachen Staatsbetrieb stehen. Während die Anarchisten den Staat überhaupt negieren und von dem Besitz der Gewalt, sei sie politisch oder wirtschaftlich, unter allen Umständen nur Mißbrauch derselben erwarten, hat Sinclair ein fast kindliches Vertrauen zur Ehrlichkeit und Tüchtigkeit der Lenker seiner industriellen Republik. Auch den Weg, die Kapitalsbeschaffung Konsumvereinen zu überlassen, welche, da sie allen Mitgliedern freien Zutritt gewähren, nicht imstande sind, eine für das Gemeinwesen gefährliche Macht zu erobern, betritt er nicht. Er zerbricht sich auch nicht den Kopf, wie der Übergang aus der alten ausbeuterischen in die zukünftige freie Welt erfolgen wird. Man muß annehmen, daß er glaubt, die erfolgreiche wirtschaftliche Revolution werde zur Konfiskation aller großen Vermögen führen und zur Übernahme der Betriebe durch den Staat. Wo er aber die Grenze setzen will, wo noch konfisziert werden kann und wo das Eigentum ungefährlich ist, darüber macht er keine präzisen Angaben.

Er zeigt uns ein Ziel, aber keinen Weg. Und doch wäre es gerade ihm nicht schwer geworden, den Weg zu weisen, der aus dem Sumpf der kapitalistischen Welt zur Höhe der herrenlosen Wirtschaft führt. Seine Haushaltungsgenossenschaft entspringt der Erkenntnis, daß die Herrschaft über den eigenen Konsum schon heute durch die Konsumgenossenschaft erreichbar ist.

Sinclair hat in der Nähe von New-York ein Heim für Leute gegründet, die ihre unvollkommenen Einzelwirtschaften zusammengelegt haben. Gemeinsam ist Küche, Gemüsegarten, Bad, Spielplatz, geistige Anregung, Kinderpflege und erster Unterricht. Männer und Frauen, die tagsüber ihren Geschäften nachgehen, finden dort ihr Heim, das ihnen keine Sorge, sondern nur Vergnügen macht. Leider brannte die erste Siedlung völlig nieder, aber die Idee lebt und wird sicher bald in vollkommenerer Form in die Wirklichkeit umgesetzt werden.

Ein solches Heim, das mit allem Komfort unserer Zeit ausgestattet ist, stellt eigentlich nichts dar als einen Konsumverein. Wer es aber einmal über sich bringt,

seinen individuellen Haushalt aufzugeben und sich die Sorge um Nahrung, Wohnung und Kindererziehung genossenschaftlich zu erleichtern, der kann ohne große Phantasie vom gemeinschaftlich gebratenen Beefsteak bis zum genossenschaftlichen Schlachthaus aufsteigen. Die großen Schlachthäuser Chicagos, die Sinclair so genau kennt, würden dann statt dem Trust einiger Unternehmer dem Verbande der Konsumvereine gehören.

Da die Heimstätte zu den wichtigsten Trägern unserer Gesittung gehört, ist ihre Neugestaltung der Grundpfeiler der kommenden genossenschaftlichen Kulturepoche. Würde sich Amerika mit solchen Kolonien der kleinlichen Sorge des Alltagslebens befreiter Menschen bedecken, so wäre die äußere Freiheit nur mehr eine Frage der Zeit. Ein Land, dessen Bewohner ihre Bedürfnisse in eigener Regie decken, in Betrieben, dessen Reingewinn ihnen gehört, hätte die wirtschaftliche Sklaverei überwunden. So lange diese Siedlungen und deren übergeordnete Verbände den Zuzug jedermann offen halten, wie das alle Konsumvereine tun müssen, so lange kann es keine Leute geben, die von fremder Arbeit leben. Ähnlich wie das Kapital österreichischer Sparkassen eigentlich niemandem gehört, so könnte der Reichtum der Welt jedermann und niemanden gehören. Viel besser als der Staat mit seiner plumpen Maschinerie und Kontrolle könnten Produktivgenossenschaften wirtschaften, denen die organisierten Konsumenten das Kapital zuführen.

Die bestehende Bankorganisation müßte sich früher oder später in den Dienst der organisierten Verbraucher stellen, weil der gesicherte Absatz für jeden Betrieb das Wichtigste ist und es nur an den Konsumenten liegt, zu beschließen, wo sie kaufen wollen. Aber diese zu Unternehmern gewordenen Konsumentenverbände müssen ihrer Aufgabe gewachsen sein, sie müssen gute Organisatoren der Arbeit, gute Geschäftsleute sein. Das müssen sie von den Trustleitern noch lernen. Halten die Konsumenten zusammen, so ist die ausbeuterische Welt gewesen; mit der Herrschaft über den eigenen Konsum, wäre die industrielle Republik zur Tatsache geworden. — — — Doch wir verlieren uns in Träume, die sich erst verwirklichen können, wenn wir fliegen gelernt haben und wir können noch nicht gehen!

Zurück zu Sinclair.

Auf den unbefangenen Leser macht das Buch den Eindruck des Ergusses eines Menschenfreundes, eines Idealisten und Verzweifelnden, insofern als er nicht mehr daran glaubt, daß der Übergang von der alten in die neue Welt auf friedlichem Wege unter Respektierung der erworbenen Rechte vor sich gehen kann. Und doch bedeutet das Buch einen wichtigen Markstein in der Entwicklung des sozialen Gedankens, weil es zum Ausdruck bringt, daß in Amerika, dessen Reichtum so schnell zunimmt, der Unmut über die Wirtschaft der Monopolisten ein weit verbreiteter, wenn nicht allgemeiner geworden ist. Wir erwähnten am Beginne dieser Ausführungen, daß man von Amerika in sozialpolitischer Beziehung meist nichts erwarte. Hier spricht ein junger Mann, der die Stimmung der Arbeiterkreise jenes Landes kennen muß, unverhohlen seine Überzeugung aus, daß schon im Jahre 1913 die bestehende Wirtschaftsordnung in Amerika umgeworfen sein wird. Es ist klar, daß, wenn er überhaupt Recht hat, dies eine Bewegung sein wird, die durch die ganze Welt gehen wird. Wenn einmal in einem so großen und mächtigen Lande die Grundlage der kapitalistischen Welt angegriffen wird, wenn der Grundsatz

durchgeführt werden wird, daß „alles Eigentum und alle Produktionsmittel, in welchen eine Konkurrenz praktisch unmöglich ist, dem Allgemeinbesitze überlassen werden", dann wird die Rente kaum irgendwo auf der Welt noch eine dauernde Stätte finden.

Was wäre aber die Folge dieser Umwälzung? Wie Frankreich erst nach Beseitigung der alten Wirtschaft aufblüte und einen reichen und tüchtigen Bauernstand erwarb, wie die Abschüttlung der Sklaverei in Nordamerika, eines der größten Ruhmesblätter aller Zeiten, die allgemeine Reichtumsentwicklung in überraschender, von niemandem geahnter Weise förderte, ebenso würde die Abolition der Rente zu einer Steigerung des gesellschaftlichen Reichtums führen, von der wir uns heute nichts träumen lassen. In wenigen Dezennien würde man die Zumutung, daß man von fremder Leute Arbeit leben kann, ebenso mit Entrüstung zurückweisen, wie es heute jedermann als Beleidigung empfinden würde, wenn man ihm zutraute, daß er Sklaven hielte, die Wertgegenstände sind wie Haustiere und die man zu Tode prügelt, wenn man es für gut findet.

Eine Menge von gesellschaftlichen Krankheiten und deren Folgen, Prostitution und Wahnsinn, Vernunftehe und Degeneration, Lüge und Diebstahl würden dann aussterben; die menschliche Gesellschaft würde einer allmählichen Gesundung entgegengehen, wenn die Ausbeutung verschwände. Und diese felsenfeste Überzeugung, daß es im Interesse unserer Rasse liegt, das Glück zerstörende Joch der Rente abzuschütteln, das auf uns allen, auf Besitzenden und Besitzlosen, lastet, dieser Optimismus ist das Versöhnende; er ist es, der uns über alle Schwächen des Buches hinwegsehen läßt — träumend, hoffend oder siegesgewiß — in das Land der wirtschaftlichen Freiheit.

Chronik.

Fachschulwesen *.

Es ist wohl recht bezeichnend, daß sich unter den Reformfreunden der Mittelschule immer mehr Stimmen vernehmen lassen, die im Zusammenhang mit der Umformung und Ausgestaltung der eigentlichen Mittelschule auch den Fachschulen die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken beginnen, indem sie auf die Wichtigkeit derselben für das berufliche Leben hinweisen Seitdem Finanzminister Dr. v. Korytowski im Parlamente zu wiederholten Malen die der fachlichen Ausbildung dienenden Lehranstalten als für die wirtschaftliche Entwicklung sehr notwendige Einrichtungen bezeichnete, haben angesehene Schulmänner auf Kongressen, in Broschüren und Kampfschriften darauf hingewiesen, daß „der Tüchtigkeit im gewerblichen, kaufmännischen und landwirtschaftlichen Berufe gleiche Achtung gebühre wie der Tüchtigkeit in den sogenannten gelehrten Berufen". (Regierungsrat Direktor V. Thumser: ‚Strittige Schulfragen'.) Ebenso hat Professor Dr. H. Kleinpeter in seiner programmatischen Schrift: „Mittelschule und Gegenwart" (S. 61 ff.) die Notwendigkeit der Fachschulen anerkannt und hervorgehoben, daß sie überdies von allen österreichischen Schulen diejenigen seien, die im Ausland am meisten Beachtung gefunden haben; sie sind nicht in den bureaukratischen Rahmen der alten Mittelschule eingespannt worden, sondern es wurde ihnen ein ungleich größeres Maß von Freiheit belassen.

In jüngster Zeit kam das Fachschulwesen auch auf der ministeriellen Mittelschulenquete zur Sprache, und zwar besonders bei Besprechung der von der Unterrichtsverwaltung gestellten Fragen: „Wie könnte dem bedenklichen Zudrange zu den Mittelschulen gesteuert werden?" und „Empfiehlt es sich, daß ein neuer Mittelschultypus geschaffen werde?" Sowohl die Referenten als auch die Korreferenten betonten, daß eine tatsächliche Überfüllung der Mittelschulen bestehe und daß durch dieselbe viele intelligente Elemente den eigentlich produktiven Ständen, auf welchen zum großen Teile die politische und wirtschaftliche Stellung des Staates beruht, entzogen würden. Eine Ausdehnung der bisher nur den Gymnasien und Realschulen gewährten Berechtigungen auch auf die Fachschulen könnte hierin Wandel

* Vgl. Band XI, Heft 4 der „Österr. Rundschau".

schaffen und den Andrang zu den eigentlichen Mittelschulen eindämmen. Man hob hervor, daß unsere die Mittelschule besuchende Jugend von dem kommerziellen Berufe abgelenkt werde; es dürfe daher nicht wundernehmen, wenn Männer von geschäftlicher Initiative bei uns so dünn gesäet seien, so lange das Vorurteil herrscht, daß der Kaufmann gesellschaftlich den anderen Ständen nachsteht; und doch müsse bei dem heutigen ökonomischen Wettkampf der Völker jedes Land, das seinen Rang behaupten will, die Blüte der Jugend den schaffenden Ständen zuführen.

Auch den der Mittelschulenquete vorausgegangenen Diskussionen in Vereinen und in der Presse lag die Tendenz zugrunde, in die Bevölkerung eine größere Wertschätzung des industriellen und kaufmännischen Standes zu tragen; immer wieder wurde auf die Notwendigkeit der Ausgestaltung und Verstaatlichung der Fachschulen hingewiesen, unter Betonung des Umstandes, daß es heutzutage zumeist nur „die entgleisten Elemente sind, die den Fachschulen zustreben, um sich zu retten*", was einen wirtschaftlich ungesunden Zustand bedeutet.

Diese Hervorhebung der Wichtigkeit der Fachschulen von verschiedenen Seiten ist eine überaus erfreuliche Tatsache und es wäre nur zu wünschen, daß die Unterrichtsverwaltung auch die gewerblichen und kommerziellen Lehranstalten in jener Weise fördert, wie sie dies zu tun beabsichtigt.

Auf dem Gebiete des *industriellen* Bildungswesens wendet sich dermalen, wie bereits in der letzten Chronik angedeutet wurde, die hauptsächlichste Aufmerksamkeit den gewerblichen Fortbildungsschulen zu. In Wien allein sind diese Anstalten von fast 42.000 Schülern besucht, die in 173 Schulen mit 386 Klassen und 42 Spezialkursen von 1423 Lehrpersonen unterrichtet werden. Diese Schulen sollen nun nach Tunlichkeit aus allgemeinen in fachliche Fortbildungsschulen umgewandelt und in eigenen Gebäuden mit Lehrwerkstätten untergebracht werden; ebenso soll der bisherige Abendunterricht durch einen Tagesunterricht ersetzt, es sollen ferner entsprechende Lehrmittel und Behelfe zur Verfügung gestellt werden.

Alle Vorarbeiten für diese Reorganisation des Fortbildungsschulwesens sind im besten Gange und es steht namentlich zu hoffen, daß in Wien die Gebäudefrage bald günstig gelöst sein wird, da die Wiener gemeinderätliche Kommission zur Beratung der Feier des sechzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers in ihrer Sitzung vom 8. November 1907 den Beschluß gefaßt hat, für eine gewerbliche Fortbildungsschule mechanisch-technischer Richtung den erforderlichen Grund zu widmen, falls die Mittel für die Bauführung und für Errichtung des Gebäudes anderweitig gesichert erscheinen.

* Vgl. Ch. Hartwig, „Entwurf einer österreichischen Einheitsmittelschule". S. 16. (Wien 1908, Carl Groak).

Alle Anstalten für gewerbliche Fortbildung, und zwar a) gewerbliche Vorbereitungskurse, b) Vorbereitungskurse für Lehrlinge der Gastwirte und Kaffeesieder, c) allgemeine gewerbliche Fortbildungsschulen für Lehrlinge und solche für Lehrmädchen, d) fachlich-gewerbliche Fortbildungsschulen für Lehrlinge und solche für Lehrmädchen, e) kaufmännische Fortbildungsschulen unterstanden in Wien bisher der Gewerbeschulkommission, die in ihrem kürzlich veröffentlichten Bericht über ihre Wirksamkeit im Jahre 1905/1906 ein umfassendes Bild ihrer Tätigkeit entwirft. Man muß in der Tat über diese vielseitige Wirksamkeit, die sich nicht bloß auf die eigentliche Unterrichtserteilung, sondern auch auf Abhaltung von Vorträgen allgemein-bildenden Inhaltes für Lehrlinge, auf Besuche von Museen, Ausstellungen, auf Schaffung von Schulsparkassen, Lehrlingshorten usw. ausdehnt, staunen, zumal auch für die Weiterbildung des Lehrpersonales durch Veranstaltung von Fachkursen aller Art, mit Unterstützung des Ministeriums, durch Bestellung von Instruktoren, Beistellung von Lehrmitteln und Räumlichkeiten ausgiebig gesorgt wird.

Neben den Fortbildungsschulen* sind auf industriellem Gebiete die Fachschulen für einzelne gewerbliche Zweige von besonderer Wichtigkeit, deren es in Österreich etwa 240 gibt, die bis vor Kurzem zumeist dem Unterrichtsministerium unterstanden. Sie werden alle im modernen Geiste geleitet; sie wecken den Formensinn bei ihren Schülern, die zu Tischlern, Zeichnern, Goldarbeitern, Holzschnitzern, Ziseleuren, Emailarbeitern usw. herangebildet werden. Die Lehrmethoden sind derart beschaffen, daß man zumeist auf die in dem Standorte der betreffenden Schule herrschende Hausindustrie zurückgeht, um zum modernen Kunstgewerbe hinüberzuleiten. Die Anstalten haben aber auch eine sozialpolitische Bedeutung, weil sie oft einer armen Bevölkerung die materiellen und geistigen Mittel zur Ausbildung und besseren Entwicklung ihrer Fähigkeiten gewähren. Dabei wird auch die kaufmännische Erziehung nicht vernachlässigt, denn auch der künstlerisch geschulte Arbeiter soll mit der geschäftlichen Seite seines Berufes bekannt gemacht werden; es wird daher den kommerziellen Disziplinen im Lehrplan dieser gewerblichen Fachschulen ein ziemlich breiter Raum gelassen.

Eine weitere Maßnahme der Unterrichtsverwaltung auf dem Gebiete des gewerblichen Unterrichtswesens betraf die Ausgestaltung der Lehrmittelbureaus für gewerbliche Unterrichtsanstalten in Wien. Diese Institution hat den

* Die neueste Schöpfung auf dem Gebiete des Fortbildungsschulwesens ist die am 2. Februar 1908 eröffnete höhere Fortbildungsschule für das Herren- und Damenkleidermachergewerbe, die von der Genossenschaft der Kleidermacher Wiens gegründet wurde.

Zweck, die Lehrmittelbestände der gewerblichen Unterrichtsanstalten fortlaufend zu vermehren und zu vervollkommnen, alle neuen Erfindungen auf dem Gebiete des Lehrmittelwesens wahrzunehmen, auf ihre Verwendbarkeit für gewerbliche Bildungsstätten zu erproben, neue Lehr- und Lernbehelfe für den Bedarf dieser Schulen selbst zu schaffen sowie die Herstellung solcher anzuregen und zu fördern, als Auskunftsstelle für die Wahl zweckmäßiger Lernbehelfe zu fungieren und die gegenseitigen Beziehungen zwischen den einzelnen Anstalten hinsichtlich des Austausches von Schulerzeugnissen zu regeln. Das Lehrmittelbureau ist als Staatsinstitut eingerichtet und gegenwärtig in einem eigenen Hause untergebracht; es umfaßt eine kunstgewerbliche Abteilung, eine Textilabteilung, eine Abteilung für Fortbildungsschulen und eine chemisch-technische Abteilung, die alle unter einer gemeinsamen Oberleitung stehen. Die Lehr- und Lernmittel werden entweder durch direkten Ankauf oder durch periodische Veranstaltung von Preisausschreiben für Originalobjekte und Entwürfe oder durch Anfertigung von Lehrbehelfen am Lehrmittelbureau selbst und an den staatlichen gewerblichen Anstalten beschafft. Die Abgabe von Lehrmitteln erfolgt teils unentgeltlich, teils gegen Ersatz der Selbstkosten. Durch diese Einrichtung sind die gewerblichen Lehranstalten immerhin in den Stand gesetzt, vornehmlich den Anschauungsunterricht in intensiver Weise zu pflegen und sich mit geringen Kosten in den Besitz von Lehrmitteln zu setzen, die früher nur schwer oder gar nicht zu beschaffen waren.

Auch die Inspektion der gewerblichen Fortbildungsschulen ist in letzter Zeit auf dem Gesetzes- und Verordnungswege geregelt worden*. In einer der Durchführungsvorschriften werden genaue Weisungen für die inspizierenden Organe erteilt und ihnen eine stete Fühlungnahme mit Lehrern und Gewerbetreibenden empfohlen; „nur dann", heißt es dort, „wenn die gewerblichen Fortbildungsschulen mit den Gewerben Hand in Hand gehen, wird es gelingen, die in weiten Kreisen des Gewerbestandes noch immer vorhandenen Vorurteile zu beseitigen und der Überzeugung zum Durchbruch zu verhelfen, daß die gewerbliche Fortbildungsschule nichts anderes ist und auch nichts anderes sein kann, als die notwendige Ergänzung der Meisterlehre". Alle Weisungen und Verfügungen sind von diesem Geiste durchweht, der von dem richtigen Verständnis für die Aufgabe der Fortbildungsschule zeigt.

Es wurde schon oft an dieser Stelle des verdienstvollen Wirkens des Regierungsrates Ernst Pliwa gedacht, der in hervorragender Weise an der Reorganisierung des Fortbildungsschulwesens beteiligt ist*. Mit besonderem Interesse wird man daher eine Abhandlung des genannten Funktionärs über „Die Entwicklung des gewerblichen Unterrichtswesens in Österreich während des letzten Dezenniums"** lesen, in welcher die historische Entwicklung dieses Unterrichtszweiges an der Hand einer reichen Literatur dargelegt wird; mit Recht kann der Verfasser in der Schlußbetrachtung seiner lehrreichen und erschöpfenden Darlegung sagen, daß Österreich hinsichtlich der zweckentsprechenden Organisation und Administration seiner Schulen hinter benachbarten Staaten nicht zurücksteht; er verkennt aber auch nicht, daß der Unterrichtsverwaltung noch große Aufgaben harren, die, was Umfang und Aufwand von Initiative anbelangt, dem bisher Geleisteten zum mindesten gleichkommen, dasselbe aber wahrscheinlich übertreffen werden; er schließt seine Ausführungen mit den mahnenden Worten: „Die Umgestaltung Österreichs zu einem Industriestaat, die Konkurrenz des Auslandes, insbesondere jene des erfindungsreichen Amerika, fordert gebieterisch den progressiven Ausbau des gewerblichen Bildungswesens, dessen Bedeutung leider in der Heimat noch nicht in dem erwünschten Maße gewürdigt wird." Nach dem bisher Mitgeteilten sollte man aber nicht so pessimistisch denken: man anerkennt aller Orten, welche Wichtigkeit dem gewerblichen Schulwesen innewohnt und ist bemüht, es allmählich nach Maßgabe der finanziellen Mittel auszugestalten; dazu drängt schon die steigende Frequenz der Mittelschulen, für die, wie bereits erwähnt, ein Abfluß in berufliche Lehranstalten geschaffen werden muß.

Zahlreiche Publikationen dienen ebenfalls der Förderung des gewerblichen Unterrichtswesens. Unter diesen sei diesmal zunächst das von der „Freien Vereinigung deutscher Fortbildungsschullehrer Böhmens" herausgegebene „Jahrbuch für das österreichische Fortbildungsschulwesen"*** erwähnt, das für die Ausgestaltung und den Ausbau dieses Unterrichtszweiges, für eine Ausgestaltung der Lehrpläne und Lehrmittel, sowie für die Fortbildung der Lehrerschaft mit allen Kräften eintreten will. Der uns bisher vorliegende erste Band (Jahrgang 1906) bringt einen programmatischen Artikel der Herausgeber; ferner eine eingehende Darstellung über das Fortbildungsschulwesen in Wien und eine übersichtliche Zusammenstellung sämtlicher gewerblicher Lehranstalten Österreichs in ihren verschiedenen Zweigen. Auch die anderen Beiträge zeugen von den zielbewußten Absichten der Herausgeber, so dürfte noch besonderem Interesse der Artikel über

* Durch das n. ö. Landesgesetz vom 30. November 1907, die gewerblichen Fortbildungsschulen betreffend, wird für jeden Fortbildungsschulbezirk ein Fortbildungsschulrat geschaffen, der für die Schulen seines Bezirkes die Schulbehörde erster Instanz bildet.

* Von ihm stammt auch der Plan zu dem neuen Zentralgewerbeschulgebäude in Wien, das bei entsprechender Ausnützung 10.000 Schüler fassen soll; seine Kosten sind auf K 2,806.000 veranschlagt.

** „Österreichisches Verwaltungsarchiv" IV. Jahrgang.

*** Verlag von Joh. Künster in Böhm.-Leipa.

die Errichtung von Mädchenfortbildungsschulen begegnen, da er eine dermalen recht aktuelle Angelegenheit behandelt, die in innigstem Zusammenhange mit dem großen Komplex der Frauenfrage steht.

Eine andere periodische Publikation, die ebenfalls der Förderung des Fortbildungsschulwesens dient, ist die Zeitschrift „Die gewerbliche Fortbildungsschule"*, die, unter der tüchtigen Leitung von R. Mayerhofer, über einen Stab anerkannter Mitarbeiter verfügt. Man findet in der Zeitschrift Aufsätze über die gegenwärtig in Diskussion stehende Reform der gewerblichen Fortbildungsschulen, einschlägige Vereinsberichte, Buchbesprechungen, sowie wichtige Mitteilungen aus dem Schoße der früheren Wiener Gewerbeschulkommission. Sollten wir einige Artikel aus den letzten Heften besonders hervorheben, so wären es jener „Zur Gewerbeschulreform" von Dr. Felix Lippert, Sekretär der Wiener Gewerbeschulkommission, und von Direktor Reichel über „Lehrlingswerkstätten", in welchen die Lehrlinge unterrichtet werden sollten, statt sie bei Meistern unterzubringen; ein lehrreicher Aufsatz vom Privatdozenten Dr. Rambousek (Prag) legt die Grundlehren der Gesundheitspflege in Gewerbe, Industrie und Technik dar, ein ausgezeichneter Artikel von Frau Katharina Migerka erörtert die Frage der weiblichen gewerblichen Fortbildungsschule.

Als statistischer Beitrag zu diesem Teile unserer „Chronik" sei mitgeteilt, daß die Frequenz der staatlichen und nichtstaatlichen gewerblichen und kommerziellen Lehranstalten einschließlich jener für die weibliche Bildung in diesen Berufszweigen im Schuljahre 1906/1907 insgesamt 225.705 Schüler und Schülerinnen, Hospitanten und Hospitantinnen betrug, wohl eine stattliche Ziffer, durch welche die Bedeutung der Fachschulen erst ins rechte Licht gerückt wird; dabei ist das Netz dieser Anstalten ein so weitmaschiges, daß es sich über die ganze Monarchie ausbreitet und, den lokalen Bedürfnissen entsprechend, solche Standorte für die Etablierung einer Schule wählt, wo die wirtschaftlichen oder industriellen Verhältnisse des Ortes die Errichtung dieser oder jener Schulkategorie behufs Hebung der Erwerbsverhältnisse erheischen.

Das neue Fortbildungsschulgesetz für Niederösterreich hat nicht verfehlt, auch in anderen Kronländern eine Bewegung hervorzurufen, die auf eine Reform dieser Schulkategorie abzielt. So wurde im Jänner d. J. im Gemeinderat von Linz unter Hinweis auf das n. ö. Gesetz ein Antrag betreffs Einführung des Tagesunterrichtes an den gewerblichen Fortbildungsschulen eingebracht; ferner wurde zur selben Zeit im Gemeinderat von Graz der Antrag gestellt, den Stadtrat zu beauftragen, eine Petition auszuarbeiten, in welcher der Landtag aufgefordert wird, ein Landesgesetz zu schaffen, durch welches der Sonntagsunterricht an allen gewerblichen Lehranstalten gänzlich abgeschafft und die Erteilung des Unterrichtes ausschließlich an Wochentagen von 6 Uhr abends an anberaumt wird. Auch im Gemeinderat von Brünn wurde ein Antrag auf Ausgestaltung des gewerblichen Fortbildungsschulwesens, insbesondere auf Abschaffung des Abend- und Sonntagsunterrichtes eingebracht. Ebenso hat die Brünner Handels- und Gewerbekammer in letzter Zeit auf Grund eines vom Sekretärstellvertreter Dr. Lieblich* vorgelegten Berichtes sich mit der Reform dieses Unterrichtszweiges befaßt, wobei nicht bloß eine Neuregelung der gesetzlichen, finanziellen und administrativen Grundlagen des gewerblichen Fortbildungsschulwesens, sondern auch ein Ausbau dieser Anstalten in didaktisch-pädagogischer Beziehung gefordert wurde. Ebenso hat die VII. Delegiertenversammlung des Verbandes mährisch-schlesischer Gewerbevereine anläßlich ihrer im Februar d. J. in Brünn stattgefundenen Tagung nach einem Referat des Direktors Naske eine Resolution beschlossen, die eine gründliche Reform des gewerblichen Fortbildungsschulwesens in Mähren und Schlesien hinsichtlich der Unterrichtszeit, der schulerhaltenden Faktoren, der weiblichen Lehrlinge, der Schul- und Disziplinarordnung usw. verlangt.

In Böhmen ist die Frage des gesamten Fortbildungsschulwesens erst anläßlich der letzten Session des böhmischen Landtages gründlich erörtert worden. Insbesondere war es der Abgeordnete Dr. v. Baernreither, der in der Sitzung vom 3. Oktober 1907 in einer groß angelegten Rede sich eingehend mit den Fortbildungsschulen befaßte und unter Hinweis auf die großen Verdienste, die sich Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner um diese Schulen in München erwarb**, besonders warm für eine staatsbürgerliche Erziehung der diese Anstalten besuchenden Jugend eintrat. Nach einer Mitteilung des Statthalters ist übrigens für Böhmen der Entwurf eines Landesgesetzes für Fortbildungsschulen bereits fertiggestellt; er dürfte in der nächsten Session dem Landtage vorgelegt werden.

Die jüngste, für das gesamte industrielle Bildungswesen bedeutsamste Aktion ist jedoch in der Zuweisung desselben an das neu errichtete Ministerium für öffentliche Arbeiten zu erblicken, dem auch der ganze Gewerbeförderungsdienst unterstellt wird.

Es sei schließlich noch der „Verband zur Förderung des fachlich-gewerblichen Fortbildungsschulwesens in Österreich" erwähnt, der seit etwa Jahresfrist besteht und in dessen Schoße alle

* Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn.

* Dr. E. Lieblich „Bericht, betreffend die Reform des gewerblichen Unterrichtswesens". (Brünn, Verlag der Handels- und Gewerbekammer.)

** Vgl.: G. Kerschensteiner „Grundfragen der Schulorganisation" (Leipzig 1907, B. G. Teubner).

einschlägigen Fragen im Beisein der Vertreter der staatlichen und autonomen Schulbehörden gründlich und sachlich erörtert werden, so daß der Verband in der Tat sein gestecktes Ziel, die Ausgestaltung und Verbreitung des Fortbildungsschulwesens zu fördern, zu erreichen in der Lage sein wird.

Was das kommerzielle Bildungswesen anbelangt, so ist zunächst die am 24. Mai 1907 erlassene neue Vorschrift über die Prüfung der Kandidaten des Lehramtes an höheren Handelsschulen zu erwähnen. Schon seit geraumer Zeit machte sich eine Bewegung bemerkbar, die dahin zielte, die Lehrer der höheren kommerziellen Anstalten mit einem vertieften allgemeinen und fachlichen Wissen auszustatten, um sie zu befähigen, den an sie gestellten Anforderungen in jeder Weise zu entsprechen. Die Unterrichtsverwaltung hat nun durch die neue Prüfungsvorschrift gezeigt, wie sehr sie den auf Enqueten und in der Fachpresse geäußerten Wünschen entgegenkommt; sie hat insbesondere durch die Einführung eines zweijährigen Hochschulstudiums jenen Stimmen Gehör gegeben, die auch für die Handelsschullehrer eine gewisse akademische Bildung verlangen. Zu diesem Zwecke wurden an den Hochschulen in Wien und Prag, sowie an der Exportakademie in Wien spezielle fachliche Vorlesungen, Kurse und Übungen eingerichtet, die neben philosophischen, pädagogischen und literarhistorischen Vorlesungen nach freier Wahl besucht werden können. Es zeugt übrigens von dem weiten Blick der Unterrichtsverwaltung, daß sich unter den Vortragenden neben Professoren und Dozenten der Hochschulen auch Männer der Praxis befinden, die auf den ihnen zugewiesenen Gebieten als Autoritäten gelten. Für die Prüfung selbst sind zwei Gruppen festgesetzt, deren eine die kommerziellen Disziplinen, die andere eine moderne Sprache nebst Handelskorrespondenz in derselben umfaßt. Bei den Kandidaten der ersten Gruppe wird eine zweijährige befriedigende Kontorpraxis, und zwar möglichst sowohl im Warengroßhandel an einem größeren Handelsplatze als auch im Bankgeschäfte vorausgesetzt. Aus der neuen Vorschrift weht ein moderner Geist, der den Handelsschülern nur zugute kommen kann. Schon auf dem ersten, im Jahre 1903 in Aussig abgehaltenen Handelsschultage hat übrigens der gegenwärtige Inspektor für das kommerzielle Bildungswesen, Regierungsrat Dr. Josef Klemens Kreibig, in einem vortrefflichen Referate über die Ausbildung der Lehrkräfte für die kaufmännischen Anstalten rücksichtlich ihres Studienganges den Wunsch nach möglichst hochschulmäßiger Bildung ausgesprochen.

Der Förderung des kommerziellen Bildungswesens dienten auch die im Sommer des letzten Jahres in Lausanne abgehaltenen internationalen Wirtschaftskurse, um deren Zustandekommen sich die „Internationale Gesellschaft zur Förderung des kaufmännischen Unterrichtswesens" verdient gemacht hat; sie wurde in ihrem Bestreben von der „Schweizer Gesellschaft für kaufmännisches Bildungswesen" sowie von der höheren Handelsschule der Stadt Lausanne selbst unterstützt*. Diese hochschulmäßig eingerichteten Wirtschaftskurse sollen die Hörer mit der wirtschaftlichen Entwicklung und der Sprache des Landes, sowie den Beziehungen desselben zum Auslande vertraut machen. Der Kurs gliederte sich in einen Vorbereitungskurs und in den eigentlichen Wirtschaftskurs. Wie aus Berichten von Teilnehmern zu ersehen ist, haben diese Kurse, die mehr als 200 Besucher aufwiesen, den Erwartungen vollauf entsprochen. Es wäre nur zu wünschen, daß die Kuratorien unserer Handelslehranstalten recht viele Stipendien zum Besuche dieser Kurse, die zu einer ständigen Einrichtung werden dürften, aussetzen würden. Dadurch, daß diese Kurse auch mit Seminarübungen verbunden sind, werden sie auch vom Standpunkte der Vervollkommnung der Methodik der kommerziellen Disziplinen sehr wichtig; nicht minder lehrreich werden sie aber auch durch die angegliederten Exkursionen und Besichtigungen von kaufmännischen und industriellen Anlagen. Aus dem Programm von Lausanne heben wir folgende Vorträge hervor: „Erläuterung der Schweizerischen Wirtschaftsverhältnisse und ihrer Beziehungen zum Auslande"; „Vorträge und Diskussionen über Methodik des Unterrichtes in den modernen Sprachen"; „Praktisches Studium der französischen Sprache" (Vortragender: Prof. Dr. Ch. Glauser aus Wien)**.

Allein auch unsere heimischen Einrichtungen lassen sich die Ausgestaltung des kaufmännischen Bildungswesens in jeder Richtung angelegen sein. Es sei hier zunächst auf die immer mehr fortschreitende Entwicklung der Gremialhandelsschule der Wiener Kaufmannschaft hingewiesen, die mit ihrem Stand von 5679 Schülern (am Schlusse des 59. Schuljahres), die in 112 Klassen und 44 Kursen von 200 Lehrkräften unterrichtet wurden, wohl als die größte kommerzielle Lehranstalt Österreichs bezeichnet werden kann. Die wesentlichste in den letzten Jahren an der Schule eingeführte Neuerung besteht darin, daß statt der früheren Kurse über „Allgemeine Warenkunde" immer mehr Spezialkurse eingeführt werden, damit es den Schülern bestimmter Branchen möglich werde, sich ausschließlich in der Technologie ihres Handelszweiges auszubilden. Auch in

* Die heurigen Kurse werden im August-September in Mannheim stattfinden.

** Einen ausführlichen Bericht über diese Kurse findet man u. a. in dem „Bericht über die Jahressitzung des Zentralausschusses der internationalen Gesellschaft zur Förderung des kaufmännischen Unterrichtswesens in Lausanne" (Lausanne 1908) sowie in der „Österreichischen Zeitschrift für das kaufmännische Unterrichtswesen", III. Jahrgang, Heft 7, 10 und 12 (Wien 1907, Manz).

bezug auf die Verlegung der Unterrichtszeit hat die Gremialhandelsschule sich den Bestrebungen gleichartiger Anstalten hinsichtlich des Tagesunterrichtes angeschlossen.

Nicht minderer Erfolge darf sich die Wiener Handelsakademie berühmen, die heuer das Fest ihres 50jährigen Bestandes feierte. In einer aus diesem Anlasse von dem derzeitigen Direktor Regierungsrat A. Kleibel veröffentlichten Festschrift* wird die Entwicklung der Anstalt seit ihrer Gründung dargelegt, wobei man manches lehrreiche Detail zur Geschichte des Handelsschulwesens in Österreich überhaupt erfährt. Die Namen hervorragender Industrieller und Kaufleute, wie Hornbostel, Ohligs, Rothschild, Schey, Drasche, Königswarter, Seybel u. a., schlagen an unser Ohr und wir lesen mit Interesse den am 2. Jänner 1857 in der Sitzung des Gründungskomitees angenommenen Aufruf zur Beteiligung an der Errichtung einer öffentlichen Handelsschule in Wien, der mit den Worten schließt: „Mögen die Erwartungen aller Freunde des Vaterlandes, welche die Macht, den Glanz und die Würde desselben durch den Fortschritt der praktischen Wissenschaft erstreben, sich erfüllen und das dem gedeihlichen Aufschwung des Handels- und Gewerbestandes gewidmete, unter der Ägide der höchsten Würdenträger des Kaiserreiches und der öffentlichen Meinung inaugurierte Unternehmen baldigst für ganz Österreich Früchte tragen!"

Die jüngste höhere kommerzielle Anstalt ist die Neue Wiener Handelsakademie, deren Eröffnung im März d. J. in besonders feierlicher Weise stattfand. Die Schule, deren Entstehung in erster Linie dem Vizepräsidenten des Wiener kaufmännischen Vereines, kaiserlichen Rate J. Popper, sowie dem pädagogischen Beirat des Kuratoriums, dem ausgezeichneten Fachmann und bewährten Organisator auf dem Gebiete kommerzieller Schulgründungen, Sektionschef a. D. Dr. Fr. Ritter v. Haymerle, zu danken ist, befindet sich in einem wahren Prachtbau, der wohl vorbildlich für ähnliche Gründungen zu werden verdiente. Man kann hier wieder einmal sehen, was des Bürgers Fleiß geschaffen, wenn tatkräftige Männer das Wort führen.

In anderer Richtung beachtenswert ist die Exportakademie des österreichischen Handelsmuseums, die im Laufe der Jahre eine derartige Ausgestaltung erfahren hat, daß sie nunmehr zahlreiche den verschiedensten Bedürfnissen dienende Spezialkurse abhalten läßt. Die Akademie erfüllt damit ihren statutarischen Zweck, den Hörern eine möglichst umfangreiche kommerzielle Ausbildung im allgemeinen zu vermitteln und sie im besonderen zu befähigen, zugunsten des österreichischen Außenhandels höhere kommerzielle Aufgaben im In- und Auslande, namentlich aber auf überseeischen Plätzen erfüllen zu können. Unter den Spezialkursen sind jene für das Bankgeschäft (Geld- und Bankwesen, Technik des Kreditverkehres usw.), jene über das Speditionsgeschäft, die kommerziellen Kurse für Juristen, sowie jene für die rechtskundigen Beamten der Stadt Wien besonders zu erwähnen. Der Kurs für Juristen wurde über Ersuchen der n. ö. Advokatenkammer und des n. ö. Konzipientenvereines, jener für die Beamten der Stadt Wien über Ersuchen des Wiener Magistrats eingerichtet.

Von Wichtigkeit für die zukünftige Gestaltung des kaufmännischen Bildungswesens dürfte auch die im März 1907 seitens der n. ö. Handels- und Gewerbekammer stattgefundene Enquete über das gesamte österreichische Handelsschulwesen sein, deren stenographisches Protokoll nunmehr vorliegt*. Einen sehr breiten Raum in der Debatte nahm die Frage der Verstaatlichung der Handelsschulen ein; übereinstimmend hob man hervor, daß eine solche Aktion im Interesse des Gedeihens dieser Anstalten liege und geeignet sei, die verschiedenen Mißstände bei den zweiklassigen Handelsschulen zu beheben. Diese Anstalten entbehren als private Gründungen vor allem jener Autorität, die den staatlichen Schulen innewohnt; man muß eben mit dem tief in der Bevölkerung wurzelnden Autoritätsglauben rechnen, der nur jene Anstalten als vollwertig anerkennt, die vom Staate erhalten werden. Überdies sind aber auch die Kuratorien, namentlich in kleineren Städten, infolge ihrer Zusammensetzung nicht immer imstande, sei es aus Mangel an Interesse oder an Verständnis, ihre Aufgaben zu erfassen, so daß die Schulen oft nur ein kümmerliches Dasein führen. Die staatliche Ingerenz muß daher erweitert werden, wenn anders diese Schulen ihren Zweck erfüllen und ihre Existenzberechtigung darlegen wollen.

Es sei nun gleich hier hervorgehoben, daß diese Verstaatlichungsaktion durch ein Kompromiß der Unterrichtsverwaltung mit den die Schulen erhaltenden Faktoren leichter durchgeführt werden könnte. Gelegentlich der feierlichen Schlußsteinlegung der k. k. Handelsakademie in Graz hat der Vertreter des Unterrichtsministers Sektionschef v. Fesch diesen Weg in zutreffender Weise angedeutet: die Verstaatlichung einer Anstalt soll diese nicht nur nicht der Interessensphäre und heilsamen Einwirkung der berufenen Kreise, für deren Zwecke sie bestimmt ist, entziehen, sondern sie soll im Gegenteil der berufenen Kaufmannschaft eine durch keinerlei budgetäre Rücksichtnahme beeinflußte freie Beurteilung und Kritik der Leistungen der Schule ermöglichen;

* „Fünfzig Jahre Wiener Handelsakademie 1858 bis 1908" (Wien 1908, Verlag des Vereines der Wiener Handelsakademie).

* Wien 1907, Verlag der n. ö. Handels- und Gewerbekammer.

deshalb wurde der Anstalt ein vornehmlich aus bewährten Vertretern des Handelsstandes zusammengesetzter Beirat gegeben, somit der Kaufmannschaft der ihr gebührende Einfluß auf die Anstalt gewährt und der so nötige Kontakt zwischen Schule und Praxis hergestellt.

Die Verstaatlichung der Handelsschulen scheint übrigens Fortschritte machen zu wollen; das Ministerium beabsichtigt, die deutsche und böhmische Handelsakademie in Brünn unter gewissen Bedingungen zu verstaatlichen, falls auch die Brünner Handelskammer sich zu finanziellen Opfern entschließt. Im letzten Schuljahre ging die zweiklassige Handelsschule in Spalato in die staatliche Verwaltung über. Es bleibt nur zu bedauern, daß die niederen Handelsschulen in den industriereichen Ländern noch immer der im Interesse von Schule und Lehrern so dringend und sehnlichst herbeigewünschten Verstaatlichung harren müssen*.

Die Enquete der Kammer befaßte sich ferner mit der Frage der Errichtung einer Handelsakademie für Mädchen, wobei sich die meisten Experten gegen die Errichtung einer solchen Anstalt aussprachen, da die Mädchen kaum jemals zu leitenden Stellungen in der kaufmännischen Organisation gelangen werden. Auch die Frage der Handelshochschule kam zur Diskussion. Zahlreiche Redner sprachen sich für eine solche Anstalt aus, andere wieder rieten, eine zuwartende Haltung einzunehmen und die Bedürfnisfrage vorerst der Praxis zu überlassen. Den unmittelbaren Anlaß zu dieser Diskussion hatte das Projekt der Ausgestaltung der Exportakademie zu einer Handelshochschule gegeben, doch blieb dabei die Frage offen, ob diese Ausgestaltung durch private Korporationen oder durch den Staat vorzunehmen sei. Auch die Angliederung einer Handelsfakultät an die Universität wurde in Erwägung gezogen, zumal hierbei die Ausbildung der Handelsschullehrer in Frage kam. Wichtig waren ferner die Beratungen der Enquete hinsichtlich des Zusammenhanges des Exports mit der Ausgestaltung des kommerziellen Bildungswesens. In dieser Hinsicht stimmte man darin überein, daß die Exportakademie ihrem Zwecke erhalten bleiben und nicht in eine Handelshochschule aufgehen sollte, wiewohl wieder andere Redner erklärten, daß gerade durch die Errichtung einer solchen Hochschule das soziale und geistige Niveau des Kaufmannsstandes bedeutend gehoben werden würde und daß eine solche Anstalt insbesondere im Hinblick auf die ausländische Konkurrenz und auf die erhöhten Anforderungen, welche die Gegenwart an den modernen Kaufmann stellt, ein Bedürfnis sei.

Es wird sich nun zeigen, welchen Weg die Regierung einzuschlagen gedenkt; vorläufig scheint sie nicht gesonnen, an die Errichtung einer Handelshochschule zu schreiten — wohl auch aus politischen Gründen, weil es dann aus nationalen Rücksichten bei einer solchen Anstalt nicht sein Bewenden haben würde. Sie hat nunmehr, wie wir oben erwähnt haben, in recht praktischer Weise für die Lehrerausbildung Sorge getragen, da bei der verhältnismäßig geringen Zahl von Kandidaten in der Tat ein Bedürfnis nach einer eigenen Institution in dieser Hinsicht vorläufig nicht vorhanden zu sein scheint.

Es sei hier noch erwähnt, daß es in Österreich zu Beginn des Schuljahres 1907/1908 insgesamt 21 höhere Handelsschulen mit 4577 Schülern und 35 zweiklassige und sonstige Tagesschulen mit 5562 Schülern gab. Die selbständigen kaufmännischen Fortbildungsschulen betragen genau die Hälfte aller kommerziellen Schulen überhaupt; in der Bukowina und in Dalmatien fehlen sie jedoch noch gänzlich; am stärksten sind sie in Böhmen, Mähren und Niederösterreich vertreten.

Schließlich soll noch auf eine Broschüre hingewiesen werden, die den Titel führt: „Kaufmännischer Unterricht in Deutschland und Österreich“** und die sich als die Frucht einer Studienreise des Prorektors der Züricher höheren Töchterschule darstellt. In dem Schlußwort der Publikation, die von seinem Besuche der Handelslehreranstalten in Aussig, Linz, Wien und Prag erzählt, macht der Verfasser auf ein Moment aufmerksam, das unsere vollste Beachtung verdient; nirgends, sagt er, ist die gute kaufmännische Bildung, wie die Bildung überhaupt, so billig, nirgends einem so großen Bruchteil der Bevölkerung erreichbar, als in der Schweiz; hier sind durch staatliche und kommunale Hülfe die Handelsschulen ganz oder nahezu ganz unentgeltlich. Es ist dies in der Tat ein wunder Punkt unseres kommerziellen Bildungswesens. Schon im Jahre 1902 sagte Abgeordneter Dr. Lecher im Abgeordnetenhause: „Das Ziel der Reformen, die wir anzustreben hätten, wäre erstens, den weniger bemittelten Bevölkerungsschichten endlich den Zugang zur Erwerbung einer gediegenen kaufmännischen Bildung und einer besseren sozialen Lebensstellung im Handel und in der Industrie zu ermöglichen, und zweitens, alle jene Elemente auszuscheiden, die ohne inneren Beruf, nur, um sich auf bequeme Weise das Freiwilligenrecht zu verschaffen, sich den Handelsschulen zugewendet haben.“ Darin liegt der Schwerpunkt aller Gravamina, die seit Jahr und Tag gegen die Handelsschulen vorgebracht werden; erst wenn man sie behoben haben wird, werden die kommerziellen Lehranstalten jene Stelle im Schulorganismus unserer Tage einnehmen, die sie ihrer volkswirtschaftlich wichtigen Aufgabe wegen auch einzunehmen im vollsten Maße berechtigt sind.

Ludwig Fleischner.

* Mit Befriedigung muß die im Budgetausschuffe abgegebene Erklärung des Unterrichtsministers erfüllen, daß die intensivere Fortsetzung der eingeleiteten Verstaatlichungsaktion und die spezielle Berücksichtigung der zweiklassigen Handelsschulen bei dieser Aktion von der Unterrichtsverwaltung ernst angestrebt werde.

** Zürich 1906, Arnold Bopp.

Besprechungen.

Herders Konversationslexikon. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. 8 Bände. Lex.-8° (LXIV Seiten und 14.484 Spalten Text, 73 Karten, 189 Tafeln, 132 Textbeilagen, 6640 Abbildungen im Text und auf Tafeln), Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Als in den Jahren 1853 bis 1857 das Herdersche Konversationslexikon in erster, nur fünf kleine Bände umfassender Auflage erschien, konnte es als Konkurrenzunternehmen gegen den kurz vorher vollendeten vielbändigen „Meyer" und die damals bereits alteingebürgerten Lexika von Pierer und Brockhaus nicht in Betracht kommen. Anders steht es mit dem Werke heute, da es in dritter Auflage vorliegt, einer Auflage, die von der ersten und der 1873 bis 1879 erschienenen zweiten (vierbändigen) nicht viel mehr als den Namen übernommen hat: sie präsentiert sich als ein ganz neues Werk, das in jeder Hinsicht — dem Inhalt, den Beilagen und der Druckausstattung nach — den Anforderungen der Neuzeit entspricht. Die am meisten in die Augen springenden Vorzüge des neuen „Herder" sind der mittlere Umfang und der verhältnismäßig niedrige Preis, der die Anschaffung auch denen ermöglicht, die sich bisher vergebens nach einem guten Nachschlagewerk gesehnt haben. Daß der ganze Stoff, der in den bedeutend größeren bereits bestehenden Enzyklopädien enthalten ist, in nur acht Bänden (durchschnittlich à 1800 Spalten) untergebracht werden konnte, muß eine Musterleistung genannt werden, die nur durch peinlichste Genauigkeit, geschickte Verteilung des Stoffes, sorgfältige Wahl des Ausdrucks und ein vortreffliches, leicht verständliches Abkürzungssystem erreicht wurde. Das Lexikon gibt dem Benutzer in gedrängter Kürze, unter Vermeidung jeder Phrase, jedes überflüssigen Wortes, aber zugleich mit Berücksichtigung jedes einigermaßen bemerkenswerten Details, Auskunft über die Fragen des wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen, technischen und praktischen Lebens; besonders interessante oder wichtige Fragen werden auf Beilagen — zumeist reich mit Abbildungen versehen — in längeren, genaue Sachkenntnis beweisenden Artikeln behandelt; als Beispiele seien herausgegriffen: die Übersicht über deutsche Dichter und ihre Werke von den ersten Anfängen der deutschen Literatur bis zur Gegenwart (8 Spalten), die Zusammenstellung verschiedener auf das Dampfschiffwesen bezüglicher Daten (16 Spalten), die Angaben über Feuerlöschwesen (8 Spalten), Eisenbahnbau- und -betrieb (16 Spalten), Telegraphie (12 Spalten), Stenographie (8 Spalten), modernes Städtewesen (8 Spalten), die synchronistische Tabelle der Weltliteratur auf vier Doppelblättern und der Artikel „Schrift" (8 Spalten Text und 4 Tafeln mit Schriftproben, jede einem anderen Schriftdenkmal entnommen), der alles auf dieses Stichwort bezügliche so erschöpfend behandelt, wie dies bis jetzt in keinem Nachschlagewerk der Fall war.

Die Zuverlässigkeit der Angaben, die schon aus einigen Stichproben zu erkennen ist, sowie die Tatsache, daß der „Herder" manche Angaben enthält, die in anderen derartigen Enzyklopädien nicht zu finden sind, wurden dadurch ermöglicht, daß die Verlagshandlung Wert darauf legte, alle erreichbaren Daten und Zahlen nicht aus anderen Sammelwerken zu übernehmen, sondern durch Nachfragen an Ort und Stelle oder durch Zurückgehen auf die Quellenwerke zu sichern; sie erwarb sich die Unterstützung von über 500 auswärtigen Mitarbeitern und verschickte außerdem noch während des Druckes Revisionsabzüge nach allen Ländern Europas und den Vereinigten Staaten Nordamerikas, für die Länder der übrigen Erdteile die Hülfe von Gesandtschaften, Konsulaten, Missionären ꝛc. (für Japan z. B. die von vier in Deutschland weilenden japanischen Gelehrten) in Anspruch nehmend.

Was den „Herder" für uns Österreicher besonders brauchbar erscheinen läßt, ist die eingehende Berücksichtigung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse unserer Monarchie, sowie der österreichischen Geschichte, Geographie, Kunst und Literatur. Keines der älteren Lexika bietet z. B. so ausführliche Daten über Heer, Marine- und Flaggenwesen Österreich-Ungarns, über österreichische Gelehrte, Staatsmänner, Künstler und Schriftsteller. Dem Artikel „Wien" sind 9 Spalten Text und 3 sehr übersichtliche Pläne nebst einem genauen Straßenverzeichnis (4 S.) gewidmet, dem Artikel „Österreich" im allgemeinen 24 Spalten Text, 4 statistische Tabellen und 3 Karten. Beim Stichwort „Wahl" ist auch schon des neuen n. ö. Wahlpflichtgesetzes gedacht, während die Beilage „Wahlrecht" das Gesetz vom 26. Jänner 1907 eingehend behandelt; die Tafel „Reichsrat" bringt 2 Abbildungen des Reichsratsgebäudes, einen Grundriß des ersten Stockes, eine Tabelle: Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses des Reichsrats nach der Parteistellung (vom Jahre 1873 an) und die Geschäftsordnung.

Alle Fragen, die Weltanschauung, Religion und Kirche betreffen, sind — wie bei einem Unternehmen des Herderschen Verlages selbstverständlich — vom katholischen Standpunkt aus beleuchtet; es muß jedoch anerkennend hervorgehoben werden, daß dies ohne jede Polemik und mit der größten Objektivität geschieht. Man lese z. B., um sich von der ruhigen Sachlichkeit des Tones zu überzeugen, die Artikel Reformation, Luther, Zwingli, Bismarck, Spinoza u. a. Anderseits wird es in vielen Fällen auch dem Nichtkatholiken erwünscht sein, sich über diesen oder

jenen Grundsatz der katholischen Weltanschauung aus zuverlässiger Quelle Aufschluß holen zu können.

Die graphische Ausstattung in textlicher wie in illustrativer Hinsicht — in den 8 Bänden sind 6540 Abbildungen verteilt — ist musterhaft; die ins Kunstgebiet gehörenden Artikel sind reich mit künstlerisch ausgeführten Illustrationen in Schwarz- oder Farbendruck versehen, die durchweg neu hergestellten Karten zeichnen sich durch Sauberkeit, Genauigkeit und Übersichtlichkeit aus. — r

„Jakobus und die Frauen". Eine Jugend. Von Franz Karl Ginzkey. Leipzig, Verlag L. Staackmann, 1908.

„Mehr oder weniger schreiben wir immer nur unsere Memoiren", hat ein französischer Romancier einmal gesagt. Wer „Jakobus" in die Hand nimmt, wird bald den Eindruck gewinnen, daß die Geschichte einer Jugend, die uns Franz Karl Ginzkey in seinem Erstlingsroman geschenkt hat, nur die Geschichte *seiner* Jugend sein kann. So ehrlich und so ergreifend erzählt der Dichter nur von Leid und Freud, die seine eigene Seele erlitten hat. Für fremdes Schicksal wird er nimmer gleich schlichte und ergreifende Worte finden. Jugend — das heißt Lieben und Kämpfen und Entsagen, Süße und Wehmut sammeln für später, wenn das Leben seine stärkeren Rechte geltend macht, wenn Jugend nur mehr ein Traumland ist, das aus den Nebeln, die über der Vergangenheit lagern, verführerisch herüberglänzt. Und zarte Frauengestalten, deren Züge die Entfernung nur veredelt und verklärt, schlingen sich im Reigen um den Jüngling, in welchem wir den Dichter grüßen. Nicht verworren und reich an äußerem Geschehen muß diese Jugend sein, um in späteren Jahren interessant zu scheinen, nur ein Dichter muß sie erlebt haben. Ein Dichter, der im Eigenschicksal das Typische zu finden weiß und der uns mit seiner Jugend unserer aller Jugend heraufbeschwört, mit leiser, weicher Stimme, die sich nach Tränen sehnt und doch nicht zittert. Solch scheue Bekenntnisse einer Jugend sind dann die Bücher für die nachdenklichen Dämmerstunden der Erinnerung. Fremdes Leid und Selbsterlebtes verbinden sich gar wunderlich zu einer traurigen Melodie . . . Zu diesen scheuen Jugendbekenntnissen gehört auch Ginzkeys Buch, das längstverstummte Saiten unserer Seele — der Alltag heißt sie schweigen — zu sanftem Tönen mitbewegt.

Walter Angel.

Betty Paolis Gesammelte Aufsätze. Eingeleitet und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Schriften des Literarischen Vereins in Wien. IX. Band. Wien 1908.

„Von all den vielen, die mit verehrungsvoller Liebe an Betty Paoli hingen," erzählt Marie von Ebner-Eschenbach, „stand ihrem Herzen niemand näher, als Frau Dr. Bettelheim, geborene Gabillon, „das Lenerl", wie sie als Kind, wie sie von ihr immer genannt wurde. Ich meinte Betty Paoli ganz zu kennen, als ich sie aber einmal ins Cottage begleitete zum „Lenerl", sah ich eine ganz neue Paoli vor mir und begriff erst da, daß sie in Wahrheit von sich sagen durfte: „mein Geist stürmt auf eiligem Wolkenroß hin, mein Geist spielt mit Kindern mit kindlichem Sinn." Die drei Kinder ihrer Helene liefen ihr mit offenen Armen entgegen, stritten um den nächsten Platz neben ihr, umringten sie wie Enkel die vielgeliebte Großmutter. Und sie blickte auf diese Kleinen mit einer milden Zärtlichkeit nieder, die ich in ihren strengen Zügen noch nie wahrgenommen hatte."

Man muß um dieses persönliche Verhältnis der Herausgeberin zu Betty Paoli wissen, wenn man ihre Arbeit ganz würdigen, ganz genießen will. Sie hat uns bereits aus dem Schatz der Überlieferungen ihres Elternhauses und den eigenen liebevoll und treu festgehaltenen Erinnerungen ein anziehendes Charakterbild der verehrten mütterlichen Freundin entworfen (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft X 191—250), das nun zwar nicht in kräftigeren Tinten wiederstrahlt, aber dem allerlei neue Lichter aufgesetzt werden konnten.

Wir begleiten Betty Paoli durch mehr als 20 Jahre in der Gesellschaft sozial und geistig hochstehender Damen, auf ihren Reisen, im Dienste der Tagesschriftstellerei nach ihren eigenen Berichten an den „Landsknecht", Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den geistreichen Sohn ihrer großen Gönnerin, der Witwe des Siegers von Leipzig: der Adressat allein bürgt schon für den Gehalt dieser Mitteilungen.

Die geistige Physiognomie Betty Paolis, uns Nachgeborenen bislang nur aus ihren lyrischen Gedichten und Novellen bekannt, wird durch eine Fülle neuer Züge belebt; wir lernen das verführerisch Liebenswürdige ihrer Persönlichkeit nun nicht mehr bloß kennen in der Sphäre der Leidenschaft, des Gefühls und der Phantasie, sondern auch den wahren Herzensakt, den hohen Kunstverstand, den feinst auslesenden, allen Augenblicksstrebungen und Moderichtungen vorauseilenden Geschmack, befähigt, das Zarteste nachzufühlen, das Flüchtigste abzuwägen, das Große und Herrliche, wo immer es begegnet, sich anzueignen. Der bezaubernde Eindruck, den dieser reiche Geist auf uns übt, läßt unwillkürlich in die bewundernden Worte Friedrich Pechts einstimmen: „Eine glänzendere Vertreterin der Wiener Frauenart wäre unmöglich zu finden."

Als Betty Paoli mit ihren ersten, Lenau gewidmeten Gedichten hervortrat, hatte sie ihr großes Erlebnis hinter sich; ihre leidenschaftliche Liebe war verraten worden und „nur durch ihre

Gedichte, worin sie den eidbrüchigen Geliebten oft mit solcher Schmach bedeckt", meinte Lenau, „habe sie sich von ihrer Leidenschaft befreit". Sie hat es abgelehnt, Erinnerungen aufzuzeichnen; sie dachte wohl an sich selbst, wenn sie von der Georges Sand sagte: „Rein vom literarischen Standpunkt aus betrachtet, können diese Memoiren doch nichts anderes sein als ein sehr getrübter Widerschein dessen, was uns in den Werken der Dichterin, vom idealen Licht verklärt, entgegentritt. Dies Übertragen der Poesie in die Wirklichkeit des Tages heißt nur eine gemeine Wahrheit an die Stelle einer höheren, eine vergängliche Erscheinung an die Stelle einer ewigen setzen. In den besten ihrer Bücher hat uns die Sand sich und ihr Leben nicht nur poetischer und hinreißender, sondern auch treuer, wahrer und überzeugender erzählt, als sie es in der ausführlichsten Selbstbiographie zu tun vermöchte."

Man könnte nicht leicht den Standpunkt, auf welchem Betty Paoli als schaffende wie als zergliedernde Künstlerin steht, mit anderen Worten besser kennzeichnen. Es ist das ästhetische Programm des stilvollen Realismus, wie ihn die reife Kunst Goethes vorgebildet hatte und zu dem sich die größten unser deutschösterreichischen Dichter, Grillparzer, Raimund, Lenau, Stifter, der literarischen Entwicklung ihrer Zeitgenossen teilweise vorauseilend, sich emporschwangen. Es ist die reife Kunst, welche Betty Paoli wiederfindet in den Gedichten der Droste, „der größten Dichterin aller Länder und aller Zeiten, von denen wir wissen", wie in den Romanen von Otto Ludwig, in den Novellen von C. F. Meyer, Ferdinand von Saar, Marie von Ebner-Eschenbach; welche sie sucht in den Werken der Maler und Bildhauer und die Übereinstimmung ihrer Urteile mit denen Friedrich Pechts herstellt.

Die Aufsätze zur Frauenfrage haben wir erst in einem zweiten Band zu erwarten; aber niemand zweifelt, woraus sie die Antwort schöpfen wird; wer sich von ihr die Tiefen der Frauenseele hat erschließen lassen. Rahel, Charlotte Stieglitz, Fanny Elßler, Annette von Droste-Hülshoff, Georges Sand, Louise Ackermann, Marie von Ebner-Eschenbach, sie selbst: ist es nicht wie eine Porträtgalerie von „representative women" des 19. Jahrhunderts? Und niemand zweifelt, wie die Antwort lauten wird: in reinster Begeisterung hat Betty Paoli dem edlen Freund ihrer Jugend, Feuchtersleben, das Denkmal gesetzt. „In einer Zeit, welche die Lehre von der Emanzipation des Fleisches predigte, schrieb er auf seine Fahne den Wahlspruch: Emanzipation des Geistes! Diesen sah er von der Materie niedergehalten, in Fesseln schmachten, durch seine Sklaverei jede andere bedingt." Auf keine andere Weise kann sich die Befreiung des weiblichen Geschlechtes vollziehen: „Die Frauen mögen es machen, wie so viele andere früher Unterdrückte, die durch Bildung und Tüchtigkeit sich selbst so glorreich emanzipierten, daß der auf ihnen lastende Druck zum Unding und deshalb endlich unmöglich wurde."

So ist sie selbst frei und stolz geworden. Und als das Werk einer Befreierin seien ihre gesammelten Aufsätze dankbar willkommen geheißen.

Eduard Castle.

Feuilleton.

Berliner Theater. (Frühjahr und Sommer.)

Im April war's, da machte der Berliner Chronist des Theaterzeitalters die Zäsur. Stand noch mitten in der Bewegung der Dinge. Denn nun erst kamen bedeutungsvolle Gastspiele. Und manche neue Dichtung war von den Bühnenleitern für die hoffnungslose Geschäftszeit aufgespart worden.

Ich erinnere mich da zunächst eines kleinen schwülen, zarten, sündhaft schönen Dings, das sein Dichter, der junge Russe Ossip Dymow, eine Alltagstragödie genannt hat ... Reinhardts Kammerspiele mit ihren reizbaren Nerven für dieses Opium und dieses Helldunkel so empfänglich, haben's gegeben. „Nju" hieß die poetische Herausforderung des Alltags. Eine Herausforderung. Denn was sich in dem seltsamen Drama, wie in unendlich verfeinten kinematographischen Bildern vorüberhuschend, begibt, kann alle Tage geschehen. Nur: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen ..." Nju wird von ihrem Gatten geliebt. Mit derber Hausmannskost-Liebe. Ihr flatterndes Seelchen wird nicht satt. Es will Hyblahonig. Da streift der fremde Mann ihren Saum. Ein Dichter. Schon ist das Weib ihm verfallen. Der fremde Mann, dieser Dichter, bückt sich kaum nach Nju, nimmt sie wie eine der Früchte, die ihm in den Schoß fallen. Wissend, daß es hier nichts zu wehren, nichts zu erobern, nichts zu rauben gibt. Aber Nju: was dem anderen ein Erlebnis, ist ihr das Leben, das sie mit dem Tode zahlt. Eine Liebesnacht. Und der verzweifelte Gatte tritt ein (ja, ganz alltäglich, wie im Roman!), schießt nach dem Fremden, trifft ihn nicht. Und wieder eine Nacht. Wohl die des nächsten Tages, denn Nju weiß in der Folge nicht, wessen Kind sie unter dem Herzen trägt. In dieser zweiten Nacht weint und fleht der Gatte an Njus Bett. Nju verbirgt, um ihn nicht zu erhören, das Haupt

unter der Decke. Den entwürdigten Mann schleudert die Liebe in den Jammer, aus dem Jammer in rasenden Zorn, aus dem Zorn in schänderische Lust ... In diesem Alltag: welch eine Tragödie des Mannes. — Und nun die Tragödie des Weibes: Der entwürdigte Gatte hat die Hände gerungen: „Bleib!" Das Kindchen hat geweint: „Mutter, bleib!" — Nju ist gegangen. — Flatterte hin. Wußte nichts als: Er! — Er! — Der Hyblahonig? Das Seelchen muß, — ja muß erkennen, daß er ihm verwehrt bleibt. Erkennt es und löscht schon aus. Was Seelchen! Die weißen Gliederlein waren's ... Vom Seelchen weiß er wenig, der fremde Mann, dieser Dichter ... Nju stirbt. Stirbt flüchtig wie ein Hauch, stirbt wie sie gelebt hat. — Natürlich denken wir an „Aglavaine und Selysette". Aber der russische Poet hat nicht von Maeterlinck den Traummantel geborgt. Die beiden sind — o ja, das gibt es! — engverwandte Dichter. Haben beide eine innere Phonetik, die über die Materie hinaus gestaltet. Und die Aufführung der Kammerspiele gab diesen tönenden Schatten die zärtliche Resonanz.

Unbegreiflich, daß gerade Reinhardts Schattenspiel die schönste Blüte auf der Asphodeloswiese so verdarb! In einen nüchternen Blumentopf hat man sie gesteckt — und vor dem bleichen Gedicht einen Mummenschanz der Theatergespenster aufgeführt: Hofmannsthals „Der Tor und der Tod" ist Musik, erfüllt von Gedanken. Ist nicht Drama, aber kredenzt eines Lebensdramas dunklen Inhalt in kristallener Poesie. Hier, auf einem viel zu engen Bühnenbilde, lag nicht der unendlich weite und weiche Glanz jenes Abends. Eine nervöse, oszillierende, den Wechsel der Kontraste suchende Regie störte die Einfühlung. Der milde Tod und seine sanften Schemen waren auf den Chok zugerichtet.

Das Dämmerdrama „Nju" von Dymow und des realpolitischen Humoristen Paul Apel Lustspiel „Liebe" — das sind Stücke, die auf verschiedenen Planeten gewachsen scheinen. Und haben doch beide erst recht unsere Erde, unsere Alltäglichkeit gemeinsam. Nur mit ganz und gar anderen Augen sieht dieser, sieht jener das Alltägliche. Paul Apel konstatiert wie der andere, daß es das Weib bitter mit den Männern treibt. Aber er kümmert sich hier nicht um die Seele der Undine. Er bleibt hübsch an der Oberfläche der Erscheinungen und öffnet höchstens unter Lachen die Falltür, durch die unsere Philosophie, wenn's beliebt, in die Tiefe steigen mag. Er hat ein richtiges Lustspiel geschrieben, das nicht ohne Bedeutung ist. Zwei Studentlein, wasserblaue Schwärmer, dumme, junge Himmelsträumer, werden von einem durchtriebenen Frauenzimmer schandbar gefoppt. Die lieben Esel! Man lacht sie tüchtig aus und ahnt mit einem Male, daß das Lachen grausam ist. Ein klein wenig Mitleid schleicht herbei. Frau Marion Schubert, die Wedekindsche Lulu einer Berliner Vorstadtpension, verdreht im kleinbürgerlichen Hause vom Greise bis zum Kinde alle männlichen Köpfe. Die armen Jungen! Der Peter ... Der Hans ... Ausgesucht ein Kandidat der Philosophie, der auf das Kantsche Sittengesetz schwört, und ein Hörer der Musikhochschule ... Frau Marion anbetend, ringeln sich ihre Seelen wie Regenwürmer. In grimme Gewissenskonflikte stürzt sie die Liebe, die Frau Marion einem jeden privatissime vorspielt und die sie an einem robusten Eisenbahnbeamten praktisch betätigt. Denn Freundestreue ist kein Spaß, und der Philosoph hat überdies eine reine Braut mit zwei Kindern von irgendwoher — aber was kann sie dafür? Und das ist das ganze liebe, kluge Lustspiel. Ein Gefoppe. Paul Apel spann sozusagen einen Faden ohne Garn. Dazu braucht man Talent. Das Hebbeltheater hatte seinen ersten Erfolg. Bei einer kleinen Gemeinde freilich nur.

Böser Humor, auch aus dem Alltag, ja, gewiß aus dem Alltag gesogen, lagert in Klara Viebigs Komödie „Fräulein Freschbolzen", die in ein armseliges Berliner Schneiderinnen-Atelier führt. Vor dem grauen Hintergrunde, mit vielen, nur allzu vielen und breiten realistischen Details gut gemalt, spielt sich ein Drama der Banalität ab. Das ältliche Fräulein wird vom Drange ihrer geschlechtlichen Entbehrungen zu Schanden gemacht, von ihrem „Bräutigam" ausgebeutet, betrogen, mißhandelt, bestohlen. Der Einakter, dem die Kräfte des Lustspielhauses nicht recht gewachsen waren, ist ein Glied des Viebigschen Zyklus: „Der Kampf um den Mann".

Die Schauspieler des Lustspielhauses sind im Schwank heimisch — bei den Figuren, die gespielt, nicht gestaltet werden. Da täuscht die Natürlichkeit ihres Spiels sogar über den Mangel an Natur ihrer Rollen. Nicht ganz im dramatischen Sousterrain, aber auch nicht in literarischer Zone befindet sich das Lustspiel „Tante Cramers Testament" des dänischen Schriftstellers Edgar Hoyer. Ach Gott, ein Wettlauf der Verwandten um die Gunst der Erbtante! Kein wahrer Landsmann, dieser Däne, des amoralischen Witzkopfes Gustav Wied, von dessen Brillantfeuerwerk „2 × 2 = 5" (siehe Band XV, Heft 4), dem Stück der Saison, sogar die Hochsommerhitze unschädlich gemacht wird.

Von Gustav Wied gab man übrigens (im Neuen Theater) ein zweites Stück, den Einakter „Liebe". Die Anadyomene wird von den Modernen am liebsten dann eitel genannt, wenn sie ihr Eins am Zeug flicken. Wieder, in Wieds Spottspiel, ist sie die arge Täuscherin. Ein dummer Bauernlümmel, ein Fresser, ein Untier, zeigt sich trotz allem noch gescheidt genug, die romantischen Bedürfnisse eines Mädels zu befriedigen und einen tüchtigen Nebenbuhler aus dem Feld

zu klagen. Er simuliert Selbstmord. Plump — was macht's? Aber in dem Plumpen steckt eine geradezu geniale Charakteristik. Fast etwas wie Wedekindsche Kraft, die sich auch am Allerweltsthema bewährte.

Im Kleinen Theater führte man vor: „August Strindberg, wie er lacht“ ... Ja, ohne Zweifel den lachenden Strindberg ... Der finstere Geist, der Fanatiker mit dem bösen Blick, hat eine Posse geschrieben: „Die Helmsöer“. Eine Posse, voll von Beziehungen und Ironien, eine verwunderliche Posse, aber doch eine kugelrunde Posse. Derb und sogar zotig. Was vorgeht? So viel wie nichts. Einige ältliche Frauen kaufen sich junge Männer. An der Hochzeitstafel der ungleichen Pärchen sitzt bereits die Hebamme, denn es ist Gefahr im Verzug. Und der Pfarrer der Lumpen-Insel Helmsö, ein resignierter Mann, sagt zu allem sein Amen mit dem Leibspruch der Helmsöer: „Wir wollen nicht kleinlich sein.“ — Eine kleine Niedertracht spricht aus dem Fastnachtspiel: „Da habt Ihr das geliebte Volk, Ihr Ideologen!“ —

Nicht so freiwillig lustig war eine tragische Premiere des Neuen Theaters. Der junge Dramaturg dieser Bühne, Otto Borngräber, hatte ein Drama im Adamskostüm geschrieben (na, aber doch schon zur Zeit der Feigenblatt-Mode ...) — das erotische Mysterium „Die ersten Menschen“. — Welch eine Sinnesverwirrung, daß ein Dichter, der auf dem Boden der Naturanschauung steht, gerade die Adam- und Eva-Sage wählt, um aus ihr Haeckels Lehre zu interpretieren! Von den vier ersten Menschen konnte Herr Borngräber das Prinzip der Zuchtwahl unmöglich ableiten. So begnügte er sich damit, Adam und Eva, Abel und Kain über die letzten Dinge disputieren zu lassen, als hätten sie eine Geschichte der Philosophie mit heißem Bemühen durchaus studiert. Die Entwicklung ihrer „urwüchsigen“ Gedankenketten ist wunderlicher als jede Hypothese der Menschwerdung. In kurzen Minuten durchlaufen die Mitglieder der Familie Adam die ganze Rennbahn von Jehova und Buddha über Christus, Spinoza und Feuerbach bis zu Schopenhauer, Nietzsche und Haeckel. Ohne daß ihre Sinnenwelt ihnen irgend dazu Anlaß gäbe; ja in direktem Widerspruch zu der scheinrealen Welt der Bibel, die die Szenerie des Borngräberschen Dramas ist. Eine ungeheure puerile Brunst füllt überdies das Stück. Kain röhrt und gröhlt nach dem Weibe. Eva schreit nach dem Manne. Vater Adam ist in die Jahre gekommen, in denen er nur mehr geistigen Freuden leben will. Er schläft „starr und kalt wie ein toter Ast“. Da schreit Eva: „Ich will seinen Leib! Ich will seine Glieder! Ich will seine Glut! Seinen Leib! Seinen Leib! Seinen süßen nackten Leib!“ — Das Publikum lachte. Und es lachte, als Kain nach dem „wildwilden Weibe“ brüllte, nach der Mutter griff und den Abel niederschlug, den Eva mütterlich-bräutlich umschlungen hatte. Lachte zu den argen Gedankenwälzungen, ohne Erbarmen für des Dichters nur leider schlecht exemplifizierten Gedanken, daß der erste Mord um des Weibes willen geschehen sei ... — Die irrsinnige Mißgeburt, eine Travestie des Byronschen „Kain“, wäre so vieler Betrachtung nicht wert, wenn nicht doch — eine dichterische Impression, ein Hauch heißen Talentes von dem Kuriosum ausgegangen wäre. Ein starker Rhythmus, Musik, die nicht Ton geworden ist. Ob der Reifende das Chaos bändigen lernen wird?

Herbert Eulenberg ist der Dramatiker mit den „akkreditierten Hoffnungen“. Zwar heißt es: „Wahre Prinzen aus Genieland haben nie Kredit begehrt ...“ Aber bei dem jungen Titaniden ist's etwas anderes. Er hat schon mit seinem ersten Wurfe, dem Drama „Leidenschaft“, bewiesen, nicht versprochen, daß er ein echter Titanide ist. Fragt sich nur, ob je aus ihm der kraftbeherrschende Dichter wird, der ein Kunstwerk schafft. Die jüngste Schöpfung des immerhin schon Zweiunddreißigjährigen, der „Ulrich Fürst v. Waldeck“ (aufgeführt in Reinhardts Deutschem Theater) ist ein wüstes, wirres dramatisches Unding; und beängstigend unselbständig; ein Epigonenstämmling Grabbes. Aber auch hier: Spuren einer Schönheitsglut und einer Leidenschaft, die unsere Dekadenten nicht haben. Erratische Blöcke liegen auf grünender Wiese. — Vieles könnte verziehen werden; aber nicht dieser Mangel des Sinnvollen, des Glaubwürdigen.

Mit den Schwalben kommen die Mädchen und Männer aus der Fremde. Kam die russische Hofoper. Kam das russische Ballett, kam auch Herr Felix Dörmann aus Wien mit einem Ensemble von Halbschauspielern und führte sein halbes Schauspiel „Die Frau Baronin“ vor. Und es kamen holländische und französische Schauspieler, gültige Vertreter ihrer nationalen Kunst.

Da war zuerst ein Einzelner. Der Holländer Henry de Vries. Er spielte in einem Einakter seines Landsmanns Hermann Heijermans („Der Brandstifter“) sieben Rollen. Solche Fregoli-Verwandlungskünste gehören eigentlich ins Variété. Auch ein wirklicher Künstler kann es nicht hindern, ja provoziert sogar, daß die Aufmerksamkeit des Zuschauers von der Dichtung auf die absolute Schauspielerei abgelenkt wird, auf die erstaunliche Fertigkeit des Schauspielers, Maske und Kostüm im Augenblick zu wechseln.

Das Malerische, Genrehafte, die feine Klarheit im Stofflichen, die Meisterschaft des Details und eine gewisse heitere Natürlichkeit, die ausgleichend, wie ein helles Temperament, selbst über ihren Gestalten aus Elendstiefen schwebt, — das ist allen diesen Künstlern eigen, die man

bei dem Berliner Gastspiel der „Nederlandschen Tooneelvereeniging" aus Amsterdam versammelt sah. Die germanische Verwandtschaft mit dem deutschen Bühnenrealismus ist unverkennbar. Aber die Holländer haben nicht wie die Deutschen vielerlei Stil. Nur einen: den der Gegenwart. Das Zeitlose lösen sie in Gegenwartsformen auf. Auch wenn sie einen alten Dichter geben, machen sie ihn ganz und gar zum Zeitgenossen. So geschah es mit Molières „Eingebildetem Kranken", — ungeachtet des genauen historischen Kostüms. Aus der kräftigen Posse wurde eine Spitzenklöppelei. Völlig daheim sind sie bei ihrem Gegenwartsdichter Heijermans. Sie spielten u. a. sein aufreizendes Elendsdrama: „Die Hoffnung auf Segen". Auch im Grauenhaften entfernten sie sich keinen Zoll breit von schlichter Menschlichkeit, in alle Tragik drang noch jener stumpfsinnige Humor des Gewöhnlichen, der nicht-exzentrische Menschen im Gleichgewicht hält. Sie sind abgesagte Feinde der Gefühlsschwelgerei und Pose. Und doch —: nie werde ich dieses matte Zucken des Kinnes, diese verkniffenen schmalen Lippen, diese weitschauenden, blankgeweinten Augen der gewöhnlichen alten Frau vergessen, die von dem Tode ihrer beiden Söhne erfährt ... Esther de Boer heißt die Schauspielerin.

Eine größere Distanz ist nicht denkbar, als von den Holländern zu Mounet-Sully, dem Doyen der Comédie Française, dem Schauspieler der Vergangenheit ohne einen Hauch von lebendiger Gegenwart. Der verkarstete Typ des ancien régime. Sonnenthal deklamiert; Mounet-Sully singt die Koloraturen des französischen Alexandriners. Mounet-Sully würde seinen Stil verletzen, käme er je anders als in blitzender Rüstung oder in stolzem Wamms, gestiefelt und gespornt. Für den „Ruy Blas", den er in Berlin spielte, ist er ganz der Mann nach dem Herzen Viktor Hugos. Der Mann des unbedingten Elans, der noch immer geschmeidigen Attitude, der dunkeltönigen großen Rede. Eine begrabene, gespenstische Jugend trägt, wie einen lächelnden Totenkopf, der greise Mann auf seinen Schultern. Aber unser deutscher Hamlet! Was sollte dieser Orgelkasten mit hundert Röhren? Piano. Plötzliches Fortissimo. Flageolett. Moll. Dur. Moll. War Hamlet ein Musikant? Und diese mimischen Intermezzi! Diese posierten Couplets! — Bei alledem: Nicht bloß eine Reliquie, auch eine konservierte Potenz ist Mounet-Sully. Der vollkommenste Ausdruck eines Zeitgeschmackes. Nicht des unseren freilich.

Hochsommer! Die meisten Theater spekulieren auch in dieser Frist. Aber auf ihren Bühnen spielen fremde Operetten- und Possengesellschaften. Da hält noch der alte Nestroy mit dem Zugstück gewordenen „Zerrissenen" die literarische Fahne hoch . . . Und als die Zweihunderttausend noch hier waren? Auf der Ibsen-Bühne, im Lessingtheater, wurde Schönthans „Raub der Sabinerinnen" der große Erfolg. Kein Aenigma aber ein Stigma der Zeit.

Hermann Kienzl.

Rundschau.

1. August. Der niederösterreichische Landtag wird aufgelöst. — Der serbische Kirchenkongreß wählt den Werschetzer Bischof Zmrjanovic mit 40 von 70 abgegebenen Stimmen zum Patriarchen.

2. Professor Lea Friedrich (geb. 1842) in Wien †.

3. Internationaler Kongreß zur Förderung des Zeichenunterrichtes in London.

4. Internationaler Freihandelskongreß in London.

6. Die serbische Skupschtina beginnt mit der Verhandlung über den österreichisch-ungarisch-serbischen Handelsvertrag. — Internationaler Historikerkongreß in Berlin.

8. Professor Josef Olbrich (geb. 1867 in Troppau) in Düsseldorf †.

11. Heinrich Freiherr v. Siebald (geb. 1852) in Meran †. — Internationaler Stenographenkongreß in Darmstadt.

12. König Eduard von England trifft zum Besuche des Kaisers in Ischl ein.

13. Die serbische Skupschtina nimmt den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn mit 70 gegen 56 Stimmen an. — König Eduard trifft in Marienbad ein.

14. VII. Österreichischer Glasertag in Wien. — XV. internationaler Orientalistenkongreß in Kopenhagen.

16. Hundertjähriges Jubiläum von Marienbad. — Kongreß der jüdischen Hochschüler und Abiturienten aus den südslawischen Ländern in Semlin.

17. Die türkische Regierung veröffentlicht ihr Reformprogramm. — Eröffnung des Esperantokongresses in Dresden.

18. Der Kaiser stiftet ein Jubiläumskreuz für das Militär und für die Zivil-Staatsbediensteten. — Die serbische Skupschtina nimmt den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn in letzter Lesung an. — Die Agrarier halten in Wien eine Versammlung ab und ersuchen den Ministerpräsidenten, den Handelsvertrag mit Serbien zur verfassungsmäßigen parlamentarischen Erledigung zu bringen und nicht auf Grund des Ermächtigungsgesetzes in Wirksamkeit treten zu lassen. — In Sarajewo findet anläßlich des Geburtstages des Kaisers ein Huldigungsfestzug statt, nach welchem der Vizebürgermeister Dr. Mandic in einer Ansprache an den Landeschef FML. v. Winzor die Krone um Gewährung einer Verfassung für Bosnien und um Feststellung des staatsrechtlichen Verhältnisses der Provinz zur Monarchie bittet. — In Sarajewo ist das Gerücht verbreitet, daß die Annexion des Okkupationsgebietes proklamiert werden würde.

19. In Wien findet ein gemeinsamer Ministerrat statt. — Am Düsseldorfer Katholikentag spricht P. Graf Galen über die antiklerikale Strömung in Österreich.

*

Wiener Theater. Begonnen hat das neue Spieljahr. Begonnen wie immer, wenn der August noch nicht vorüber ist: ohne Schwung und ohne Initiative. Die Notizen über die Pläne und Entwürfe der einzelnen Bühnen interessieren vorläufig mehr, als die Darbietungen selbst, und die brennendste Wiener Theaterfrage ist augenblicklich die: wird Herr Treumann heuer im Theater an der Wien, im Carl-Theater oder im

neuen Johann Strauß-Theater auftreten? So kühl und unfreundlich die Hundstage heuer auch waren, die Bühnen, die vorzeitig ihre Pforten wieder eröffneten, haben davon kaum irgend welchen Nutzen gezogen. Ihre Leiter sind eben von der Ansicht nicht abzubringen, daß es ja doch alleseins sei, was in der Vorsaison gespielt werde, und so benutzen sie die Zeit der Vorbereitung, um die Pönalstücke abzuschütteln, die sie bei der Erwerbung von Werken erfolgreicher Autoren mit in den Kauf nehmen mußten. Man wundert sich immer, woher nur die vielen Pönalstücke kommen, die nie eine Aussicht auf Erfolg gehabt haben konnten. Wer aber die Praktiken der Theateragenturen kennt und wer z. B. weiß, daß eine Wiener Agentur an Provinzbühnen zugkräftige Werke oft nur unter der Bedingung abgibt, daß ihr auch von den Aufführungen bereits tantiemenfreier Werke, wie der Possen Nestroys, Gewinnanteile zugesichert werden, der wundert sich nicht mehr; weder über die Fülle der Pönalstücke, noch über die Möglichkeit ihrer Aufführung. Wunders genug, wenn sie nicht noch schlechter und überflüssiger sind, als die Komödie „Verkannt" von Gaston Devore, mit deren Erstaufführung das Deutsche Volkstheater heuer seinen Novitätenreigen eröffnete. Wüßte man nicht, daß das Stück einen französischen Urheber hat und daß es in Paris auch wirklich aufgeführt worden ist, man hätte darauf wetten mögen, es rühre aus dem Nachlaß des jüngst verstorbenen L'Arronge. Alle Rühreffekte aus „Mein Leopold" und aus „Lolos Vater" leben hier wieder auf und der ganze Unterschied besteht darin, daß Schuster Weigel und Briefträger Klemm hier als Rabenmutter erscheinen und daß die mißhandelte Tochter schließlich einem Werkführer in freier Ehe nach Amerika folgt. Was den sonstigen Inhalt des Stückes angeht, so ist zu melden, daß es trotz der neumodischen Tendenzen gegen die Familie und die Verkehrtheit der Erziehung noch beträchtlich dürftiger ausschaut, als die Rührkomödien, die wir in der letzten Zeit von dem greisen Berliner Volksstückschreiber zu sehen bekamen. L'Arronge verfügte wenigstens über eine Dosis Humor, an der man sich immerhin schadlos halten konnte. Gaston Devore aber ist ein kalter, trockener Rechenmeister, der von Henry Bernstein die Millionen nimmt, ohne damit dessen Spannungseffekte zu erzielen. Von der Aufführung seines Stückes hatte nur Fräulein Hannemann einen Gewinn. Sie verdankt ihr den größten persönlichen Erfolg, der ihr bisher im Deutschen Volkstheater beschieden war.

Glücklicher begann das Theater in der Josefstadt mit einem von Georges Berr angefertigten Schwank „Der Durchgänger", in dem Herrn Maran die Aufgabe zufällt, den negativen Beweis zu erbringen, daß auch zum Ehebrechen Talent erforderlich ist. Man weiß, wie unerschöpflich Herr Maran in solchen Aufgaben an komischen Nuancen ist. Neben ihm hatte Fräulein Kamilla Gerzhofer als überlegene Frau, die ihren schiffbrüchigen Mann mit mild-lächelndem Verzeihen in den Hafen der Ehe zurückführt, schweren Stand. Der Pariser Salon scheint nicht das Heim ihrer unverkennbaren Begabung zu sein.

Die dritte Bühne, die dem August trotzte, war das Carl-Theater. Es brachte nach vieljähriger Pause, neu in Szene gesetzt, die Operette „Donna Juanita" von Franz von Suppé zur Aufführung. Das von Kapellmeister Holzer sorgfältig studierte und flott dirigierte Werk wirkte in seinem musikalischen Teil wie eine Neuheit und der Reichtum der prickelnden Melodik, sowie die Kunst der Ensemblesätze löste allenthalben helles Entzücken aus. Frau Mizzi Zwerenz, der zuliebe die früh verschollene Operette wieder in den Spielplan der Leopoldstädter Bühne aufgenommen wurde, rechtfertigte die Ausgrabung durch eine Glanzleistung ersten Ranges.

Die Saison hat begonnen. Die brennendste Frage aber steht noch offen: welcher Bühne wird Herr Treumann heuer seine Gunst schenken?

Theodor Antropp.

*

Zeitschriftenschau. Seit Jahresfrist erscheint in Kronstadt eine illustrierte Halbmonatsschrift die „Karpathen", die sich zur Aufgabe gestellt hat, insbesonders die Kultur, der um ihre nationalen Interessen schwer kämpfenden Siebenbürger-Sachsen darzulegen. Sie wird von Professor Meschendörfer herausgegeben und ist redaktionell eben so vorzüglich, als in ihrer Ausstattung. Sie zählt die besten Schriftsteller Siebenbürgens zu ihren ständigen Mitarbeitern und hat wiederholt schon sehr interessante Artikel aus der Feder solcher veröffentlicht. — r.

„Österreichische Rundschau", XVI., 5.
Redaktionsschluß 28. August 1908.
Ausgegeben 1. September 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Simplicissimus-Kalender für 1909. Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine. Geheftet 1 Mark. Verlag von Albert Langen in München. Als gern begrüßter Gast für ein großes Publikum erschien vor kurzem der Simplicissimus-Kalender für das nächste Jahr. Er ist wieder ausgezeichnet redigiert und kann ohne Frage den Ruhm für sich beanspruchen, der lustigste und witzigste unter sämtlichen deutschen Kalendern zu sein. Auch heuer enthält das kleine Buch, das sich in dem dreifarbigen Umschlag von Th. Th. Heine sehr schmuck präsentiert, ausschließlich unveröffentlichte Originalzeichnungen der bekannten Simplicissimuszeichner und dazu glänzende Witze.

*

Handbuch der k. k. österreichischen Staatsbahnen. Das im Vorjahre zum ersten Male erschienene „Handbuch der k. k. österreichischen Staatbahnen“ hat den Erwartungen, welche an die Herausgabe dieser Publikation geknüpft waren, vollständig entsprochen. Es liegt nunmehr die zweite Auflage dieses für das reisende Publikum wertvollen Behelfes vor, welche alle Änderungen der Tarife und neu eingeführte Karten der Staatsbahnlinien enthält. Die Staatsbahndirektionsbezirke wurden in drei großen Karten dargestellt, so daß das Publikum sich während der Reise sofort orientieren kann, in welchem Direktionsbezirke es sich befindet. Ein Umstand, der namentlich bei Reklamationsfällen von Wert ist. Ferner wurde eine Karte aller österreichischen Kurorte neu beigegeben. Das den Interessen aller beteiligten Kreise dienende Reisehandbuch ist kostenfrei im Stadtbureau der k. k. österreichischen Staatsbahnen, Wien I., Wallfischgasse 15, sowie bei allen k. k. Staatsbahndirektionen erhältlich.

Büchereinlauf.

Neue Moral und Erziehung. Für Eltern und solche, die es werden wollen. Ein kleines Kompendium von Hermann Basch. Verlag des Vereines „Frauenbund“ Brünn.

Felix Schnabels Universitätsjahre oder Der Deutsche Student. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von A. v. S. Neudruck. Eingeleitet und mit Bemerkungen aus dem „Burschikosen Wörterbuch“ versehen von Otto Julius Bierbaum. Verlag Karl Curtius, Berlin 1907.

Charakter und Erfolg. Aus The Rt. Hon. W. E. H. Leckys The Map of Life. Übersetzt von M. Boenewitz. Verlag Karl Curtius, Berlin 1907.

Das Reich in uns. Roman von Hermann Dohl. Verlag F. Fontane & Co. Berlin. Preis Mk. 5.—.

Ahasver. Tragödie von Wolfgang Madjera. Österreichische Verlagsanstalt, Wien.

Theodor Storms Briefe in die Heimat aus den Jahren 1863 bis 1864. Herausgegeben von G. Storm. Verlag Karl Curtius, Berlin 1907.

Der Musenkrieg. Studentenkomödie von Otto Julius Bierbaum. Verlag von Karl Curtius, Berlin 1907.

Zur Frage der Marschküchen. Ein Beitrag von Eduard Pöschek, k. u. k. Militärintendant. Sonderabdruck aus Streffleurs Militärischer Zeitschrift, Wien 1908, Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

Romantische Fahrt. Gedichte von Karl Fr. Nowak. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). Berlin 1908.

Ein Vorurteil. Hoffmanns Erzählungen. Der Teagown Drei Novellen von Richard Münzer. Verlag von Eduard Beyers Nachfolger, G. m. b. H., Wien und Leipzig.

Aus der Welt der Gefühle. Von Richard Münzer. Verlag von Eduard Beyers Nachfolger, G. m. b. H., Wien und Leipzig.

Sein letztes Tagebuch. Herausgegeben von Richard Münzer. Verlag von Eduard Beyers Nachfolger. G. m. b. H. Wien und Leipzig.

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend. In Verbindung mit W. Capelle herausgegeben von Hans Vollmer. 23. Band. Ritterburgen und ritterliches Leben in Deutschland. Von Karl Fuchs. Verlag Hermann Paetel, Berlin.

Das Wertherfieber in Österreich. Eine Sammlung von Neudrucken. Eingeleitet von Gustav Gugitz. Verlag Paul Knepler (Wallishausser'sche Hofbuchhandlung), Wien 1908.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Sommer 1908. # Schnellzugsverbindungen. Sommer 1908.

Giltig vom 1. Juni 1908.

Wien-Italien

über Cervignano

□	Station	□
7^{22}	ab Wien Südbhf. an	6^{45}
9^{21}	Semmering	4^{28}
10^{22}	Bruck a. d. M.	3^{02}
11^{22}	Graz	2^{21}
12^{22}	Marburg Hbhf.	12^{41}
1^{22}	Cilli	11^{31}
3^{12}	Laibach an	9^{42}
..	an Abbazia-M.	5^{35}
..	Fiume	5^{06}
6^{30}	Triest	6^{25}
6^{41}	Monfalcone	5^{50}
9^{45}	Venedig	2^{15}
3^{05}	Mailand	7^{45}
4^{55}	Florenz	10^{30}
10^{22}	Rom	10^{22}
6^{50}	an Neapel ab	3^{05}

über Cormons

△	□	Station	□	△
8^{45}	9^{22}	ab Wien Südbhf. an	9^{10}	8^{50}
11^{00}	11^{22}	Semmering	7^{06}	6^{42}
12^{12}	12^{47}	Bruck a. d. M.	5^{22}	5^{22}
1^{21}	1^{43}	Graz	4^{22}	4^{10}
2^{32}	3^{02}	Marburg Hbhf.	3^{07}	2^{52}
3^{55}	4^{12}	Cilli	1^{47}	1^{34}
5^{48}	6^{02}	Laibach an	12^{04}	11^{27}
9^{42}	9^{31}	an Abbazia-M.	8^{32}	8^{27}
10^{21}	9^{50}	Fiume	8^{21}	8^{01}
8^{44}	8^{59}	Nabresina	9^{01}	8^{26}
9^{22}	9^{25}	Triest	8^{32}	7^{55}
..	2^{15}	Venedig	2^{10}	11^{40}
..	7^{22}	Mailand	7^{45}	6^{40}
..	11^{22}	Florenz	6^{10}	2^{45}
..	7^{45}	Rom	10^{52}	9^{00}
..	1^{25}	an Neapel ab	3^{15}	12^{22}

über Ala

□	Station	□
8^{42}	ab Wien Südbhf. an	8^{30}
10^{22}	Semmering	6^{04}
11^{52}	Bruck a. d. M.	4^{32}
12^{52}	Graz	3^{47}
2^{22}	Marburg Hbhf. an	2^{23}
4^{34}	an Klagenfurt Hbhf.	12^{22}
5^{22}	Villach S. B.	11^{16}
7^{21}	Lienz	9^{22}
12^{02}	Bozen-Gries	4^{40}
1^{19}	Meran	3^{30}
1^{29}	Trient	3^{12}
2^{0}[illegible]	Rovereto	2^{11}
2^{12}	Mori	2^{32}
3^{30}	Arco	12^{52}
2^{38}	Ala	2^{10}
4^{20}	Verona	11^{55}
7^{22}	Mailand	7^{45}
5^{42}	Florenz	11^{22}
12^{25}	an Genua ab	2^{20}

über Pontebba

	Station	
7^{25}	ab Wien Südbhf. an	9^{27}
9^{49}	Semmering	7^{22}
11^{00}	Bruck a. d. M.	5^{35}
11^{22}	Leoben an	5^{05}
3^{20}	an Klagenfurt Hbhf.	12^{43}
3^{56}	Villach S. B.	12^{12}
10^{45}	Venedig	4^{42}
1^{42}	Verona	2^{21}
6^{05}	Mailand	11^{22}
6^{38}	Florenz	9^{22}
1^{10}	Rom	2^{00}
6^{25}	an Neapel ab	8^{10}

Deutschland-Italien

über Ala

□ △ Nordsüd-Expreß	△	△	□	Station	□ △	△	□ △ Südnord-Expreß	△
10^{25}	8^{45}	10^{25}	10^{30}	ab Berlin an	6^{42}	8^{25}	8^{00}	[illegible]
12^{22}	10^{12}	1^{12}	12^{16}	Leipzig	3^{22}	7^{00}	5^{21}	[illegible]
10^{22}	7^{21}	11^{42}	8^{15}	Dresden	5^{45}	10^{06}	8^{17}	[illegible]
8^{20}	8^{40}	11^{35}	10^{52}	München	4^{05}	9^{42}	9^{21}	[illegible]
11^{01}	12^{04}	3^{30}	2^{42}	Innsbruck	12^{41}	6^{22}	6^{32}	[illegible]
2^{30}	4^{21}	7^{22}	6^{10}	Bozen-Gries an	8^{38}	1^{55}	2^{55}	[illegible]
3^{29}	5^{34}	8^{22}	7^{18}	an Meran	7^{30}	12^{46}	1^{45}	[illegible]
3^{32}	5^{20}	8^{22}	7^{21}	Trient	7^{26}	12^{49}	1^{56}	[illegible]
..	5^{53}	9^{11}	8^{01}	Rovereto	6^{45}	12^{18}	..	[illegible]
9^{22}	11^{22}	4^{22}	12^{15}	Venedig	11^{22}	8^{00}	9^{25}	[illegible]
5^{25}	7^{42}	11^{22}	9^{59}	Verona	4^{22}	10^{21}	11^{55}	[illegible]
..	10^{42}	6^{05}	12^{30}	Mailand	12^{22}	7^{45}	..	[illegible]
..	5^{42}	6^{38}	4^{56}	Florenz	9^{22}	11^{22}	..	[illegible]
..	1^{10}	1^{10}	10^{52}	Rom	2^{00}	4^{20}	..	[illegible]
..	6^{25}	6^{25}	6^{50}	an Neapel ab	8^{40}	10^{00}	..	[illegible]

Budapest-Italien

über Cormons

△	□	Station	□	△
8^{00}	8^{22}	ab Budapest an	10^{12}	9^{42}
9^{22}	9^{25}	an Triest	8^{20}	7^{55}
9^{52}	10^{04}	Görz S.B.	6^{42}	7^{17}
10^{21}	10^{23}	Cormons	6^{12}	6^{50}
..	2^{15}	Venedig	2^{10}	11^{40}
..	7^{22}	Mailand	7^{45}	6^{40}
..	11^{22}	Florenz	6^{10}	2^{45}
..	7^{45}	Rom	10^{52}	9^{00}
..	1^{25}	Neapel	3^{05}	12^{22}

über Cervignano

	Station	
5^{00}	ab Budapest an	9^{22}
9^{45}	an Venedig	2^{45}
3^{05}	Mailand	7^{45}
4^{55}	Florenz	6^{10}
10^{52}	Rom	10^{52}
6^{50}	Neapel ab	3^{05}

über Ala

△		□	Station	□
8^{00}	5^{00}	8^{22}	ab Budapest an	[illegible]
7^{22}	4^{24}	6^{41}	an Klagenfurt Hbhf.	[illegible]
7^{34}	5^{22}	8^{07}	Villach S.B.	[illegible]
12^{22}	7^{21}	11^{00}	Lienz	[illegible]
2^{22}	9^{04}	12^{52}	Toblach	[illegible]
5^{52}	12^{09}	4^{03}	Bozen-Gries	[illegible]
7^{1}[illegible]	1^{19}	5^{34}	Meran	[illegible]
7^{21}	1^{29}	5^{30}	Trient	[illegible]
8^{01}	2^{05}	5^{53}	Rovereto	[illegible]
8^{11}	2^{12}	6^{21}	Mori	[illegible]
9^{19}	3^{30}	7^{12}	Arco	[illegible]
9^{36}	3^{47}	7^{22}	Riva	[illegible]
8^{31}	$2^{}$[illegible]	6^{16}	Ala	[illegible]
9^{19}	4^{20}	7^{42}	Verona	[illegible]
12^{30}	7^{22}	10^{42}	an Mailand ab	..

Das Entmündigungsverfahren.

(Die Regierungsvorlage. Darstellung und Kritik)*.

Von Dr. August Nechansky.

In Amerika, so wurde mir erzählt, läßt man eine für eine Gartenanlage bestimmte Fläche zuerst von den Fußgängern beschreiten, um zu sehen, welche Wege der Verkehr nimmt. Das ist ein sehr praktischer Vorgang. Praktische Völker werden auch bei der Gesetzgebung sich an eine solche Methode halten und Gewohnheitsrecht kodifizieren; doktrinäre Völker werden zuerst Prinzipien aufstellen und danach das Recht formen.

Die Regierungsvorlage bezüglich des Entmündigungsverfahrens hat die doktrinäre Methode gewählt. Sie hat nicht das gewohnheitsmäßig Geltende unter Ausfüllung einiger Lücken zu einem Gesetze zusammengefaßt, sondern ein Verfahren aufgebaut mit der ausgesprochenen Tendenz, Rechtsschutz zu schaffen „gegen unbegründete Aberkennung der vollen Handlungsfähigkeit".

In diesem Bestreben ist die Regierungsvorlage einseitig und geht — ich spreche das im vorhinein aus — zu weit. Sie ermöglicht ein so kompliziertes und schleppendes Verfahren, daß die Fürsorge für den Geisteskranken, aber auch die Abwehr vor ihm von dem Prinzipe des Rechtsschutzes ganz verschlungen wird. Die Motivenberichte geben eine lehrreiche statistische Tatsache. Im Deutschen Reiche wurden im Jahre 1903 im ganzen 5034 Entmündigungen vorgenommen. Dagegen wurden nur 23 Klagen auf Anfechtung des Entmündigungsbeschlusses erhoben. Und wenn man erst wüßte, wie diese 23 Bestreitungsfälle ausgegangen sind! Ich bin überzeugt, daß die meisten zu Ungunsten des Klägers entschieden worden sind. Wir können annehmen, daß bei der lebhaften Teilnahme, welche die Presse von ganz Europa einem Streite um die geistige Gesundheit entgegenbringt, wir wohl von einem Falle gehört und gelesen hätten, in welchem ein offenbares Unrecht geschehen wäre, in welchem gegen Gericht, Psychiater und Familie ein ungerecht Verfolgter im öffentlichen Rechtsstreite seine geistige Integrität siegreich verfochten hätte. Wenn wir bei der Ziffer des Deutschen Reiches bleiben, so müssen wir sagen, nicht nach 5011, sondern nach 23 Fällen ist das Verfahren der österreichischen Vorlage eingerichtet.

Das bisherige österreichische Entmündigungsverfahren war ein rein offiziöses. Auf eine Anzeige oder auf einen Antrag hin wurde die Untersuchung eingeleitet, wurden die Verhältnisse erhoben, bei Geisteskrankheiten das Gutachten zweier sachverständiger Ärzte eingeholt. Gegen die Entscheidung des Gerichtes stand das Rekursrecht an die oberen Gerichte zu. Die Frage der Antragsberechtigung, der Vertretung im Verfahren, der Internierung zum Zwecke der Untersuchung und manche andere

* E. = Entwurf, M. = Motivenbericht.

Einzelnheit war ungeregelt. Aber große Fehltritte wurden trotzdem nicht gemacht. Der Antragsteller mußte ein offenbares Interesse haben, er war gewöhnlich derjenige, dem das Schicksal des zu Entmündigenden zunächst am Herzen lag, der Vater, die Mutter, der Gatte, die Gattin usf., aber auch unter Umständen ein Freund, wenn vielleicht keine Anverwandten da waren, oder sich niemand um das Schicksal des Schutzbedürftigen kümmerte. Auch einen Vertreter konnte der zu Entmündigende bestellen, fraglich war nur, ob schon der bereits Entmündigte einen solchen neben seinem Kurator oder gar gegen denselben bestellen durfte.

Das bisherige Verfahren hatte den Vorteil der Einfachheit, der Diskretion, der Möglichkeit, dem Schutzbedürftigen in kurzer Zeit die notwendige Fürsorge angedeihen zu lassen, es hatte aber den Nachteil der Ungeregeltheit.

Das neue Verfahren hat den Vorteil der Geregeltheit, aber den Nachteil einer möglicherweise sehr großen Schwerfälligkeit und Kompliziertheit und die Gefahr der sensationellen Aufpauschung. Ich sage einer möglicherweise sehr großen Schwerfälligkeit, da auch nach dem Verfahren des Entwurfes, wenn kein Widerstand geleistet wird, die Entscheidung rasch herbeigeführt werden kann. Der Entwurf beginnt mit allgemeinen Bestimmungen. Die ersten Paragraphe beschäftigen sich mit den Fällen, in welchen die Entmündigung vorgenommen werden kann. Hier zeigt sich in der Textierung und Auffassung ein anerkennenswerter Fortschritt, eine moderne Anpassung an die Erfahrung und die Ergebnisse der Wissenschaft.

Der Entwurf macht keine weitere Unterscheidung als die zwischen Geisteskrankheit und Geistesschwäche. Wie die Geisteskrankheit und Geistesschwäche im einzelnen Falle zu benennen ist, ist gleichgültig, der abnorme geistige Zustand muß nur die Unfähigkeit in sich schließen, daß der Kranke seine Angelegenheiten selbst zu besorgen vermöge.

Eine weitere Neuerung ist, in Nachahmung des deutschen und französischen Rechts, die Einführung der vollen und der beschränkten Entmündigung. Ich weiß nicht, ob sich diese Zweiteilung dort, wo sie schon bestanden hat, praktisch bewährt hat, aber als Grundsatz hat sie etwas Bestechendes, denn sie gestattet die Grenzen verschieden zu ziehen und nur so weit, als es der Fall notwendig zu machen scheint.

Die volle Entmündigung soll bei Personen ausgesprochen werden, welche infolge Geisteskrankheit oder Geistesschwäche unfähig sind, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, also z. B. der Paralytiker, der Paranoiker (§ 1 E.); die beschränkte Entmündigung bei Personen, welche zwar nicht unfähig sind, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, aber zu gehöriger Besorgung ihrer Angelegenheiten eines Beistandes bedürfen (§ 2 E.), also Personen, welche zwar zu handeln, aber nicht zweckmäßig zu handeln imstande sind, z. B. die Hysteriker.

Zu den Personen, bei welchen unter bestimmten Voraussetzungen beschränkte Entmündigung Platz greifen kann, zählt der Entwurf auch den Alkoholiker, Morphinisten, sowie andere Giftfresser, endlich den Verschwender. (§ 3 des E.) Bezüglich des Letzteren seien einige Bemerkungen gestattet.

Die Voraussetzung der Entmündigung wegen Verschwendung ist zwar im Entwurfe eine beschränktere als im a. b. G. B. (§ 273), aber noch immer nicht die richtige.

Das a. b. G. B. verlangt, daß der Verschwender „durch mutwillige oder unter verderblichen Bedingungen geschlossene Borgverträge sich oder seine Familie

künftigen Notstand preisgibt"; der Entwurf begnügt sich mit der Gefahr des Notstandes allein. In beiden Fällen kann erst zur Entmündigung geschritten werden, wenn es zu spät ist. Was nutzt die Kuratel, wenn der Verschwender schon ausgewuchert ist, wenn der Notstand schon winkt, wenn das Vermögen schon verbraucht ist, die Schulden schon da sind? In solcher Situation hat die Entmündigung nur noch eine Bedeutung, wenn hinter dem Verschwender eine reiche Familie steht, welche die weitere Versorgung übernimmt und dem Schuldenmachen einen Riegel vorschieben will. Wollte man bei der Entmündigung sich zum Zwecke machen, die Zukunft des Verschwenders zu retten, so müßte die Entmündigung möglich sein, sobald sich bei einem Menschen die Verschwendernatur zeigt.

Verschwendung ist ein Abnormität wie der Geiz. Hier ein Übermaß von Hemmung, dort ein Übermaß von Trieben. Eigentlich braucht es im Gesetze keiner anderen Bestimmung, als daß die Entmündigung wegen Verschwendung zulässig sei. Verschwendung ist ein Begriff, dessen Inhalt jedermann ebenso klar ist, wie der Begriff Haus und Baum.

Der Verschwender ist eine Art Schwachsinniger, in seinem Gebaren immer gleich. Er wird sich immer zugrunde richten; er bedarf des Schutzes von vornherein, nicht erst, wenn der Notstand schon da ist. Das Charakteristische für den Verschwender ist die Einsichtslosigkeit gegenüber der Zukunft. Das a. b. G. B. spricht von einem, der sein Vermögen in unbesonnener Art „durchbringt" (§ 273). Das ist eine sehr zutreffende Bezeichnung, das Wort „durchbringen" sehr gut gewählt. Wir wissen den Unterschied zwischen „viel brauchen" und „durchbringen". Ich bin zwar nicht einer von jenen, der etwas erst für wahr hält, wenn es in den Pandekten oder sonst in einem lateinischen Klassiker steht, aber die Definition ist wirklich nicht übel. Für Ulpian war ein Verschwender: Qui neque tempus, neque finem expensarum habet, sed bona sua dilacerando et dissipando profundit. (D 26, 10 § 1.)

Ja das Zerfleischen und Zerwerfen seines Vermögens, das unsinnige und einsichtlose Handeln dabei, das triebartige Zerstören seines wirtschaftlichen Bestandes, das macht den Verschwender. Wenn der Verschwender da ist, dann sollte der Schutz auch da sein. Zum mindesten sollte es in § 3 heißen: „Beschränkung der Handlungsfähigkeit einer volljährigen Person kann stattfinden, wenn sie durch Verschwendung sich oder ihre Familie mit der Gefahr des Notstandes bedroht."

Der Antrag auf Entmündigung darf nach dem Entwurf nur von Personen der Familie in einem bestimmten Grade der Verwandtschaft oder Schwägerschaft gestellt werden, im öffentlichen Interesse, insbesondere bei offenbarer Gefahr, auch vom zuständigen Staatsanwalte.

Ich würde den Kreis der Antragsberechtigten dahin erweitern, daß auch Personen, welche ein nachweisbares Interesse an dem Entmündigten haben, einbezogen werden. Ich habe schon oben darauf gewiesen, daß jemand gar keine Anverwandte des bestimmten Grades haben kann, oder diese weit entfernt, in anderen Ländern sind, sich gar nicht kennen, sich um einander gar nicht kümmern. Jedenfalls sollte für alle Fälle ein öffentliches Organ die Antragsberechtigung haben. Das soll aber nicht der Staatsanwalt sein, — die Entmündigung soll nichts mit der

Strafrechtspflege zu tun haben. Wozu nimmt der Entwurf diese Bestimmung aus dem Deutschen Rechte herüber, wozu die Nachahmung? Man sei originell und bestelle bei den Gerichten I. Instanz je nach Bedarf einen oder mehrere Entmündigungsanwälte. Diesen soll es zustehen, im öffentlichen Interesse, aber auch wenn kein antragsberechtigter Anverwandter vorhanden oder bekannt oder anwesend ist, den Antrag auf Entmündigung zu stellen. Ihnen soll es aber auch zukommen, den Antrag auf Aufhebung der Kuratel zu stellen. An sie sollen sich die Kuranden zu wenden haben, wenn sie die Aufhebung anstreben. Dem Kurator soll es erspart bleiben, seine objektive Fürsorgestellung dem Kuranden gegenüber dadurch zu erschüttern, daß er in die Frage der Aufhebung der Kuratel hineingezogen wird.

Der Antrag auf Entmündigung ist bei dem Bezirksgerichte zu stellen, in dessen Sprengel der zu Entmündigende seinen ständigen Aufenthalt hat.

Der Antrag ist durch Tatsachen zu begründen und sind die zur Feststellung derselben dienenden Beweise und Bescheinigungsmittel anzugeben (§ 32). Der Richter untersucht in nicht öffentlichem Verfahren, ob die Voraussetzungen der Entmündigung vorhanden sind. Er vernimmt den zu Entmündigenden, vernimmt Zeugen und Auskunftspersonen, beschafft Urkunden und Akten und leitet alle ihm notwendig erscheinenden Ermittlungen ein. Handelt es sich um Entmündigung wegen geistiger Gebrechen, so sind ein oder zwei Sachverständige zu vernehmen. Der Richter entscheidet durch Beschluß. Der Beschluß kann durch Rekurs von dem Antragsteller, dem zu Entmündigenden, seinem gesetzlichen Vertreter, seinem Bevollmächtigten oder Vertrauensmann angefochten werden.

Man sieht, das Verfahren gleicht in diesem seinem Gange dem bisherigen Verfahren. Es hat eine Erweiterung darin erfahren, daß es ein parteien-öffentliches ist, also der Antragsteller und der zu Entmündigende beizuziehen sind, es hat eine Vereinfachung erfahren darin, daß bei offenbarer Geisteskrankheit oder Geistesschwäche die Beiziehung nur eines Sachverständigen zulässig ist. Es wäre zu wünschen, daß in der weitaus überwiegenden Zahl von Fällen mit diesem einfachen, anpassungsfähigen Verfahren zum Ziele gelangt werde.

Nun aber kommen die Waffen, welche der Entwurf für den zu Entmündigenden geschmiedet hat. „Die Parteieigenschaft des zu Entmündigenden ist in allen Stadien anerkannt", sagen die Motive zum Entwurf, d. h. also, er ist nicht nur Untersuchungsobjekt. sondern er agiert mit. Er kann einen Bevollmächtigten oder einen Vertrauensmann bestellen, der in allen Stadien seine Interessen zu wahren hat, er kann in jedem Zeitpunkte die Abtretung des Entmündigungsverfahrens von dem Bezirksgerichte an dem Gerichtshofe I. Instanz, also von vornherein öffentliche Verhandlung verlangen, er kann gegen den Beschluß des Bezirksgerichtes Widerspruch erheben und so die Entscheidung in öffentlicher Verhandlung vor einem Gerichtshofe, bestehend aus einem Vorsitzenden, zwei Richtern und zwei Schöffen, bringen. Genug Mittel sich zu wehren, den Kampf möglichst sensationell zu gestalten, durch zahlreiche Anträge und zahlreiche Rekurse gegen Zwischenverfügungen in die Länge zu ziehen.

Gegen das Prinzip, dem zu Entmündigenden Parteieigenschaft zuzuerkennen, kann nichts eingewendet werden, er soll sich auch durch einen Bevollmächtigten

vertreten lassen können, dieser muß aber bestimmte Qualitäten haben. Die Vertretung im Entmündigungsverfahren kann nicht in jedermanns Hand gelegt werden. Das getan zu haben, ist ein schwerer Fehler des Entwurfes. Nach diesem kann der Bevollmächtigte oder Vertrauensmann des zu Entmündigenden jedermann sein, jeder Winkelschreiber, jeder Querulant, jeder halbe oder ganze Narr. Fehlte denn dem Verfasser des Entwurfes jede Erfahrung, ließ er sich nur durch die Doktrin, das Prinzip locken, konnte er sich gar nicht denken, wie das bei einem so heikligen Verfahren in Wirklichkeit aussehen kann? Will man nicht zu dem Institute der Defensores libertatis greifen, will man nicht die Verteidigung des zu Entmündigenden in die Hände auserwählter, würdiger, erfahrener Männer legen, will man dem zu Entmündigenden selbst die Auswahl überlassen, so muß doch der Kreis der Auszuwählenden auserwählt sein. Man vergesse nicht, daß es sich bei einem Kampfe um die Entmündigung immer um eine Abnormität handeln wird. Ein normal, friedlich und liebenswürdig dahinlebender Mensch wird niemals Gegenstand eines Entmündigungsantrages sein. Man vergesse nicht, daß der Streit sich immer zwischen den sich am nächsten stehenden Personen, zwischen Gatte und Gattin, Eltern und Kinder abzuspielen pflegt, jedenfalls unter Anverwandten, denn nur solche sind antragsberechtigt, man vergesse nicht, daß es da die zartesten und peinlichsten Verhältnisse zu erörtern gibt, daß die traurigsten Familienerlebnisse vor die Öffentlichkeit geführt werden. Eine jede Wechselklage, ein jeder Sachenstreit um mehr als 1000 *K* bedarf der Mitwirkung eines Anwaltes, und im Entmündigungsverfahren soll die Vertretung in jedermanns Hände gelegt werden können und noch dazu mit solchen Machtvollkommenheiten, wie sie der Entwurf dem Vertrauensmann gibt? (§ 35.) Der Vertrauensmann soll allen Untersuchungen beigezogen werden, kann Sachverständige ablehnen, Fragen an Sachverständige, Zeugen und Auskunftspersonen richten, Anträge stellen, Einsicht und Abschriften von Akten nehmen und allen diesen Rechten gegenüber ist seine einzige Pflicht die Verschwiegenheit. Und wie, wenn er diese nicht erfüllt und alles an die Öffentlichkeit bringt? Dafür enthält der Entwurf gar keine Straffanktion. Der reklamesüchtige und sensationslustige Vertrauensmann muß weiter bleiben und kann in der schmerzlichsten Familienangelegenheit, die es gibt, weiter sein Unwesen treiben.

Interessant und charakteristisch ist, was die Motive bezüglich des Vertrauensmannes besagen:

„Der Vertrauensmann bedarf im Gegensatz zum Bevollmächtigten keiner Vollmacht, sei es, daß ihm der Untersuchte eine solche nicht erteilen könne (wegen mangelnder Handlungsfähigkeit des Machtgebers) oder nicht erteilen wolle (aus Mißtrauen, einer häufigen Begleiterscheinung gewisser Geisteskrankheiten)." Also lucus non a lucendo der V e r t r a u e n s m a n n, dem der zu Entmündigende aus M i ß t r a u e n keine Vollmacht gibt, der Vertrauensmann ohne Vertrauen!

Der Vertrauensmann muß aus dem Gesetze gestrichen werden, er ist ein verfehlter Gedanke. Das Gesetz hat dafür zu sorgen, daß die Vertretung des zu Entmündigenden nur durch ehrbare, gewissenhafte, erfahrene, taktvolle Männer geführt werde, die durch Stellung und Standesehre gegen den Mißbrauch ihrer Rechte Gewähr bieten.

Der Entwurf gibt eine weitere Waffe dadurch, daß er dem zu Entmündigenden und seinen Vertretern in jedem Stadium der Verhandlung gestattet, gegen



die Durchführung des Entmündigungsverfahrens vor dem Bezirksgerichte Einsprache zu erheben und die Abtretung an den Gerichtshof zu verlangen.

Es soll also der zu Entmündigende und seine Helfer und Berater die Öffentlichkeit anrufen können, bevor der Beschluß des Bezirksgerichtes gefaßt ist. Was wird also geschehen und geschehen können? Wenn die Untersuchung vor dem Bezirksgerichte schon ganz zu Ende geführt ist und der Beschluß bevorsteht, wird zur Verzögerung der Entscheidung die Abtretung an das Gericht erster Instanz verlangt werden. Nun muß dort von vorn angefangen werden, durch einen beauftragten Richter eine neue Untersuchung geführt werden. Ist das zweckmäßig und ökonomisch? Wenn der zu Entmündigende die Öffentlichkeit antizipieren will, bevor die Zeit zum Widerspruch gegen den Beschluß des Bezirksgerichtes gekommen ist, so soll er gehalten sein, sich zu Anfang der Untersuchung zu entscheiden. Es soll also für die Einsprache gegen die bezirksgerichtliche Untersuchung eine Präklusivfrist gesetzt werden. Der Verfasser des Entwurfes scheint es für gleichgültig zu halten, wie lange ein Entmündigungsverfahren dauert.

Eine dritte Waffe ist der schon mehrfach erwähnte Widerspruch, eine vierte die Auferlegung eines Kostenrisikos auf die Schultern des Antragstellers, der ganz wie ein Gegner behandelt wird, was aber falsch ist. Der Widerspruch ist gegen den Beschluß des Bezirksgerichtes binnen 14 Tagen einzubringen und provoziert ein kontradiktorisches mündliches Verfahren mit prinzipieller Öffentlichkeit, die nur aus den Gründen der Zivilprozeßordnung ausgeschlossen werden kann, provoziert eine Verhandlung und Entscheidung vor einem Kollegium, das aus drei Richtern und zwei Schöffen bestehen soll.

Den Geschworenen ist der Entwurf ausgewichen, zwei Schöffen sind geblieben „als weitere Garantie einer von dem Einflusse der Routine freigehaltenen Verhandlung und Entscheidung". (M.) Ich halte die Beiziehung von Schöffen für überflüssig. Es ist merkwürdig, über Kunst und Geisteskrankheiten vermeint jedermann urteilen zu können, auch ganz ohne Studium, ganz ohne Erfahrung, aus reiner Intuition, aus Instinkt. Bei keiner anderen Diagnose wird der Laie wagen, den Arzt beiseite zu schieben, nur bei der Diagnose über geistige Erkrankungen steht der Unwissende höher als der Erfahrene. Es ist förmlich der leitende Gedanke des Entwurfes, den Psychiater zurückzudrängen. Wenn schon vielleicht die Juristen vor der Fachwissenschaft Respekt haben sollten, trotzdem ihnen im § 22 des Entwurfes in Erinnerung gebracht wird, daß sie an das Gutachten der Sachverständigen nicht gebunden sind, so sollen ihnen als Gegengewicht zwei Männer aus dem Volke an die Seite gesetzt werden. Ich habe schon in meinem ersten Aufsatze (Österr. Rundschau XIV., Nr. 1) darauf hingewiesen, daß es etwas ganz anderes ist, darüber zu entscheiden, ob Einer etwas g e t a n hat und darüber, was Einer i s t und speziell, ob sein H a n d e l n auf psychischer Abnormität beruht oder nicht. Ich habe dort dargetan, daß die Vorstellung von geistigen Krankheiten auch bei den Gebildeten eine ganz falsche ist. Das zeigte neuerdings ein vor kurzem in Wien verhandelter Kriminalfall. Der Sohn einer vermögenden Familie führte ein sinnloses Leben. Er verschwendete, machte Schulden, fiel wie jegliches solches Individuum parasitischen Geldvermittlern in die Hände, beteiligte sich ohne Gewissensbisse an Hochstaplerstücken, fälschte Wechsel, ist ein Trinker und wahr-

scheinlich auch sexuell besonders veranlagt, obzwar das in der Verhandlung nicht erörtert wurde. Aber der Typus ist ja immer gleich. Nachdem er seinen Eltern die größten Sorgen und Schmerzen bereitet, ihnen Hunderttausende gekostet, verbotene Handlungen begangen und sich unabänderlich gezeigt hatte, wurde er wegen Schwachsinnes unter Kuratel gesetzt. Nun erscheint er als Zeuge vor Gericht und gibt, wie die Berichte melden, „mit Ruhe und Sicherheit zusammenhängende Antworten". Erstaunen der Richter, Erstaunen der Geschworenen; der eine der Verteidiger läßt sich sogar die Gelegenheit nicht entgehen, die Psychiater zu höhnen. Hätte der Zeuge gesagt: er dürfe soviel Geld ausgeben, als er wolle, denn er sei der Vanderbilt, so wären alle einig gewesen, einen Geisteskranken vor sich zu haben. Die Leute hören eben nur immer auf das Reden und sehen nicht auf das Handeln. Durch paar Stunden vernahmen sie von dem sinnlosen, unsittlichen, ruinösen Leben, das der junge Mann geführt hat, aber das tut nichts, weil er zusammenhängend reden kann, begreifen sie nicht die vorhandene geistige Schwäche. Sein Kurator meinte, die Bedrohungen der Agenten mit Strafanzeigen hätten sein Nervensystem ruiniert, ein Geschworener sah die Ursache der Deroute in dem Umstande, daß er Ausbeutern in die Hände fiel, sein Verteidiger klassifizierte ihn als leichtsinnig, aber nicht schwachsinnig, alles, weil er zusammenhängend redete. Keine von diesen Personen dachte daran und wußte davon, daß hier ein Typus eines abnormalen Menschen vor ihnen steht, bei dem das Schicksal immer in gleicher Weise abrollt, ob das der Herr Z. ist oder der Graf X. oder ein Proletarier. Aus der abnormen krankhaften Veranlagung entwickelt sich Alkoholismus oder Morphinismus, abnorme Begehrlichkeit bei völliger Einsichtslosigkeit und Skrupellosigkeit in der Beschaffung der Mittel, die Begehrlichkeit für eine Stunde zu befriedigen.

Die Leute vergessen auch, daß es sich bei Kuratelen nicht um die sprachliche Ausdrucksfähigkeit, nicht um die Redefertigkeit, sondern um die Handlungsfähigkeit handelt. Wie einer handelt, nicht wie einer redet, das ist für ihn und für die anderen maßgebend, hier können für ihn und für die anderen Gefahren entstehen, hier braucht er den Schutz, hier brauchen aber auch die anderen den Schutz vor ihm, die Familie nicht zu vergessen, der ja die Erhaltung eines solchen, eines eigenen Erwerbes regelmäßig unfähigen Individuums zufällt.

Was würden wohl die Schöffen über Herrn Z. für ein Urteil gefällt haben, wenn sie über ihn zu Gericht gesessen wären? Was würden sie über Frau Majorin Schönebeck gesagt haben und manche andere hysterische Frau, die in den letzten Jahren die Öffentlichkeit beschäftigt hat? Erst wenn der Schaden angerichtet ist, erkennt der unerfahrene Laie die Gefährlichkeit eines solchen Menschenkindes. Es geschehen jährlich unzählige Untaten durch Geisteskranke, deren Abnormität nicht gehörig erkannt und gewürdigt worden ist. Diese Gefahr ist in Wahrheit viel größer als diejenige der Verfolgung geistig normaler in einem frevelhaft angezettelten Entmündigungsverfahren, wovon so viele Leute fabeln, und die zu bannen der Entwurf ausgeht. Für den Schutz vor dem Geisteskranken geschieht nichts oder sehr wenig.

Ich bleibe bei meiner Anschauung: wenn man in streitigen Fällen des Entmündigungsverfahrens mehr noch als früher die Entscheidung in die Hände des Juristen legen will, so müsse man für psychiatrisch gebildete Juristen sorgen. Und

wenn man zu träge ist, diese Spezialisten zu schaffen, so kreiere man psychiatrische Beisitzer. In Handels- und Berg- und Seesachen beruft man fachmännische Laienrichter, warum nicht auch im Entmündigungsverfahren?

Was Geisteskrankheit ist, steht in keinem Gesetzbuche, das lehrt nur Studium, Beobachtung und Erfahrung. Der Entwurf wird wahrscheinlich den Beifall von vielen finden, gerade weil er der Entmündigung Schwierigkeiten bereitet.

Ich bin gewiß nicht für ein oberflächliches und leichtfertiges Verfahren in Entmündigungssachen, ich verstehe auch, daß das jetzige Verfahren durch die Einführung des Widerspruches, durch die Möglichkeit einer öffentlichen Verhandlung erweitert werden soll, aber ich halte es für geboten, daß der Gesetzgeber ruhige Weisheit einhält und sich nicht durch Schlagworte zur Einseitigkeit hinreißen läßt. Man darf nicht ein Verfahren konstruieren, das alles nur zum Schutz des zu Entmündigenden ausdenkt und gar nichts tut zum Schutze der Familie vor so einem abnormen, ruinösen Individuum. Man muß auch die Kehrseite der Medaille ansehen, man muß Entmündigungsfälle studiert haben, man muß sie aus Erfahrung kennen, um zu wissen, daß der zu Entmündigende nur ein Verfolgter ist, weil er ein Verfolger war, ein Verfolger der Ruhe, des Glückes und Wohlstandes einer Familie. Man höhnt nur immer die Psychiater und schleift die Antragsteller durch den Kot, aber niemand spricht von den Leiden der Eltern, des Gatten, der Geschwister eines krankhaft entarteten Individuums. Was haben die Eltern in dem oben angeführten Falle des Herrn Z. durchzumachen gehabt, was leidet z. B. ein Gatte, dessen Frau ein schamloses Liebesleben führt, in sinnloser Weise verschwendet, in krankhafter Reizbarkeit den Frieden des Hauses stört, in Lügenhaftigkeit und Sensationslust alles untereinanderhetzt, in Lieblosigkeit und skrupellosem Egoismus nur die Ziele ihres krankhaften Triebes verfolgt und zu dem allen noch das Raffinement besitzt, nach außen den Mann als den Quälgeist, sich selbst als die Märtyrerin erscheinen zu lassen?

Ich verlange, daß im Entmündigungsverfahren Licht und Schatten gleichmäßig verteilt, daß dem Parlament als Gesetzgeber nicht nur eine Doktrin, nicht nur Motive, nicht nur ein Prinzip, sondern auch Materialien aus dem Leben, eine Sammlung von *Fällen* vorgelegt werde. Aus der *Wirklichkeit* muß sich der Gesetzgeber seine Anschauungen bilden können.

Aus dem Verfahren soll alles eliminiert werden, was Verschleppungen ermöglicht, was das Eingreifen untauglicher Personen gestattet und was der Sensationslust dienen kann. Die öffentliche Berichterstattung wäre im Zuge des Entmündigungsverfahrens ebenso einzuschränken wie im Strafverfahren durch Art. VIII Gesetz vom 17. Dezember 1862; die Vertretung in die Hände besonders qualifizierter Anwälte, die Entscheidung in die Hände besonders qualifizierter Richter zu legen.

Das sind nur allgemeine Gesichtspunkte. Ich kann nicht an dieser Stelle dem Entwurfe einen vollständigen Gegenentwurf entgegensetzen, sondern nur einem Prinzip ein anderes Prinzip, und zwar dem Prinzipe des allzu einseitigen Schutzes des zu Entmündigenden, das der Entwurf verfolgt, das Prinzip der gerechten Berücksichtigung *aller* Beteiligten, das Prinzip eines Schutzes auch *vor* dem zu Entmündigenden. Auch hier wird die goldene Mittellinie der richtige Weg sein.

Die Erfahrenen werden mich verstehen und wissen, was ich meine. Die Unerfahrenen, die von der Entmündigungsfurcht Gepeinigten werden die gewöhnlichen Schlagworte als Antwort haben.

Der berühmte Neuropathologe Charcot hat einmal eine einfache aber sichere Beobachtung ausgesprochen: „Les nerveux se recherchent." Ich wollte, man könnte auch sagen: „Die Besonnenen suchen sich und finden sich zusammen." Leider geht von diesen jeder lieber seinen eigenen Weg. Aber vielleicht findet sich in den parlamentarischen Körperschaften jemand, der Entmündigungsfälle kennt und erlebt hat und seine Stimme warnend erhebt, sich nicht „par les nerveux" von der richtigen Linie allzuweit abtreiben zu lassen, ein Gesetz nicht nur nach einer Furcht, fast hätte ich gesagt nach einem Wahn, sondern nach der Wahrheit und der Erfahrung zu bilden.

Zum Jagdgesetzentwurf.

Dr. M. Hainisch.

Die Bewegung gegen die Jagd scheint nicht zur Ruhe kommen zu wollen. Auf den Agrarkongressen der Alpenländer, in den Landtagen und Wählerversammlungen werden Angriffe gegen sie gerichtet, und in den Wirtsstuben ist das Schimpfen gegen die Jagd sozusagen zur Gewohnheit geworden. Die Jagdzeitungen führen diese feindselige Stimmung auf politische Agitation zurück. Dabei übersehen sie aber, daß eine Agitation, die von Erfolg begleitet ist, einen Nährboden gefunden haben muß. Alle Reden gegen das Kapital hätten keine sozialdemokratische Bewegung hervorrufen können, wenn nicht in den Arbeitermassen das Gefühl eines Gegensatzes zwischen ihren Interessen und denen des Kapitals vorhanden wäre. Ganz ebenso wäre die Agitation gegen die Jagd kein beliebtes Mittel, die Gunst der Zuhörer zu gewinnen, wenn nicht in weiten Schichten der Bevölkerung ein gewisses Maß von Abneigung gegen die Jagd gleichsam latent vorhanden wäre.

Die Gründe für die große Abneigung unserer Bevölkerung gegen die Jagd liegen ziemlich offen zutage. Sie wurzeln darin, daß die Jagd vielfach von einem volkstümlichen Vergnügen zu einem Sport der Aristokratie und des reichen Bürgertums geworden ist. Dazu kommt noch — und das ist besonders zu betonen — die ungeheure Vermehrung des Wildstandes, die in den letzten Dezennien eingetreten ist. Zu der Beschränkung in der Zahl der Jäger trugen nicht nur die wachsenden Kosten der Jagd, sondern auch die Einführung der Jagdkarten bei, die in kurzsichtiger Weise von den Sportvereinen lebhaft begrüßt wurde. Mit der Einführung der Jagdkarten, die den Bauer und Arbeiter, der im Winter zwei- bis dreimal eine Jagd mitmacht, gleich hoch besteuert, wie den Sportsmann, der den größten Teil seines Lebens jagend zubringt, ging ein Teil der Popularität der Jagd verloren. Ich entsinne mich noch deutlich, wie damals einer nach dem anderen von den kleinen Leuten die Flinte in die Ecke stellte. Freudige Gefühle mögen sie dabei nicht beseelt haben.

Der Ausschluß weiter Kreise von dem Jagdvergnügen begann sich sehr bald zu rächen. Ein und derselbe Wildschade wurde nun mit anderen Augen angesehen, da nicht mehr der Freund oder Nachbar, sondern ein sozial höher Stehender allein

oder mit Fremden die Jagd ausübte. Nun ist aber — und damit komme ich zum zweiten Grunde — der Schade nicht nur nicht gleich geblieben, sondern zweifellos mit der Zunahme des Wildes und speziell des Hochwildes sehr erheblich gewachsen.

Seit dreißig Jahren führt das österreichische Ackerbauministerium eine Statistik über das erlegte Wild. Aus ihr geht — selbst wenn man annehmen wollte — daß die statistischen Erhebungen in den ersten Jahren an Genauigkeit zu wünschen übrig ließen und daß der Wilddiebstahl früher größer war als jetzt, ohne allen Zweifel eine bedeutende Vermehrung des Wildstandes hervor. Diese Zahlen stimmen vollkommen mit den Erfahrungen, die die ältere Jägergeneration machte, sowie mit den Angaben überein, die man erhält, wenn man in Gegenden großen Wildstandes nach dem Alter dieses Wildstandes fragt. So wird z. B. in Neuberg erzählt, es habe in den fünfziger Jahren als ein Ereignis gegolten, wenn der Kaiser einmal einen Hirsch erlegte. Ich bin in der Lage, eine Reihe ähnlicher Belege zu bringen, denn ich habe es selbst erlebt, daß in Gegenden, in denen das Hochwild nur selten zu spüren war, große Hochwildstände entstanden sind, daß sich die Gemse und das Auerwild immer weiter ausbreitete, und daß der Fasan dort heimisch wurde, wo man ihn früher kaum vom Hörensagen kannte. Die Gründe für diese große Vermehrung des Wildstandes sind nicht nur in den materiellen Verhältnissen der Jagdfreunde, sondern auch darin zu suchen, daß nun die Hege des Wildes nach allen Regeln der Wissenschaft betrieben wird. Das Wild ist heute nur mehr in Gegenden mit freier Jagd oder rein bäuerlichen Jagdpächtern Wild im buchstäblichen Sinne des Wortes. Überall sonst, wo es moderne Jäger gibt, ist es insofern zu einer Art Haustier geworden, als der Jäger zweckbewußt in den Naturverlauf eingreift und die Bedingungen setzt, unter denen die Quantität und Qualität des Wildes für ihn die erfreulichste wird. Die Wirkung ist denn auch nicht ausgeblieben.

Die Umwandlung der Jagd in ein Vergnügen der oberen Zehntausend und die starke Zunahme des Wildstandes haben bewirkt, daß die der Jagd feindliche Stimmung entschieden zugenommen hat. Zu diesen Gründen tritt für verschiedene Gegenden, speziell der Alpenländer, ein dritter hinzu: die Bildung der großen Jagdreviere aus zusammengelegten bäuerlichen Gütern.

Den Anklagen gegenüber verweisen die Anwälte der Jagd auf ihre hohe wirtschaftliche Bedeutung. So hat kaiserlicher Rat Huber mit großem Fleiße die Geldumsätze berechnet oder wenigstens veranschlagt, die die Jagd verursacht. So dankenswert diese Bemühungen sind, Material zur Beurteilung der Jagdfrage herbeizuschaffen, so werden wir die Frage, ob die Jagd wirtschaftliche Bedeutung besitzt, und wie groß diese ist, nur dann richtig beantworten können, wenn wir uns über den Standpunkt klar sind, von dem wir ausgehen. Faßt man die Jagd als einen Zweig der Urproduktion auf, der sie in vergangenen Zeiten zweifellos war, so wäre auf der Aktivseite der Jagd das erlegte Wild, auf der Passivseite der gesamte verrechnete und nicht verrechnete Wildschade, die Kosten der Wildhege und Treibjagden einzustellen. Unberücksichtigt müßten die Jagdpachtschillinge bleiben, da ihnen vom Standpunkte der gesamten Volkswirtschaft nur der Charakter von durchlaufenden Posten zukommt. Huber hat nun den Wert des erlegten Wildes mit 9,000.000 *K* brechnet, für die Entlohnung des Jagdschutzpersonales aber allein 25,000.000 *K* und für Jagdregie 10,000.000 *K* eingestellt. Daraus ergibt sich,

daß, selbst wenn man von dem so bedeutsamen Faktor des Wildschadens ganz absehen wollte, der Wert des Wildes mindestens viermal so hoch sein müßte, als er gegenwärtig ist, damit die Jagd als Zweig der Urproduktion wirtschaftliche Existenzberechtigung hätte.

Indes betrachten heute die weitesten Kreise die Jagd gar nicht mehr als eine Art von Sachgüterproduktion. Die Jagd ist ein Sport, und nicht der Wert des Wildes, sondern das Vergnügen, das mit dem Nachstellen nach dem Wilde verknüpft ist, ist das Ziel der Jagd. Am deutlichsten tritt dies bei der Verpachtung von Abschüssen hervor, die sich immer mehr einzubürgern beginnt. Diese besteht darin, daß der Jagdberechtigte es unter genau festgesetzten Bedingungen gestattet, eine festgesetzte Anzahl Wild bestimmter Güte abzuschießen. Indem in diesen Abschußverträgen das Wild in der Regel dem verpachtenden Jagdberechtigten bleibt, ist der Nutzwert des Wildes in der Rechnung des Sportsmannes ganz ausgeschaltet und nur das Vergnügen des Jagens eingestellt. Dem Preistarife, der sich mit der wachsenden Zahl der Abschußverträge festgesetzt hat, kann man entnehmen, wie hoch das Vergnügen, Stücke verschiedener Wildarten abzuschießen, bewertet wird. Um eine Ziffer zu nennen, sei bemerkt, daß man für den Abschuß eines starken Hirsches bis zu 2000 *K* zahlt. Daß für das Vergnügen zu jagen große Summen ausgegeben werden, ist somit zweifellos. Aber würden diese Summen etwa verscharrt oder in Strümpfe gesteckt werden, wie dies unsere Ahnen taten, wenn es keine Jagd gäbe? Gewiß nicht, das Einkommen würde zweifellos ausgegeben, vielleicht für einen anderen Sport, vielleicht zu produktiven Zwecken. Wie dem auch sei, das Geld käme unter allen Umständen „unter die Leute". Freilich unter andere Leute. Ein Aufhören der Jagd würde unsere Volkswirtschaft nicht mehr schädigen als jede andere Änderung in der Richtung der Konsumtion, also während des Übergangsstadiums. Das schließt natürlich nicht aus, daß einzelne Personen oder lokale Kreise dauernd geschädigt wären. Vom Standpunkte der gesamten Volkswirtschaft würde aber dieser Schade durch den Nutzen, den andere Kreise aus der Änderung der Konsumtionssitte ziehen, fast immer ausgeglichen.

Wir kommen somit zu dem Ergebnisse, daß der Jagd an sich keine wirtschaftliche Bedeutung, vom Standpunkte des ganzen Volkes aus betrachtet, zukommt, und daß eine Beseitigung der Jagd nur in der Übergangszeit mit volkswirtschaftlichen Nachteilen verknüpft wäre. Damit soll keineswegs über die Jagd der Stab gebrochen werden. Muß denn alles eine wirtschaftliche Bedeutung haben? Allerdings, das Streben, der Jagd wirtschaftliche Bedeutung zuzuschreiben, ist recht wohl erklärlich. Es geht aus dem Wunsche hervor, für den wirtschaftlichen Nachteil der Jagd, den Wildschaden, eine Gegenpost auf der Aktivseite zu finden. Aber diese Gegenpost liegt nicht auf wirtschaftlichem Gebiete. Sie besteht in dem Vergnügen, das das Jagen und der Aufenthalt in der frischen Luft gewährt, ein Vergnügen, das, wie die allermeisten anderen, durch Opfer erkauft werden muß.

Es scheint sich demnach mit der Jagd wie mit jedem anderen Sporte zu verhalten. Indes ist der Fall hier doch ein anderer. Die Kostenfrage hat, soweit sie sich mit der Wildschadenfrage deckt, nicht nur privat-, sondern auch volkswirtschaftliche Bedeutung. Es genügt nicht, daß der Schade, den das Wild auf fremdem Grunde macht, ersetzt wird, oder daß dem Grundbesitzer der Schade durch das

Jagdvergnügen aufgewogen wird, sondern es muß vom Standpunkte der Volkswirtschaft aus gefordert werden, daß die Landeskultur durch den Sport keinen erheblichen Schaden leidet. Diese Forderung muß um so nachdrücklicher betont werden, je größer die Zahlungsfähigkeit der Jagdliebhaber ist, je mehr Mittel also diese auf ihr Vergnügen verwenden können. Wenn man dem gegenüber darauf hinweist, daß schließlich jeder mit seinem Grunde machen könne, was ihm beliebe, so vergißt man, daß das Eigentum an Grund und Boden ein Eigentum ganz besonderer Art ist. Denn der Grund und Boden ist die Grundlage, auf der sich alles staatliche und wirtschaftliche Leben abspielt. Wie mit Grund und Boden geschaltet wird, ist daher etwas, was die Gesellschaft im höchsten Maße zu interessieren hat. Vergessen wir schließlich nicht, daß auch die entschiedensten Vertreter des Privatgrundeigentums bisher nichts anderes zu seiner Rechtfertigung anführen konnten, als daß die Verknüpfung des Bodens mit dem ökonomischen Interesse der Einzelindividuen die volkswirtschaftlich zweckmäßigste Bodenbenutzung gewährleiste. Selbst vom Standpunkte seiner entschiedensten Verfechter verlöre das Privatgrundeigentum die Berechtigung, wenn weite Strecken nur dem Sporte einiger weniger Personen dienstbar gemacht würden.

Allerdings wird das staatliche Interesse an einer geordneten Bodenkultur nur dann zu einem Einschreiten gegen die Jagd Anlaß geben können, wenn es sich um eine erhebliche Schädigung der Landeskultur handelt. Minima non curat praetor war ein Rechtsgrundsatz des römischen Zivilprozesses. Wollte der Staat jede auch noch so geringe Verschwendung des Bodens hintanhalten, so müßte er eigentlich bei uns in den Alpenländern den größten Teil des Grundeigentums sequestrieren, weil hier speziell die bäuerliche Landwirtschaft sehr viel zu wünschen übrig läßt. Ja es müßte konsequent das Halten jedes Luxuspferdes und die Anlage jedes Blumenbeetes verboten werden. Glücklicherweise sind wir noch nicht so arm, daß wir uns nicht noch diesen und jenen kleinen Luxus gönnen könnten, der uns das Leben verschönt. Was die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht. Vielleicht ist die Zeit nicht ferne, in der es, wie J. St. Mill meint, keine blumigen Wiesen und blühenden Sträucher mehr geben wird, sondern nur mehr Kleefelder und Obstbäume. Ich empfinde aber lebhaft mit, wenn Mill diesen Ausblick in die Zukunft mit den Worten schließt: Hoffentlich werde ich diese Zeit nicht mehr erleben!

Die Jagd ist mit der Landeskultur in Einklang zu bringen. Sie ist nur zulässig, so lange sie keinen oder nur geringfügigen Schaden verursacht. Damit ist das Gebiet der Jagd eingeengt, aber die Grenzen, die ihr gesteckt sind, sind immerhin noch recht weite. So gibt es zunächst ganze Wildarten, die keinen oder nur ganz geringfügigen Schaden verursachen. Obenan steht die Gemse, die als unschädlich zu bezeichnen ist. Ihr sind die Waldhühnerarten und sogar das Rebhuhn anzureihen. Anderseits gibt es Gegenden mit extensiver Kultur, in der das Wild keinen oder fast keinen Schaden verursacht. So ist der Schade, den das Reh im Hochgebirge oder in ausgedehnten Waldgebieten macht, beinahe auf Null zu veranschlagen. Auch in den Auen und subalpinen Gegenden, in denen es wenig Getreidebau gibt, ist der Schade, den das Reh verursacht, gleichfalls kein bedeutender. Mit etwas gutem Willen läßt sich hier ein Kompromiß zwischen Jagd und Landes-

kultur sehr wohl schließen. Ein unversöhnlicher Feind dieser letzteren bleibt leider nur der Hirsch. Wer je ein Feld betrat, in dem ein Rudel Hochwild gehaust hat, der wird den Ingrimm des Bauers gegen die Jagd sehr wohl begreifen können. Indes ist der Schade, den das Hochwild im Felde anrichtet, gering gegen den, den es dem Walde zufügt. Denn zunächst läßt sich das Hochwild durch Wächter oder Hunde verscheuchen und lassen sich die Felder meist unschwer einzäunen. So stößt man denn auch in den Alpenländern, dort wo es starke Hochwildstände gibt, auf Schritt und Tritt auf hohe Zäune, die bestimmt sind, das Hochwild abzuhalten. Sodann aber ist der Schade, der auf dem Felde geschieht, sehr rasch wieder gut zu machen. Daß die Hirsche ein Haferfeld vernichten, hindert nicht, daß im nächsten Jahre auf dem Felde etwas wächst, das ich in irgendeiner Weise schützen kann. Wenn aber das Hochwild einen vierzigjährigen Fichtenbestand schält, so hat es einen Schaden angerichtet, der in den folgenden Jahren nicht auszugleichen ist, und das Ergebnis vierzigjähriger Sorgfalt und den Gegenstand vierzigjährigen Hoffens zum größten Teil zunichte gemacht. Man hat dagegen eingewandt, daß das Schälen des Hochwildes das Ergebnis moderner Forstkultur sei, die gleichmäßige Bestände besonders von Fichten anstrebe. Ich kann die Richtigkeit dieses Einwandes nicht ganz zugeben, da mir genug Fälle bekannt sind, in denen Hirsche Bauernwälder geschält haben, die von dem Ideale, das die moderne Forstwissenschaft aufstellt, recht weit entfernt sind. Aber selbst zugegeben, daß dem so wäre, daß nämlich durch eine entsprechende Mischung des Bestandes das Schälen zu vermeiden wäre, so bedeutete dieses Auskunftsmittel doch nichts anderes als den Verzicht auf einen Teil der Waldrente im Interesse der Hege des Hochwildes. Es bleibt somit nichts anderes übrig als eine möglichste Verminderung des Hochwildes anzustreben und zu fordern.

Nach dem Gesagten wird es nicht schwer fallen zusammenzufassen, welche Anforderungen an ein modernes Jagdgesetz zu stellen sind. Es muß zunächst den Wünschen der Nächstbeteiligten entsprechen, also den Grundeigentümern einen möglichst großen Einfluß auf die Ausübung der Jagd gewähren und ihnen den vollständigen Ersatz ihres Wildschadens sichern. Sodann muß aber das Gesetz auch die Handhabe bieten, Schädigungen der Landeskultur im Interesse der Gesamtheit hintanzuhalten.

Die Grundlage unseres Jagdrechtes bildet bekanntlich das kaiserliche Patent vom 7. März 1849. Durch dieses wurde das Jagdrecht auf fremdem Boden sowie die Jagdfrohnen und andere Leistungen zu Jagdzwecken ohne Entschädigung aufgehoben. Gleichzeitig wurde der Grundsatz betont, daß das Jagdrecht ein Ausfluß des Grundeigentums sei. Allerdings darf nicht schon jeder Grundeigentümer, sondern nur der Eigentümer einer zusammenhängenden Fläche von mehr als 115 *ha* die Jagd ausüben. Grundflächen von geringerem Umfange sind durch die Gemeinde zu verpachten, der Pachtschilling ist aber unter die Grundeigentümer nach Maßgabe ihres Grundbesitzes zu verteilen. An das Patent schloß sich eine Reihe von Verordnungen des Ministeriums und der einzelnen Landesregierungen, die jagdpolizeiliche und sonstige Vorschriften gaben.

Mit dem Jagdgesetze für Böhmen vom 1. Juni 1866 beginnt die Ära der landesgesetzlichen Regelung des Jagdrechts. In den meisten österreichischen

Kronländern sind in den letzten Jahren Jagdgesetze beschlossen worden, die die Einführung von Jagdkarten bestimmen, die Art und Weise der Verpachtung der Gemeindejagd regeln, die Schonzeiten des Wildes festsetzen und verschiedene andere Bestimmungen, so insbesondere über die Erhebung des Wildschadens, treffen. In einzelnen Kronländern hat man eigene Jagdgenossenschaften gebildet und damit den Einfluß der politischen Gemeinde auf die Jagd ganz ausgeschaltet. Es ist dies in Gegenden mit dichter Bevölkerung, in denen nur ein kleiner Teil der Bevölkerung Boden besitzt, gewiß ganz zweckmäßig. Diese Bestimmung wie so manche andere zielt darauf hin, den Einfluß der Grundeigentümer zu stärken. Dies geschieht sonst in der Weise, daß die Einflußsphäre der politischen Behörde eingeschränkt wird. Was die Regelung der Wildschadensfrage betrifft, so ist sie meines Erachtens überall in zufriedenstellender Weise erfolgt. In Niederösterreich ist die Lage des Grundbesitzers in allen Streitigkeiten über Wildschaden sogar von vornherein die günstigere, da der Obmann des Schiedsgerichtes den Nachbarn des beschädigten Grundbesitzers entnommen ist. Im großen und ganzen wird man also sagen können, daß die Interessen der Grundbesitzer in den neuen Jagdgesetzen genügend gewahrt sind.

Auch den Interessen der Landeskultur suchen die neuen Jagdgesetze gerecht zu werden, indem sie es gestatten, die Schonzeit aufzuheben und den einzelnen Jagdbesitzer direkt zum Abschusse des Wildes zu verhalten, wenn unter ihm die Landeskultur Schaden leiden sollte. Eine Bestimmung dieser Art hatten zwar schon die Statthalterei-Erlässe, die im Anschlusse an das Jagdpatent publiziert wurden, aber die neuen Jagdgesetze gehen mehr auf Einzelheiten ein und schaffen Ausnahmsbestimmungen für Hasen und Hochwild. Diese Bestimmungen scheinen vollkommen ausreichend zu sein, natürlich vorausgesetzt, daß sie entsprechend gehandhabt werden.

Ich glaube also, daß die Jagdgesetzgebung für die Mehrheit der Kronländer zu keinen berechtigten Klagen Anlaß gibt, und daß es sich nur darum handeln kann, Einzelheiten in den Gesetzen zu verbessern. Fraglich bleibt es aber, ob diese Jagdgesetzgebung ausreicht, um die Bildung von großen Jagdrevieren auf ehemaligen Bauerngütern zu verhindern. Diese Frage ist für die Alpenländer von großer Wichtigkeit. Sie ist in weiten Gebieten die eigentliche Jagdfrage, gegen die andere mit der Jagd im Zusammenhange stehende Fragen, wie die Frage der Regelung der Jagdservituten, völlig an Bedeutung zurücktreten. Sie ist es auch, deren sich die Agitation nunmehr vollkommen bemächtigt hat.

Über den Zusammenkauf von Bauerngütern zu Jagdzwecken ist viel gesprochen und geschrieben worden, so daß ich als bekannt voraussetzen darf, daß in den Alpenländern, im Nordrande von Tirol, im südlichen Teile von Nieder- und Oberösterreich, in Salzburg und Steiermark große Jagdreviere entstanden sind. Die Bauern, denen früher das Land gehörte, sind ausgewandert, ihre Häuser zum größten Teile zerfallen. Äcker und Wiesen sind meist zu Wald geworden, die letzten Reste derselben dienen zur Werbung des Winterfutters für das Hochwild. Auf den Alpen ist es stille geworden, Vieh wird nicht mehr aufgetrieben, ja sogar die Touristen sucht man von einzelnen Gebieten vollkommen fern zu halten. Es ist gewiß ein trauriges Bild, das ich da mit wenigen Strichen entworfen habe. Es bleibt aber an aufreizender Wirkung weit hinter der Wirklichkeit zurück, und ich erinnere mich noch

des tiefen Eindruckes, den es auf mich machte, als ich als ganz junger Mensch mitten im tiefen Walde auf Spuren einstiger Besiedlung stieß.

Die Frage ist nur, inwieweit die Jagd an diesen Zuständen schuld trägt, oder richtiger gesagt, regelmäßig schuld trägt. Denn daß im einzelnen gesündigt wurde und wird, will ich ohne weiteres zugeben, ist mir doch die Rezeptensammlung sehr wohl bekannt, aus der man sich Rat holen kann, wenn man die Gründe eines widerspenstigen Bäuerleins zu Arrondierungszwecken ankaufen will. Nur muß ich gleich der Gerechtigkeit halber hinzufügen, daß in dieser Richtung nicht nur von den Jägern gesündigt wurde. An Feindschaft gegen die Landwirtschaft wird die Jagd von der Forstwirtschaft übertroffen. Es gibt viele Forstbeamte, die, ohne — daß sie das geringste mit der Jagd zu tun hätten, eine wahre Idiosynkrasie gegen die Rindviehzucht haben und, wo sie können, den Weidegang einschränken.

Daß also im einzelnen von der Jagd gesündigt wurde und noch wird, sei zugegeben. Wogegen ich Einsprache erheben muß, ist nur, daß man, wie dies in öffentlichen Versammlungen immer wieder geschieht, für alle diese Mißstände ausschließlich und allein die Jagd verantwortlich macht und den wirtschaftlichen Verhältnissen geringere Aufmerksamkeit schenkt, als ob diese an dem an sich gewiß beklagenswerten Verschwinden des Bauernstandes keinen Anteil hätten. Und doch wäre der Zusammenkauf von Gütern im großen Maßstabe nicht möglich, wenn nicht die wirtschaftlichen Verhältnisse unerfreuliche wären, ja wenn sich nicht die Bauern geradezu zum Verkaufe drängten. Fürst Liechtenstein hat vor Jahren ausgeführt, daß von allen den Gütern, die seine Familie im Gebiete der Koralpe kaufte und die damals ein Ausmaß von über 3000 Joch hatten, ein einziges über die Initiative der Gutsinhabung, alle anderen aber über Ansuchen der Bauern selbst gekauft worden seien. Wenn man vielleicht meinen sollte, daß in diesem Falle der große Besitz eine Art Anziehungskraft geübt habe, so sei auf ein anderes Beispiel verwiesen. In einem entlegenen Graben der östlichen Steiermark versicherte mir heuer der Pfarrer, daß seine Pfarrkinder täglich um eines beteten: daß endlich einmal ein reicher Mann erscheine und sie zu Jagdzwecken auskaufe. Es ist zuzugeben, daß der relativ hohe Preis, der in solchen Fällen regelmäßig gezahlt wird, eine Verlockung bietet. Aber dieser hohe Bodenpreis ist noch immer ein niedriger, wenn man ihn mit demjenigen vergleicht, der in Ländern des Westens mit ähnlichen klimatischen Verhältnissen gezahlt wird. Sodann ist es aber unter allen Umständen ein bedenkliches Symptom, wenn sich erbgesessene Bauern bloß durch Überzahlung ihres Besitzes veranlaßt sehen, ihn zu verkaufen. Das kann als Massenerscheinung nur eintreten, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse ungünstige sind oder der Bauer den Mut und die Lust zu wirtschaften verloren hat.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß ein Teil der Bauerngüter in den Alpen weder haltbar war noch ist. Vor Jahrhunderten besiedelt, als der Lebensfuß der Bevölkerung ein niedriger war oder als sich an den Säumen über die Alpenpässe oder sonstwie die Möglichkeit eines Nebenerwerbes ergab, bieten sie heute bei den gestiegenen Lebensansprüchen und bei dem Wegfalle des Nebenverdienstes nicht mehr die Grundlage einer Existenz. Es sind nun aber leider nicht nur die ungünstig gelegenen Höfe, die zum Verkaufe kommen; es geraten auch solche ins Wanken, auf denen sich recht wohl hätte ein Auskommen finden lassen. Schlechte

[illegible] mit Eisen. Die ganz großen Teile
[illegible] es mit [illegible] [illegible]. Die Hand
[illegible] gekrümmte Schlagfläche auf

forsten zu können. Wo anfangen und wo die nötigen Arbeitskräfte hernehmen? Ist es ein Wunder, wenn ein solcher Hof in die Hände eines Großgrundbesitzers oder wohlhabenden Fremden kommt, der sich mit einer ganz geringen Rente zufrieden gibt?

Wir haben gesehen, daß die Jagd an dem Untergange des Bauernstandes in weiten Gegenden der Alpen lange nicht den Anteil hat, den man ihr zuschreibt, daß sie vielmehr in der Regel bloß die Rolle des Totengräbers spielt. Die Bauern gehen zugrunde, weil an manchen Stellen die Möglichkeit einer Existenz nicht geboten ist, weil sie nicht die erforderlichen wirtschaftlichen Tugenden besitzen, weil sie tief im Alkoholismus stecken und von gewissenlosen Leuten ausgebeutet werden. Die Höfe kaufen schließlich Großgrundbesitzer, weil es an anderen Käufern fehlt. Welche Stellung sollen nun Gesetzgebung und Verwaltung einnehmen? Sollen sie sich auf den Standpunkt stellen, daß es sich hier um eine Art Naturprozeß handelt, sollen sie mit verschränkten Armen zusehen, wie die Zusammenballung des Grundbesitzes ausschließlich zu Sportzwecken erfolgt?

Das kärntnerische und steirische Jagdgesetz enthalten die Bestimmung, daß eine Vergrößerung der bestehenden Eigenjagden durch Zukauf von Gründen dann nicht stattfinden soll, wenn durch die Ausübung des Eigenjagdrechtes die Landeskultur Schaden leidet. Ich halte diese Bestimmung für glücklich. Aber sie reicht nicht aus. Sie verhindert nicht, daß Besitzungen von mehr als 115 *ha*, also solche, die mit dem Eigenjagdrecht verbunden sind, zugekauft werden, und sie verhindert nicht, daß weite Flächen, die sich im Besitze von Jagdherren befinden, der Landeskultur entzogen werden. Diese Flächen, so weit sie Alpen sind, der Kultur wieder zurückzuerobern, bezwecken die verschiedenen Alpgesetzentwürfe, die in den einzelnen Landtagen angenommen wurden. Den Bestrebungen liegt die Anschauung zugrunde, daß die Alpen eine für die Viehzucht der Alpenländer so unerläßliche Voraussetzung sind, daß sie der Viehweide nicht aus Rücksicht auf die sportlichen Neigungen der Besitzer entzogen werden dürfen. Die Regierung hat verlautbaren lassen, daß sie eine einheitliche Regelung der Angelegenheit wünsche, und bereitet einen Entwurf vor, der keine Aussicht hat, angenommen zu werden, wenn er nicht die Beaufsichtigung der Alpen durch einen eigenen Inspektor und die Möglichkeit der Beschränkung der Verfügungsfreiheit des Besitzers vorsieht. Ich möchte weiter gehen und einer Beschränkung der Verfügungsfreiheit der Grundeigentümer ganz allgemein das Wort reden. Denn was von den Alpen gilt, gilt schließlich auch von den Talgütern und Berghäusern, zu denen die Alpe doch nur im Verhältnisse der Pertinenz steht. Ein starres Gebot oder Verbot durch ein Gesetz empfiehlt sich nicht, da jeder Einzelfall besonders zu prüfen sein wird. So wird die Frage, ob Äcker oder Wiesen als solche zu erhalten sind, oder in Weide und Wald umgewandelt werden dürfen, zu beantworten Organen überlassen werden müssen, die sorgfältig alle in Betracht kommenden Verhältnisse zu prüfen imstande sind. Ich erwarte mir von allen diesen Maßregeln die Beseitigung der einzigen schädlichen Einwirkung, die der große Besitz auf den Bestand der bäuerlichen Güter ausübt, nämlich der Steigerung des Grundwertes. Es ist anzunehmen, daß, wenn die Konkurrenz des Großgrundbesitzes in der Erwerbung von Bauerngütern eingeschränkt wird, der Grundwert, freilich zum Schaden des augenblicklichen Besitzers

und seiner Gläubiger, so sinken wird, daß die meisten Höfe in günstiger Lage der Bewirtschaftung durch Bauern erhalten bleiben würden.

Die Gefahren, welche der Landeskultur der Alpenländer von seiten der Jagd drohen, sind auf die angegebene Weise zu beseitigen. Aber man muß sich gegenwärtig halten, daß es sich bei allen diesen Maßregeln nur um solche rein negativer Natur handelt. Will man den Niedergang des alpinen Bauernstandes verhüten, so genügt es nicht, rein negative Politik zu machen, man muß positiv eingreifen. Dies ist um so notwendiger, als die Jagd, wie ich eingehend ausführte, in der Regel nur der Totengräber für Existenzen und landwirtschaftliche Betriebe ist, die auch bei völlig anderen jagdlichen Verhältnissen zugrunde gegangen wären. Vom Freiherrn von Dumreicher stammt der Ausspruch, es sei die Frage, ob die österreichischen Alpenländer den Weg Hochschottlands oder den der Schweiz gehen werden. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob Hochschottland nicht auch Jagdrevier geworden wäre, wenn seinerzeit die schottischen Clanhäuptlinge nicht unter Anwendung des englischen Rechtes ihre Genossen enteignet hätten. Eines aber weiß ich, daß die Landwirtschaft der österreichischen Alpenländer nur dann der Schweizer Landwirtschaft nachkommen kann, wenn unsere Bevölkerung durch Schule und öffentliches Leben zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit, zu Selbstverantwortlichkeitsgefühl und zu Gemeinsinn erzogen wird. Subventionen, die bedeutend größer wären, als die sind, die heute gegeben werden, blieben wirkungslos, so lange die Masse der Bevölkerung allem Fortschritte skeptisch gegenüber steht und in reichlichem Alkoholgenusse das Lebensglück sucht. Die drakonischesten Ausnahmsbestimmungen gegen die Jagd werden ohne positive Tätigkeit des Staates und der oberen Schichten der Bevölkerung an dem Niedergange des alpinen Bauerntums nichts ändern. Sie hätten nur das eine Gute, das politische Leben um ein Schlagwort ärmer zu machen, das die öffentliche Aufmerksamkeit von den wahren Ursachen des Übels ablenkt.

Beirut.

Von Karl Hans Strobl.

Der Himmel erhob keine Einsprache gegen die Absichten unseres braven Kommandante, der uns versprochen hatte, wir würden nächsten Morgen in Beirut sein, und machte keinen Strich durch seine Rechnung.

Und wir waren am Morgen des nächsten Tages in Beirut. Über meinem Kopf war das laute Getöse des Landens. Ein Hin- und Herlaufen, Getrampel von schweren Stiefeln, das Gerassel von Ketten und verworrener Stimmenlärm. Mit einem Sprung war ich aus dem Bett und an der Luke, durch die ich viele Tage lang nichts als Wogenkämme über grünen Abgründen gesehen hatte. Im runden Rahmen erblickte ich ein lebendes Medaillon. Einen Schiffshinterteil, Taue, die sich kreuz und quer über mein Bild zogen, ohne daß ich gesehen hätte, wohin sie gingen, drüben ein Ufer, an dem weiße Häuser mit flachen Dächern standen. Weiße Häuser mit schlanken Palmstämmen darüber und wie aus Blech geschnittene Kronen. Und links hoben sich Hügel über der Stadt, die sich in der Ferne mit anderen zu einem breiten Rücken zu vereinigen schienen, der zielbewußt anstieg und auf dem

ich am äußersten Rand meines Bildes ein weißes Fleckchen wahrnehmen konnte. Den bewegten Vordergrund meines lebenden Medaillons aber gaben Boote ab, die hinter dem schwarzen Schiffsrumpf hervorkamen, im Gewebe der kreuz und quer gespannten Taue wie Weberschiffchen hinglitten und am anderen Rand meines Bildes verschwanden. Und in jedem Boot standen braune Kerle in leichten, farbigen Gewändern, einen bunten Schal um die Hüften, den Tarbusch oder den Turban auf dem Kopf. Weiß Gott, ich hatte mir diese Menschen immer wie die Trafikentürken vorgestellt, würdevoll und etwas steif. Ich wußte, daß diese Vorstellung unrichtig sei; der Trafikentürke lebt seit unserer Jugendzeit in uns, er ist zähe und unsterblich, ein unverwüstliches Requisit unserer Einbildungskraft von den Tagen des „Pimperltheaters" an. Aber diese arabischen Bootsleute da unten waren von anderem Schlag. Sie stießen mit den Booten zusammen, hoben die Ruder gegeneinander, als ob sie sich niederhauen wollten. Doch sie stemmten die Ruder nur jeder gegen das Boot des anderen und befreiten sich voneinander, fuhren im nächsten Augenblick wieder in ein anderes Boot hinein und begannen von neuem mit der Befreiungsaktion, die aussah, als ob Mord und Totschlag daraus entstehen müsse. Sie rüttelten mit den braunen, sehnigen Händen an den Bordwänden, schwangen die Riemen über den Köpfen und ließen sie klatschend ins Wasser fallen, schrien sich mit funkelnden Augen und vorgereckten Hälsen an, ballten die Fäuste, spien vor einander aus, ließen die Arme wie Windmühlflügel kreisen, sprangen mit gleichen Füßen über die Ruderbänke und wieder zurück, kreischten dabei und warfen sich die Schimpfworte mit solcher Wucht an den Kopf, daß man es dröhnen hörte. Nachdem ich eine Weile hingesehen hatte, kam mir vor, als könne meine Luke unmöglich ein solches Getümmel fassen, als müsse sie erweitert, auseinander gedehnt werden wie ein Gummireifen.

Plötzlich aber fuhren die verwirrten, ineinander gefahrenen Boote auseinander, lösten sich so glatt und selbstverständlich aus dem Knäuel, daß es den Anschein gewann, als sei das Ganze nur ein Scherzmanöver gewesen, ein Wasserspiel, eine lustige Balgerei übermütiger Jungen, ein Bewegungssport, wie bei uns etwa das wurstkesselartige Gedrängel um den Fußball. Es ging alles so überraschend auf wie ein Rechenexempel, das dem Schüler unentwirrbar und aufs äußerste verwickelt scheint, sobald es der Herr Lehrer aufzulösen beginnt. Die Barken verfolgten ihren Weg und während sich die entsetzten Passagiere noch mit ängstlich vorgequollenen Augen an den Bordrand klammerten, waren die feindlichen Bootsführer schon wieder im besten Einvernehmen. Zwei der Ergrimmtesten entfernten sich in voller Eintracht, indem sie ihre Boote nebeneinander hielten, so daß sich die Seiten aneinander scheuerten wie die Flanken von Pferden, die sich lieben. Und nun reichte einer dem anderen seine Zigarette hinüber, damit sich der drüben Feuer nehmen könne. Ich dachte an Wiener Fiaker und an den Haß, den diese einander nachtragen, wenn es einmal irgendwo einen Zusammenstoß gegeben hat. Ein Haß, der bis zum Bezirksgericht und darüber hinaus bis zum Grab reicht.

Nun lag die kleine Wasserstraße frei und langsam kamen Barken vorüber, eine hinter der anderen und alle voll von Männern mit grauen Bärten, die fast nur Augen und Stirne freiließen, mit Mützen, Pelzröcken und Kaftanen, von Frauen mit müden, stumpfen Gesichtern, Menschen, denen man ansah, daß sie eine lange

Seereise im Zwischendeck zurückgelegt hatten. Ganze Berge von Gepäck waren aufgestapelt und die Leute saßen, lagen und hingen auf und an diesen bunten Bündeln, als wären es abnehmbare Stücke ihres Körpers, die sie hier abgelegt hatten. In einigen der Boote saßen Popen inmitten dieser russischen Pilger, die auf dem Wege zum heiligen Lande waren, um das Osterfest in Jerusalem zuzubringen. So wenig Platz in den überfüllten Booten war, die Pilger waren doch noch zusammengerückt, hatten sich schmal gemacht und sich gepreßt, um dem Popen einen kleinen Raum zu schaffen.

Dann waren auch die Barken der Pilger vorbei und andere Boote kamen, die in einiger Entfernung von unserem Schiff hielten, wie Wächter. Beobachtend lagen sie da, die Steuerleute standen aufgerichtet und musterten unser Schiff. Sie riefen irgend jemandem an Bord zu, mit lauten hallenden Stimmen und bekamen Antwort, kamen dann noch näher, wie Jäger, die ein Wild beschleichen. Alle Gesichter waren uns zugewandt mit einer gierigen Aufmerksamkeit, mit der Spannung eines, der Geld zu verdienen wünscht.

Unser Schiffsarzt hatte uns oft genug von der Unverschämtheit dieser arabischen Bootsleute erzählt: Sie nehmen die Gepäcksstücke, reißen sie uns aus den Händen und werfen sie über Bord in ihr Boot, ohne Rücksicht auf ihr Heil und zuletzt nehmen sie die Passagiere und schleppen sie den Gepäcksstücken nach. Da hilft kein Widerspruch und kein Sträuben. Sie schauen in alle Kajüten hinein und wo sie etwas nicht Niet- und Nagelfestes erblicken, üben sie ihr Strandrecht und lassen es in den weiten Taschen ihrer schmutzigen Hosen oder hemdartigen Röcke verschwinden. Man muß auf alles gefaßt sein. Das ist die erste Bedingung jenes großen Umschalteprozesses, den der Europäer im Orient mit sich vorzunehmen hat. Man muß sich vollkommen umschalten und versuchen, andere Begriffe und Maßstäbe in die Walzen unseres geistigen Organismus einzufügen. Gewisse europäische Vorurteile, wie Reinlichkeit oder Ehrlichkeit, sind hier vollkommen sinnlos. Vor allem muß man sich auf alles gefaßt machen.

Ich gab mir alle Mühe und betrat das Deck, wie ich glaube, schon ein wenig umgeschaltet. Aber es ging alles viel glatter, als man es mir vorgestellt hatte. Es ist wie mit den ineinander gefahrenen Booten. Nach einem großen Geschrei und Getümmel löst sich alles glatt und einfach auf. Wir vertrauten uns dem Direktor des deutschen Hotels Gaßmann an und fanden in ihm einen sehr liebenswürdigen Herrn, der uns alle Sorgen abnahm. Wir wurden ausgebootet und kamen ans Land, wir passierten die berüchtigte türkische Zollbehörde, ohne uns einmal geärgert und ohne einmal in die Tasche gegriffen zu haben.

Auf unserer Rechnung fanden wir dann einen kleinen Posten: „Bachschisch für Douane". Das war unser gern bezahlter Beitrag zu der Pauschalsumme, mit der der Besitzer des Hotels als kluger Mann den Amtseifer der türkischen Zollbeamten zu mäßigen weiß.

„Sie wollen nach Damaskus," sagte der Direktor, „dort werden Sie den Orient reiner und unverfälschter finden, als hier. Beirut ist stark europäisiert, kein Wunder, denn es ist der Handelsplatz Syriens. Sie finden unter den 120.000 Einwohnern der Stadt 3000 Europäer, sie hören viel Französisch und Italienisch sprechen, von den ungefähr hundert Schulen der Stadt gehört mehr als die Hälfte den

Franzosen, Engländern und Amerikanern, es gibt europäische Kranken- und Waisenhäuser."

„Ja, ich weiß; Kaiserswerther Diakonissen . . .", sagte mein Begleiter, der jungvermählte Ehegatte, der mit bewundernswerter Energie während der letzten Tage trotz seiner Seekrankheit alle Reisehandbücher studiert hatte. Er hatte die Nase immer nur aus den Büchern erhoben, um hinauszugehen und der falschen Ran — er war Doktor der Philosophie und kannte die nordische Mythologie, die mit tieferer Einsicht in das Wesen des Weibes und des Meeres der See keinen Gott, sondern eine Göttin gegeben hat — ein Opfer zu bringen. Er kehrte zurück, bleich, aber gefaßt, wickelte sich in seine Decken und setzte sein Studium fort. Nun zeigten sich die Früchte. Er wußte alles, wußte sogar, daß die Dames de Nazareth und die Soeurs de St. Joseph hier Töchterpensionate unterhalten, daß die Stadt durch eine englische Gesellschaft ihr Wasser und durch eine französische Gesellschaft ihr Gas empfängt.

Beirut ist, was man so wohlorganisiertes Gemeinwesen nennt. Ein Gemeinwesen in europäischem Sinn, wenigstens äußerlich, und es sieht fast so aus, als seien die orientalischen Elemente nur der Dünger für diese Blüten westlicher Kultur, der Kanevas, auf dem die Humanitätsornamente Europas und Amerikas gestickt sind. Es sieht aus, als seien die Eingeborenen nur geduldet und dürften gerade so weit leben, als den Herren gefällt, es ihnen zu gestatten.

Die Mischung ist seltsam.

Als ich zum österreichischen Konsulat ging, kamen mir ganze Züge von Kamelen entgegen. Sie waren mit Bruchsteinen beladen, die mitten in einem Strom von Kot abgeladen wurden. Die Straße war ihrer ganzen Breite nach ein Strom von dünnflüssigem, schokoladefarbenem Kot, einem Brei, in dem die Fußgänger auf unregelmäßig verstreuten spitzen Steinen balanzierten. Eine Kunst, in der harmlose Ankömmlinge nicht so ohne weiteres zu Hause sind. Die Kamele schaukelten auf breiten Pantoffeln durch diesen Brei, geführt von braunen, schreienden, mit Stöcken um sich schlagenden Burschen, ein Anblick, wie er aus den Märchen von Tausend und einer Nacht bekannt ist, typisch für den Orient, unzertrennlich von Wüsten und arabischen Basaren. An einer Stelle aber mußten die Kamele einem schnaubenden, knirschenden Ungetüm ausweichen, dem die Bruchsteine vorgeworfen wurden, sobald sie ein wenig zerkleinert worden waren. Einer Straßenwalze, einer leibhaftigen Dampfstraßenwalze, deren Führer ihre Hebel stellte, mit einer Ruhe, als hätte er irgend eine neue Vorstadtstraße Berlins glatt zu walzen und nicht die Tripolisstraße in Beirut. Die Kamele sahen dem knirschenden Ungetüm, das fast die ganze Breite der Straße einnahm, mit Aufmerksamkeit entgegen, blinzelten mit den kleinen Augen, ließen die Unterlippe baumeln und beschleunigten ihren Schritt. Dann drängten sie nervös vorbei, indem sie die Fußgänger gegen die Hausmauern quetschten und trabten noch ein Stückchen in schnellerem Tempo, bis sie wieder in ihr bequemes Geschaukel verfielen.

Ich äußerte zu dem Herrn aus Beirut, der mich begleitete, meine Befriedigung über diese Straßenpflege und sagte ihm, daß es hier wohl recht hübsch zu gehen sein werde, sobald man einmal die ganze Straße hergestellt haben würde. Dann würde wohl auch der schokoladefarbene Brei verschwinden.



„Der Brei?“ Er sah mich erstaunt an. „Der Brei? Aber was denken Sie? Der Brei . . . das ist ja die neue Straße, dieser Brei.“

„Aber . . . erlauben Sie; man kann doch nicht . . .“

„Gestern hat es doch geregnet. Stark geregnet.“ Er schien es selbstverständlich zu finden, daß neue Straßen nach starkem Regen in einen schokoladefarbenen Brei verwandelt werden. Dann besann er sich, daß ich erst heute aus Europa angekommen war und erzählte mir im Vertrauen die Geschichte dieser Straße. Eine Geschichte, die viele andere erspart, weil sie typisch ist. Die Regierung gibt den Befehl herab, die Straßen in besseren Stand zu setzen. Die Behörde beruft einen europäischen Ingenieur und läßt sich einen genauen Kostenüberschlag machen. Nach der sorgsam ausgeführten Berechnung des Ingenieurs stellt sich der Quadratmeter auf 6 Franken. Um diesen Preis wäre der Mann bereit, die Arbeit zu übernehmen und der Behörde die verlangten Garantien zu leisten. — „Es ist gut. Wir werden es uns überlegen!“ — Nun wird ein einheimischer Unternehmer berufen. „Was verlangst du für den Quadratmeter Straße?“ — „Vier Franken!“ — „Das ist viel zu teuer. Da können wir dir die Arbeit nicht geben. Wir haben jemanden, der will es um 3 Franken machen!“ — Nach einer Stunde erklärt sich der Unternehmer bereit, die Straße um 3 Franken für den Quadratmeter „in Stand zu setzen“. Die Straße wird gebaut und niemand findet etwas daran, nach einem starken Regen in einem schokoladefarbenen Brei zu wandeln. Die Behörde berichtet höheren Orts, daß der Auftrag ausgeführt, die Straße „in Stand gesetzt“ sei und legt die Rechnung vor — aber selbstverständlich die des europäischen Ingenieurs.

Die Mischung ist seltsam.

Abends gingen wir — das junge Ehepaar und zwei österreichische Konsulatsbeamte mit mir — irgendwohin. Wir hatten kein Ziel und wußten nicht mehr, als daß wir irgendwo den Abend mit einem „Vergnügen“ beschließen wollten. Unweit des Kanonenplatzes kamen wir vor ein Haus mit beleuchteten großen Fenstern und einer beleuchteten Treppe, deren wackelige Holzstufen mit einem hübschen roten Teppich belegt waren. Unten saß ein Mann hinter einem kleinen Holztisch; er erhob sich bei unserem Herankommen und machte uns eine Verbeugung.

„Ein italienisches Puppentheater,“ sagte der eine der Konsulatsbeamten. „Wollen wir hineingehen?“

Während wir noch berieten, kam ein eleganter Wagen mit zwei der prachtvollen Pferde, die man hier überall auf den Straßen sehen kann. Ein junger Mann in tadellosem Smoking, den roten Tarbusch auf dem Kopf, sprang heraus und half einer Dame beim Aussteigen. Ein rieselndes Frou-Frou von Seidenvolants, ein Blitzen von Brillanten, ein Gewoge von Brüsseler Spitzen, ein Duft von irgend einem aufreizenden Parfum — das war eine leuchtende, glitzernde, wohlriechende Wolke um ein schönes Weib. Sie sah uns flüchtig an und ich hatte den Eindruck eines schmalen Gesichtes mit lebhaften dunkeln Augen unter Brauen, die wie gespannte Bogen aus Ebenholz waren, eines schönen, weißen Nackens und der charakteristischen Vogelgestalt der europäischen Modedame. Der Konsulatsbeamte nannte uns den Namen des jungen Mannes. Er gehörte einer der steinreichen Kaufmannsfamilien an, einem der einheimischen christlichen Patriziergeschlechter dieser Handelsstadt, in denen sich die Traditionen der Phöniker, die einst an diesen

Küstenstrichen saßen, erhalten zu haben scheinen. Ihre kluge Rührigkeit, ihr Scharfblick in allen geschäftlichen Dingen, ihre skrupellose Selbstsucht, ihre schlaue Unterwürfigkeit haben sie immense Reichtümer gewinnen lassen. Die jungen Leute aus diesen syrischen Patriziergeschlechtern sehen sich Europa an, Paris vor allem, ein paar Jahre lang, und kommen dann mit einem gefälligen Firnis zurück, mit guten Umgangsformen, im Besitze mehrerer europäischer Sprachen, aber vor allem ganz erfüllt von einer Menge neuer spekulativer Triks und einträglicher Ideen und mit einer Menge neuer Geschäftsverbindungen im Auge. Diese großen Vermögen gehen niemals außer Land, sondern die Kaufmannsdynastien heiraten untereinander. So liebenswürdig und gefällig diese vornehmen Patrizier dem Europäer gegenüber sind, so gestatten sie ihm doch nicht in ihrer Gesellschaft festen Fuß zu fassen.

Aus einem dieser Geschlechter, einem der ersten dieser Geschlechter war der junge Mann. Und die Dame?

Der junge Konsulatsbeamte gab mir einen kleinen Stoß, schaute dann über meine Schulter, ob die Frau meines Reisebegleiters auch weit genug sei und sagte dann: „Seine Freundin! Sie verstehen. Aus Paris . . . ganz echt! Direkter Import. Er hat sich sie selbst mitgebracht."

Wir hatten uns entschlossen, uns das Puppentheater anzusehen und folgten dem jungen Mann und seiner Freundin. Die Loge, in der man uns unterbrachte, lag mit vielen anderen auf einem umlaufenden Balkon. Sie war nicht gerade bequem, aber sie gestattete dafür mit Nachbarn und Nachbarinnen links und rechts über die niedrigen Brüstungen weg mittels der Ellenbogen in einen regen Verkehr zu treten. Als wir eintraten, war es gerade dunkel auf der Bühne. Unsere Aufmerksamkeit war zunächst der Unterbringung unserer Gliedmaßen zugewandt, dann, nachdem wir dies so gut als möglich besorgt hatten, konnten wir die Vorgänge auf der Bühne betrachten.

Da sprang in einem fahlen, ungewissen Licht zu einer widerwärtigen, verrückten Musik ein Skelett herum. Ein Gerippe, das in einer scheußlichen, phosphoreszierenden Verwesungsdämmerung einen Cake walk tanzte. Es neigte sich, steckte den Kopf zwischen die Beine und hielt ein paar Takte in dieser Verkrümmung eines Schlangenmenschen aus, riß sich wieder empor, mit einem plötzlichen Ruck, daß die Knochenarme aufwärts schwangen, an dem Kopf vorbei und jenseits wieder an die Fersen schlugen. Dann begann das Gerippe mit den Füßen zu stoßen, drehte sich auf den Fußspitzen und ließ immer heftigere Bewegungswellen von den hoch aufgereckten, gefalteten Händen bis zu den Füßen laufen, Wellen, die den ganzen Körper durchströmten, wie bei Hunden, wenn sie das Wasser aus dem Fell schütteln. Und nun hockte es wieder nieder und hüpfte wie ein Frosch zu dieser widerwärtigen, verrückten Musik, krümmte sich, lag glatt auf dem Boden und warf die Beine zappelnd empor, bis es, plötzlich aufgerissen, eines seiner Beine umfaßte und sich um die Schultern legte, während es auf dem anderen Bein seinen Tanz fortsetzte. Alles in einem fahlen Licht, dessen Quelle wir nicht sahen, das von überall und nirgends kam, einem Licht wie in einem Grabgewölbe, wo faules Holz von Särgen leuchtet und jede Bewegung begleitet von einem harten Klappern der Knochen. Und auf einmal nahm das tanzende Gerippe seinen Kopf ab, nahm ihn unter den Arm und warf die Beine wie in einem tollen Vergnügen in die Luft. Es setzte sich mit weit aus-

einandergespreizten Beinen hin, legte den Kopf vor sich auf die Erde und neigte den Rumpf ihm zu, als betreibe es eine anmutige Koketterie mit dem eigenen Haupt. Ein neckisches Spiel, das sehr lange dauerte und schließlich beendet wurde, indem das Gerippe aufsprang und sich den Kopf wieder auf die Schultern setzte. Aber gleich nachher gab es einen schwachen Knall, wie von einer kleinen Explosion und das Skelett war in seine Teile zerrissen. Der Kopf schwebte nach oben, die Arme und Beine nach links und rechts von der Bühne weg und nur der Rumpf blieb plump liegen, ein Gewirr von Rippen, wie ein zerrissener und weggeworfener Korb. Aber diese unsinnige, niederträchtige Musik spielte erbarmungslos weiter, ohne auszusetzen und sie gewann Macht selbst über den Rumpf, sie richtete die Wirbelsäule steil auf und ließ die Rippen im Takt zusammenschlagen. Und plötzlich schwebten die losgerissenen Glieder von links und rechts aus den Kulissen, zuckten im Tanzrhythmus in der Luft wie galvanisierte Froschschenkel, näherten sich dem Rumpf und entfernten sich wieder. Ich hatte einen fauligen Geschmack im Munde, wie ihn der kennt, der an hohlen Zähnen leidet. Ich übersetzte mir den abscheulichen Anblick in einen Geruch von feuchter Erde und Knochenleim. Ich war hingerissen von der vollkommenen Meisterschaft dieses Puppenspielers in der Beherrschung des Grausigen und Grotesken.

Es war getanzter Poë, getanzter E. Th. A. Hoffmann, getanzter Meyrinck, getanzter Karl Hans Strobl.

In dem unsinnigen Rhythmus des Cake walk hüpften und sprangen die Glieder, in jedem Gelenk beweglich und toll um den Rumpf. Der Tanz hatte die Linie eines gespenstischen Lachens, eines Lachens, wie es durch die „Elixire des Teufels" geht. Aber nun schien es, als ob der Rumpf magnetische Kräfte entwickle und seine Herrschaft über die Glieder wieder gewonnen habe. Sie näherten sich ihm, zögernd und wie widerstrebend und endlich fügte sich hier und dort ein Bein an das Becken. Mit ein paar Luftsprüngen wie eine Ballerine drückte der Rumpf seine Befriedigung aus und jetzt kamen auch die Arme herbei und paßten sich an ihre Plätze. Hoppsend kam der Kopf aus den Soffitten, folgte dem Körper, der von der Musik immer fortgerissen zu werden schien und krönte endlich das Werk der Wiederherstellung. In rasend gesteigertem Rhythmus tobte das Skelett wie in neuer Kraft, tanzte gegen die Rampe vor, wich gegen den Hintergrund und wirbelte endlich seitwärts ab, mit vielen Kußhänden, die es von seinen knochigen Fingern in das Publikum schleuderte.

Man dankte dem Puppenspieler durch einen wilden, fast fanatischen Beifall. Es wurde hell und ich konnte mich im Theater umsehen. In den Logen auf dem Balkon saßen die europäisch gekleideten Damen der syrischen Patriziergeschlechter. „Alles aus Wien und Paris," flüsterte mein Mentor, „lauter erste Firmen liefern hierher." Es war ein Glanz und ein Aufwand, als säßen diese Frauen nicht auf dem armseligen Balkon eines Puppentheaters, sondern zwischen den Spiegelwänden der Logen irgend eines der größten Operngebäude in Europa. Und die Damen wußten die Fülle von Spitzen, den ungeheuren Reichtum an Schmuck mit einer Grazie und Selbstverständlichkeit zu tragen, mit einer wahrhaft aristokratischen Ruhe und Sicherheit, wie sie nur ein hohes und reifes Standesbewußtsein geben kann. Ihr Benehmen hatte leichten Fluß, pikante Nachlässigkeit und schöne Rundung.

Nur ein ganz leiser Zug deutete darauf hin, daß man nicht Europäerinnen, sondern Asiatinnen vor sich hatte. Ein leichtes Zuviel in manchen Dingen. Ein wenig zuviel Schmuck, ein bißchen zuviel an Aufputz an jenem Kleid — und dieses Mehr war sicher nicht in Wien oder Paris, sondern erst hier hinzugekommen. Die grelle Farbe einer Kopfmasche. Und dann etwas in dem Schnitt der durchwegs schönen Gesichter. Ein Vibrieren der Muskeln unter der Haut, ein Zittern der Nasenflügel, ein Hauch schwüler Sinnlichkeit, der sich mit dem allzu starken Duft orientalischen Parfums vermengte. Diese Damen waren frei, sie gingen unverschleiert umher, die zwangvollen Sitten des Harems erstreckten sich nicht auf sie — aber dennoch hatten sie etwas vom Harem an sich, in ihrer Atmosphäre lagen die Reize einer uns unbekannten Erotik.

Uns gegenüber saß der junge Mann, den wir kommen gesehen hatten, mit seiner Freundin aus Paris. Sie saßen nebeneinander, in einem lässigen Gespräch, ein wenig gelangweilt, wie Leute, denen das Vergnügen eine gesellschaftliche Pflicht ist. Und zwei Logen rechts von uns saßen zwei ältere Frauen mit zwei oder drei jungen Mädchen. Der Konsulatsbeamte machte mich auf diese Damen aufmerksam und ich sah, daß ein Gruß des jungen Mannes von drüben durch ein freundliches, vertrautes Kopfnicken erwidert wurde. „Es ist seine Mutter," sagte der Beamte, „und die jungen Mädchen sind seine Schwestern."

Ich fand es sonderbar, daß man hier seine Freundinnen so ungeniert in die Gesellschaft brachte, daß man sich mit ihnen dem Publikum zur Schau stellte.

„Mein Gott, was wollen Sie? Niemand findet etwas daran. Man hält sich diese Damen hier, wie man sich etwa Reitpferde hält. Es gehört sozusagen zum guten Ton."

„Und erheben diese Freundinnen niemals Ansprüche?

„Die meisten kennen die Sitten des Landes genau. Viele waren schon mehrere Male hier. Wenn das Verhältnis aus irgend einem Grunde ein Ende haben soll, so erhält die junge Dame eines schönen Morgens einen prachtvollen Schmuck und einen kleinen Brief, der ihr in elegantem Französisch mitteilt, daß der nächste Dampfer der Messagerie maritime nach Marseille am so und so vielten um so und so viel Uhr abgehe. Die Karte für die Fahrt und eine Anweisung an einen Pariser Bankier über eine hübsche runde Summe liegen bei. Es hat sich noch niemals eine zu beklagen gehabt."

Das war die Gesellschaft, die auf dem Balkon in den kleinen verschlagartigen Logen saß. Unten aber im Parterre saß das „Volk". Kopf an Kopf, dicht gedrängt, der rote Tarbusch der Christen, die weißen Turbanbinden der Drusen und Mutwälis, die weißen und mit Goldfäden durchwirkten Turbane der Mohammedaner hier friedlich nebeneinander. Sie stehen auf, winken Bekannten über viele Sitzreihen weg freundlich zu, sie drängen sich zwischen den Stühlen durch, erledigen das Zeremoniell des Grußes, der darin besteht, daß sie Stirne und Brust berühren und dann die Hand zum Zeichen der Ergebenheit auf das Herz legen und küssen sich endlich auf feierliche und patriarchalische Art. Willig und ohne Murren machen die Nachbarn Platz, um den Freunden zum Austausch ihrer Begrüßungen Raum zu geben, der Fremde, der zuerst neben dem einen der Beiden saß, steht auf und überläßt dem anderen seinen Stuhl.

einandergespreizten Beinen b
den Rumpf ihm zu, als b
Haupt. Ein neckisches Spiel,
indem das Gerippe aufspra
Aber gleich nachher gab es
und das Skelett war in se
Arme und Beine nach link
blieb plump liegen, ein Ge
Korb. Aber diese unsinni
ohne auszusetzen und sie
Wirbelsäule steil auf und
schwebten die losgerissene
im Tanzrhythmus in der
Rumpf und entfernten s
wie ihn der kennt, der
lichen Anblick in einen
gerissen von der vollkom
schung des Grausigen u

Es war getanzter
getanzter Karl Hans S

In dem unsinnige
in jedem Gelenk bew
eines gespenstischen L
geht. Aber nun schi
seine Herrschaft über
zögernd und wie wid
das Becken. Mit ei
seine Befriedigung a
ihre Plätze. Hopps
von der Musik imm
der Wiederherstellung
neuer Kraft, tanzte g
endlich seitwärts ab,
in das Publikum sch

Man dankte de
Es wurde hell und
Balkon saßen die ei
„Alles aus Wien u
hierher." Es war
dem armseligen Balk
der Logen irgend ei
wußten die Fülle v
Grazie und Selbstver
und Sicherheit, wie
Ihr Benehmen hatt

Eine Liebesgeschichte. Eine
Weib liebt irgend einen
sie mit großen Schritten bis
auf die hochgewölbte Brust
wärts dreht. Genau so, wie
meint sind. Und indem sie
Kehle. Genau so wie bei
keine idyllische, sondern eine
Intrigant ist da, ein böser
den Liebhaber mit seinem Haß
außen schwarz und innen rot,
Leben des Nebenbuhlers nach,
die Gefahr am höchsten ist,
ist der Dolch auf den Rücken
mit der ganzen Wucht ihres
Giftfläschchen, um dem Schlafenden
„wie aus dem Boden gewachsen"
Erbärmlichen durch einen Blick
Nebelbilderapparat schieben sich
und Ballette. Tiroler treten auf
und Verrenkungen man die Karika-

kalt. Man läßt die Liebesszenen
an sich vorbeiziehen. Kaum daß
regt. Ist es eine stillschweigende
an feineres Taktgefühl und latentes
und Lastträger, Handelsherren
und Eseltreiber diese bunten, nichts
läßt? Sagt ihnen ein sicheres Urteil,
Kultur: an den besten Werken einer
an Teppichen, an Brokaten und
Architektur des arabischen Orients
hinter der des tanzenden Skelettes
begeistern, hat man dort gesehen, daß sie
daß sie sich hinreißen lassen. Aber nun
Der Beduine im schwarzen und roten
wilden Wüstenreitern um sich versammelt.
kühn dahergesprengt kommen. Sie tum-
Bewegungen der Pferde sowohl als der
Im schärfsten Gegensatz zu den senti-
mit der Primadonna im weißen, gold-
Beine heben, genau so wie die arabischen
mit den Köpfen nicken, wie sie dem Zügel
wie diese Beduinen im Sattel sitzen, wie
und wie die krummen Säbel gegen

den Sattel schlagen. Das Puppenhafte, das vorher so übermächtig wurde, daß man nur das Lächerliche und Steife empfand, die läppische Unbeholfenheit und Unzulänglichkeit dieses Agierens verliert sich. Es ist eine wahrhaftige kleine Fantasia, die man da zu sehen bekommt.

Und nun ziehen die Reiter ab. Sie verstecken sich hinter großen Felsblöcken und lauern auf einen Feind. Türkische Infanterie zieht über die Bühne. Plötzlich . . . Schüsse . . . und hinter den Felsblöcken brechen die wilden Reiter hervor. Im Augenblick sind die Angegriffenen formiert und erwidern das Feuer. Getroffene Rosse steigen steil auf und überschlagen sich, den Reiter unter sich begrabend. Eines der Pferde wird scheu, wirft seinen Herrn ab und sprengt voran über die Bühne, an dem Militär vorbei, der Kulisse zu. Einige der Infanteristen werfen sich auf die Verwundeten und entwaffnen sie. Die Reiter kehren noch einmal zurück und erwidern den Angriff, sie schießen im vollen Galopp aus den langen Flinten. Und alles hat den vollkommenen Anschein des Lebens, einen realistischen Stil, als wären diese Puppen wirklich aus sich selbst bewegt.

Der Angriff endet mit der Niederlage der Beduinen. Auf der Bühne wollen die Türken Sieger bleiben. Vielleicht hätte auch sonst die Zensur Einsprache erhoben.

Und jetzt erhebt sich wieder der Beifall. Brausend und reichlich wie vorher. Sie kargen nicht und spenden mit vollen Händen. Ist es der Anreiz des vertrauten Stoffes? Derselbe Reiz, der bei uns die Wirkung der Berufsdramen und Berufsromane sichert. Oder ist es das Vergnügen an der formalen Gestaltung, an dem lebendigen Schein, an der Wahrheit der Szene, der diese vielen Hände auf dem Balkon und unten im Parterre bewegt?

Wir verlassen das Theater und gehen durch die dunklen, nur an den Ecken durch Gaslaternen erhellten Straßen nach Haus.

Fast unter jeder der Gaslaternen steht ein kleiner Haufen von Männern. In ihren dunklen Mänteln sehen sie aus wie Wegelagerer oder Verschwörer. Wenn wir vorbei sind, geben sie hinter uns ein Signal auf einer schrillen Pfeife. Und das Signal wird am anderen Ende der Gasse beantwortet, wo sich das Licht matt zitternd über eine andere kleine Gruppe von Männern legt. Es ist beinahe unheimlich.

Und so begleiten uns Signale von Gasse zu Gasse, den ganzen Weg bis zu unserem Hotel.

„Es sind Polizeisignale," erklärte der Konsulatsbeamte.

„Räuberromantik?"

„So etwas! In der letzten Zeit sind wieder einige Morde vorgefallen. Ein fanatischer Mohammedaner hat ein paar Christen auf der Straße niedergestochen. Daraufhin haben sich einige Christen einen tüchtigen Rausch angetrunken und haben zur Rache ein paar Mohammedaner niedergeknallt. Jetzt sind wieder die Mohammedaner an der Reihe. Das geht schon noch so ein paar Wochen weiter. Die Polizei aber hat Angst, daß bei dieser Balgerei auch einmal unversehens ein Europäer darankommen könnte. Das gibt dann immer endlose Scherereien und Unannehmlichkeiten für sie. Darum bewachen sie uns mit aller Sorgfalt und rufen sich mit ihren Signalen zu, daß Europäer kommen."

Wir waren bei unserem Hotel angelangt. Aus dem Winkel des Einfahrtstores erhob sich verdrossen und mißtrauisch ein Hund, der es sich hier zur Nacht bequem gemacht hatte. Langsam kam ein türkischer Polizist hinter uns drein und wartete, bis uns geöffnet wurde. Wir wünschten den Herren vom Konsulat Gute Nacht und gingen die mit Teppichen belegten Stiegen hinan, an einer leuchtertragenden Negerin aus Bronze vorbei, wie sie geschmackloser in keinem europäischen Hotel zu finden sein könnte . . .

Draußen hörten wir einen der herrenlosen Hunde, die nachts auf den Straßen herumstreifen, jämmerlich heulen . . .

Die Mischung ist seltsam.

*

Weiß leuchtend liegt der Wall des Libanon hinter der Stadt Berytus.

Von dieser Küste sind die Fahrten der Phöniker ausgegangen. Zuerst zaghaft und unsicher nach den nahen Inseln und den Ländern der Nachbarschaft, dann in immer kühnerer Beherrschung der See nach den entlegeneren Küsten des Mittelmeeres, bis zum sagenhaften Spanien, wo die Säulen des Melkarth eine Zeitlang den Endpunkt der längsten Fahrten bedeuteten.

Aber ein Heldenmut, der im Dienst des Geschäftsgeistes stand, eines ausschließlich auf das Verdienen gerichteten Sinnes, trieb sie weiter hinaus, längs der westlichen Küste Afrikas, wo ein unbekanntes und unendliches Meer brandete. Und endlich geschah die größte Tat, die das Altertum zur See vollbrachte: die Umschiffung Afrikas. In diesen fernen Meeren und an diesen geheimnisvollen Küsten waren die Phöniker die alleinigen Herren. Die phönikischen Kapitäne hatten das Recht, fremde Schiffe, die sie hier antrafen, wegzunehmen und die Bemannung zu töten. Ein gutes Mittel, um die gefährliche Konkurrenz fernzuhalten.

Der Reichtum dreier Erdteile strömte nach den Städten, wo die phönikischen Reeder und Großkaufleute saßen und mit Talenten und Menschenleben rechneten, wobei die Menschenleben die Scheidemünzen waren. Die Frauen und Töchter trugen das Erlesenste, was drei Erdteile an Schmuck hervorbrachten und bei den wilden Festen im Tempel der Astaroth klirrten Edelsteine gegen Gold und duftete ihre braune Haut nach den köstlichsten Wohlgerüchen. Ihre Leiber schienen mit den Salben durchtränkt, die von der Liebesgöttin angewendet werden, wenn es ihr daran liegt, den schönsten der Sterblichen zu verführen und die vergoldeten Warzen ihrer Brüste schimmerten durch die leichten Schleiergewebe, die von den Frauen am Ganges unter Gesang hergestellt worden waren. Die Innenseite der Schenkel war rötlich gefärbt, mit ganz leisen Tönen am Knie beginnend und immer dunkler und tiefer, je näher gegen den Schoß. Wenn die Jungfrauen am Fest der hohen Göttin auf den Seidentüchern ihrer Lager die Beine zum Opfer öffneten, so war es, als erschließe sich eine große, rosenfarbene Muschel, auf deren Grund eine schmale, längliche, purpurne Perle ruhte. Der Luxus dieser Milliardäre ist für unsere Tage unerreichbar. In Karthago gaben sie einmal 120.000 Talente für einen berühmten kostbaren Mantel.

Tyrus und Sidon sind heute armselige Nester, nur Beirut hat sich noch etwas Leben und einen Schimmer des Glanzes von damals bewahrt. Aber nicht mehr, als der Mond vom Glanz der Sonne bewahrt. Und so sind auch die syrischen

Kaufherren und ihre Geschlechter nur verkleinerte Abbilder der phönikischen Milliardäre. Sie ziehen nicht mehr über die Säulen des Herkules hinaus, sondern bleiben im Lande und ernähren sich redlich oder unredlich, wie es gerade einträglicher ist.

Die Schiffe im Hafen von Beirut sind nicht an dieser Küste heimisch. Alle Nationen nehmen an dem Handel teil, aber die Österreicher spielen unter ihnen die größte Rolle.

Wir haben nämlich einen sogenannten Levantehandel, wir Österreicher. Levante heißen jene Küsten, wo wir außerhalb Österreichs Geld verdienen. Der Lloyd vermittelt diesen Handel und er hat sich vor einigen Menschenaltern hier ein solches Ansehen erworben, daß man noch heute auf ihn schwört, obzwar andere Gesellschaften, französische, deutsche und russische Linien schon als Konkurrenten gefährlich werden. Das bewährte Mittel phönikischer Kapitäne zur Beseitigung unangenehmer Wettbewerber ist heute nicht mehr gut anzuwenden. So kommt es, daß manchmal Linien, die nicht mehr einträglich sind, aufgelassen werden, wenn die Regierung dem Lloyd die Subvention verweigert.

So im Frühjahr 1907 die Linie des Lloyd, die von Beirut an der kleinasiatischen Küste nach Smyrna ging.

Sonst aber geht die Handelspolitik der österreichischen Regierung dahin, den Lloyd auszuzeichnen und ihm ihr Vertrauen zu beweisen.

Zum Beispiel. Ein Konsulatsbeamter, der auf dem „Ettore" mit uns fuhr, teilte uns ein schönes Kunststück dieser Politik mit. Er war von Smyrna nach Beirut versetzt worden und hatte den Auftrag erhalten, sich unverzüglich an seinen neuen Dienstort zu begeben, dabei aber keine anderen Linien als die des Lloyd zu benutzen. Gewiß recht ehrend für den Lloyd, einen jungen, strebsamen Diplomaten, der vortrefflich Tennis spielt, reitet und das Segelboot zu leiten versteht und wahrscheinlich auch bald zum Vizekonsul ernannt werden dürfte, an die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit zu befördern. Aber leider litt der Auftrag, der höheren Orts erlassen wurde, an einem kleinen, aber unüberbrückbaren Gegensatz. Von Smyrna nach Beirut gehen wohl die Linien der Franzosen, der Russen und der Türken, aber nicht mehr die des Lloyd. Die Unverzüglichkeit war also nicht mit dem Vorzug des Lloyd zu vereinigen. In solchen Fällen bleibt nichts anderes übrig als das Kompromiß. Das Kompromiß ist eine Ausgleichung zweier Gegensätze, bei der man tut, als ob der eine nicht bestände. Der junge Diplomat packte also seine Koffer, ließ sich sein tadelloses englisches Gesicht noch rasch einmal rasieren und setzte sich in den Wagen, um seine Abschiedsbesuche zu machen. Dann machte er sich auf die Reise nach Beirut. Sie führte ihn nach Athen und weiter nach Brindisi in Italien, wo er zwei oder drei Tage Aufenthalt hatte. Von Brindisi ging es aber schon wirklich direkt nach Beirut. In vier Tagen. Und im ganzen brauchte er etwa zehn Tage, um von Smyrna nach Beirut zu reisen, dieselbe Zeit, die im grauen Altertume die phönikischen Schnellsegler brauchten, um aus dem Asowschen Meer nach Alexandrien zu kommen.

Aber wir imponieren noch immer im Orient. Alljährlich schickt der Kaiser Geschenke an die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem und eine österreichische Kriegsschiffs-Eskadre erscheint an der syrischen Küste. In den Konsulaten herrscht



dann einige Aufregung und draußen im Hafen liegen die grauen, eisernen Riesen, abseits von den unbewehrten Handelsschiffen, wie sich gepanzerte Ritter von gewöhnlichem Krämervolk fernhalten.

Man sieht sie an und man fühlt sogar etwas dabei. Denn es ist doch ganz hübsch, so ein schwimmendes Stück Heimat in voller Wehr auf dem blauen, von grünen Streifen durchzogenen Meer draußen zu sehen.

Die zwei Soldaten und ihre Liebste.

Novelle von Max Mell.

In eine kleine deutsche Residenz kam im Frühling des Jahres 1776 Sir Elliot, der englische Gesandte für Bayern; jener kleine Hof hatte keine auswärtigen Geschäftsträger. Der Fürst, von dem so viel bekannt getan sei, daß er opulente Mahlzeiten, übermütige Jagden und schöne Weiber nicht verachtete, ließ dem Sir Elliot zu Ehren einige Festlichkeiten aufführen und veranstaltete an einem Samstag eine Parade seiner Truppen.

Da hatten die Soldaten am Freitag rechte Plage, ihre weißen Hosen zu waschen, die Knöpfe blank zu putzen und ihre Montur vor jedem Fleck zu behüten; und zuletzt setzten sie sich im Kasernenhof Stuhl vor Stuhl im Kreis und einer mußte dem anderen das Haar pomadisieren und den Zopf flechten; und damit die ganze Pracht nicht über Nacht wieder zerstört würde, blieben sie auf den Stühlen sitzen und wachten. Es waren nun darunter zwei Soldaten, die recht herzlich zueinander hielten; das waren Heinz Dederdinger und Philipp Infang, und Heinz, die treue Seele, saß hinter Philipp und hatte ihn besonders zart pomadisiert und ihm mit Liebe den Zopf steif gemacht, während Philipp seinen Vordermann ein wenig gezaust und sich an seinen kräftigen Flüchen ergötzt hatte. Und nun verplauderten sie die Nacht, indem Philipp sich auf seinem Stuhl zu seinem Freunde umkehrte. Heinz, die treue Seele, kam so recht in ein Plauderfieber hinein und begann von seinem Schatz zu erzählen, der schönen Katharina, die im zweiten Hause links vom Müßleinsreuter Tor wohnte; die er freilich unter der Woche nur in kurzen dienstfreien Momenten selten genug zu sehen bekam, aber am Sonntag, wenn die Eltern zu einer alten Verwandten ins Stift gegangen waren, empfing sie ihn in ihrem Kämmerlein oder sie gingen mitsammen ins Grüne. An der Wand des Hauses oben, erzählte Heinz, stünde in einer Nische eine Marienstatue; aus ihrem Fenster konnte sie dorthin greifen. War sie mit Blumen geschmückt, bedeutete das: die Eltern sind schon fort. War sie schmucklos, hieß es: sie sind noch da, komm später wieder! Hatte sie jedoch der Maria einen Reisigkranz aufgesetzt, so hieß es: heute gehen die Eltern nicht fort, heute ist's nichts! Die Leute hielten den Putz für frommes Tun oder für Schnickschnack; und gegenüber wohnte ein alter Sonderling, der gab nicht darauf acht, was da geschah. Wie Heinz das recht treuherzig berichtete, merkte Philipp in seinem Sinn, daß er auch gerne so einen lieben Schatz besäße, und auf einmal brannte sein ganzes Herz so lichterloh auf vor Sehnsucht, als wäre es selbst aus Reisig, das wegbrennen wollte, damit nur wieder Liebende zusammenkämen. Wie er nun darüber klagte und ihm ein Kamerad, der ein Wort davon auffing, die

Häuser und Wirtschaften nannte, wo man sich mit Weibspersonen durchaus amüsieren konnte, da salvierte sich Philipp dagegen und sagte ernsthaft, wie schuftig der Sold wäre, auf den hin man nicht einen eigenen Hausstand gründen könnte. Heinz besänftigte ihn, pries Soldatenehr und Lagerleben, und machte ihm zuletzt den Vorschlag, am Sonntag, der nach der Parade festlich genug wäre, mit ihm und seiner Katharina vor das Tor nach Müßleinsreut zu ziehen, da tummle sich jungen Volks genug, da möchte er leichtfertige Umschau halten, da fände er wohl ein schmuckes Ding, das am Herzen und Kosen gefallen hätte. Inzwischen war Mitternacht vorbei und manche Stirn sank auf die harte Stuhllehne zu ungemütlichem Schlummer; Philipp aber saß da und fröstelte dem Morgen entgegen.

Nachdem die Parade vor dem englischen Herrn, dem Landesfürsten und seinem Stabe glänzend verlaufen war, machten sich richtig die beiden herzlichen Freunde am Sonntag Nachmittag vergnügt zum Tor auf, und die Marienstatue am zweiten Haus links prangte im Blumenschmuck; ein kleines Sträußlein war herabgefallen und lag neben den drei runden Stufen zur Haustür, in die Heinz hurtig seine Liebste abholen lief. Alsbald kamen sie heraus, das Mädchen fein geputzt im geblümten Kleidchen und seidenem Busentuch und mit einer prachtvollen roten Masche auf dem Hut; die Äuglein lachten und rollten vergnügt in ihrer elfenbeineren Fassung bald auf die, bald auf jene Seite, und das Schnäbelchen schien schon die ganze Treppe herab in steter Bewegung gewesen. Philipp hatte das Sträußchen von der Erde gehoben und sagte: „Mit Erlaub, Mademoiselle, das steck ich mir an, was die heilige Jungfrau verloren hat!" und sie blitzte ihn lustig an: „Ich bin doch gar keine heilige Jungfrau!" und dann tat sie sofort ängstlich: „Gott, nur aus dem Tor, daß uns nur niemand sieht!"

Sie zogen also in der Pappelallee die Chaussee entlang und schwere Karossen rasten vorbei und hüllten sie in Staub. Das waren die vornehmen Herrschaften, die alle auf das Lustschloß fuhren. Mit einem schönen Gebäude und Salaterrena lag es auf der Mitte eines Hügels oder angenehmen Berges, und hieß jetzt Bellevue, während der gemeine Name Müßleinsreut für das Volk und die niederen Standespersonen aufbehalten blieb. Dort lag aber eine artige Wirtschaft zwischen Flecken und Wiesen, es gab dort eine Kegelbahn, eine Schaukel und Honigkuchenbuden, und das Volk belustigte sich dort mehrfach. Katharina trieb es recht ausgelassen und den beiden Soldaten behagte ihr ungebundenes Wesen; Heinz hatte im langsamen Schlendern eine Gerte abgerissen und in der Hand, und Katharina entblätterte sie rasch mit einem Zug ihrer Finger, die ihr dann recht brannten, und ließ sich von Heinz die geröteten Stellen der Handfläche küssen, und als Philipp bat: ich auch! ließ sie's auch von ihm sich gefallen; es drang ihm aber dabei das heiße Blut in den Kopf. Sie setzten sich an einen Tisch, wo sie bei einem Grenadier und seiner alten Mutter sowie einem Handwerksmann, der am Erblinden war, noch Platz fanden. Denn es gab rechten Lärm, die Tische waren voll besetzt; die Kinder tanzten und kollerten auf der Wiese umher, auch erwachsene neckische Weibspersonen nebst ihren Galanen, und die Schaukel ward niemals frei, worüber sich Katharina bitter beklagte und oftmals umsah. Sie tranken Kaffee und dann Wein und sprachen von den Weltläuften, wozu einer den Dudelsack blies und ein anderer die Flöte, und hinein klang das dumpfe Rollen der Kugel und das



[illegible] Endlich waren die Kinder weg von der
[illegible] „Wer ist der erste!“ rief sie und Philipp
[illegible] Heinz, der aus ernsthaftem Gespräch mit
[illegible] Sie setzten sich beide auf das lange
[illegible] zusammen und drängten
[illegible] durch die dünnen jenen Schuh
[illegible] das Wonnegefühl [illegible]
[illegible] Sie kamen sie in Schwung und jahen
[illegible] Katharina aber übermütig
[illegible] Liedchen trällernd, wobei sie das
[illegible] Sommervogel. Da Philipp
[illegible] und küßte es; da wurde
[illegible] der Schaukel. Er hielt sich auf und
[illegible] sie wieder rot werden ließ und
[illegible] den Heinz trat, ihm verstohlen
[illegible] den Wirbel des oben geschorenen
[illegible]

[illegible] Katharina nach Hause gehen
[illegible] dem Handwerker und zahlten
[illegible] übriggeblieben, und
[illegible] Leute niederen Standes
[illegible] dahinschritten, die
[illegible] daß die beiden Flügel
[illegible] Wagens wegen nach vorn
[illegible] und Philipp aß seinen
[illegible] den ihren in den
[illegible] doch nicht — wollt
[illegible] nun schmeckte
[illegible] zu Heinz, der an
[illegible] über die Anwesen-
[illegible] und ging jetzt
[illegible] sie beide in das Tor.
[illegible] erwarte; aber
[illegible]

[illegible] die Stadt schritt! In
[illegible] zwiebelförmigen
[illegible] anjah,
[illegible] und auf die
[illegible] Gedanken, wie sie
[illegible] anzutun
[illegible] war; er malte
[illegible] das Mädchen
[illegible] anführte und
[illegible] war. Elend war
[illegible] trübselig zu

einem Glas Wein in die fast leere Kantine setzte, die sich nur ganz langsam wieder füllte.

Denn die Soldaten fanden sich von ihrer Dienstfreiheit allmählich wieder ein, und auch Heinz Dederdinger verließ das liebe Stübchen Katharinas, die ihre hintergangenen Eltern zurückerwartete. Nach manchem herzhaften Abschiedskuß auf das feste saugende Mündchen betrat er glücklich und froh die Straße, summte ein Liedchen vor sich hin und bedachte lächelnd, was er genossen. Da gewahrte er eine Ansammlung von Menschen am Bürgersteig, und nähertretend bemerkte er, daß ein totes Pferd auf der Straße lag und ein alter, würdig aussehender Mann es vergeblich in seinen Karren, dem es entglitten schien, zurückzubringen trachtete, so sehr er auch am langen Schweif anzog; die Leute standen und sahen höhnisch zu. Da trat Heinz, die gute Seele, heran, und griff hülfreich zu; er stützte das schwere Gewicht des großen toten Körpers, hob es und drängte es mit aller Macht in den Schrein. Dabei erzählte der Alte, von Keuchen unterbrochen, es wäre vor einer herrschaftlichen Kutsche, die von Bellevue zurückkam, zusammengestürzt, und die Standespersonen mußten mit einem Pferd weiterfahren. Nun dankte er dem Soldaten mit warmem Blick und drückte ihm herzlich die Hand. Heinz wandte sich, noch rot im Gesicht von der Anstrengung, zu den Leuten zurück, und hatte noch den guten Schein von erwiesener Mildherzigkeit im Aug, als er mit plötzlich verdunkeltem Blick merkte, wie die Menschen vor ihm Platz machten und ihn mit gerümpfter Nase betrachteten; und ein Soldat, der einen kleinen Schwips hatte und auf dem dreieckigen Hute ein Blumensträußchen, trat ihn an, schlug die Hände zusammen, knickte in die Knie und bog sie samt seinem ganzen Körper, wippte wieder aufwärts und rief: „Unglückseligster aller Infanteristen! was hast du denn getan! du bist ja ehrlos von dieser Stunde, du mußt Waffen ablegen und Montur, denn der Schinder war es, dem du geholfen, und der dir brüderlich die Hand drückte! Auch in der Kavallerie wird es schwerlich einen geben, der so unselig ist wie du, noch bei den Arkebusieren noch Kanonieren; o armer Infanterist!" Da faßte es den Heinz Dederdinger ganz unsäglich an, was er in seiner Gutherzigkeit sich angetan; das Blut fiel ihm aus seinen Wangen, und in seinem Magen war's ihm eiskalt. Der Soldat aber wich von ihm und schimpfte laut die ganze Gasse hinunter, und die anderen Leute zerstreuten sich mitleidig und achselzuckend. Er stand noch da, und kam von seinem Glück in geputzter Montur, und wenn er einen Schritt tat, so führte der nur ins Unglück, wo er sie ausziehen mußte. Was ihm der Soldat in Erinnerung gebracht, war ihm ja nicht unbekannt gewesen, aber er hatte nicht gedacht, daß er Soldat, sondern nur daß er froh im Herzen war. Schwankend ging er in die Kaserne und in flehentlicher Hoffnung wollte er stillschweigend abwarten, ob die Affäre ruchbar würde; vielleicht hörte man nicht auf den betrunkenen Soldaten, und vielleicht nahm man es nicht so genau. Sein Sonntag ging trüb zu Ende und er fand wenig Schlaf, noch weniger als sein Freund, der sich mit anderen Gedanken heißköpfig auf dem Lager hin und her warf.

Am anderen Abend jedoch, wie er etwas später als die anderen in die Kantine trat, wurden plötzlich alle still und sahen sich an. Und da verlangte er mit bereits bebender Stimme ein Glas Wein. Der Kantineur setzte es ihm hin, gab es ihm

nicht in die Hand, und zitternd nahm es Heinz und setzte sich auf die nächste Bank. Doch die da gesessen hatten, standen wie auf Kommando auf und setzten sich wo anders hin. Da brachen die Tränen aus seinen Augen, der Becher entfiel seiner Hand und rollte mit schlechtem Klang, den Boden benetzend, davon. Aber sie schwiegen alle, und da suchte er den Blick seines lieben Kameraden und getreuen Herzbruders Philipp Infang. Der lehnte am Türpfosten und war selbst bleich und verstört und wandte unsicher und jämmerlich seine Augen da und dorthin. Heinz Dederdinger aber stand auf, legte eine Hand vor seine Augen und trat ab, und er warf sich auf sein Lager und schrie zu Gott um Errettung aus seiner Schmach.

Doch wie sie am anderen Tag in Reih und Glied standen, und Heinz merkte, wie ängstlich seine Nebenmänner jede Berührung mit ihm vermieden, da trat der Leutnant mit dem Auditeur vor sie, faßte ihn ins Auge und rief nach langer Stille seinen Namen. Heinz trat einen Schritt vor und war blässer als der Tod. Der Auditeur aber erhob die Stimme und sprach: „Heinz Dederdinger, deine Kameraden wollen nicht mehr mit dir dienen, weil du unehrlich geworden bist. So stößt dich das löbliche Regiment aus, und dem Profoßen gibst du Gewehr und Bajonett zusamt deiner Montur. Aber weil du nicht aus bösem Willen gehandelt, sondern in Unüberlegtheit, wird vom öffentlichen Anschlagen deines Namens an den Galgen dasmal abgesehen. Morgen früh wirst du uns verlassen, und Gott sei mit dir.“ Dann sprach er: „Profoß!“ Der Profoß kam, ein Auge schielte und seine Hände waren rot und groß. Da gab Heinz sein treues Gewehr hin und schnallte das Bajonett ab; und ging auf das Kommando davon als ob er ratlos wie ein Stein wäre. Allein ging er über den weiten Hof, was er noch nie getan hatte, und suchte das Mannschaftszimmer auf; dort saß nur der Regimentsschneider auf einem Tisch am Fenster, pfiff, sah den Heinz an und dann wieder zum Fenster hinaus; dazwischen schlug er mit einem Tuchlappen Fliegen tot, und nur das zusamt dem Pfeifen hörte der arme Heinz, der den Kopf verbarg an einem Tisch sitzend, und die Kante preßte er gegen die Stirne, als ob ihm davon besser würde. Nach einer Weile sprang der Schneider herab und ging weg; als er wiederkam, brachte er ihm einen schlechten Kittel und grobe Hosen, und ihm die schlappen Kleider auf den Tisch werfend, hieß er ihn sich überziehen.

Später dann suchte Philipp den Heinz auf und setzte sich zu ihm, und sie sahen einander an und nickten dabei betrübt. „Weißt du, am besten ist es, Heinz,“ sagte Philipp, „du verläßt die Stadt und suchst anderwärts Arbeit und bringst dich fort.“ Heinz schüttelte traurig den Kopf. „Glaubst du denn, daß sie mich nicht doch noch ehrlich machen? Wenn ich beim Obersten vorstellig werde?“ „Versuch's eben,“ meinte Philipp. — „Was wird denn nun die arme Katharina sagen, wenn ich nicht mehr die Montur tragen darf!“ seufzte Heinz beklommen. Sein Freund antwortete nichts. Ihr Vater ist Lohgerber, und vielleicht hat er die Gnade mich anzunehmen als Gesellen! Ich will am Abend versuchen mit ihr zu sprechen. „Kannst du das denn wohl, wenn die Eltern zu Hause sind?“ „Es geht schon,“ sagte er mit schüchternem Lächeln, „hast du gemerkt, daß gegen das erste Haus am Tor zu ein tiefer düsterer Winkel hineinschneidet bis zu einer Gartenmauer? Dort ist immer viel Mist abgelagert, die Mauer aber hat einen Pfeiler, den besteig ich und reiß mir eine Gerte von drüben ab; und mit der kann ich gerade an eine Fensterscheibe klopfen,

wo die Küche ist. Und Katharina paßt wohl auf, öffnet das Fenster und ich sag' ihr alles. Wenn aber die Mutter etwa in der Küche war, so tu ich, als hätt' ich einen Scherz gemacht, zeig' ihr die Zunge und lauf, davon und erduld' die Schimpfreden oder was Hinabgegossenes." „Ist dir das schon passiert?" „Nein; am Abend war immer die Katharina dort." In der Erinnerung an sie wurde er ganz heiter.

Den Philipp ließ es aber nicht ruhen, auf einmal war ihm, als ob er Eile hätte. Es gelang ihm, sich eine dienstfreie Stunde zu erbetteln und da lief er hin zu dem Haus und stahl sich in den Winkel. Als er mit der Gerte geklopft hatte, war er überzeugt, daß nun die Mutter herausschauen würde, ein dickes rotes Gesicht, als ob sich alles um 20 Jahre später begäbe: aber nein, wie sich das Fensterchen auftat, war es noch das holde Gesichtchen, das erst erstaunt, dann freundlich heruntergucdte. „Was gibt es denn?" flüsterte sie. Da sprach der Soldat, der auf dem Pfeiler stand und dem das Herz recht sehr klopfte: „Der arme, arme Heinz! Waffen und Montur sind ihm aberkannt worden, und nie mehr wird er euch, schöne Mamsell, strahlend und blank beim Sonntagswetter nach Müßleinsreut führen!" „Was ist ihm denn geschehen?" fragte sie mehr neugierig als erschrocken. — „Ach laßt es mich verschweigen! Unehrlich ist er geworden, und zu wem er sich setzt, der rückt fort, und der Gastwirt in Müßleinsreut muß ihm den Trunk verweigern." „Ach!" sagte sie und blickte starr. „Ja, und wen er berührt, der ist auch unehrlich." Sie wiegte das schöne Köpfchen. „Und was tut er da?" „Er will zu Eurem Vater als Gesell, denkt nur — aber kein Handwerker nimmt einen unehrlichen Burschen — er wird heut' abend noch hier sein und Euch zum Fürsprech bitten bei Eurem Vater." „Nein, Gesell soll er mir nicht werden!" sprach sie, „das mag ich nicht, er soll Soldat bleiben." „Ich rate Euch gut, Mamsell," flüsterte Philipp, „weist ihn ab, sprecht nicht mit ihm, sondern wartet bis er wieder ehrlich gesprochen ist." „Ja, ja, und ohne Montur will ich ihn nicht sehen. Sagt ihm das, er soll nicht kommen." „Ich will's ihm sagen, er wird aber doch seinen Willen haben wollen." „Dann," meinte sie trotzig, „dann will ich auf die Mutter Gottes ein Zeichen tun, das wird er schon verstehen. Ich muß weg, adieu!" Sie reichte ihm die Hand hinunter, und er auf dem Pfeiler stehend streckte die Hand hinauf, so erreichten sie sich gerade; und er drückte und drückte heiß die ihrige. „Nun, so reißt mich nur ja nicht hinunter!" rief sie und schloß mit einem Feuerblick das Fenster.

Aber dem Philipp war es nun doch gar nicht wohl. Wenn Heinz erfuhr, daß Katharina schon alles wußte, lag seine Hinterlist am Tage, und vielleicht war das Mädel gar nicht der Mühe wert, eine Falschheit zu begehen. Sie würde zwar nichts verraten, denn sie war falsch gegen Heinz; und wie Philipp so bedachte, daß Freund und Liebste gegen den armen Unehrlichen sich verschworen hätten, verachtete er das Mädel sogar und Reue faßte ihn, und gleich darauf wieder Sinnlichkeit, wenn er sich die Liebeslust in ihren Armen vorstellte. Er redete also dem Heinz zu, doch lieber nicht zu Katharina zu gehen, sondern abzuwarten, ob er nicht ehrlich gesprochen würde und sie dadurch überhaupt von dem bösen Handel nichts erführe. Er sollte lieber am anderen Morgen gleich zum Obersten gehen. Doch Heinz ließ sich nicht überreden, er wollte in seinem Unglück einmal den Trost haben, der Katharina ins schöne Gesicht zu blicken, und sowie es dunkel wurde,

[illegible]

[illegible] der sich an einem Balken des [illegible] hatte. Einen Augenblick stand Philipp da und ließ das Entsetzen in sein Herz hineinkommen, und dann stürzte er mit einem Wehschrei in die Knie, und der Tote baumelte leise von der Berührung. Philipp warf sich ganz hin auf den Boden, kratzte mit den Nägeln auf der Diele und wimmerte ganz fürchterlich. Nun konnte er ja, was er sich an dem schönen Sonntag gewünscht hatte, [illegible] weggeräumt war durch das Geschick der beneidete Nebenbuhler, aber statt eines treuen Herzensfreundes sollte er hinfort ein Mädel haben, das wenig besser war als eine Dirne. Da fluchte er dem Sonntagsausflug und maß sich noch alle Schuld an dem unseligen Zufall mit dem Schinder bei; zernichtet und [illegible] warf er sich dort herum. Aber zuletzt faßte er sich, stand auf und sprach schluchzend zu ihm, der da hing: „Du meine treue Seele, Gott sei dir gnädig, aber ich bin noch viel elender als du! Nicht du bist am Sonntag unehrlich geworden, sondern ich!" Offenbar hatte man unten seinen Schrei und seine heftigen Bewegungen gehört, denn man ging unten und sprach. Aber er schluchzte weiter

und redete weiter: „Alles hat dich betrogen, du armer Wurm, es ist gut, daß du dich davon gemacht hast! Aber laß mich dir den letzten Liebesdienst in Treuen erweisen." Er rückte eine Bank näher, zog sein Messer und umfing mit einem Arm den Toten; dann schnitt er den Strick vom Balken ab, und der Leichnam glitt schwer in seine Arme. So legte er ihn auf die Bank. Da fiel schon ein rötlicher Lichtschimmer herein und es kam die Nachtwache mit ein paar anderen aufgescheuchten Soldaten; sie prallten an der Tür zurück und der mit der Laterne flüsterte: „O Gott, der Dederdinger hat sich ein Leids getan!" Dann drängten sie herein und sahen ihn an, während einer hinunterlief, so daß sich die Nachricht gleich in den Schlafräumen verbreitete. Unter Schluchzen berichtete Philipp, daß er dem verzweifelten Menschen nachgeschlichen sei, um ihn zu trösten und ihn nun so gefunden hätte; und da zerriß ein Jammer seine Stimme. Es wurde einen Moment stille unter der Mannschaft, dann fragte einer, der ganz hinten stand und dessen Gesicht man nicht sah, mit lauter Stimme: „Und wer hat denn den Strick durchgeschnitten?" Und vorn einer im Hemd wiederholte: „Und wer hat denn den Strick durchgeschnitten?" Da versiegten dem Philipp die Tränen, er riß die Augen auf und verdrehte sie fürchterlich; denn ein Soldat, der einem Selbstmörder den Strick durchschnitt, und hier einem unehrlichen noch dazu, galt selbst als infam. „O barmherziger Gott!" schrie Philipp und schlug sich die Fäuste an die Stirn; und dann versagte ihm die Sprache und er sah, daß ihn der Tote damit bestraft hatte, daß er ihm wohl seine Liebste, aber auch seine Unehre hinterließ. Es kam der Profoß und es kam der Hauptmann; sie griffen den Toten an, und sahen, daß nichts mehr zu machen war. Der Hauptmann aber schrie den Philipp an: „Will er sich wohl auch aufhängen, er Lump?" „Am wohlsten wäre es mir!" brüllte Philipp in Verzweiflung. „Da wird vorgesorgt!" rief der Hauptmann barsch, „ins Loch mit ihm, damit er sich nichts antut, bis der Herr Oberst entschieden hat." Und der Profoß brachte Philipp von der Leiche des Freundes weg, schob ihn ins Loch, in der tiefen Nacht, und schloß hinter ihm ab.

Als Philipp am anderen Tag auf der Pritsche erwachte, sich stöhnend besann, was vorgefallen war, und aufstehen wollte, fand er neben sich statt der Montur schlechte Kleider, wie sie sich für den Unehrlichen geziemten; es waren vielleicht dieselben, die man dem Toten abgezogen hatte, aber er wies diesen Gedanken weg und zog sich fröstelnd an. Als er in die Taschen fuhr, griff er in der einen etwas Weiches, und siehe, es war ein kleines, sauberes Taschentüchlein, weiß und mit schmalem blauen Rand, über dem blaue Tupfen waren. Da erkannte er, daß er wirklich schon in den Kleidern steckte, die am Abend noch ein Toter angehabt hatte, und während ihn wie ein kalter Blitz das Grausen durchfuhr, strömte ihm zugleich die erwärmende Empfindung in alle Glieder, ein zartes Andenken an die schöne Katharina zu besitzen. Freund und Liebste ließen also nicht von ihm und aller Lebensdurst erwachte wieder in seinem Herzen, als er das Tüchlein besah, an die Lippen drückte und einen rechten Trost daran hatte.

Der Profoß brachte ihm die warme Morgensuppe und meinte dabei freundlich, er würde wahrscheinlich, da er doch dem Toten, als seinem Freunde, einen Liebesdienst zu erweisen dachte, wieder ehrlich gesprochen; dazu hätte man ja auch dem Heinz die Soldatenehre wieder zuerkennen wollen, so stünde dem nichts im Wege.



Einstweilen möge er dort bleiben, damit die Sache durch den Umgang mit den anderen Soldaten, die ihm natürlich ausweichen würden, nicht verschlimmert werde. Das war Philipp ganz recht; lieber saß er allein im Loch, als daß er sich in der Kantine eine einzelne Bank suchte und von mitleidigen Blicken gestreift wurde. Dazu besaß er ja auch das Tüchlein, das dem liebesfrohen Heinz so wert gewesen, und das er nun als Anzeichen ansah, daß er seine Gedanken wieder auf die schöne Katharina richten dürfte, sobald er nur wieder ehrlich war. Denn seine Unehrlichkeit konnte er ihr verschweigen, und wenn sie ihm irgendeine Schuld am Tode Heinzens beimessen sollte, so wollte er ihr's schon ausreden, auch schien es ihm, daß ihre Trauer nicht gar zu lange währen würde. Und wenn er da an die entschwundene Seele des Heinz dachte, stützte er seinen Kopf in die Hand und seufzte jämmerlich. Als zudem ein paar Tage vergingen, ohne daß er einen Bescheid erhielt, begann er zu fürchten, daß man die Infamie doch nicht von ihm nähme, und da tat er das Gelübde, als Totenopfer und als Dankbarkeit für die wiedergewonnene Soldatenehre auf Katharina zu verzichten.

Endlich am Samstag wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt, dem er alles haarklein erzählte, mit Ausnahme seiner Liebe und die Offiziere erkannten darauf, daß sein Fehl durchaus nur der Gutmütigkeit, der Betrübnis und dem Schrecken zuzuschreiben und daher keine eigentlich infame Handlung wäre, ebensowenig wie die des Heinz Dederdinger, der zu seinem Schaden so ungeduldig gewesen, den Spruch des Gerichtes nicht abzuwarten. Alle Offiziere sahen den Philipp freundlich an und es wurde alsbald zur Ehrlichmachung geschritten, gemäß den Vorschriften des Kriegsrechts.

Im Hof der Kaserne formte die Infanterie ein Quarré; in der Mitte standen der Fahnenjunker, der Auditeur und einige Offiziere. An einer Stelle war der Kreis offen, und dorthin führte der Profoß den Philipp Infang. Und von dort mußte er auf allen Vieren, wie ein Hund, mit dem Hute im Maul bis in die Mitte traben vor den Fahnenjunker, und er dachte sich, wie er über den Kies rutschte, wehmütig: daß doch dein lieber Herzbruder mittraben könnte und auch wieder ehrlich würde, der Arme, der in Schande von hinnen fuhr. Vor dem Fahnenjunker blieb er auf den Knien liegen und ließ den Hut vor sich fallen. Jetzt erklang Trommelwirbel, der Hauptmann kommandierte: „Präsentiert!" und durch die ganze Runde schütterte das feierliche Rasseln der Gewehre. Die Offiziere und der Auditeur nahmen die Hüte ab und der Auditeur verlas die Sentenz des Kriegsgerichtes. Danach entrollte der Fahnenjunker die schwere knisternde Seide der Fahne, schwang sie einmal über dem Knienden, der sie ehrfürchtig durch die Lüfte tosen hörte und sprach dazu: „Im Namen Seiner Durchlaucht des Fürsten Friedrich Georg August, unseres allergnädigsten Kriegsherrn!" Dann schwenkte er sie ein zweitesmal über den Infamen, daß ihm bei dem schimmernden Krachen des Stoffes die Tränen in die Augen drangen vor Rührung. „Im Namen des Herrn Generalleutnants Pilati von Schwarzbach, unseres Regimentschefs! und des Herrn Obersten von Rumersfeld, unseres Regimentskommandeurs!" Und das dritte Schwenken fuhr, herrlicher als Trompetengeschmetter, über ihn hin: „Im Namen des ganzen löblichen Regiments wirst du ehrlich gesprochen!" Und dann konnte er aufstehen und sich bei den Offizieren, die ihm gute Worte gaben, untertänigst bedanken.

Seine Kameraden waren an diesem Tage von größter Aufmerksamkeit gegen ihn. Es stach ihm aber ins Herz, wenn ihm einer sagte: du hast es klüger gemacht, du hast dich nicht gleich aufgeknüpft! und ihm zutraulich zutrank. Und nun war morgen Sonntag und es wäre möglich nach dieser grauenvollen Woche, in der er, von schrecklichen Zufällen abgesehen, durch seelische Qualen hatte Spießrutenlaufen müssen, nun ein süßes Geschöpf am Arm, nach Müßleinsreut hinauszuwandern, zu schaukeln und Kaffee zu trinken und fröhlich zu sein und sich entweder draußen in den Gebüschen, oder wenn es ging, in ihrem Kämmerlein ihrer Schönheit zu erfreuen und dazu das wehmütige Gedenken an den guten Freund zu hegen, den das tragische Schicksal so rasch dahingerafft. Aber zuletzt, wenn der tot war, was konnte ihn abhalten, weiter zu leben? Jetzt war es doch kein Betrug mehr, Katharina herzlich zu lieben, im Gegenteil, taten das nicht fortziehende Soldaten oft genug, daß sie ihr Liebchen der treuen Sorgfalt eines ihrer Freunde empfahlen? Da schien es sogar seine Pflicht, Katharina aufzusuchen! Und wenn er daran dachte, wie die Fahne festlich, wie ein großer heiliger Vogel, über ihm hinweggerauscht war, so hob sich seine Brust voll Stolz und er vertraute seinem Stern.

Am Abend wollte er also in den Winkel hinter dem Haus kriechen, dort auf den Pfeiler steigen und Katharina für den sonntäglichen Spaziergang gewinnen. Als er aber den wachthabenden Offizier anging, ihm anläßlich seiner Ehrlichsprechung ein halbes Stündchen dienstfrei zu gewähren, fixierte ihn der Offizier scharf und entgegnete, an diesem Abend dürfe kein Soldat die Kaserne verlassen, es würde Befehl erteilt. Verdrossen setzte sich Philipp in die Kantine, verwand aber doch bald sein Mißgeschick, weil ihm ja der Sonntag Vormittag zur Ausführung seines Planes blieb.

Da erklang ein Signal, die Truppen traten zusammen und mit lauter Stimme verlas der Oberauditeur die Mitteilung, dem Landesfürsten habe es allergnädigst gefallen, dem König von England behufs Unterdrückung der Rebellion in Nordamerika sein Regiment zur Verfügung zu stellen. Morgen um 3 Uhr früh sei Reveille, um 4 Uhr früh Abmarsch. Mit einem Hochruf auf den Fürsten schloß die Mitteilung. Blaß, verzerrten Gesichts, mit Tränen in den Augen traten die Soldaten ab; Flüche und Verwünschungen preßten sich leise hervor, zynisches Gelächter schlug auf. Um 3 Uhr, nach angstvoll und kläglich zugebrachter Nacht, erhoben sie sich. Und nun schnallte der Soldat das Seitengewehr um und die Patrontasche und den Tornister und verpackte alle seine Wäsche und kleine Notwendigkeiten hinein; dann schnallte er die Feldflasche um und den Fouragierbeutel und hing seine Flinte an die Schulter. Fünf Riemen, unter denen die Montur faltig hervorquoll, umschnürten ihn, und so gings um 4 Uhr früh fort, noch ehe die Kunde zu der Bürgerschaft gedrungen war und ehe die Zeit zu Wühlereien verworfener Subjekte ausgereicht hätte. Der Trupp marschierte schweigend in den bleiernen Morgen, in dem alle Gegenstände fahl dastanden und darauf warteten, von der Sonne ihre Farbe und ihr Gesicht zu bekommen. Vor dem Tor hob einer aus dem Glied den brennenden Blick zu dem Haus, an dem eine Madonna stand und sie trug um die kalten steinernen Falten der Kopfdrapierung einen schmalen schwarzen Flor. Und dann marschierte das Regiment auf die Chaussee hinaus, die an Müßleinsreut und an dem Lustschloß Bellevue vorüberführte.

Ein modernes Symposion.

Von G. Lowes Dickinson. Aus dem Englischen übersetzt von Jenie E. Jacob.

III*.

Charles Wilson, ein Mann der Wissenschaft. Arthur Ellis, ein Journalist.

Der Schluß von Martins Rede hatte mich hinsichtlich des Fortganges etwas in Zweifel gelassen. Alle Anwesenden, die sich vorwiegend für Politik interessierten, hatten gesprochen; ich mußte ein völliges Fallenlassen des Gegenstandes unserer Debatte befürchten. Wie ich mich auch besann, mir fiel nichts Besseres ein als den Biologen Wilson zum Worte zu rufen. Denn obgleich Fachgelehrter, betrachtete er doch alles als einen Zweig seines Wissensgebietes; auch wußte ich, daß er ebenso bereit war, über die menschliche Gesellschaft wie über ein anderes Thema zu sprechen. So hielt ich, obgleich eine gewisse Anmaßung, die er manchmal zur Schau trug, mir mißfiel, da er nun einmal sprechen sollte, den Zeitpunkt ihn einzuführen für gekommen. Ich bat ihn demgemäß, den Faden der Debatte aufzunehmen; und unverzüglich sprach er mit seiner aggressiven Stimme auf uns ein:

„Ich weiß nicht recht," so begann er, „weshalb ein bloßer Mann der Wissenschaft aufgefordert werden sollte, in eine Debatte über solch' hochwichtige Gegenstände einzugreifen. Ich habe immer verstanden, Politik sei etwas Geheimnisvolles, dem nur wenige Begünstigte und auch diese nicht durch Gedankenarbeit, sondern gleichsam auf intuitivem Wege beikommen könnten. Aber in den letzten Jahren scheint etwas Außerordentliches vorgegangen zu sein. Die Theorie von der Intuition war schon ganz gut, so lange die Intuitionen selbst nicht miteinander in Streit gerieten, oder so lange wenigstens diejenigen, die von einer beherrscht waren, nicht in wirkliche geistige Berührung mit denen kamen, die eine andere für sich gewonnen hatte. Aber wir, die wir heute abend auf dieser Terrasse zusammengetroffen, sind den widerstreitendsten Grundsätzen gegenübergestellt worden, die sich in rauhester Weise aneinanderstoßen und, wie es dem Unbeteiligten erscheint, sich gegenseitig einfach aufheben müssen. Daher Martins Ansuchen um Kritik, ein Verlangen, das ich aufs herzlichste teile, nur hat er die Grundlage nicht bezeichnet, von der die Kritik selbst auszugehen hat. Und vielleicht ist hier die Stelle und dies der Grund, aus dem ich nun mitsprechen soll. Mit Neugier und, ich muß es gestehen, nicht ohne einige Belustigung, beobachtete ich heute abend, wie ein Redner nach dem anderen sein Gebäude mühsam aufgerichtet, um es bei der ersten Berührung seines Nachfolgers schmählich in sich zusammenfallen zu sehen. Und warum? Aus dem alten Grund, weil auf Sand gebaut worden war. Nun ich für meine Person habe kein Gebäude, das der Rede wert wäre, zustande gebracht. Ich gehöre jedoch zu einer unscheinbaren Gruppe von Leuten, die sich um solide Grundlagen bemühen; ich bin, mit anderen Worten, ein Mann der Wissenschaft. Allerdings nur ein Biologe; verhüte der Himmel, daß ich mich einen Soziologen nennen sollte. Aber die Wissensgebiete, zu welchen die Biologie gehört, vermitteln uns jene allgemeine Anschauung der Natur und Welt, die nach und nach eine Umwälzung all unserer sozialen Begriffe mit sich bringt. Ich fürchte, die Politiker

* Vgl. die beiden letzten Hefte der „Österr. Rundschau."

merken das kaum. Und deshalb — wenn ich es ohne jemanden zu beleidigen sagen darf — erscheinen ihre Äußerungen schließlich immer mehr und mehr als leeres Kindergeschwätz. Die Kräfte, die die Welt wirklich bewegen, sind ihrer Kontrolle entwachsen. Und nur wo Kräfte an der Arbeit sind, fluten lebendige Ideen auf den Gewässern. Politiker kümmern sich nicht um Naturwissenschaft; das ist der seltsame Tatbestand. Und doch wird es jeden Tag klarer, daß die Politik entweder eine angewandte Wissenschaft oder bloßer Charlatanismus ist. Da man aber unglücklicherweise gerade die wichtigsten Dinge zuletzt lernt und unsere Unwissenheit gerade dort am vollständigsten ist, wo zu handeln am meisten geboten wäre, so hat man den wissenschaftlichen Betrieb der Politik noch kaum erst begonnen. Daher werden wir von bangem Zweifel gelähmt, wann immer wir anhalten, um nachzudenken; und daher jene Art blinder Verzweiflung, die ernsthafte Menschen dazu zwingt, sich unaufhaltsam in die Praxis zu stürzen. Mac Carthys Standpunkt ist sehr begreiflich, wie sehr er mir auch — wie soll ich sagen — bedauerlich scheint. Tatsächlich wurde heute abend kaum eine Frage berührt, die sich gegenwärtig wissenschaftlich ergründen ließe. Und hiermit sollte ich vielleicht als Mann der Wissenschaft enden.

Und das täte ich auch, gäbe es außer positiven Schlußfolgerungen nicht noch etwas anderes, das eine lange Hingebung an die Naturwissenschaft uns erkennen ließe. Es gibt eine gewisse Stellung zum Leben, ein gewisses Gefühl für das, was wichtig ist und was nicht, eine Anschauung von alle dem, was man das Tagaus, Tagein des Lebens nennen könnte, was, glaube ich, alle Männer von Urteil kenntlich macht, die in dieser Methode geschult worden sind. Denn selbst wir Leute vom Fach sinnen ja über Politik oder vielmehr über die Gesellschaft nach. So fördern wir denn unter uns gesagt nach und nach eine Reihe von Grundwahrheiten zutage, auf denen jede künftige Soziologie sich aufbauen muß. Diese anzudeuten fühle ich mich versucht. Und um so mehr, weil sie vielem, was heute abend hier gesprochen worden, so ferne stehen. Die Wahrheit zu sagen hatte ich während der ganzen Debatte das Gefühl, als weilte ich unter Gräbern und lauschte den Stimmen der Toten. Ich aber fühle mich gleichsam gezwungen, für die Lebendigen, für die neue Generation zu sprechen, mit der ich in Berührung zu stehen vermeine. Ich möchte zeigen, wie die Probleme, die Sie zur Sprache gebracht, uns, die wir in dem nüchternen Licht der Naturforschung wandeln, erscheinen.

Lassen Sie mich also damit beginnen, daß für uns das 19. Jahrhundert einen Bruch mit der ganzen Vergangenheit der Welt bezeichnet, dem nichts in den Annalen der Menschheit zu vergleichen ist. Wir haben gänzlich neue Kräfte und in Übereinstimmung damit gleichzeitig eine völlig neue Auffassung des Lebens entwickelt. Von den Kräften beabsichtige ich nicht zu sprechen; die Wunder des Dampfes und der Elektrizität sind die abgedroschenen Themata jedes Zeitungsblattes. Aber die Stellung zum Leben, die doch noch bedeutsamer ist, ist bisher noch kaum zum Ausdruck gebracht worden. Ich will mich also bemühen, Ihnen die ersten groben Umrisse davon zu geben.

Was die neue Anschauungsweise vor allem bestimmt, ist die Überzeugung von einer ununterbrochenen Fortdauer. Wir von dem neuen Geschlechte empfinden und wissen, daß die Gegenwart ein bloßer Übergang von dem Vergangenen zum



Künftigen ist; daß kein Augenblick vereinzelt dasteht, daß alle Lebenserscheinungen, mögen sie aufeinanderfolgen oder gleichzeitig sein, in einem einzigen Systeme verbunden sind. Das allgemeine Gesetz für dieses ist das von Ursache und Wirkung. Für die menschliche Gesellschaft aber bildet der Zusammenhang der aufeinanderfolgenden Geschlechter den wichtigsten Punkt. Wir, die Denkenden, betrachten den Menschen jetzt weder als Einzelwesen, noch als bloßen Zeitgenossen der Gegenwart, sondern in erster Linie als Sohn und Vater.

Mit anderen Worten, was wir im Auge haben, ist immer die Menschheit; während bisher das Einzelwesen oder der Bürger im Mittelpunkte stand. Aber dieser veränderte Gesichtspunkt bedeutet eine Umwälzung unserer Ethik und Politik. Bei den Alten stand die Erhaltung der bestehenden Generation allem anderen voran und der Ausdruck hiefür war die Vaterlandsliebe. Für Mark Aurel, für die Stoiker ebenso wie später für die Christen war die Seele des Einzelnen der Hauptgegenstand aller moralischen Pflichten und persönliche Erlösung wurde Jahrhunderte hindurch die wichtigste Forderung des Sittengesetzes. Wohlan, alle Forschung, alle Lehre, alle Literatur, die von dieser Auffassung ausgeht, ist in dem Lichte des neuen Ideals unanwendbar und inhaltlos geworden. Unserer Auffassung tritt der Einzelmensch nur noch als Glied einer Kette von Geburten entgegen. Vaterlos ist er undenkbar, kinderlos erscheint er als Fehlgeburt. Seine Seele, sollte er eine haben, ist untrennbar von dem, was sie von der Vergangenheit übernommen und an die Zukunft überliefern wird. Seine Pflicht, sein Glück, sein Wert, sie alle hängen mit dem Tatbestand der Vaterschaft zusammen; und dasselbe ist, mutatis mutandis, von den Frauen wahr. Mit einem Wort, das neue Geschlecht hat einen gänzlich neuen ethischen Kodex; und dieser Kodex ist auf das Ziel der Vervollkommnung der Rasse gerichtet. Denn, und das ist das zweite Kennzeichen der heutigen Auffassung, die Reihe der Geburten ist gleichzeitig die Vermittlerin unseres Fortschritts. Diese Entdeckung nun ist es, die unseren Ausblick aufs Leben aufheitert und würzt. Die Alten glaubten, das goldene Zeitalter läge in der Vergangenheit; im Mittelalter versetzten die Menschen es in ihren imaginären Himmel. Tatsächlich verzweifelten beide an dieser Welt; und demgemäß ist die Philosophie der Tonne oder des Einsiedlers für sie charakteristisch. Sobald die erste Röte der Jugend verflogen, verdunkelte Pessimismus die Zivilisationen Griechenlands und Roms; und auch das Christentum entging dem nur, um seine Zuflucht in einer eingebildeten Glückseligkeit jenseits des Grabes zu nehmen. Wir aber haben durch die Wissenschaft den Fortschritt sicher begründet. Wir schauen einer Zukunft, einer gesicherten Zukunft und einer Zukunft in dieser Welt entgegen. Unsere Blicke sind auf die kommenden Geschlechter gerichtet; in ihnen gipfelt unsere Hoffnung, ihre Wohlfahrt ist unsere oberste Pflicht. Sie zu nähren, zu kleiden, zu erziehen, sie zu besseren Menschen zu machen als wir es sind, all das für sie zu tun, was bisher so schändlich vernachlässigt worden, und in diesem Tun unser eigenes Leben, unsere eigene Befriedigung zu finden — das ist es, worin wir von dem neuen Geschlecht unsere Aufgabe und unser Vorrecht erkennen.

Und hiermit komme ich zu dem dritten Punkt unserer Lebensanschauung. Wir glauben an Fortschritt; aber wir können ihn nicht als von der Vorsehung verbürgt betrachten. Auch hier ist unser Ausblick wesentlich neu. Bisher haben die

Begriffe von Schicksal und Vorsehung die Welt entzweit. Wir von dem neuen Geschlecht erkennen beide nicht an. Wir glauben weder an einen guten Gott, der den Lauf der Ereignisse bestimmt; noch an eine blinde Gewalt, die sie unabhängig vom menschlichen Willen und ihm zum Trotze beherrscht. Wir wissen, daß wir Willen haben, daß Wille von Vernunft geleitet werden kann; und daß das Ziel, auf das die Vernunft hinweist, der Fortschritt der Menschheit ist. Soviel halten wir für festgestellt, mehr als das benötigen wir nicht. Eben diese Annahme aber scheidet uns von der Vergangenheit, läßt uns ihre Literatur, ihre Ethik, ihre Politik leer und bedeutungslos erscheinen, macht uns mit einem Wort zu dem, was wir sind, zu den Ersten eines neuen Geschlechts.

Wir wollen nun weiter gehen und sehen, wie manche Fragen, die heute abends berührt worden sind, sich von diesem Gesichtspunkt aus ausnehmen. Diese Fragen betrafen hauptsächlich Regierung und Eigentum. Und nach der Meinung früherer Redner sind, so will es scheinen, alle Interessen der Gesellschaft mit diesen beiden Faktoren verknüpft. Aber von dem Punkt, wo wir jetzt stehen, sehen wir klar, daß es noch einen dritten Faktor gibt, dem diese allesamt untergeordnet sind — ich meine die Familie. Denn die Familie ist die unmittelbar wirkende Kraft bei der Erzeugung und dem Aufziehen von Kindern; und darin besteht, wie wir gesehen haben, der Zweck der Gesellschaft. Mit der Familie sollte daher der soziale Wiederaufbau beginnen. Und wir könnten als fundamentalen ethischen und sozialen Grundsatz niederlegen, daß jeder, der nicht physisch ungeeignet ist, heiraten und wenigstens vier Kinder erzeugen sollte. Die einzige Frage ist, ob der Staat einzugreifen und zu versuchen hätte, die Heiraten so zu regulieren, daß jene miteinander vereinigt würden, deren Verbindung eine tüchtige Nachkommenschaft mit der größten Wahrscheinlichkeit erwarten läßt. Ich weiß, das ist ein Punkt, auf den die Alten in der Sorglosigkeit ihres Halbwissens bedeutendes Gewicht legten. Nur übersahen sie bezeichnenderweise die Hauptschwierigkeit, daß — nicht einmal jetzt und wie viel weniger damals — etwas von den Bedingungen bekannt war, die notwendig sind, das gewünschte Ergebnis herbeizuführen. Sollten jene Voraussetzungen je verstanden werden — es ist dies in allererster Linie ein wissenschaftliches Problem — hätten wir je, was ja noch schwieriger ist, klar und genau begriffen, welche Punkte wir bei der Züchtung im Auge haben müssen; dann wäre es zweifellos erwünscht, daß die Regierung die vollkommene Regelung der Heirat übernähme. Bis dahin müssen wir unsere Bemühungen auf die einfachere und faßlichere Aufgabe beschränken, den Kindern, wenn sie geboren sind, die bestmögliche Umgebung in körperlicher, geistiger und moralischer Beziehung zu sichern. Das aber kann selbst ohne gänzliche Änderung des Eigentumsrechts geschehen, indem man auf der bereits eingeschlagenen Bahn einfach fortfährt und an bestimmten, und zwar an weitgehenden Anforderungen in bezug auf Wohnraum, Hygiene, Nahrung u. dgl. festhält. Auf diese Weise könnten wir jedem Kind vom Anfang an wenigstens eine gesunde körperliche Entwicklung sichern, ohne die Verantwortlichkeit der Eltern zu untergraben. Was der Staat sonst tun kann, muß er durch Erziehung tun; etwas, was, ich sage es ohne Zögern, gegenwärtig bei uns überhaupt nicht besteht. Wir haben ein Elementarschulsystem des Einpfropfens und Einexerzierens, das jene seelenlosen Maschinen leiten, die dieses System selbst hervorgebracht hat; ein Mittelschulsystem für Athletik und tote

Sprachen, über welches manierliche Amateurs die Aufsicht führen; und ein Universitätssystem, das — wohlan ich getraue mich nicht darüber zu sprechen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß in den Augen der neuen Generation Züchten und Erziehung die beiden Hauptsäulen der Gesellschaft sind. Alle anderen Fragen, selbst die des Besitzes und der Regierung, sind jenen untergeordnet; und nur als solchen läßt sich ihnen in erfolgreicher Weise näher treten. Nehmen Sie z. B. den Besitz. Wir haben, was diesen Punkt betrifft, keine Vorurteile, weder sozialistisch noch antisozialistisch gefärbte. Der Besitz, wie wir ihn ansehen, ist einfach ein Mittel, Menschen hervorzubringen und zu vervollkommnen. Wir betrachten es als offene Frage, die auf experimentellem Wege zu entscheiden wäre, ob jenem Zweck am besten gedient sein wird, wenn Eigentumsrechte von Individuen oder vom Staat oder teils von jenen, teils von diesem ausgeübt werden. Weder die eine noch die andere Lösung kann uns grundsätzlich richtig oder unrichtig erscheinen. Besitz ist weder Recht noch Pflicht noch Vorrecht, sei es der Individuen, sei es der Gemeinschaft. Wie alles übrige ist er einfach und allein eine Funktion in der Kette der Geburten. Wem er auch gehört, wie er auch verwaltet werde, er hat nur den einen Zweck, jedem Kind, das geboren wird, genügend materielle Güter und den besser Ausgestatteten alles zu sichern, was sie benötigen, um zur wirksamen Ausübung der höheren gesellschaftlichen Pflichten befähigt zu werden.

Und wie der Besitz, so ist auch die Regierung ein bloßes Mittel. Für uns von der neuen Generation ist nichts überraschender und abstoßender als die Tragweite, die Politiker den Formeln zuschreiben, die jede Bedeutung, die sie vielleicht einst besessen, längst verloren haben. Demokratie, Volksvertretung, Vertrauen zum Volke usw., all das ist für uns der leerste Wortschwall. Es ist selbst denen bekannt, die am meisten mit diesen Phrasen spielen, daß das Volk sich nicht selbst regiert, daß es das nicht kann und daß eine schöne Geschichte herauskäme, wenn es den Versuch dazu machte. Die Wahrheit ist, wir leben in politischen Dingen von einer Tradition, die entstand, als man unter Regierung die Regierung einer Klasse verstand, als einer oder einige wenige die übrigen im Namen des Staates ausbeuteten und es deshalb von unbedingter Wichtigkeit war, den gefühl- und verständnislosen Druck der Masse jene empfinden zu lassen, die die Macht besaßen. Obgleich die ganze demokratische Bewegung eine positive verstandesmäßige Gestalt annahm, war sie tatsächlich negativ in Zweck und Ziel. Sie bedeutete einfach, wir wollen nicht ausgebeutet werden. Aber dieser Endzweck ist jetzt erreicht. Die Furcht, daß die Regierung sich tyrannisch erweisen werde, hat aufgehört, und das einzige Problem der Zukunft besteht darin, sie wirkungskräftig zu machen. Aber Tüchtigkeit, das steht fest, kann nie durch demokratischen Mechanismus gesichert werden. Wie Allison richtig behauptet, benötigen wir dazu geschulter und erfahrener Leute. Wie man sich dieser zu versichern hätte, ist eine obgleich zweifellos wichtige Detailfrage und die neue Generation wird sie zu lösen haben. Was man auf alle Fälle brauchen wird, ist eine Regierung. Mac Carthys Idee von Anarchie — nun, er wird mir verzeihen, wenn ich es sage, ist kaum auf der Höhe seiner sonstigen Einsicht. Man kann mit Instinkt und Gutmütigkeit die Gesellschaft so wenig regulieren, als man damit spinnen und weben kann. Mac Carthy mißversteht das Wesen der Regierung überhaupt, wenn er sich in den Kopf setzt, ihr Kernpunkt sei Zwang. Ihr Kernpunkt ist Leitung,

und Leitung ist oder sollte in jeder Gesellschaftsordnung den Verständigen vorbehalten sein. Nach verständiger Leitung verlangen die kommenden Generationen; und uns obliegt es zu sehen, daß sie solche erhalten.

So habe ich denn kurz meine Auffassung über die sozialen und politischen Fragen, die ich, da sie auf Wissenschaft gegründet ist, für jene der Zukunft halte, dargelegt. Das ist es, was die neue Generation von allen anderen unterscheidet. Bisher sind die Angelegenheiten der Welt von Leidenschaft, von Selbstsucht, von Gefühlen, vom Glauben, kurz von allem bestimmt worden, nur nicht von Erfahrung und von Vernunft. Das Ende dieses Regimes, das alle Geschichte beherrscht hat, steht vor der Türe. Freilich sind die alten Einflüsse noch lebendig und üben scheinbar sogar noch die Obergewalt. Wir haben heut' abend reichlichen Beweis ihrer augenscheinlichen Lebensfähigkeit erhalten. Aber, von ihnen verdeckt, wächst die kräftige Pflanze der Wissenschaft empor. Schon hat sie den alten Wurzeln den Halt entzogen; und obgleich sie noch Blüten zu treiben scheinen, welkt die Blume vor unseren Augen dahin. An ihrer Stelle wird in kurzem die neue herrliche Blüte hervorbrechen, deren Erscheinung eine Entwicklungsepoche endet und eine neue beginnt. Es ist das eine Lösung, die nichts aufhalten kann. Wir brauchen nicht ungeduldig zu werden oder uns zu eilen. Wir müssen nur stille an dem Fundament weiter bauen. Die Stadt scheint, das ist freilich wahr, auch ohne unsere Arbeit zu erstehen. Dort in der Ferne erheben sich die stattlichen Gebäude, von dorther tönt das lärmende Treiben der Maurer, der Tischler, der Techniker. Doch seht! der ganze Bau schwankt und zittert, während er wächst. Häuser fallen ebenso schnell ein, wie sie errichtet werden; Fundamente sinken, Türme senken sich, Dome und Turmspitzen stürzen ein. Alle Geschichte ist der Bau einer Traum-Stadt, phantastisch wie jene alte Stadt der Vögel, wechselnd wie die Wolken bei Sonnenuntergang. Was Wunder, ist es doch ein Bauen auf Sand. Es gibt nur ein Fundament von Fels und das wird von der Wissenschaft gelegt. Nur Geduld! Früher oder später werden das Volk und die Architekten zu uns kommen. Uns werden sie ihre großen Pläne unterbreiten, die zu verwirklichen sie sich so vergebens bemühten. Über ihre Möglichkeit, ihre Zweckmäßigkeit, ihre Schönheit selbst werden wir entscheiden. Cäsar und Napoleon werden Comte und Herbert Spencer weichen und Newton und Darwin über Plato und Aquinas zu Gericht sitzen."

Hiermit schloß er. Und während er niedersaß, wurde mir ein Zettel von Ellis gereicht, worin er bat, zunächst sprechen zu dürfen. Ich stimmte bereitwillig zu, denn mochten auch einige von uns ihn für leichtfertig halten, so wußte er auf alle Fälle zu unterhalten. Es war ein erfreulicher Eindruck, als er, sechs Fuß hoch, mit seinem sonngebräunten Antlitz, dem welligen blonden Haar und dem Schimmer seiner blauen Augen sich erhob und folgendermaßen zu uns herabsprach:

„Das ist wirklich eine außerordentliche Entdeckung, die Wilson da gemacht hat, daß Väter Kinder haben und Kinder Väter! Man wundert sich nur, wie die Welt all diese Jahrhunderte weiterlief, ohne es zu wissen. Es scheint so augenfällig, nun da es einmal formuliert worden ist. Aber das ist ja die Natur großer Wahrheiten; sind sie einmal angekündigt, so glaubt man mit ihnen von jeher vertraut gewesen zu sein. Gerade deshalb mögen viele Leute die Bedeutung von Wilsons Ausspruch unterschätzen; sie vergessen nämlich, daß es das Vorrecht des Genius ist,

das was jeder bisher nur dunkel gefühlt, zum ersten Male in Worte zu kleiden. Wir sollten nicht undankbar sein, aber hier doch vielleicht pflichtgemäß Vorsicht üben. Denn große Ideen verführen natürlich zu praktischer Anwendung und hier ist's, wo ich Schwierigkeiten voraussehe. Wilsons Vorschlag, wenn ich ihn recht verstehe, läuft tatsächlich darauf hinaus, daß wir die Tore des Lebens tunlichst weit öffnen und es für die Eintretenden so bequem als nur möglich machen sollen. Nun, ich meine, wir sollten bei derlei Dingen nur sehr behutsam zu Werke gehen. Wir wissen freilich sehr wenig über den Zustand der Ungeborenen. Aber ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß sie, ebenso wie die Arbeit nach der Auffassung der Nationalökonomen, über das ganze Weltall einen einzigen beweglichen Körper bilden, mit der Tendenz dahin zu streben, wo der Zulaß am freiesten und die Bedingungen am günstigsten sind. Und ich würde mich sehr davor fürchten, jene, die man vielleicht die Arbeitslosen des Weltalls nennen könnte, zu zahlreich nach diesem Planeten zu locken, indem man ihnen künstlich bessere Bedingungen als anderswo bietet. Denn das müßte, wie Sie einsehen werden, unseren eigenen Zweck vereiteln. Wir würden nur sozusagen eine Abwanderung von den weiterabliegenden und ländlichen Bezirken verursachen, von Mars, vom Mond oder wo immer her; und die Masse des Elends und der Mühsal auf Erden wäre größer als je. Ich würde jedenfalls auf einer entsprechenden Probe bestehen und Wilson, vermute ich, stimmt mir hierin zu. Auch würde ich nicht zu allgemein verlautbaren, was wir da tun. Die anderen Planeten müssen schließlich für ihre eigenen Ungeborenen verantwortlich sein; und ich sehe nicht ein, warum wir so eine Art Abladestelle des Weltalls für jeden werden sollten, der sich vielleicht einbildet, er könne sich verbessern, indem er nach der Erde auswandert. Das ist einer der Gründe, weshalb ich die Tore des Lebens nicht zu weit öffnen würde. Und in Anbetracht dessen könnten wir vielleicht immer noch einigen Leuten erlauben, unverehelicht zu bleiben. Ich würde jedenfalls nicht über eine Geldstrafe für widerspenstige Junggesellen hinausgehen. Wilson würde wohl Gefängnis bei Rückfälligkeit und im Falle von Widersetzlichkeit sogar Todesstrafe empfehlen. Ich muß gestehen, in diesem Punkt bin ich kein unparteiischer Richter, da ich entschieden der härteren Strafe verfallen würde. Dennoch möchte ich, wie gesagt, im allgemeinen Interesse der Gesellschaft und in Anbetracht der Bedingungen des Weltmarktes zu Vorsicht und Überlegung raten. Und das ist alles, was ich augenblicklich über diesen sehr interessanten Gegenstand zu sagen habe.

Der andere Punkt, der mich in Wilsons Bemerkungen interessierte, war freilich nicht so neu wie die Entdeckung, daß Väter Kinder haben, aber in seiner Art ebenso wichtig. Ich meine die autoritative Erklärung, daß die Menschheit, wie so oft vermutet worden, wirklich fortschreite. Wir dürfen dies jetzt wohl als festgestellt betrachten, sonst hätte Wilson es nicht proklamiert. Und somit sind wir in der Lage, in großen Umrissen zu bestimmen, worin Fortschritt besteht. Ich bin vielleicht noch berufener als Wilson selbst mich an dieser Aufgabe zu versuchen, denn ich besaß ungewöhnliche Gelegenheiten zum Reisen und war sie zu benutzen bemüht, um meinen Geist von Vorurteilen zu befreien. Ich schmeichle mir, die Ideale verschiedener Länder mit vollkommener Unparteilichkeit betrachten zu können, besonders jene der Neuen Welt, die meines Erachtens die Zukunft zu beherrschen bestimmt sind. Wollte

man versuchen festzustellen, was Fortschritt bedeutet, so könnte man, vermute ich, nichts besseres tun, als die Zivilisationsstufe der Vereinigten Staaten zu beschreiben. Denn indem man diese beschreibt, beschreibt man jene der Zukunft übrrhaupt, da unsere Kolonien bereits zu dem geworden, was Amerika ist oder auf dem Wege sind es zu werden; und was unsere Kolonien sind, können auch wir zu erreichen hoffen, wenn wir die gehörigen Opfer bringen, um die Einheit des Reiches zu bewahren. Sehen wir denn, wie von einem unbefangenen Standpunkt aus die Zukunft dieser unserer fortschreitenden Welt wirklich erscheint!

Ehe ich indessen daran gehe, die geistigen Ideale des amerikanischen Volkes zu zergliedern, täte ich vielleicht gut daran, einige Auskunft über das Land selbst zu geben. Denn wie wir jetzt alle wissen, hat die Umgebung einen unberechenbaren Einfluß auf den Charakter. Betrachten wir also den amerikanischen Weltteil! Wie einfach ist er! Wie breit! Wie geräumig! Wie großartig in der Anlage! Ein Streifen Küste, eine Bergkette, eine Ebene, eine zweite Gebirgskette, ein zweiter Küstenstreifen! Das ist alles! Sehen Sie sich dagegen die Vielgestaltigkeit Europas an, seinen Mangel an Symmetrie, seine Mannigfaltigkeit, Unregelmäßigkeit und launische Unordnung! Die Geographie der beiden Erdteile deutet schon den Unterschied ihrer Zivilisation an. Auf der einen Seite Einfachheit und Größe; auf der anderen Mannigfaltigkeit an allen Ecken und Enden: dort ungeheuere Ströme, endlose Wälder, unbegrenzte Ebenen, eine ewige Wiederholung weniger umfassender Ideen; hier verwirrende Übergänge, Neues, Überraschendes, Erschütterndes, mit einem Wort Unterschiede, die schon Auszeichnung andeuten. Selbst in seiner physikalischen Gliederung ist Amerika das Land der Größe, Europa das der Qualität. Und wie mit dem Land so mit seinen Erzeugnissen. Wie groß sind die amerikanischen Früchte! Wie hoch seine Bäume! Wie riesenhaft seine Austern! Was hat Europa im Vergleich damit? Bloßen Duft, bloße Form und Schönheit, Zartheit und Anmut! Amerika, möchte man glauben, ist das letzte Werk des großen Künstlers — Geologen behaupten tatsächlich, es sei der jüngste Erdteil — in einem Alter entworfen, wo jener schon anfing sich zu wiederholen, weit, umfassend, impressionistisch, verwegen im leeren Raum; während Europa seine präraphaelitische Periode darzustellen scheint, mit dem Reichtum an Einzelheiten, der Mannigfaltigkeit an Form, Tracht, Bauart, Landschaft, den scharf abstechenden Farben und der bis ins kleinste gehenden Präzision individueller Gestalt.

Und wie mit den Ländern so mit ihrer Zivilisation. Europa ist die Heimat der Stände, Amerika die der Demokratie. Unter Demokratie verstehe ich nicht eine bloße Regierungsform — in der Beziehung ist Amerika natürlich weniger demokratisch als England; ich meine damit die geistige Veranlagung, die Unterschiedslosigkeit mit sich bringt und erzeugt. Ich sage lieber Unterschiedslosigkeit als Gleichheit, denn das Wort Gleichheit könnte irre führen; man könnte darunter z. B. eine soziale und wirtschaftliche Gleichheit verstehen, die in Amerika ebensowenig wie in Europa besteht. In politischer wie in sozialer Beziehung ist Amerika eine Plutokratie; nur in seelischem und geistigem Belang ist es eine Demokratie und ihr Wesen ist die Verneinung aller Überlegenheiten außer der des Reichtums. Tatsächlich bestehen solche Überlegenheiten kaum jenseits des Atlantischen Ozeans. Dort sind alle Leute verständig, alle tüchtig, alle energisch; und da dies die einzigen

Eigenschaften sind, die sie besitzen, so sind es auch die einzigen, die zu bewundern sie sich berufen fühlen. Wie verschieden ist darin Europa! Wie zahllos und wie verwirrend die Abstufungen! Für die Mannigfaltigkeit der Sprachen und Rassen freilich mögen wir nicht allein verantwortlich sein; aber zu diesen haben wir Unterschiede der Sitten, des Gefühls- und Empfindungslebens, der Verstandesauffassung und der geistigen Einsicht gefügt, die dem einfacheren und umfassenderen Bewußtsein des Westens unbekannt sind. Mit einem Wort, wir haben dem augenfälligen und im Grund natürlichen Maßstab des Reichtums andere hinzugesellt, die äußerlich von kaum wahrnehmbarem und von künstlichem Charakter sind; und wie schnell diese auch zu verschwinden bestimmt sein mögen, wenn die Menschheit fortschreitet und der Einfluß des Westens den Osten zu beherrschen beginnt, so bestehen sie noch trotz alledem und geben unserer altersschwachen Zivilisation den Charakter der Aristokratie, d. h. der Kaste. In alldem sehen wir, wie ich schon angedeutet, den Einfluß der Umgebung. Die Bewohnerschaft der Alten Welt, auf die andere Seite des Ozeans verpflanzt, ahmt die charakteristischen Züge ihrer neuen Heimat nach. Künstliche Unterscheidungen von sich abstreifend, entfaltet sie sich in kühner Einfachheit, weit wie die Ebenen, ungestüm wie die Ströme, formlos wie die Berge, herb wie die Früchte ihrer angenommenen Heimat.

Während sich die Amerikaner so zu dem Abbild des neuen Weltteils umgeformt, verachteten sie es jedoch keineswegs, von solchen Errungenschaften der Vergangenheit Gebrauch zu machen, die ihnen die vor ihnen liegende Aufgabe erleichtern konnten. Unsere Ideale und unsere Normen verschmähten sie, aber sie borgten unser Kapital und unsere Erfindungen. Auf diese Weise waren sie imstande — etwas bis dahin Unbekanntes in der Weltgeschichte — den Kampf mit der Natur mit fertig geschmiedeten Waffen aufzunehmen. Es ist für mich um so weniger nötig, bei den auf diese Weise von ihnen erreichten materiellen Errungenschaften zu verweilen, da sie uns doch selbst mit solcher Ausführlichkeit von diesen in Kenntnis setzen. Aber es ist vielleicht von Interesse, einer bedeutsamen Wirkung derselben auf ihr geistiges Leben Erwähnung zu tun, die der Beobachtung gewöhnlich entgeht. Dank dem, was es von Europa überkam, ist Amerika nie der Natur machtlos gegenüber gestanden; daher hat es Furcht nie gefühlt, Ehrfurcht niemals gekannt, Gottesfurcht nie auf sich wirken lassen. Es mag paradox erscheinen, solches von den Nachkommen puritanischer Väter zu behaupten; auch habe ich der notorischen Tatsache nicht vergessen, daß Amerika die Heimat der Sekten ist, von den Anhängern Joseph Smiths bis auf die Mrs. Eddys. Aber das sind gerade die Erscheinungen, die deutlich machen, was ich sagen will. Eine Nation, die wüßte was Religion im europäischen Sinne ist; deren erste Anfänge geistige Kämpfe, Versuchungen und Traumgesichte im Zauberdunkel der Wälder oder im Wüstensande des Nils bezeichnen; die in ihrer Jugend Mitternachtswachen, Geißelungen des Fleisches, den Grabgesang mächtiger Kathedralen und die in feierlicher Glorie von buntem Licht enthüllten Wunder des heiligen Geistes gekannt, eine solche Nation hätte nie „Christian science" zu ihrem Glaubensbekenntnis gemacht. Nein! Religion ist in Amerika eine Schlingpflanze ohne Wurzeln. Die Fragen, die Europa seit den ältesten Tagen beschäftigt, für die es grimmiger gefochten als für Staat oder Freiheit, für die es in Wüsten gefastet, sich in Zellen gemartert, am Kreuz

und am Märtyrerpfahl gelitten, für die es Vermögen, Gesundheit, Ruhe, Geisteskraft, das Leben selber eingesetzt hat, diese Fragen über die Bedeutung der Welt, den Ursprung und die Bestimmung der Seele, das Leben nach dem Tod, das Dasein Gottes und seine Beziehungen zum Weltall, existieren einfach nicht für das amerikanische Volk. Sie sind ihm so unerreichbar, so unmöglich wie das Himmelsgewölbe denen, die im Flachland wohnen. Dieses ganze Gebiet ist ihnen fremd. Ihr gesunder, kräftiger Geist beschränkt sich auf die Dinge dieser Welt. Ihre Religion, sofern sie überhaupt eine haben, ist, glaube ich, das was sie als „gesunden Menschenverstand" bezeichnen.

Sie besteht in der Abweisung alles dessen, was einen Zweifel an dem Wert des Daseins erwecken und dadurch möglicherweise die Tatkraft lähmen könnte. „Laßt uns essen und trinken," sagen sie mit herzhaft kräftigem guten Glauben; und lassen den entmutigenden Schlußsatz „denn morgen sind wir tot" als unerheblich und krankhaft fort. Und in der Tat! Was hat der Tod mit 24 Stock hohen Gebäuden, mit den schnellsten Eisenbahnzügen, den geräuschvollsten Städten, dem geschäftigsten Gedränge der Welt, der größtmöglichen Ausdehnung, Elegance und Geschwindigkeit überhaupt zu tun? Amerika hat die Religion von sich abgestreift und da in der Geschichte Europas diese jeder anderen Betätigung zugrunde lag, so hat es damit zugleich das ganze System des europäischen Geisteslebens abgetan. Literatur z. B. und Kunst fehlen jenseits des Atlantischen Ozeans. Ich weiß wohl, daß Amerikaner Bücher schreiben und Bilder malen. Aber ihre Bücher haben nichts mit Literatur, ihre Bilder nichts mit Kunst gemein, es sei denn, daß sie einen schwachen Nachklang europäischer Überlieferung bilden. Der wahre Geist Amerikas weiß mit solchen Kräften nichts anzufangen. Und würde selbst, wie es bei einer Bevölkerung von 80 Millionen gelegentlich vorkommen muß, ein Mann mit künstlerischen Instinkten geboren, es müßte ihn unfehlbar sofort nach Europa treiben, wo er Leitung und Stoff, ihn zu beseelen, findet, wo er allein leben, beobachten und schaffen kann. Wie sehr dies der Natur der Sache entspricht, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß der Geist der Kunst in uneigennütziger Betrachtung, der Geist Amerikas in gierigem Erwerb seinen Ausdruck findet. Ich weiß, die Amerikaner glauben, sie werden Literatur und Kunst wie Kohlen, Stahl oder Öl erzeugen, durch kluge Verwertung von Geisteskraft und Kapital; aber da tun sie sich selbst unrecht. Die Eigenschaften, die sie zu Herren der Welt erheben, machen sie für zartere und weniger ernsthafte Dinge untauglich. Für sie ist die Zukunft das Reich der Fahrstühle, der Telephone, der Automobile, der Flugmaschinen. Sie sollten nicht, von verblaßten Überlieferungen irregeleitet, dem alten Traume Europas vom Himmelreich nutzlos nachhängen. „Excudent alii", sollten sie sagen, „Literatur und Kunst für Europa; tu regere argento populos, Morgane, memento! Amerika beherrsche die Welt durch Syndikate und Trusts!" Denn das ist seine wahre Bestimmung; und die Entschiedenheit, mit der es alle nicht dahin gehörigen Betätigungen unterdrückt, beweist, daß es mit dieser Auffassung übereinstimmt. Jede Art keinem persönlichen Zwecke dienender geistiger Beschäftigung hat es strenge verpönt. In Europa ergötzen wir uns an den Betätigungen des Geistes als solchen, wir lassen ihn sein Spiel mit einem Gegenstand treiben, bloß um der Freude willen, die das uns gibt; wir billigen Kenntnisse um ihrer selbst wegen; wir würdigen

Ironie und Witz. Aber das alles ist in Amerika unbekannt. Obgleich die Amerikaner die intelligentesten Leute der Welt sind, beschränkt sich ihre intellektuelle Kraft strenge auf die Anpassung der Mittel an ihre Zwecke. Über diese Zwecke selbst geben sie sich keinerlei Betrachtungen hin; und deshalb ist ihnen bei aller Berechnung das Nachsinnen, bei all ihrem Erfinden das ruhige Forschen, bei all ihrer Gesprächigkeit die vertrauliche Unterhaltung fremd. Denn Nachdenken erfordert Betrachtung; Forschung Überlegung; Unterhaltung Muße; sie alle bedingen eine Loslösung von unmittelbar praktischen Zwecken, die in dem amerikanischen System keinen Raum findet. Aus demselben Grunde spielen sie nicht; sie haben Spiele in Schlachten verwandelt, und zwar in solche, bei denen jede Waffe als rechtmäßig gilt, so lange sie siegreich ist. Ein amerikanisches Fußballmatch ist typisch für den amerikanischen Geist, kurz, scharf, wissenschaftlich streng, voller Spannung, kein Verweilen am Weg, keine Freude am Spiel selbst, kein Wohlwollen, keine Schonung, nur Kampf auf den Tod mit dem Sieg als Ziel und allem anderen als Mittel.

Von einer streng praktischen Nation kann man kaum erwarten, daß sie dem Gefühlsleben dieselbe Bedeutung beimesse, die ihm von Europäern zugeschrieben wird. Gefühl ebenso wie Verstand wird drüben im Westen nicht als ein Ziel an sich angesehen. Und es ist nicht ohne Interesse festzustellen, daß die Amerikaner allein unter allen großen Nationen auch nicht ein Liebeslied hervorgebracht haben, das bewahrt zu werden verdiente. Physisch sowohl wie geistig sind sie ein Volk von kaltem Temperament. Ihre Frauen, so sehr und gewiß mit so vielem Rechte bewundert, sind ebenso hart als sie glänzend sind; ihr Glanz ist das Glitzern des Eises. So bevorzugt bleibt den Amerikanern die ungeheuere Verschwendung an Zeit und Energie erspart, die die Bildung und Pflege zarter persönlicher Beziehungen erheischt. Sie heiraten natürlich, sie zeugen Kinder, sorgen für die Ausbreitung ihres Geschlechts; aber ich möchte fast behaupten, daß sie nicht lieben wie Europäer geliebt haben; sie kosten das Gefühl nicht aus, zerlegen es nicht, wissen es nicht zu genießen, noch weniger drücken sie es in ihrem Betragen, in ihren Geberden, in Epigrammen, in Versen aus. Und daher jener Schauder, den die Behandlung des Gefühlslebens in amerikanischen Romanen bei einem gebildeten Europäer hervorruft. Die Verfasser versuchen etwas auszudrücken, was sie nie erfahren und wollen die europäische Überlieferung auf eine Zivilisation pfropfen, die keines der notwendigen Elemente besitzt, um jene zu nähren und zu erhalten.

Diese kurze Untersuchung der Stellung der Amerikaner zum Leben hat hoffentlich wovon ich ausging deutlich gemacht, nämlich wie müßig es wäre, jene irgend einem Kriterium zu unterwerfen, das auf die europäische Zivilisation Anwendung findet. Denn wissentlich oder unwissentlich haben sie unsere ganze Wertskala verworfen. Worin also besteht ihre eigene? Was erkennen sie als Ziel? Das ist eine bedeutsame Frage, über die ich im Lauf meiner Reisen viel nachgesonnen. Manchmal meinte ich, es sei Reichtum, manchmal Macht, manchmal Tätigkeit. Aber ein Gedicht oder wenigstens ein Erzeugnis in Versen, das mir in den Vereinigten Staaten in die Hände fiel, brachte mich hierin auf einen neuen Gedanken. Ich möchte mich über diesen Punkt nur mit großer Zurückhaltung äußern, aber ich glaube beinahe, daß mein Verfasser recht hatte, wenn er meinte, daß Beschleunigung das wahre Ziel sei, das Amerikaner sich gesetzt. Immer in Bewegung und in immer

schnellerer Bewegung zu sein, das halten sie für die Seligkeit des Lebens, und so glücklich losgelöst von philosophischer Spekulation beunruhigt sie nicht die Frage des Wohin? Wenn sie, wie's manchmal geschieht, von Europäern gefragt werden, was gewinnt man bei all dem Eilen? so haben sie nur ein Gefühl aufrichtigen Erstaunens. Wie! rufen sie aus, man eilt eben voran! Was kann man noch dazu sagen? Daher ihre Verachtung für die von Europäern so sehr geschätzte Muße. Muße betrachten sie als eine Art Stillstand, als unverzeihliche Sünde. Daher auch ihre Abneigung gegen Spiel, gegen Unterhaltung, gegen alles, was nicht gerade Arbeit ist. Ich fragte einmal einen Amerikaner, der mir die Einteilung seines arbeitsamen Lebens beschrieb, worin denn nun der Spaß des Ganzen läge? Ohne Zögern und ohne Bedauern antwortete er, der existiere nicht für ihn. Wie sollte er auch? Er könnte nur etwa als Hemmschuh wirken; und die Beschleunigung irgend hemmen zu wollen ist das letzte, was der amerikanische Genius dulden mag.

Ich sage, der amerikanische Genius, aber, und das ist der Kernpunkt dessen, was ich zu sagen habe, was Amerika ist, wird schließlich Europa werden. Wir, die wir hier versammelt sind, repräsentieren, mit Ausnahme Wilsons natürlich, die Vergangenheit, nicht die Zukunft. Politiker, Professoren, Juristen, Ärzte, was auch unser Beruf sein mag, unser Werturteil wird von veralteten Normen bestimmt. Geist, Schönheit, Gefühl, dies sind die Dinge, die wir für kostbar halten; gegen Reichtum und Fortschritt sind wir gleichgültig, sofern sie uns nicht zu jenen verhelfen. Und deshalb erkühnen wir uns, wie's meine Vorredner taten, zu kritisieren und zu zweifeln, wo der moderne Mensch, Amerikaner oder Europäer, einfach und von ganzem Herzen bejaht. Es wäre müßig, uns selbst deswegen zu tadeln, müßig sogar, uns darob zu bedauern; wir sollten einfach und objektiv klarstellen, daß wir da nicht mehr mitzusprechen haben. Was wir sagen, mag alles seine Richtigkeit haben, aber es gehört nicht zur Sache. „Es ist wahr," sagt der Mensch der Zukunft, „wir haben keine Religion, Literatur oder Kunst; wir wissen weder, woher wir kommen noch wohin wir gehen; aber, und das ist wichtiger, wir machen uns nichts daraus. Was wir wissen, ist, daß wir schneller dahineilen als irgend jemand jemals vorher; und daß wir sehr wahrscheinlicherweise schneller und schneller dahineilen werden. Nach dem „wohin" zu forschen ist das Einzige, was wir als Lästerung anerkennen. Das Prinzip des Weltalls ist Beschleunigung und wir sind seine Exponenten; was sich nicht beschleunigen läßt, wird ausgetilgt werden; und wenn wir die letzten Fragen nicht beantworten können, so braucht man das um so weniger zu bedauern, da in wenigen Jahrhunderten niemand übrig sein wird, sie zu stellen."

Das ist die Auffassung, die ich für die der Zukunft, im Westen sowohl wie im Osten, halten muß. Ich gebe nicht vor, mit ihr zu sympathisieren; aber mein Begriff von ihr gibt meiner eigenen Lage einen besonderen Reiz. Ich freue mich, daß ich, am Ausgang einer Epoche geboren, sozusagen am Gipfel gerade vor dem Absturz ins Tal hinab stehe und zurückschauend mit einem Blick die vergangenen Zeitalter zu messen und ihre Summe zu ziehen vermag. Ich preise mich glücklich, daß Sokrates und Plato, Dante, Michelangelo und Goethe meine Freunde sind statt Herrn Carnegies und Pierpont Morgans. Ich freue mich, daß ich zu einem Land gehöre, dessen Zeit bereits gewesen ist und daß ich mit so ziemlich den letzten Repräsentanten der Kultur, der Bildung und der Ideale einer Jahrhunderte alten

Zivilisation zu Tische sitze. Ich ziehe die Überlieferung der Vergangenheit der Anwartschaft auf die Zukunft vor; ja ich schätze sie um so höher, weil sie einen Gegensatz bildet zu dem, was kommen wird; und mein Behagen ist um so größer, je mehr ich mich von aller Verantwortlichkeit gegen Generationen frei fühle, deren Ideale und Maßstäbe ich nicht würdigen kann.

Das alles zeigt natürlich bloß, daß ich keiner von den Leuten bin, die Wilson als die „neue Generation“ bezeichnet. Ich schmeichle mir indessen, daß die Umstände meines persönlichen Falls mein geistiges Auge nicht getrübt und daß ich Ihnen ein klares sachliches Bild dessen, was Fortschritt wirklich ausmacht, gegeben habe. Und von diesem stolzen Bewußtsein erfüllt, darf ich meinen Platz wieder einnehmen.“

Eitelkeit.

Von Dr. Oscar Ewald.

Die Eitelkeit ist eine von jenen Eigenschaften, die der moralische Instinkt des Menschen mit einem negativen Vorzeichen versehen hat, der er aber zu gleicher Zeit eine unüberwindliche Macht über das menschliche Gemüt zuerkennt. Sie wird damit zu einer Selbstverständlichkeit wie der Egoismus, der Erhaltungstrieb, ohne sich mit diesen in ihre sittliche Harmlosigkeit und Indifferenz zu teilen. Es gibt kaum einen Menschen, bei dem man nicht irgendwie und irgendwo Eitelkeit voraussetzte; höchst bezeichnend ist bloß der Idiot sowie das unvernünftige Kind ausgenommen, und, wenn man den Blick nach oben wendet, vielleicht noch der Heilige. Überall wo eine entwickelte Form des Selbstbewußtseins besteht, die dann naturgemäß von irgendeiner Wertung seiner selbst begleitet ist, wird der Psychologe nach der Eitelkeit, gleichsam als dem Schatten spähen können, den das Licht des Bewußtseins wirft. Auch der Heilige bestätigt dies: denn er hat kein Bewußtsein im gewöhnlichen Sinne, da dessen Inhalt eben nicht er selbst, sondern die Gottheit ist.

*

Will man eine Definition der Eitelkeit bieten, so drängt sich zunächst ihre innige Beziehung zum Phänomen der Gesellschaft auf. Ohne den Mitmenschen ist der Eitle, wie es scheint, ja gar nicht zu denken. Sein erstes und letztes Bedürfnis ist es, den anderen zu imponieren, eine möglichst hohe Meinung von sich zu wecken. Er lebt vollständig in der Vorstellung dessen, was er dem anderen bedeutet, nicht im ethischen oder sozialen Sinne, sondern in der Richtung des Effektes, des äußeren Eindruckes. Und diese Vorstellung umgibt ihn schließlich wie ein Dunstkreis, innerhalb dessen sein wahres, reines Selbst zu verschwinden droht, zum Punkte zusammenschrumpft. Es ist wohl überflüssig, dafür Belege aus der Sphäre des Alltags zu sammeln, wo sie sich in solchem Maße häufen, daß selbst das blödeste Auge ihrer gewahr werden muß. Die ängstliche Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung, deren despotische Macht den Untergang der zähesten Vorurteile überdauert, die fieberhafte Sucht, den Blick der Masse auf sich zu lenken, die, durch die Not der Konkurrenz ins Ungemessene gesteigert, sterile Geister zu den bizarrsten Sprüngen

und Schaustellungen verleitet. Das unerschöpflich weite Erscheinungsgebiet der Mode, das sich gerade diejenigen am rückhaltlosesten unterwirft, die dagegen ostentativ in Opposition treten — sie bezeugen gleichsam an der Oberfläche, eine wie hohe Bedeutung für den Menschen all das gewinnt, was die anderen über ihn denken, sie mögen es aussprechen oder nicht. Noch unheimlicher entfaltet sich das Phänomen aber in der Tiefe, dort wo es die Grenzen des Pathologischen berührt. Die Unsterblichkeit des Herostrat ist weniger eine der Person als eine des Prinzips. Die Phantasie unfruchtbarer Seelen, denen nicht einmal der Zauber der Empfänglichkeit verliehen ist, berauscht sich an Visionen der Zerstörung, so nehmen sie Rache dafür, daß ihnen schöpferische Kraft versagt worden. Solch ein Racheakt ist mancher Selbstmord, der auf das Pathos des Eindruckes, auf die Wirksamkeit einer großen Geberde berechnet ist. Wie der sterbende Augustus fordert er die Mitwelt zum Applaus auf. Die Eitelkeit des Verbrechers, der wie ein Opfertier bekränzt, stolz erhobenen Hauptes zum Blutgerüst schreitet, dessen brechendes Auge die grausame Neugierde der Menge wie einen Tribut entgegennimmt, den sie seiner furchtbaren Größe zollt, sie bezeichnet wohl einen absoluten Höhepunkt, über den hinaus es keine Steigerung geben kann. In diesem Augenblick ist der Henker nichts und der Verbrecher fühlt sich als Mittelpunkt. Schauerliche Paradoxie der Eitelkeit. Sie vermag das Individuum nicht anders zu erhöhen, als indem sie es vernichtet. Sie zieht die Stränge zwischen ihm und der Mitwelt mit so ungeheurer Macht an, daß sie reißen müssen. Wenn es ihr natürlicher Sinn bleibt, das Selbstbewußtsein durch die fremde Meinung zu heben, so ist der Ort, an dem dieser Einfluß sich vollziehen könnte, hier in einen imaginären Raum gerückt; der Eitle ist nicht mehr da, wenn er die Früchte seines Tuns ernten dürfte. Das Bedürfnis zu glänzen ist in der normalen Richtung der Instinkte gelegen und deshalb keiner Erklärung bedürftig. Daß es aber seine eigenen Voraussetzungen entwurzle, daß es sich in den grausen Reiz einer letzten Sensation ausschütte, um in der Stunde des Scheidens der lüsternen Masse noch ein wirkungsvolles Spektakel zu bieten — dieser unerhörte Widersinn deckt erst den Abgrund der Eitelkeit auf und lehrt ihr dämonisches Wesen in einer Formel begreifen und vorwegnehmen. Der Eitle ist der Mensch, der sich der eigenen Existenz entäußert, um vollkommen Funktion der Mitwelt zu werden.

*

Ich halte für einen Augenblick in der geradlinigen Analyse des Phänomens inne, um einer Betrachtung Raum zu geben, die sich von selber an dieser Stelle aufdrängt. Man huldigt gemeiniglich der Ansicht, das weibliche Geschlecht sei das eigentlich eitle Geschlecht. Wenn ein Mann Eitelkeit zeigt, sei das eben ein sichtbares Zeichen von Entartung, das Zeichen einer femininen Veranlagung. Eine Ansicht, die bloß so lange zu Recht besteht, als kein höherer Grad seelischer Differenziertheit erreicht ist. Die Eitelkeit des Weibes ist sicherlich ursprünglicher, weil sie mit den organischen Bedingungen seiner Existenz zäher verknüpft ist. Es besteht nämlich kein Zweifel darüber, daß das Weib sich im Verhältnis zur Mitwelt aufs fundamentalste vom Manne scheidet. Es lebt immer und überall in einem anderen Menschen, im Geliebten, im Gatten, im Kinde. Die abgrundstiefe Einsamkeit, die aus der schroffen Entgegensetzung des Individuums und seiner Umgebung entspringt, kennt

es überhaupt nicht, bloß der Mann kennt sie. Die weibliche Seele ist von Anbeginn mit ihren Wurzelfasern in eine fremde Seele eingesenkt. Dies Verwobensein mit der Umwelt ist ihre Existenzform, und daher bedeuten ihr Liebe, Ehe, Mutterschaft bloß Steigerungen, Erhöhungen einer immerwährenden Zuständlichkeit, nicht aber den Eintritt in ein neues Stadium, nicht die Lösung einer unerbittlichen Alternative wie für den Mann, der einsam oder gesellig leben kann. So wenig aus dieser Differenz Wertunterschiede zwischen den beiden Geschlechtern gefolgert werden sollen, Artunterschiede, zumal in bezug auf unser Problem, müssen wir daraus deduzieren. Es erscheint jetzt als selbstverständlich, daß das Weib, eben vermöge seiner natürlichen Wesensbeschaffenheit, eitel ist. Wenn es der Sinn der Eitelkeit ist, das Individuum zur Funktion des Mitmenschen zu machen, so ist zweifellos ein Geschöpf dazu prädestiniert, dessen Innerlichkeit in der des Mitmenschen gleichsam von Anbeginn verankert ist. In dieser naiven, natürlichen und daher völlig arglosen Bedeutung ist das Weib eitel. Seine Eitelkeit ist bloß ein Reflex seiner ursprünglichen Seelenverfassung, sie tritt nicht aus dem Rahmen seiner Gesamtnatur heraus. Es ist ja die Größe und zugleich die Grenze des Weibes, es ist sein Vorrecht und seine Beschränkung, daß in ihm Egoismus und Altruismus, die beim Manne in unversöhnlicher Entzweiung auseinandertreten, zur Deckung kommen; daß es darin, was es für einen anderen bedeutet, zugleich sein eigenes Selbst am meisten und reichsten zur Entfaltung bringt. Dies gibt seinem Liebesaffekte einerseits jene Unmittelbarkeit, die der Mann, durch Reflexion gehemmt, kaum zu erreichen vermag, und es gibt ihm anderseits jene zuweilen rücksichtslose Enge, die alles, was nicht in seine persönliche Sphäre reicht, ausschließt. Wenn das Weib „eitel" ist, so wiederholt es sich bloß, es bejaht seine Existenz, die ihren Wert von der Hingabe, von dem Verhältnis zur Mitwelt erwartet. Das Weib bleibt sich treu, der Mann aber wird sich untreu, wenn er Eitelkeit zeigt. Denn sein Wert muß sich innerlich vollenden, völlig unabhängig davon, wie ihn die anderen beurteilen mögen. Will er in ihnen eine bestimmte Meinung von sich wecken, so ist das nicht wie beim Weibe die ehrliche Bedingung seiner Vollkommenheit, der Ausdruck seines wahren Seins, sondern im Gegenteil ein Versuch, sie darüber zu täuschen und etwas zu scheinen, was er nicht ist. Wenn das Weib in den Spiegel sieht, so entspricht dies einem harmlosen und sogar anziehenden Bedürfnis. Es genießt dann nicht bloß seine Schönheit, sondern auch den Genuß derer, denen es seine Schönheit schenken will. Der Mann, der es liebt, sich zu bespiegeln, wird für einen Gecken und Schwächling gehalten: feinere Augen wittern Perfidie dahinter. Er studiert vor dem Spiegel eine Rolle ein. Und um es nochmals zu sagen: er will etwas scheinen, was er nicht ist.

Eben weil die Eitelkeit im Gegensatz zur Männlichkeit steht, weil sie sich von ihrem natürlichen Wurzelstock als Fremdkörper abhebt, kann sie bloß im Manne zum Gegenstande der Analyse und Kritik gemacht werden, kann überhaupt bloß er im strengen, moralischen Sinn des Begriffes eitel sein. Was man beim Weibe so nennt, ist gleichsam in seine Natürlichkeit eingeschmolzen, ist ein physiologisches Phänomen und demnach, ebensowenig wie Hunger und Durst, einer ethischen Wertung zugänglich. Die tiefere Analyse des Phänomens wird dies bestätigen und uns gleichzeitig zur scheinbaren Paradoxie führen, daß wahre Eitelkeit, als sittliche

Qualität, wo sie im Weibe auftritt, männliche Anlagen voraussetzt. So verschiebt sich die ursprüngliche Perspektive genau nach der entgegengesetzten Seite.

*

Etwas scheinen, was man nicht ist: das ist in Wahrheit die Grundformel der Eitelkeit. Es bot kein abschließendes Resultat, wenn wir den Eitlen als denjenigen definierten, der vollkommen Funktion des anderen wird. Denn da blieb noch immer eine zwiefache Möglichkeit. Das, was er dem anderen bedeutete, konnte sich mit dem decken, was er an sich selber darstellte, und es konnte davon divergieren. Diese beiden Möglichkeiten verteilten sich, wie wir sahen, auf die beiden Geschlechter. Erst damit, daß die Eitelkeit auf die Divergenz des inneren und äußeren Seins bezogen wurde, war sie isoliert und eindeutig gegeben. Und so ist ihre abschließende Definition erst in folgender Erkenntnis enthalten: man ist niemals auf dasjenige eitel, was man ist, sondern stets auf dasjenige, was man nicht ist, wohl aber scheinen möchte.

So lange man dies nicht einsehen gelernt hat, steht man dem Problem der Eitelkeit verständnislos gegenüber. Sie ist niemals ein Zeichen von Fülle; sie deutet immer und ausnahmslos auf einen leeren Raum. Wer sich von ihr imponieren läßt, wer aus ihr auf Stärke und Reichtum schließt, verrät einen vollkommenen Mangel an psychologischer Intuition und Menschenkenntnis. Denn er weiß die zwei größten Gegensätze, die beiden Pole der Seele gleichsam, Eitelkeit und Stolz, nicht zu unterscheiden. Daß sie noch immer vermengt oder als naheverwandte Affekte angesehen werden, beweist den Tiefstand der inneren Kultur. Der Stolz nämlich gründet sich auf das, was man ist. Er fordert als sein Recht die fremde Anerkennung, aber ihm wird es auch nicht schwer, auf sie zu verzichten und sich schweigsam in das Bollwerk seiner Einsamkeit zurückzuziehen, wenn ihm Neid und Stumpfsinn gegenüberstehen. Er ist nichts als der Reflex des menschlichen Eigenwertes oder die Art, in der er sich unwillkürlich im Stil der Geberde, in den Linien des äußeren Auftretens ausprägt. Am bündigsten ist's, ihn das Siegel der Persönlichkeit zu nennen. Ganz anders die Eitelkeit. Sie ist stets der Ausdruck einer Schwäche, sie verrät das Bewußtsein des Unvermögens. Worauf einer eitel ist, dessen ist er innerlich nicht mächtig.

Nehmen wir ein markantes Beispiel: Die erotische Eitelkeit. Sie äußert sich darin, daß man recht viele Zeugen seines Triumphes wünscht, daß man coram publico geliebt sein möchte. Dem starken, dem selbstbewußten Erotiker ist dieser Gedanke unerträglich. Ihm ist sein eigenes Gefühl Zeugnis und Gewähr der Erfüllung. Der Eitle, dem es darauf ankommt, um seinen Besitz angestaunt, beneidet zu werden, glaubt zuinnerst nicht an ihn. Er will sich ihn von den anderen bestätigen lassen, er will durch ihr Vertrauen den nagenden Zweifel aus seiner Seele verscheuchen. Hebbel, der tiefsten Psychologen einer, hat dieses Motiv zweimal ausgestaltet. Im „Trauerspiel auf Sizilien“ schildert er einen hämischen Greis, in dem die senile Unfähigkeit, das Liebesglück zu genießen, bloß das Verlangen steigert, die schönsten Mädchen an sich zu ketten; denn es reizt die Besseren und Stärkeren. Kandaules führt seinen Freund Gyges in das Schlafgemach seines Weibes. Die Seligkeit, die er in ihren Armen findet, erscheint ihm wertlos, wenn sich ihr zitternder

Reflex nicht in den verdurstenden Blicken eines Dritten malt, der an ihr keinen Anteil besitzt. Ungebrochene Instinkte entfalten sich wie der Baum aus den Samenknospen, ohne dem Stamme fremder Meinungen aufgepfropft werden zu müssen. Allein, wo die Schöpferkraft versiegt, dort beginnt die Schaustellung. Der Sieger war stark, aber der Triumphator ist eitel. Napoleon war sicherlich größer und selbstbewußter in seinen Anfängen, wo er eroberte Städte kaum an der Peripherie berührte, als später, wo er pomphafte Einzüge veranstaltete. Die Tyrannen Ägyptens haben Pyramiden getürmt, unter denen ihr Andenken west. Aber von Shakespeare weiß man nicht einmal mit Sicherheit, ob er gelebt hat. Es ist ein wundersamer Tiefsinn der Sprache, daß sie für ebendieselbe seelische Disposition alternierend die Begriffe Stolz und Selbstbewußtsein gebraucht. Die Eitelkeit dagegen ist die Verneinung des Selbstbewußtseins und die spähende Sucht, dafür im Fremdbewußtsein ein Surrogat zu gewinnen.

*

Daraus, daß Eitelkeit sich nicht auf das Sein, sondern auf den Schein gründet, läßt sich ein anderer bedeutsamer Schluß ziehen. Nach meiner Analyse ist sie an das Faktum der Sozialität gebunden, und man könnte daraus irrtümlich ihren sozialen Charakter folgern. In Wahrheit ist sie der antisozialste Affekt, den es überhaupt gibt. Der Eitle bedarf des Mitmenschen, damit er ihm seinen Wert bezeuge. Ohne ihn ist er nichts, wie er durch ihn alles werden kann. Dem drückenden Bewußtsein dieser erniedrigenden, ja sogar vernichtenden Abhängigkeit vermag er sich aber nicht zu verschließen. Er fühlt es jetzt, daß er nichts mehr ist als eine Funktion des anderen; er fühlt es, daß sein Schicksal ohne Reserve in die Hand des anderen gegeben ist. In diesen unentrinnbaren Zirkel begibt sich der Eitle. Er haßt den Zeugen, weil bloß an ihm die Eitelkeit sich erfüllen kann; und er haßt den Zeugen um dieser Abhängigkeit willen.

Diese Parodoxie wird durch die banalsten und tiefsten Erfahrungen bestätigt. Eitle Menschen suchen die Gesellschaft — wenn sie von ihr Distanz nehmen, geschieht es bloß, damit auch die Distanz bemerkt werde — sie sind aber alles eher als gesellig. Man erkennt sie an ihrer Reizbarkeit und Empfindlichkeit, — sie fühlen sich in einer Stunde hundertmal provoziert und beleidigt. Sie sind niemand aus vollster Seele Freund, höchstens bedingungsweise denjenigen, von denen sie bewundert werden. Freundschaft bedeutet für sie ein Vertragsverhältnis. Der Inhalt des Vertrages ist gegenseitige Anerkennung. Dies Verhältnis, das Ibsen höchst drastisch an John Gabriel Borkmann und Foldal demonstriert, steht naturgemäß auf lockerem Grunde. Es genügt ein Achselzucken, ein Aufleuchten von Skepsis in den Mienen des einen, um auch den anderen zur schleunigen Umkehr zu bewegen: Glaubst du nicht mehr an mich, dann glaube ich auch nicht mehr an dich. Die Freundschaftskomödie ist zu Ende gespielt und die gekränkte Eitelkeit spricht den Epilog.

Noch tiefer enthüllt sich diese antisoziale Richtung im Phänomen des Despoten, dessen Sinn auf nichts anderes als die Eitelkeit gestellt ist. Hier dringt der Haß gegen den Zeugen an die sichtbare Oberfläche. Sein Werkzeug ist Unterwerfung und Knechtung der Mitmenschen, die der Cäsar erbarmungslos an seinen Siegeswagen kettet. Die Demütigung und Vernichtung fremder Persönlichkeit ist für ihn

die einzige Bürgschaft seiner Größe. Der Haß, ein latenter Dauerzustand in jeder eitlen Seele, wird hier zur offenen Voraussetzung.

*

Aus dieser letzten Erläuterung geht hervor, was längst vorbereitet wurde: daß die Eitelkeit ein Machtphänomen ist. Sie will der Mitwelt einen Tribut auferlegen, sie will über sie herrschen. Blinde Anerkennung ist es, was sie begehrt. Das Maß ihres Erfolges ist die Unterdrückung der fremden Selbständigkeit*.

Damit erst erschließt sich uns das innerste Wesen der Eitelkeit. Wir können jetzt bestimmen, was für ein Rang und Wert ihr im Seelischen zukommt. Manche glauben, psychologischen Tiefsinn zu verraten, wenn sie die Liebe, vornehmlich die Geschlechtsliebe, eine Art Eitelkeit nennen. Wie kurzsichtig und oberflächlich das ist, geht aus dem Früheren hervor. Die Eitelkeit ist wie jedes Phänomen der Macht ein absolut einseitig gerichtetes Verhältnis. Ihr Triumph hängt an fremder Einbuße. Sie nimmt auf der einen Seite ebensoviel, wie sie auf der anderen gibt — zu geben scheint. Die erste Voraussetzung der wahren Liebe aber ist Wechselseitigkeit. Der große Liebende sucht immer mehr zu schenken, als er empfängt. In der höchsten Steigerung des Affektes gibt er sich selber hin, um den Gegenstand seiner Liebe über die Sterne zu erhöhen. Bloß die Geckenerotik, die heute ihr aufdringliches Gebaren am lärmendsten zur Schau trägt, kehrt das Verhältnis um und weiß sich keine würdigere Aufgabe, als mit ihrem Besitz zu prunken. Einer vornehmen Seele aber steht es schlecht an, sich fürstlich beschenken zu lassen und als Gegengabe den blasierten Dünkel suffisanter Selbstbespiegelung zu bieten. Vielmehr bewahrheitet es sich auch hier, daß die Erotik wie jede schöpferische Leidenschaft erst in ihrer Entartung zur Eitelkeit wird.

Es ist die erste Paradoxie der Eitelkeit, daß sie, um zu Wert zu kommen, andere um ihren Wert bestehlen muß, es ist ihre zweite, noch größere Paradoxie, daß sie, indem sie die anderen an sich zu binden strebt, sich selber an die anderen bindet. Der Eitle ist ja der Abhängigste von allen; er zittert für das, was irgendwo in der Welt über ihn gedacht oder geredet wird. So ist auch der Cäsar abhängig über alle Maßen: empören sich seine Sklaven wider ihn, dann ist er weniger als nichts, dann ist er der Knecht seiner Sklaven. Die Furcht vor der Verschwörung ist so der Schatten, den der Glanz der Tyrannei wirft. Blinder Cäsarenwahn ist stets von tausendäugiger Cäsarenangst begleitet, ein vollendetes Sinnbild für das Schicksal der Eitelkeit.

Auch dann zeigt sich, wie extrem sie der Liebe entgegengesetzt ist. Die Liebe bereichert beide Teile: den, der liebt und den, der geliebt wird. Die Eitelkeit nimmt auf beiden Seiten. Denn auch, was sie gibt, ist leerer Schein, sie nimmt dem Eitlen den kostbarsten, den einzigen Menschenwert, die Freiheit.

Aus diesem ihren paradoxen, sogar nihilisierenden Charakter ergibt sich ihre Grenzenlosigkeit, Unersättlichkeit, die allem Machtwillen eignet. Denn da das, was der Eitle gewinnt, auf nichts hinausläuft, muß er immer von neuem suchen, immer

* Der triviale Ausdruck dafür lautet: Der Eitle verträgt es nicht, daß man ihm die Wahrheit sagt. Richtiger und tiefer müßte es heißen: Der Eitle verträgt es nicht, daß man die Wahrheit über ihn denkt.

neuen Illusionen nachjagen. Daher sein steter Mangel an Gleichgewicht. Nicht bloß, daß er überall Mittelpunkt sein will: es ist ihm unerträglich, daß überhaupt jemand außer ihm eine Bedeutung haben soll, daß noch von einem anderen gesprochen wird. Auch hier ist des Cäsars unstillbare Machtgier vorbildlich: am liebsten möchte er, wie Kaligula, die Menschheit mit einem einzigen Streiche vernichten. Doch nein, denn dann gäbe es keinen Zeugen seiner Eitelkeit mehr.

*

Die Eitelkeit ist in der tieferen Bedeutung Machtphänomen, da sie letzten Endes nach Macht über das eigene Selbst begehrt. Freilich im schlechten Sinne: als Vergewaltigung und nicht als Überwindung seiner selbst. Der Eitle sucht dadurch, daß er an anderen triumphiert, über das heimliche Bewußtsein von seiner Nichtigkeit Herr zu werden. So kehre ich zum Ausgangspunkt zurück: Eitelkeit ist eine Korruption des Selbstbewußtseins. Das Selbstbewußtsein ist der Grund aller Schöpferkraft, wo es der Hebel der Selbstentfaltung wird. Aber es entartet, wenn es sich zu einer Schaustellung wandelt, wenn sich vor dem inneren Auge des Geistes gleichsam als in einem spiegelnden Medium das eigene Schicksal wie eine prunkvolle, aber wesenlose Phantasmagorie entrollt. Der Spiegel, das vulgäre Requisit der Eitelkeit, wird hier schließlich zu ihrem tiefsten Symbol.

Erst von diesem Standpunkte versteht man es, daß dem religiösen Gemüt, das nach einem absoluten Sinn ringt, die Eitelkeit zu einer kosmischen Kategorie wird, daß es die ganze Erscheinungswelt eitel nennt. Was den eitlen Menschen charakterisiert, der gleißende Schein, der das Nichts verhüllt, wird hier auf die sinnliche Welt selber übertragen.

Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau.

Von Max Freiherrn von Kübeck*.

Mein Vater war sein ganzes Leben hindurch ein Bild persönlicher Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die er auch seinen Kindern einprägte. Kaiser Franz, der ihn hochschätzte, hob wiederholt mit Anerkennung diese seine Eigenschaft hervor. Ein ausgesprochener Feind des Eigendünkels, ließ mein Vater diesen Fehler auch bei seinen Kinder nicht aufkommen, indem er sie, namentlich seine Söhne, in strenger Erziehung stets auf den Weg wies, durch gewissenhafte Pflichterfüllung ihrem Beruf Ehre zu machen, ohne Anspruch auf äußere Auszeichnungen und selbst Anerkennung zu erheben. Diese große Tugend persönlicher Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wurzelte bei meinem Vater in dem befriedigenden Bewußtsein des inneren Wertes, den er nach einer an Entbehrungen und Seelenkämpfen reichen Jugend und im Verlaufe einer angestrengten, dem Wohle seines Vaterlandes gewidmeten Tätigkeit erworben hatte. Und gerade dieses Bewußtsein ermöglichte es ihm, auch den Wert anderer zu schätzen, die mit ihm in Berührung traten. Niemals drängte er sich vor, sondern ließ sich suchen, aber auch stets bereit finden, wenn man ihn, wie so oft, notwendig brauchte. Viele der von ihm erteilten Ratschläge wurden von den Staatslenkern seinerzeit zum Nutzen des Landes ausgeführt. Daß mein

* Aus der Einleitung zu dem demnächst im Verlag von Gerold & Comp. erscheinenden Tagebüchern meines Vaters.

Vater aber auch bitteren Enttäuschungen durch Nichtbeachtung seiner Vorschläge ausgesetzt war, ist nur zu begreiflich. So regte er schon im Jahre 1847 im Staatsrate in klarer Voraussicht der drohenden Ereignisse Reformpläne im Sinne des Fortschritts an, welche Entwürfe von der Mehrheit der Staatsräte leider im entscheidenden Momente wieder abgelehnt wurden. Einige Monate später kamen die Märztage, und man kann sagen, daß die Revolution, wenn auch nicht verhindert, doch jedenfalls in ruhigere Bahnen gelenkt worden wäre, wenn man sich nicht von der frondierenden Haltung der niederösterreichischen Landstände hätte überraschen lassen, sondern auf die Reformpläne meines Vaters eingegangen wäre. Damit wäre der Übergang zu repräsentativen Einrichtungen gemacht worden, wobei mein Vater von der im englischen Geiste gelegenen Auffassung ausging, daß es nützlich sei, im Staats- und Völkerleben den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeit entgegenzukommen, um dem Gemeinwesen zerstörende Konvulsionen und gefährliche Rückschläge zu ersparen, also eine Volkserziehung im Geiste strenger Gesetzlichkeit, welche die Willkür ausschließt und bürgerliche Freiheit innerhalb der notwendigen Grenzen verbürgt.

Mein Vater war als strenger Richter über sich selbst nachsichtig in der Beurteilung der Nebenmenschen, aber auch gerecht gegen sich und andere, zugleich unerbittlich gegen Unrecht oder Falschheit. Von Kindheit auf war sein ganzes Wesen von sittlichen Grundsätzen durchdrungen, die seinem jugendlichen Herzen von seiner über alles geliebten vortrefflichen Mutter eingeprägt waren. Er war von einem tiefen religiösen Sinne getragen, der ihn in den schweren Kämpfen seines Lebens aufrecht erhielt. Er fühlte sich stets aufs innigste mit Gott verbunden, war aber dabei frei von religiöser Schwärmerei. Als echter Christ und treuer Katholik ehrte und übte er die Gebräuche der katholischen Kirche, deren Gemeinschaft er mit voller Überzeugung angehörte. Die Hauptsache war ihm jedoch nie die Form, sondern stets der tiefe Inhalt des Christentums, worüber er sich in zahlreichen Aufsätzen und namentlich in einem Briefe an Friedrich Schlegel im Jahre 1809 klar und deutlich äußert. Aus Liebe zur Wahrheit, in der auch alle echte Religion wurzelt, mißbilligte er ihren Mißbrauch zur Erreichung politischer Ziele, da er die Religion viel zu hoch hielt, um zu gestatten, daß sie als Handhabe für politische Machtzwecke diene.

Die große Menschenkenntnis und Unbefangenheit des Urteils, die meinen Vater in seltenem Grade auszeichneten, brachten es mit sich, daß er Vorurteile bekämpfte und ein entschiedener Feind alles Aberglaubens war, der ihm als Frevel an der göttlichen Vernunft erschien. Wohl aber glaubte er in entscheidenden Momenten seines reichen Seelenlebens, so vor dem Tode seines Sohnes Julius, Winke aus einer höheren Welt zu erhalten, welche ihn zu der Überzeugung brachten, es bestehe ein Zusammenhang unseres Seelenlebens mit der übersinnlichen Welt.

Mein Vater, der 1780 geboren war, begann seine Studien im Jahre 1795 unter den denkbar größten Entbehrungen, wie aus den biographischen Daten hervorgeht, welche seine im 15. Lebensjahre beginnenden Tagebücher unmittelbar einleiten. Er war auf eine kaum nennenswerte Zulage seiner armen Eltern angewiesen, die aufhörte, als ihm von Kaiser Franz ein Stipendium verliehen wurde. Er oblag seinen Studien mit eisernem Fleiße und war zugleich Lehrer und Erzieher

seines um 7 Jahre jüngeren Bruders. Genötigt, auch Unterrichtsstunden in Musik zu geben, hatte er das Glück, die persönliche Bekanntschaft Beethovens zu machen, der ihn einem in Wien lebenden venezianischen Marchese als Lehrer des Klavierspiels für seine Tochter empfahl. Daraus entspann sich ein rührendes, ideales Verhältnis zu seiner Schülerin Contessina Citta, die sich aufs innigste zu ihm hingezogen fühlte; das seelische Band wurde durch den jähen Tod der zur Ehe mit einem ungeliebten venezianischen Grafen gezwungenen jungen Dame grausam gelöst. Seine Studien, die er teils auf der Wiener, teils auf der Prager Universität absolvierte, erstreckten sich außer auf philosophische Gegenstände zunächst auf Medizin, der er sich anfangs zuwenden wollte. Er erwarb sich auch in den grundlegenden Lehren der Medizin, namentlich auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie, sowie auch der Pathologie und Therapie hervorragende Kenntnisse. Einige Jahre hindurch schwankte er in der Wahl seines definitiven Berufes. Die Jurisprudenz, für die sich seine Eltern erklärten, schien ihm anfangs trocken und wenig sympathisch. Als nun im Jahre 1797 die Franzosen unter ihrem General Bonaparte von Süden gegen Wien vorrückten, trat der 17jährige Jüngling mit dem Studentenaufgebot unter Waffen und er trug sich mit dem Gedanken, für immer der Armee anzugehören. Nach der baldigen Auflösung des einexerzierten, aber nicht mehr zum Kampfe gelangten Korps wäre er gerne Offizier geblieben, wenn nicht eine Träne aus dem Auge seiner über alles geliebten Mutter seine Pläne zerfließen gemacht hätte. Erst von da ab widmete er sich dem Beamtenstande, in den er nach Beendigung der juristischen Studien im November 1800 eintrat.

Die von meinem Vater ergriffenen Studien verschiedenster Art wurden von ihm mit warmem Interesse und mit dem größten Fleiße betrieben. Er mußte seine Zeit strenge zu Rate halten; da er, wie erwähnt, nicht bloß seinen Bruder unterrichtete, sondern auch andere Lektionen gab. Er prägte sich dasjenige, was er las und studierte, dadurch am rascheſten und gründlichsten ein, daß er sich beim Lesen kleine Notizen machte, die er dann frei ausarbeitete — eine Methode, die er auch seinen Kindern mit den Worten empfahl, daß auch das Lernen gelernt sein will. Bei seiner strengen Zeiteinteilung war es ihm auch möglich, sich mit den klassischen Werken der früheren Zeiten vertraut zu machen, und dadurch erreichte er jene humane Bildung, welche die Schule allein niemals gewähren kann, da die eigentliche Bildung in der richtigen Würdigung und Kenntnis nicht nur der staatlichen, sondern überhaupt aller menschlichen Verhältnisse besteht. Diese Bildung war es, welche den Verklärten in der Folge kennzeichnete.

Mein Vater trat mit 20 Jahren bei dem Olmützer Kreisamt in den Staatsdienst und lieferte auf Grund umfassender volkswirtschaftlicher Studien im Jahre 1802 eine wertvolle Arbeit über die Frage der Grundentlastung in Österreich, speziell in Mähren, in der er sich für freies bäuerliches Grundeigentum aussprach, so zwar, daß die Aufhebung der Robott durch billige Entschädigung an die Grundherren stattfinden und eine freiwillige Ablösung des Zehents eintreten sollte — Ideen, die erst nach der Revolution von 1848 verwirklicht wurden. Bald darauf wurde er zum niederösterreichischen Gubernium versetzt. Seine unbefangene ökonomische Anschauung zeigte sich, als die Regierung nach dem sogenannten Bäckerrummel, der wegen Verteuerung der Brotpreise in Wien entstanden war,

eine feste Brottaxe einführte; Kübeck sah die nachteiligen Folgen dieser Maßregel voraus und erhob gegen sie gewichtige Einwendungen, die durch die Tatsachen ihre Bestätigung fanden, so daß die Brottaxe wieder aufgehoben werden mußte.

Im Jahre 1805 wurde er als Konzipist mit der Dienstleistung eines Kanzleisekretärs dem bevollmächtigten Hofkommissär Grafen Rudolf Wrbna zugeteilt und schon von diesem Zeitpunkte an fand er in den wichtigen Geschäften seine Verwendung, so bei den Verhandlungen mit französischen Notabilitäten, für deren gute Ausführung er eine besonders gnädige Belobung des Kaisers erhielt. Im Jahre 1809 rückte er zum Hofsekretär vor und arbeitete unter dem Armeeminister Karl Zichy als Armeekommissär. In dieser Stellung lernte er den berühmten Schriftsteller Friedrich Schlegel kennen, der aus bayrischen in österreichische Dienste übergetreten war und mit dem er enge befreundet wurde, da eine gewisse geistige Verwandtschaft zwischen den beiden Männern bestand. Die engsten Beziehungen verbanden ihn schon von seiner Olmützer Zeit her mit Max Freiherrn v. Sobeck (einem Vorfahren der schlesischen Freiherren v. Sobeck), die sich bald zu enger Freundschaft gestalteten. Diese innige Freundschaft währte bis zu Sobecks frühem Tode, der zum größten Schmerze meines Vaters durch ein Lungenleiden herbeigeführt wurde. Die Sprachstudien meines Vaters brachten ihn in Beziehungen zu einem französischen Emigranten, Herrn V . . . e, einem geistreichen Manne, mit dem er über den Verlauf und die Folgen der französischen Revolution die eingehendsten Gespräche führte. Während mein Vater die großen Ziele und weltbewegenden Erfolge der Revolution zu würdigen verstand, war sein Lehrer, dessen Vater der Guillotine zum Opfer gefallen war und der selbst nur mit der größten Lebensgefahr Frankreich verlassen konnte, begreiflicherweise von den Schrecknissen der größten aller Volksbewegungen so erfüllt, daß er ihre Bedeutung für die Regenerierung Europas ganz übersah.

Alle Erlebnisse und Beziehungen seiner Jugend von 1795 bis 1809, bis zum Ende seiner Mission als Armeekommissär, sind in den ausführlichen Tagebüchern dieser Zeit geschildert, deren Frische und Anschaulichkeit sie den besten literarischen Leistungen dieser Art an die Seite stellen.

Die darauffolgenden Jahre 1810 bis 1830, in denen Kübeck in immer größeren Geschäften verwendet wurde, die seine Zeit voll in Anspruch nahmen, lassen eine reiche Quelle dieser Art leider vermissen. Vom November 1830 bis Ende 1839 laufen die Tagebücher meines Vaters wieder in ihrer ganzen Ausdehnung und mit dankenswerter Vollständigkeit fort, so daß man den Einblick in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten der letzten Jahre Kaiser Franz I. und der ersten Zeit des Kaisers Ferdinand gewinnt.

Mein Vater war damals schon Mitglied der Staatskonferenz und mit den leitenden Persönlichkeiten Österreichs unaufhörlich im Verkehr. Die beiden Hauptpersonen waren Fürst Metternich und dessen Nebenbuhler Graf Kolowrat. Der Staatskanzler schätzte meinen Vater um so höher, da dessen Ratschläge in finanziellen, volkswirtschaftlichen und administrativen Fragen ihm unentbehrlich waren. Daß meines Vaters Beziehungen zu dem Grafen Kolowrat minder vertrauensvoll waren, ist bei seiner offenen und vornehmen Denkungsweise unschwer zu begreifen.

Nach dem Pariser Frieden erweiterte sich der Wirkungskreis meines Vaters immer mehr. Er wurde 1814 der Hofkommission zugeteilt, die zur Einrichtung der dem Kaiserstaate wieder einverleibten Provinzen eingesetzt war, und wurde dabei mit den Reorganisationsarbeiten für das lombardisch-venezianische Königreich und Tirol betraut. Im September desselben Jahres wurde mein Vater als Referent in den Staatsrat berufen und in diesem Jahre begann zugleich seine erfolgreiche und ersprießliche Tätigkeit im Interesse der österreichischen Finanzen, zu welchem Zwecke er im Mai 1815 dem Hofkammerpräsidenten (Finanzminister) Grafen Franz Stadion zugeteilt wurde. Damit näherte er sich dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit. Während aber seine Kräfte sich vorwiegend diesem Gegenstande widmeten, berief ihn Kaiser Franz bei seinen Reisen häufig in seine Nähe; zum ersten Male bei der Fahrt nach Mailand und Tirol. Dann wurde er 1821 vom Monarchen zum Kongreß nach Laibach mitgenommen und in demselben Jahre zum Staats- und Konferenzrat ernannt; hierauf folgte 1822 die Reise mit dem Kaiser zum Kongreß von Verona. 1825 begleitete er den Kaiser nach Venedig und Mailand, wobei er bezüglich der Organisation Oberitaliens zu einer versöhnlichen, wenn auch festen und konsequenten Politik riet. Diese bedeutende Wirksamkeit wurde 1816 durch Verleihung des Ritterstandes und 1825 durch die Verleihung des Kreuzes des Stephans-Ordens sowie durch die Erhebung Kübecks wie auch — auf seine Bitte — seines Bruders in den österreichischen Freiherrnstand belohnt. Aber auch die Landstände verschiedener Provinzen zeichneten ihn aus; so übertrugen ihm die Tiroler Stände 1816 das Inkolat (Landmannschaft von Tirol), während ihm 1828 die Landstandschaft von Böhmen, Mähren und Schlesien übertragen wurde. Darauf erwarb er 1846 die steirische Standschaft und 1847 seitens des siebenbürgischen und des ungarischen Landtages das erbliche Indigenat von Siebenbürgen und Ungarn. Auch als 1835 der große Gönner meines Vaters, Kaiser Franz, zu seiner Trauer ins Grab sank, blieb mein Vater in seiner hervorragenden Stellung und fand in Kaiser Ferdinand einen wohlwollenden, gnädig gesinnten Herrscher. Dies zeigte sich 1836 durch die Verleihung der geheimen Ratswürde und 1839 durch die Ernennung zum Präsidenten des Generalrechnungsdirektoriums, das er, obwohl er diesem Fache bisher fern gestanden war, innerhalb eines Jahres vollständig reorganisierte.

Dies waren die Vorstufen zu der überragenden Wirksamkeit, die ihm im Jahre 1840 durch seine Ernennung zum Hofkammerpräsidenten und 1841 zum Präsidenten des Münz- und Bergwesens übertragen wurde. Damit stand er an der Spitze der wichtigen Zweige der Staatsverwaltung, welche jetzt dem Finanzministerium, dem Handelsministerium und nach der neuesten Organisation dem Ministerium für öffentliche Arbeiten zugewiesen sind. Seit dem Tode des Grafen Franz Stadion (1824) stand wieder einmal eine hervorragende, in ihrem Fache unbedingte Autorität genießende Persönlichkeit an der Spitze des österreichischen Finanzwesens.

Die Berufung von Reichsständen, die mein Vater schon vor dem Ausbruche der Revolution von 1848 vorschlug, wurde abgelehnt und die Stürme des Jahres 1848 brachen über die Monarchie herein. Das jetzt gebildete liberale Ministerium bot Kübeck das Amt eines Finanzministers an, welches er jedoch, von Krankheit niedergedrückt, nicht annahm. Zwei Jahre vorher hatte ihm der Kaiser in An-

erkennung seiner Verdienste einen Baugrund „unter den Weißgärbern" geschenkt, das sogenannte Bankostadl, und ebenso ein auf diesem Grunde für ihn und seine Familie auf Staatskosten in Bau genommenes Haus. Dieses Eigentum wurde von meinem Vater sofort nach seinem Rücktritt aus dem Staatsdienste zurückerstattet, weil er es nicht über sich brachte, in einer für den Staat und seine Finanzen sehr verhängnisvollen Zeit aus einem staatlichen Objekt Nutzen zu ziehen. Dieser Verzicht wurde vom Kaiser angenommen und das der Vollendung nahe Gebäude in eine Tabakfabrik verwandelt. Heute dient es Schulzwecken.

Während der Revolution wurde er von der kaiserlichen Familie vielfach, besonders über die Frage der Thronentsagung Kaiser Ferdinands, zu Rate gezogen. Fürst Felix Schwarzenberg wollte seine Kraft nicht missen und erwirkte im Herbst 1849 seine Ernennung zum Vertreter der Monarchie bei der Bundeszentralkommission in Frankfurt am Main, die von Österreich und Preußen zur Leitung der deutschen Angelegenheiten bestellt war.

Weit bedeutungsvoller jedoch war seine Ernennung zum Präsidenten des Reichsrates (Staatsrates), die im Dezember 1850 stattfand, worauf dieser höchste beratende Körper der absoluten Monarchie in Kraft trat. Hier entfaltete Kübeck bis zu seinem Tod im Jahre 1855 eine Tätigkeit, welche an Bedeutung, Einfluß und Vielseitigkeit der eines Ministerpräsidenten fast gleichkam. Besonders als die Verfassung vom 4. März 1849 aufgehoben wurde, mußten die Gesetze der letzten Jahre umgearbeitet werden, was durch eine Revisionskommission geschah, an deren Spitze mein Vater gestellt wurde. Wichtige legislative und administrative Fragen wurden in diesem Jahre in Beratung gezogen und erledigt. Erwähnt sei das Strafgesetz von 1852, die Strafprozeßordnung von 1853 und die Ausdehnung des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches auf Ungarn und seine Nebenländer. Im Jänner 1852 verlieh Kaiser Franz Joseph ihm das Großkreuz des Stephans-Ordens. Mit unermüdlicher Arbeitskraft wirkte er in seinem hohen Amte, als die Cholera ihre Verheerungen in Wien anrichtete, die am 11. September 1855 seinem edlen Leben ein Ende machte. Er starb in seinem Landhause in Hadersdorf bei Wien und seine Leiche wurde auf die Besitzung seines Schwiegervaters nach Lechwitz überführt, wo sie in der Familiengruft beigesetzt wurde. Standhaft und ruhig sah er, als seine Kräfte zu schwinden begannen, seinem Ende entgegen," wobei sein letztes Wort „Licht" für sein ganzes reines Sein bezeichnend war. Wie hoch seine Dienste geschätzt wurden, beweist das Allerhöchste Handschreiben, das Kaiser Franz Joseph seiner Witwe, meiner Mutter, anläßlich seines Todes sandte:

„Liebe Baronin Kübeck!

Der Hintritt Ihres Gemahls beraubt Mich eines Meiner treuesten Diener, der, bereits mit dem Vertrauen Meines seeligen Großvaters beehrt, durch eine lange Reihe von Jahren Meinem Hause und dem Staate unermüdet die erfolgreichsten Dienste mit derselben Hingebung leistete, die er Mir bis zu seinem letzten Atemzuge gewidmet. Wenn Ich Ihrem Schmerze auch keinen Trost bieten kann, so teile Ich denselben vom ganzen Herzen und beuge Mich mit Ihnen in Demut vor dem Willen des Allmächtigen, der Ihnen den teuren Gemahl, Mir den bewährtesten Ratgeber, den Mann Meines vollsten Vertrauens entrissen hat, dessen

Andenken Ich mit wahrer Hochachtung und Dankbarkeit bewahren werde. Nehmen Sie, liebe Baronin, die wiederholte Versicherung, daß Ich Unseren beiderseitigen großen Verlust mit Ihnen auf das Tiefste und Schmerzlichste empfinde.

Ischl, am 11. September 1855.

Franz Joseph m. p."

Die geistige und politische Entwicklung des hervorragenden Mannes geht aus seinen Tagebüchern und den anderen Dokumenten deutlich hervor. Nochmals sei darauf hingewiesen, daß in seinem Schreiben an Friedrich Schlegel vom Jahre 1809 darüber wichtige Aufschlüsse gegeben werden. Dieses Schreiben enthält nebst historischen und theosophischen Betrachtungen einen Ausblick auf die Bedeutung der damals noch niedergehaltenen Presse. Mein Vater sah voraus, daß sie früher oder später diesen Druck abschütteln und dazu beitragen werde, die veralteten Formen der damaligen Staatsordnung wesentlich zu modifizieren. Mein Vater mißbilligte selbstverständlich die Ausschreitungen eines Teiles der Presse, er erkannte aber der „Gutenberger Sprache" den größten Einfluß auf die Volkserziehung zu. Nicht durch die Zensur seien jene Auswüchse zu bekämpfen, wohl aber durch ein vernünftiges Preßgesetz, das den Gebildeten des Volkes die volle Freiheit der Meinungsäußerung innerhalb der durch Recht und Sitte gezogenen Grenzen gewähren solle.

Die Stellung Kübecks in der Finanzverwaltung brachte es jedoch mit sich, daß sein Einfluß auf die Entwicklung der Finanzen, des Handels und des Verkehrswesens weitaus größer war als auf dem Gebiete der eigentlichen Politik. Insbesondere war er unter dem Hofkammerpräsidenten Grafen Stadion bei der Schöpfung der österreichischen Nationalbank im Jahre 1816 in hervorragender Weise tätig. Durch die Einziehung der entwerteten Bankozetteln und die Regulierung des Geldwesens wurde der seit den französischen Kriegen tief gesunkene Kredit Österreichs in den ersten Jahren der Finanzverwaltung meines Vaters gehoben. Der Barschatz der Nationalbank an Edelmetallen stieg im Verhältnis zur umlaufenden Notenmenge von 1 : 10 auf 1 : 3¼, was der ordnungsmäßigen Dritteldeckung der Noten entspricht. So kam es, daß die österreichischen Banknoten im Auslande mit Agio angenommen wurden. Die Staatspapiere (Metalliques) waren im Auslande sehr gesucht und insbesondere in Holland in großen Mengen untergebracht. So konnte im Jahre 1842, als Hamburg von einem den größten Teil der Stadt verheerenden Brande heimgesucht wurde, die österreichische Nationalbank der schwer betroffenen Stadt den für die damaligen Verhältnisse ansehnlichen Betrag von 20,000.000 fl. gegen mäßige Verzinsung vorstrecken.

Ebenso groß sind die Verdienste Kübecks um das Eisenbahnwesen Österreichs. Er überwand die Bedenken der damaligen Machthaber und nahm die Schöpfung eines Staatseisenbahnnetzes in die Hand, dessen Errichtung am 19. September 1841 durch den Kaiser angeordnet wurde, ein Tag, der in der Geschichte des österreichischen Verkehrswesens für immer denkwürdig bleiben wird. Die Veranlassung zu diesem Schritte gaben die Geldverlegenheiten, die bei den Aktiengesellschaften der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Wien—Gloggnitzer Bahn und der Lombardisch—Venezianischen Bahn eintraten, deren Sanierung von Staatswegen den Finanzen große Opfer zugunsten von Privaten ohne wesentlichen Nutzen für das Gemein-

wesen auferlegt hätte. Kübeck erkannte mit weit aussehendem Blick, wie wichtig es sei, daß die Eisenbahnen in die Hand des Staates kämen; in diesem Sinne erstattete er sein Gutachten zugunsten des Staatsbaues, und zwar von in den nach den verschiedenen Weltgegenden radial auslaufenden Hauptlinien: Wien—Prag—Dresden; Wien—Preußische und Russische Grenze; Wien—Triest; Wien—Pest und Siebenbürgen; Wien—Linz—München und endlich die Inangriffnahme des Lombardisch—Venezianischen Netzes.

Die nördliche Linie Olmütz—Prag mit der Verbindung Brünn—Böhmisch-Trübau wurde ebenso in Angriff genommen wie die südliche Mürzzuschlag—Triest. Dagegen hielt es mein Vater für zweckmäßig, den Betrieb der nördlichen Linie der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, sowie jenen der südlichen Linie der Wien—Gloggnitzer Bahn zu verpachten, da die bereits bestehenden Gesellschaften über ein geschultes Personal verfügten.

Im Jahre 1845 veranstaltete er die erste österreichische Industrieausstellung in Wien, deren Erfolg ein glänzender war. Im Münz- und Bergwesen wurde Bedeutendes geleistet, namentlich war es die Erschließung der reichen Kohlenlager Nordwestböhmens sowie des Banates in Ungarn, was zur Begründung der Industrieniederlassungen wesentlich beitrug. In einer dieser Industriekolonien bei Steierdorf im Banate erhielt eine große Niederlassung den Namen Kübeckhaza, den sie auch heute noch führt.

Es ist notwendig, einen Blick auf das Familienleben meines Vaters zu werfen, schon damit die vielfach in seinen Tagebüchern vorkommenden Beziehungen volles Verständnis finden.

Im Dezember 1808 (nach vollendetem 28. Lebensjahre) vermählte sich mein Vater mit der Tochter des Fiskaladjunkten Peter Bager in Brünn, dessen Familie er im Hause des Lottodirektors Hassenmüller kennen lernte. Dieser ersten Ehe entsprossen drei Söhne und zwei Töchter. Von den ersteren sind zwei, Karl und Gustav, im jugendlichen Alter gestorben, während der dritte und zwar der zweitälteste Sohn, Adolf, als österreichischer Major im Jahre 1834 in Olmütz den Tod fand. Von den beiden Töchtern war die ältere, Fanni, an den Grafen Terlago, den späteren Vizepräsidenten der Tiroler Statthalterei, die jüngere, Lina, an den damaligen Protomedikus in Venedig v. Derchich verheiratet. Nachdem die erste Frau meines Vaters im Jahre 1825 einem Lungenleiden in Venedig erlegen war, wo sie auch auf dem Friedhofe S. Michele begraben ist, schloß er im Jahre 1827 eine zweite Ehe mit Julie Lang, der einzigen Tochter des in ehrlicher und mühevoller Arbeit emporgekommenen Industriellen und Landwirtes Josef Lang aus Znaim (seit 1824 Besitzer des Gutes Lechwitz in Mähren). Diese seine zweite Gemahlin, meine Mutter, hat sich stets in guten wie in bösen Tagen meinem Vater als eine treue hingebende Gefährtin seines Lebens in höchstem Maße bewährt. Sowohl als fürsorgliche und sparsame Hausfrau, die mit klarem und umsichtigem Blicke ihr Hauswesen leitete und in dasselbe stets selbsttätig eingriff, wie auch als würdige Repräsentantin des Hauses gegenüber den aus der Stellung ihres Gatten sich ergebenden gesellschaftlichen Anforderungen, fand sie wohl kaum ihresgleichen. Überdies war sie auch literarisch und historisch hoch gebildet, da sie als einzige Tochter im Vaterhause vortrefflich erzogen, später an der Seite ihres Gemahls die unmittelbarste

Anregung zu weiterer Ausbildung empfing. Meine Mutter zeichnete sich durch ein geradezu hervorragendes Kunstverständnis aus und sie betätigte ein seltenes Malertalent in vorzüglichen Gemälden — teils Kopien berühmter Meister, teils Porträts nach der Natur — denen von den kompetentesten Kunstrichtern ein großer Kunstwert zuerkannt wird. Die Porträts ihrer Kinder befinden sich im Besitze des Schreibers dieser Zeilen; dann malte sie herrliche Madonnenbilder, eines davon für den Erzbischof von Erlau*, das sich in der Erlauer Domkirche befindet, eines für eine Kapelle in einem nachbarlichen Dorfe ihres väterlichen Besitzes (Pandiß), ein drittes für den Mailänder Bildhauer Marchesi, den Schöpfer des Franzens-Monumentes in Wien, wofür er ihr eine herrliche Marmorstatue (Christus darstellend, als er, 12 Jahre alt, im Tempel lehrte) verehrte, die sich in meinem Besitz befindet. Daß diese edle Frau die zärtlichste Mutter und die weiseste Erzieherin ihrer Kinder war, braucht wohl kaum betont zu werden. Ein warmes Herz für alle Menschen, besonders Notleidende, denen sie sich als Wohltäterin erwies, ergänzt in wenigen Zügen das hehre Bild meiner unvergeßlichen Mutter. In dem verhältnismäßig rüstigen Alter von 66 Jahren entriß sie eine rapid verlaufende Lungenentzündung ihren Lieben. Sie entschlief ohne Todeskampf am 21. Dezember 1865 und ist in der von ihr 1859 erbauten Familiengruft zu Lechwitz begraben, wo auch ihr Vater und ihr Gatte ruhen.

Der zweiten Ehe meines Vaters entsprossen drei Kinder, und zwar eine Tochter, Litta, später verheiratete Baronin Teschi, und zwei Söhne, Julius und Max, von denen der ältere, Julius, als Offizier der k. k. Kriegsmarine im Jahre 1852 in treuer Erfüllung seiner Berufspflicht beim Untergange des Schiffes „Marianna" den Tod fand, der jüngere, Max, der Verfasser dieser Zeilen ist.

Das Familienleben meines Vaters war sowohl während seiner ersten, als auch während seiner zweiten Ehe das denkbar musterhafteste, was auch aus seinen Tagebüchern deutlich genug hervorgeht. Unter den vielen bedeutenden Zügen seiner Seelengröße möge nur der eine hier hervorgehoben werden, der sich beim tragischen Ende seines geliebten und vortrefflichen Sohnes Julius zeigte. Als ihm in seiner damaligen Stellung als Reichsratspräsident (drei Jahre vor seinem eigenen Tode) durch Seine Majestät den Kaiser die direkte Mitteilung von dem bei dem Untergange des Kriegsdampfers „Marianna" erfolgten Tode seines Sohnes geworden war, ergriff meinen Vater bei diesem Akte des Kaisers, womit er als erster seiner persönlichen Teilnahme Ausdruck verlieh, eine so tiefe Rührung, daß er, wie jederzeit, besonders auch aus diesem Anlasse, seinem damals 17jährigen Sohn Max die unentwegte und unerschütterliche Treue an den edlen und großherzigen Monarchen ans Herz legte und selbst seine von unsäglichem Schmerze gebeugte Gattin und seine Kinder mit den Worten tröstete: „Wir können alle auf den Verstorbenen stolz sein, da er in treuer Erfüllung der Pflichten seines gefahrvollen Berufes den Heldentod fand."

Die hinterlassenen Schriften meines Vaters werden der Mit- und Nachwelt reichen Stoff nicht nur zur Kenntnis meines Vaterlandes, sondern auch zu der eines edlen und großen Charakters bieten.

* Ladislaus Pyrker.

Chronik.

Erziehung und Unterricht.

Unmittelbar auf die Mittelschulenquete der kulturpolitischen Gesellschaft folgte jene des Unterrichtsministeriums (21. bis 25. Jänner 1908), die als wertvolle Früchte die neuen Vorschriften für die Abhaltung der Reifeprüfungen an Gymnasien, Realschulen, höheren Gewerbeschulen und diesen gleichgestellten höheren Fachschulen und an Mädchenlyzeen zeitigte und schließlich noch zur wichtigsten Errungenschaft, zur Abschaffung des Klassenkatalogs, führte. Bei den Verhandlungen selbst trat das Unterrichtsministerium mit dem Vorschlage eines neuen Mittelschultypus hervor.

Eine so weitgehende schaffende Tätigkeit hat die Unterrichtsverwaltung seit den Tagen Thuns nicht entwickelt. Die geringschätzige Gebärde aller leitenden Schulmänner jeglichen Reformbestrebungen gegenüber rief nach langem, geduldigem Ertragen einen Sturm hervor, der das ganze bisherige Schulsystem über den Haufen zu werfen drohte.

Das große Verdienst, alle mit den bisherigen Schulverhältnissen Unzufriedenen organisiert und zum Kampf geführt zu haben, fällt der Leitung des „Vereins für Schulreform" zu. Versammlung auf Versammlung wurde zur Aufklärung gehalten. Vertreter der verschiedensten geistigen wie praktischen Berufe meldeten sich zum Wort. Um weitere Ausblicke zu gewinnen, wurden noch berühmte Männer aus dem Auslande berufen. Sie alle, die unzähligen Redner, fanden eine Fülle des Tadelnswerten, sogar Schulmänner wagten sich an die Öffentlichkeit mit Urteilen, die bisweilen noch härter klangen als die der Laien. Auch der „Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums" hielt sich nicht fern. So blieb auch nicht eine Seite der Mittelschule frei von bitterem Tadel. Da drängt sich die Frage auf, wie war es denn möglich, daß eine mit so vielen Schäden behaftete Schulorganisation so lange ohne jeden Eingriff bestehen konnte? Wer trägt die Schuld? Für diesmal hat der Wille des Volkes den Widerstand des versteinerten Bureaukratismus, des Wesens mit der hochmutsvoll schnippenden Hand, in etwas gebrochen. Bald wird er wieder in dumpfen Schlaf versinken. Daran mögen die Reformfreunde nicht vergessen. Um einem Stillstande in der Entwicklung, die erst in ihren Anfängen steht, wirksam zu begegnen, muß ein Laien-Unterrichsbeirat eingesetzt werden, dessen Mitglieder in allgemeinen Versammlungen der hieran beteiligten Kreise gewählt werden sollen. Mit der größten Machtvollkommenheit in der Kontrolle ausgestattet, hätte dieser Beirat darüber zu wachen, daß alle Verordnungen auch sinngemäß zur Durchführung kommen, er hätte weiters im Laufe der Zeit notwendig gewordene Reformen in Vorschlag zu bringen. Wie dringend eine solche Laienkontrolle ist, mag daraus ersehen werden, daß das wertvollste Zugeständnis, welches die Verordnung vom 1. Mai 1908 für die Reifeprüfung gewährt, nämlich das Schwergewicht bei der Beurteilung der Reife auf das Verständnis des Kandidaten, nicht aber auf Detailkenntnisse, auf das Gedächtnis zu legen, bereits im Sommer 1878 gemacht wurde. Wenige Jahre nur wurde die Verordnung mit Widerstreben beobachtet, bald vergessen und nun, nach — 30 Jahren, feiert sie, mit verschiedenen Zusätzen verbrämt, ihre Auferstehung.

Die im Auftrage des Unterrichtsministeriums herausgegebenen Protokolle der Mittelschulenquete zeigen von der riesigen Arbeit, die geleistet wurde. Die klassischen Studien, die Reifeprüfung, ein neu einzuführender Mittelschultypus und neue Unterrichtsmethoden standen im Mittelpunkt der Erörterungen. Bei der ungeheueren Fülle des Materials kann hier nur Weniges angedeutet werden. Die Mitglieder des „Vereins für Schulreform" und die „Freunde des humanistischen Gymnasiums" standen sich in hartem Kampfe gegenüber. Eine kleine Gruppe nahm eine vermittelnde Stellung ein. Die Reformer verwerfen die klassischen Studien, die Humanisten erklären sie als einzige Grundlage jeder tieferen Bildung, die Reformer nennen die Reifeprüfung unhygienisch, eine „zwecklose Behelligung des Vorsitzenden, der Lehrer und Schüler", die Gegner machen das Recht des Staates darauf geltend. Interessant war es, hierbei den bisher geheim gehaltenen Standpunkt der Unterrichtsverwaltung durch die offiziellen Ausführungen des Landesschulinspektors Scheindler kennen zu lernen. Danach hat die Reifeprüfung den Hauptzweck, die Pflichterfüllung der Lehrer zu kontrollieren. Eine Ungeheuerlichkeit, worüber weiter kein Wort zu verlieren ist. Auch über die Organisation des neuen Mittelschultypus gehen die Meinungen weit auseinander. Die Humanisten nahmen zum Teil sogar Stellung gegen dessen Einführung. Exzellenz Gautsch sprach die Befürchtung aus, der Kampf käme mit diesem Zugeständnis nicht zum Stillstande, eine neue Schule mit Latein, aber ohne Griechisch würde die Schüler an sich ziehen und die Gymnasien zum Absterben bringen. Nur in einem Punkte waren Humanisten und Reformer nahezu einstimmig, in der Verurteilung der bisher geübten Unterrichtsmethode.

Der Streit der Parteien traf leider mehr die Oberfläche, das Innere, die Seele der Schule, wurde nur vor wenigen bloßgelegt. Gelegenheit dazu gab vor allem das erste von der Unter-

richtsbehörde gestellte Thema: „Inwiefern sind unsere Mittelschulen einer Verbesserung bedürftig?" Die wenig geschickte Fassung dieses Themas, welches das gesamte Gebiet der Schule in sich begreift, machte eine eingehende Erörterung unmöglich, sowohl während der Verhandlungen als auch im Referate. Der Referent Professor Martinak mußte sich daher auf die Darstellung der leitenden Prinzipien in der Schule beschränken. Alles erzieherische Tun und Wirken, führt er aus, könne von zwei Gesichtspunkten ausgehen, entweder „von unten" oder „von oben". Der letztere Standpunkt, die „Pädagogik von oben", frage: Welches ist das Ziel, das ich erreichen will? Was soll ich aus dem Jungen machen? Was braucht der Staat, die Gesellschaft, das Volk? Aus diesen Zielforderungen ergebe sich dann Lehrplan, Methode u. dgl. Die „Pädagogik von unten", frage: Was liegt in der Natur des Kindes, was kann es leisten, wofür hat es ein natürliches Interesse, wofür Fähigkeiten?

Diese letztere Richtung habe in jüngster Zeit gewaltigen Aufschwung genommen, namentlich in England und Amerika. Beide Prinzipien seien aber einseitig und jedes wirklich praktisch wertvolle Erziehungs- und Unterrichtssystem könne nur in der Vereinigung beider Forderungen bestehen, zwischen denen eine Art Gleichgewichtszustand herrschen müsse, der gegenwärtig nicht zu bestehen scheine. Es werde zu wenig die Psyche der Jugend berücksichtigt, zu viel dagegen die Ziele. In einer großangelegten Rede sprach Sektionschef Freiherr v. Pidoll über das gleiche Thema. Er verficht das „Prinzip der Entwicklung der jugendlichen Individualität durch Entfaltung der in ihr vorhandenen Kräfte im sittlichen Sinne" und erklärt als Folgerung dieser „Pädagogik von unten" das vorzeitige Studium der klassischen Sprachen als der Natur des Kindes und des Knaben nicht entsprechend. Der Unterricht in der lateinischen Sprache solle erst mit der fünften, jener in der griechischen mit der sechsten Gymnasialklasse beginnen. Änderung der Unterrichtsmethode und Abschaffung der Reifeprüfung sind Pidolls weitere Forderungen. Auch Professor Hueppe bestreitet die vorherrschende Macht der „Pädagogik von oben". Das Kind könne das von ihm Verlangte deshalb häufig nicht aushalten, weil der Aufbau des Unterrichts an es zur unrechten Zeit herantrete. Was das Kind gegenwärtig in 7 bis 8 Jahren in mühsamer Tätigkeit sich anquälen müsse, könne es bei einer anderen Disposition, bei einer Änderung der Methodik und ihrer Anpassung an die Organisation des Kindes in 3 bis 4 Jahren ebensogut lernen. Hueppe setzt sich deshalb auch für eine Einheitsschule mit Gabelung ein. Als gemeinsame Unterstufe hätte eine lateinlose Arbeitsschule zu gelten.

Die teilweise Verkennung des ersten Themas in seiner Tragweite ließ auch bei der Debatte über die übrigen sechs Fragen* die führende Idee vermissen. Eine große Reform ist aber schlechterdings unmöglich, wenn sie nicht von den inneren Gründen ihrer Notwendigkeit ausgeht.

Seit Rousseau hat unser Jahrhundert erst wieder — das Kind entdeckt und damit die „Pädagogik von unten" zu Ehren gebracht. Wird diese nicht zum leitenden Prinzip für die Reformen, dann bleibt die Unzufriedenheit bestehen, nach wie vor. Ich verweise auf Deutschland. Unsere Nachbarn haben alles und noch mehr als sich Österreich im Augenblick für die Schule erkämpfte. Seit langem bestehen dort neben den koordinierten klassischen und Realgymnasien und Oberrealschulen noch Reformgymnasien nach Frankfurter-, Altonaer- und anderen Systemen, eine maßvolle Reifeprüfung mit Kompensation, di Berechtigung zur Ableistung des Einjährigfreiwilligendienstes ist bei weitem ausgedehnter — und trotzdem eine außerordentliche Unzufriedenheit mit der Schule, aus gleichen Ursachen. Das Kind soll aus einem Objekt zum Subjekt, aus einem Mittel zum Zweck werden. Die gesamte Weltanschauung hat sich neben der allgemeinen Kulturentwicklung geändert. Sind auch die ungeheuren Fortschritte auf naturhistorischem und technischem Gebiete von machtvoller Einflußnahme, so sind sie doch nicht ausschlaggebend. Zivilisation haben wir reichlich, nur an Kultur sind wir arm. Das Treibende in der Weltanschauung der Gegenwart ist die drängende Sehnsucht nach Befreiung des Menschen von unwürdigen Fesseln, nach freier Entwicklung seiner von der Natur verliehenen Gaben. Nach der vollen inneren Einheit und Einstimmigkeit, nach Bildung von Charakteren. Wenn schon nicht der Erwachsene, das Kind wenigstens soll befreit, das Glück der Persönlichkeit ihm nicht verkümmert werden. Die pädagogischen Führer dieser Bewegung wie R. Seyfert, P. Zillig, M. Schilling, um nur einige zu nennen, verstehen aber unter dem Rechte auf Persönlichkeit nicht die führerlose Bewegung des Kindes, das Fallenlassen aller Schranken, sondern dessen Entwicklung auf Grund seiner physiologischen und psychologi-

* 2. Empfiehlt es sich, daß ein neuer Mittelschultypus geschaffen werde? Im Zusammenhang damit: Vom Übergang der Realschulabsolventen zu den Universitätsstudien.

3. Soll die bestehende Zweistufigkeit im Unterricht einiger Disziplinen fallen gelassen oder in Würdigung der pädagogischen Momente beibehalten, aber in einer von der bisherigen abweichenden Art durchgeführt werden?

4. Erscheint die jetzige Maturitätsprüfungsordnung und ihre Durchführung einer Änderung bedürftig?

5. Wie könnte dem bedenklichen Zudrang zu den Mittelschulen gesteuert werden?

6. Vom Übergang von der Volksschule zur Mittelschule, von der Mittelschule zur Hochschule. Im Zusammenhange damit: Ist das bestehende Prüfungs- und Klassifikationsverfahren, sowie die in den Disziplinarvorschriften festgelegte Erziehungspraxis einer Änderung bedürftig?

7. Ist eine Vermehrung der körperlichen Übungen notwendig?

schen Bedingungen. Die geänderte Weltanschauung führte aber auch zur höheren Wertschätzung des nationalen geistigen Besitzes und dadurch zum Bestreben sich loszumachen von fremder geistiger Führung.

Die Schule hat kein Eigenleben. Unzufriedenheit mit ihr deutet auf Störung des Gleichklanges mit der allgemeinen Kulturentwicklung, mit der Weltanschauung. In diesem Sinne haben sich daher die Reformen zu gestalten.

Einen außerordentlichen Anteil an der Reformbewegung, die alle Berufskreise erfaßte, nahmen zahlreiche Mitglieder des Abgeordnetenhauses, von denen einzelne wie O. Steinwender und Hofmann von Wellenhof schon seit Jahren das herrschende Schulsystem bekämpften.

In den Rahmen der großen Kindesfürsorgeaktion, die augenblicklich in Österreich eingeleitet wird, fällt auch die Gründung des „Reichsbundes der Jugendwehren und Knabenhorte Österreichs". Die Jugend soll durch den Verein nicht allein durch systematische Beschäftigung vor geistigen und körperlichen Schäden bewahrt werden, sondern auch eine militärische Vorbildung erhalten, als Vorbereitung für den Militärdienst.

Das Kind ist glücklich entdeckt worden, möge es nicht wieder vergessen werden.

Dr. Franz Moßhammer.

Feuilleton.

Minna Wagner.

In dem großen Sündenregister, das die Wagner feindlich gesinnten Kreise ihm vorzuhalten pflegten, nahm der Vorwurf herzloser Behandlung seiner ersten Gattin, der Schauspielerin Minna Planer, die erste Stelle ein. Die Gefährtin der Sturm- und Drangperiode seines Lebens wurde immer wieder ins Treffen geführt, so oft es galt, den Beweis für des Meisters „Charakterlosigkeit" zu erbringen, den Menschen Wagner in den schwärzesten Farben zu schildern. Unter all den Schlacken, die Bosheit und Niedertracht in das Charakterbild des Wort-Tondichters hineingefälscht und die, dank der so hochentwickelten Wagner-Forschung bereits fast zur Gänze beseitigt worden sind, ist denn auch dieser „dunkle Punkt" allein bislang unentfernt geblieben.

Die zweite Lebensgefährtin des Meisters konnte daher die 25. Wiederkehr seines Todestages nicht würdiger begehen, als durch die Veröffentlichung seiner Briefe an Minna*, die in unumstößlicher Weise dartun, daß auch die gegen Wagner erhobenen Beschuldigungen, seine erste Frau schmählich behandelt zu haben, ebenso wie die vielen anderen, seit langem wiederlegten, nur bewußte Fälschung der Tatsachen gewesen.

In diesen Briefen erhalten wir aber zugleich auch überaus kostbare Beiträge zur Charakteristik des Menschen Wagner, wie sie vielleicht keine anderen seiner so zahlreichen Episteln darbieten. Wir lernen hier vor allem den gigantischen Ringer, den heldenmütigen Lebenskämpfer genauer kennen, der selbst da, „wo auch des letzten Trostes Täuschung schwand", im Innern den einen Glauben niemals verliert: „den an mich selbst, ich in mir selber fand". Nicht minder aber sehen wir Wagner auf diesem seinem Golgathawege auch nicht einen Augenblick seiner Pflichten der Lebensgefährtin gegenüber vergessen, wiewohl er immer deutlicher sich dessen bewußt wird, daß sie ihm nicht nur keinen Trost im Unglück, sondern im Gegenteil, eine der drückendsten unter seinen zahllosen Sorgen bedeute.

Nicht für sie, die von den Feinden Wagners immer als die große Dulderin geschildert wurde, sondern für ihn war, wie wir aus diesen Briefen erkennen, dieser unselige, in jugendlicher Übereilung geschlossene Ehebund zu einem wahren Martyrium geworden, das er mit beispiellosem Heroismus und einer nur wahrhaft großen Geistern eigentümlichen Würde und Seelenruhe trug. Denn sie hatte Zeit ihres Lebens keine Ahnung davon, daß sie die Gattin eines in jeder Hinsicht exzeptionellen Mannes sei, legte an ihn vielmehr den Maßstab des Durchschnitts an und fühlte sich unglücklich darüber, daß er nicht so sein wollte, wie sie es für gut fand. So lange er dem, was ihr vorschwebte, nämlich der Erreichung einer ihrem Durchschnittsideale zusagenden, gesicherten Lebensstellung, zustrebt, steht sie ihm treu zur Seite und teilt voll Aufopferung sein hartes Los. In dem Augenblicke aber, der den Beginn jener Phase im Leben Wagners bedeutet, die den großen Reformator, den Wort- und Ton-Titanen in ihm zur Entwicklung gelangen läßt, versagt sie vollständig, erweist sie sich als gänzlich unfähig, seinem hohen Fluge Gefolgschaft zu leisten, wird ihm zu einer Kette, die ihn wohl nicht ganz zu Boden zu drücken vermag, ihn jedoch von dem Ziele, das er zu erreichen im Begriffe steht, für lange Zeit entfernt.

Und doch erstrebte dieser große Ringer für seine Gattin im Grunde dasselbe, was sie haben wollte! Nur daß er es in seiner eben nicht alltäglichen Weise, für welche ihr zu ihrem Unglück das Verständnis mangelte, zu erreichen sich mühte. Denn dieser Ewig-Ruhelose, der in sich selbst gleichsam das Prototyp für seinen irrenden Seefahrer fand, er brannte gleich diesem immer nur nach dem Einen: nach einem Heim!

* Richard Wagner an Minna Wagner. 2 Bände, Schuster & Löffler, Berlin 1908.

Das war ja vielleicht das wahrhaft Deutsche an dem „größten Genie der germanischen Welt", wie Wagner von seiner Freundin und Retterin in der Not, Frau von Calergis, einmal genannt wurde, daß er mitten in seinem rastlosen Wanderleben, die echt deutsche Liebe für die Poesie der Häuslichkeit, für den Zauber des eigenen Herdes sich zu wahren verstand!

Wie ein Refrain kehrt in diesen seinen Briefen, die einen Zeitraum von 20 Jahren umfassen und aus nicht weniger als 15 Städten datiert sind, in welchen Wagner stets nur für kurze Zeit Fuß faßt, immer der Gedanke an dieses eigene Heim wieder, von dem er in den Stunden höchsten Leids zu träumen nicht aufhört und das er sich und seiner Minna in jenen herrlichen Farben auszumalen pflegt, in welchen die Hoffnung das Heißersehnte gewöhnlich erblicken läßt.

Unter den Orten nun, die er vornehmlich ins Auge faßt, so oft er von diesem erträumten Heim spricht, kommt Wien lange Zeit hindurch in Betracht. Gleich bei seinem ersten Aufenthalte in der Donaustadt, im Jahre 1848, ist er von ihr entzückt, findet in ihr „Paris wieder, nur schöner, heiterer und deutsch". Nicht wenig mag bei ihm, dem Dresdener Barrikadenkämpfer, zu diesem Eindruck der große Freiheitstaumel der Wiener beigetragen haben, den er miterlebt und seiner Gattin voll Enthusiasmus in überaus lebendiger Weise schildert, wobei er insbesondere die Eleganz und Liebenswürdigkeit des Wieners hervorhebt und sie mit der „Schmierigkeit und Gemeinheit des Dresdeners" vergleicht. Auch die vielen aufrichtigen Freunde, die er hier findet, tragen das ihrige dazu bei, in Wagner den Wunsch nach einer dauernden Niederlassung in Wien aufkeimen zu lassen. Namentlich wird er aber hierin durch die Hoffnung auf das ihm von Fischhof, den er ganz in sein Herz schließt und „seinen Mann" nennt „wie er ihn gesucht", in allzu optimistischer Weise für seine Zwecke in Aussicht gestellte Kärntnertortheater bestärkt worden sein.

Kam nun auch dieses Projekt, das Fischhof mit Hülfe seines Freundes, des Unterrichtsministers Exner, realisieren zu können gehofft, nicht zustande, so bildet ein Jahrzehnt später die Donaustadt für Wagner abermals den Gegenstand seiner Zukunftspläne. Bedeutete sie ihm doch in diesen schicksalschwersten Tagen der Verbannung den einzigen Lichtstrahl! Denn er findet hier „zum ersten Male" in seinem „müh- und leidensvollen Dasein", wie er schreibt, dasjenige, was das Ziel seines künstlerischen Ringens gewesen, und das er in Deutschland und Paris vergeblich gesucht: „einen vollständigen, alles versöhnenden Genuß!" Im Mai 1861 hört er nämlich in der Oper **zum ersten Male in seinem Leben** — seinen „**Lohengrin**", und zwar in einer Wiedergabe, die „alle seine Erwartungen weit übertraf!"

Wie eines jener Jubellieder, das er in fast allen seinen Dramen den Helden in dem Momente anstimmen läßt, wo sich dessen Schicksal zum Besseren wendet, klingen denn auch diese seine Wiener Briefe an Minna. Voll Begeisterung preist er in ihnen die herrlichen Stimmen der Sänger und Sängerinnen, den Chor und das Orchester, nicht minder aber das Publikum, dessen „unglaubliche Einstimmigkeit, die wie ein Freudenschrei von 1000 Posaunen erklang", ihm das Ergreifendste dünkt, was er je erlebt. Durch all diesen Jubel dringt aber ein Schmerzensschrei hindurch, der uns Wagners Psyche von Grund aus erkennen läßt und der allein genügen würde, um das ganze Lügengewebe über des Meisters Herzlosigkeit Minna gegenüber mit einem Schlage zu zerreißen. „Ach Gott!" heißt es da, „das hätte ich Dir nun wohl gegönnt, wenn Du diesmal zugegen gewesen wärest! Auch Dich würde es Deine widerwärtigen Pariser Erfahrungen vergessen haben lassen!"

Doch nicht diese außerordentliche Lohengrin-Aufführung allein war es, was ihm Wien so wert macht, daß er hier sein Heim zu gründen beabsichtigt. Im Intendanten der Hoftheater, dem Grafen Lanckoronski, fand er den Mann, den er sich immer gewünscht hatte, der ihm die Oper für alle seine Schöpfungen zur Verfügung stellte, und — was für Wagner das Wichtigste war — „nicht spaßte, sondern sein Wort buchstäblich nahm und erfüllte".

Leider sollten aber auch diesmal die Wiener Hoffnungen des Meisters sich zerschlagen. Schon im August des nämlichen Jahres hören wir den wieder in der Donaustadt Weilenden darüber klagen, daß „die unglaublichste Ungewißheit das Bezeichnende seiner Lage sei" und er „sich so neu vorkomme, als ob er eben erst auf die Welt gekommen wäre". Diese „Ungewißheit" war — der Tenor Ander, dessen lang anhaltende Heiserkeit das Zustandekommen der „Tristan"-Erstaufführung, auf welche Wagner seine ganze Zukunft baute, in Frage stellte. Da halfen denn weder die aristokratischen Kreise, mit welchen der Meister bei Metternich oft zusammentraf, „die ihm sehr gewogen waren, auf ihn glaubten und hofften", noch auch sein ihm treuergebener Freund Dr. Standthartner, bei dem er Wohnung genommen hatte und der sich alle Mühe gab, ihn zu trösten. Die Sorge um Ander drückte den Meister ganz nieder, brachte es mit sich, daß er „fast seine ganze Zeit" in Mödling, wo Ander wohnte, zu verbringen pflegte, um dem ganz verzweifelten, überdies in einer trostlosen finanziellen Lage befindlichen Sänger Mut zuzusprechen.

Nichts bezeichnender nun aber für den lauteren Charakter des Tondichters, seine grenzenlose Herzensgüte, als die Tatsache, daß er in

diesen Tagen, deren Trostlosigkeit die schmerzlichsten Erinnerungen an die schöne Zeit seines „Asyls“ bei den Wesendonks in Zürich in ihm mit doppelter Stärke wecken mußte, es über sich bringen kann, an die in ihren Briefen immer wieder mit bitteren Eifersuchtsvorwürfen kommende Minna, ein in wahrhaft rührendem Tone gehaltenes Schreiben zu richten, in welchem er sie über ihren unseligen Wahn entgültig aufzuklären versucht.

Unter den 269 Briefen, welche die Sammlung enthält, ist dieser am 19. Oktober 1861 in Wien geschriebene in biographischer Hinsicht wohl der interessanteste, weil er das aus den Briefen an die Wesendonk über die Züricher Asylzeit Bekanntgewordene ergänzend, den unumstößlichen Beweis dafür erbringt, daß Minna der einzig schuldige Teil gewesen. Die hier zum Vorschein gelangende Hochherzigkeit Wagners kann jedoch erst dann voll und ganz ermessen werden, wenn man den in seinem Luzerner Briefe vom 18. Mai 1859 ausführlich geschilderten Fehltritt Minnas sich vor Augen hält, den sie kurz nach ihrer Verehelichung beging.

Dieses letztere Schreiben des Tondichters rückt das in dem Wiener Briefe Gesagte erst in das entsprechende Licht, läßt erst die ganze Tragik der Ehe Wagners mit Minna deutlich erkennen. In diesem Briefe tritt es aber auch vielleicht am klarsten zutage, wie erhaben Wagner über all den niedrigen Anklagen steht, die von seinen Feinden in bezug auf seine erste Gattin gegen ihn erhoben wurden.

Bernard Scharlitt.

Besprechungen.

Gustav Schnürer, Franz von Assisi. Die Vertiefung des religiösen Lebens im Abendlande zur Zeit der Kreuzzüge. Weltgeschichte in Charakterbildern hg. von F. Kampers, S. Merkle und M. Spahn. Dritte Abteilung. Übergangszeit. München—Mainz, Kirchheim. 36 S. 76 Abbildungen.

Ein vornehmes und sympathisches Buch. Die Bedenken, die etwa die ersten Worte bei manchem Leser rege machen könnten, sind bald zerstreut. Der Verfasser ruft vernehmlich den modernen Franziskusforschern zu, er habe einen anderen Geist als sie. Für sie, voran Paul Sabatier, sei Franziskus der Vorläufer des modernen Subjektivismus, jener uns wohlbekannten Auffassung, bei der Religion nur eine Äußerung religiöser Gefühle und Stimmungen ist und Offenbarungen, Dogmen und Satzungen für unwesentlich, wenn nicht irrtümlich gelten; sei der himmelhoch strebende Idealist, dem die nüchtern rechnende päpstliche Kurie erbarmungslos die Flügel brach, sein Werk entstellte und die Religion unter der Theologie begrub. Er, Verfasser, sei in diesen zwei Hauptfragen des Franziskusproblemes — Stellung des Heiligen zur Renaissance und Subjektivismus, Stellung des Heiligen der Kurie — grundsätzlich anderer Meinung. Aber indem er sie kund gibt, nimmt man alsbald wahr, daß ihm sein Gelöbnis ernst gilt, im Sinne des franzeszeischen: „Dominus det tibi pacem“ zu schreiben. So streng der katholische, kuriale Standpunkt festgehalten wird, man wird in dem ganzen Buche nicht ein Wort finden, das andere Anschauungen verletzen könnte. Noch einmal: es ist ein schönes Buch.

Die Auffassung von einer verständnislosen Eindämmung der Ideale des Heiligen durch die Päpste wird durch die Ausführungen des Verfassers ohne Zweifel ernstlich erschüttert. Die Kurie hatte in dem Konflikte zwischen dem an der völligen Armut festhaltenden Idealismus des Stifters und einer mit zeitlichen Rücksichten rechnenden keineswegs unverständigen Richtung unter den Brüdern, zwischen den Forderungen einer vernünftigen Fürsorge und übermenschlichem Gottvertrauen schwer genug zu entscheiden, mußte ausgleichen, vermitteln; eine vorurteilslose Prüfung wird ihr nicht versagen können, daß sie dabei mit Geschick und Redlichkeit verfuhr; daß der Heilige sich nicht leicht in ihre Entscheidungen fand, wird man ihr nicht zu Lasten schreiben dürfen. Aber auch sein Bild verliert darum nicht an seinem Glanze. Der in schwerem Kampf erprobte Held, der über eigene Schwächen triumphiert, erbaut uns Menschen mehr als der unbekämpfte Herrscher.“

Nicht so ganz kann ich mich der Versuche des Verfassers gefangen geben, S. Franziskus seinen Platz an der Schwelle der Renaissance streitig zu machen. Gewiß ist, kaum je der Heilige treffender als von ihm charakterisiert werden: ein loyaler Rittersmann des allmächtigen Gottes, daß ich so sage, der getreue Vasall des himmlischen Seniors, ein Troubadour der Liebe und Güte des Herrn; bei aller asketischen Strenge ein Freund martervoller Selbstquälerei; mit einem militärischen Zuge wie S. Benedikt und S. Ignatius, aber doch von ihnen so unterschieden wie etwa der normannische Tankred der Legende von einem römischen Legionär oder spanischen Soldaten; ein Mann der großen Empfindungen, nicht, wie S. Dominikus, des wägenden Verstandes; die „prächtigste Edelblüte des Zeitalters der Kreuzzüge“. Er hat den religiösen Gehalt des christlichen Armutsideales gerettet, das christliche Leben von voller Veräußerlichung gewahrt; sicherlich wollte er keine neue Lehre verkünden und waren ihm die Glaubenssätze unantastbar. Aber der Ton, in

dem er zu Gott spricht, die Worte, in welchen er „Bruder“ Mond und „Schwester“ Sonne feiert, klingen neu an unser Ohr; mit seinen Augen hat man vor ihm nicht die Natur gesehen. Gewiß, er hat mit den Richtungen der späteren Renaissance gar wenig gemein. Aber große Menschen eröffnen eben Entwicklungsfolgen, ohne sie selbst noch abzusehen, streben noch ganz anderen Zielen zu als jenen, welchen die von ihnen hervorgerufenen geistigen Bewegungen zudrängen. Ist nicht der Weltdespot Napoleon der Vater der modernen Formen des Nationalismus? Dazu kommt: Renaissance ist trotz aller Schreiberei darüber kein geklärter Begriff. Die Scheidung zwischen den originär abendländischen und byzantinisch-antiken Elementen ist viel zu wenig vollzogen. Von anderen abgesehen: Eine ihrer Haupterscheinungen — die Hingabe an die Gemütswerte der Natur — ist jedenfalls abendländischen Ursprungs. Darin sicherlich ging der Heilige voran. Und so steigt auch aus diesem Buch wieder das große Problem auf: Inwieweit ist die abendländische, die moderne, weltherrschende Kultur von heute aus sich selbst geworden und was hat die Antike geholfen, daran zu bilden und zu gestalten, werden wir den Bereich ihrer Einflußnahme nicht noch weiter verengern müssen?

Prof. Dr. Heinrich Kretschmayr.

*

In den Mauern. Erzählung von Otto Stoeßl. Verlag von Julius Bard.

Der Umstand, daß ich mit Otto Stoeßl persönlich befreundet bin, darf mich nicht hindern, über sein neuestes Werk zu berichten; denn was mich vor vielen Jahren gereizt hat, seine Freundschaft zu suchen, war ja die Schönheit seiner ersten literarischen Lebenszeichen. Sollte dasjenige, was den Anlaß unserer ersten Annäherung gebildet hat, ein Verbot für mich sein, ihn jetzt zu beglückwünschen, wo er zum ersten Male einen größeren Beweis künstlerischen Könnens niedergelegt hat? Otto Stoeßl ist in Deutschland heute schon bekannt und hochgeschätzt. Man wertet dort den tiefen Ernst seiner kritischen Äußerungen und horcht auf seine Stimme. In Österreich gehört er noch nicht zu den Männern, auf welche man neugierig ist. Und gleichwohl ist in seiner Feder aller Liebreiz österreichischer Töner verbunden mit klassischer Zucht, Innigkeit und Reife. . . .

Wir sind im böhmisch-oberösterreichischen Winkel, im Tale der Mühl. In wenigen energischen Strichen wird hier ein Bild von farbensatter Wirkung entworfen, werden wir ohne Anstrengung angenehm gefesselt von der heimatlichen Stimmung, in die großzügigen Konturen dieses bäurischen Erdenwinkels geführt; dann wird aus örtlichen, geschichtlichen, wirtschaftlichen und rein menschlichen Voraussetzungen die Grundlage eines Schicksals gezimmert, welches sich mit einer wohltuenden Selbstverständlichkeit Schritt für Schritt vor unseren Augen entfaltet. Wie sich diese einmal gegebenen einfachen Elemente mit leiser Steigerung ineinander verflechten und ganz ungezwungen allmählich doch eine innere rein geistige Verwicklung ergeben, die gar nichts Konstruiertes an sich hat, darin offenbart sich jene höhere Erfindungsgabe, welche auf grelle Effekte und romantisches Beiwerk gelassen verzichten darf. Zeit und Ort der Erzählung sind fein gewählt. Es ist die Zeit vom Ausbruch der französischen Revolution bis 1809 und darüber, ein politischer Wendepunkt und Übergang, der die Gemüter der Zeitgenossen durch die Wucht des Ereignisses und dessen eigentümliche Nachwirkung überwältigt und ihren besten Gehalt verbraucht. Sie erleben eine Heldenzeit und sind auch schon wieder Epigonen ihrer selbst mit der ganzen tragischen Stimmung solcher Menschen. Ohne viele geschichtliche Auseinandersetzungen und Weitschweifigkeiten, immer auf Feld und Scholle beharrend, die Perspektive des friedsamen Dorfes und der abseits liegenden Landschaft festhaltend, läßt der Erzähler dennoch die Zeit in ihrer ganzen Stimmungsgewalt, aber gleichsam gesehen in der dumpfen Traumhaftigkeit der primitiveren Menschen erstehen.

Da ist der alte Felser, dessen Sohn dem Vater durch den Aufenthalt im Ausland entfremdet ist und eines Tages, der neuen Stiefmutter überdrüssig, heimlich nach Wien entweicht; Wien, das in dieser Erzählung immer mit dem Zauber des geheimnisvollen Fernen und Gefährlichen auftritt, wie von Nebelschleiern umwallt. Als dem Alten die Geburt eines Enkelkindes gemeldet wird, tut er ein Gelübde: er will einem kleinen Kind, dem er begegnet, ein gutes Werk tun. So trifft Johann Bilgeri, den unehelichen Sohn der Agnes vom Bilgeri-Hof, die Gnade. „Willst fleißig sein und studieren?“ fragte ihn Felser. Der Kleine sagt dazu ja. „Einmal im Leben, wenn nicht mehrmals, sagt jeder Mensch auf eine Frage, die er wahrlich nicht versteht, sein kindliches Ja und sei es unter einem Rippenstoß und wundert sich späterhin, daß ihn das Schicksal so unerbittlich beim Wort nimmt.“ Mit diesem einem Ja ist auch der Knoten der Erzählung geflochten. Johanns Schicksal ist nun in die Wege geleitet. Es ist ein etwas rauhes Wohlwollen, das sich da über ihn breitet. Die Mutter schaut in stummer Liebe zu und wagt nicht viel drein zu reden, da ihr der Sohn von der Seite genommen und in die Normalschule in Linz gesteckt wird. Es sind die Menschen der Scholle, die ihre Geschicke mit innigster Ergebenheit von anderen bereiten lassen. Wie ihn dann plötzlich die Laune oder Weisheit seines Gönners wieder aus der Schule herausnimmt und ihn zu einem Hausweber gibt, wie er da in tiefer Waldeinsam-

keit beim wortkargen struppigen Meister in harter Zucht das Gewerbe erlernt, wie Armut und Enge der Weltanschauung diese im Grunde braven und unschuldigen Menschen hart und trocken macht, wird mit sicherer Gegenständlichkeit, ohne Sentimentalität, aber nicht ohne leises Singen verhaltener Poesie gezeigt. Nach dem schlimmen Jahr im Walde bestimmt ihn der alte Felser zur Erlernung der höheren Kunst in die Webschule nach Brünn. Dort lebt er freudlos und fremd, so lange, bis eines Tages das Geld ausbleibt, welches der alte Felser bis dahin für ihn gezahlt hat, und damit ist für ihn die Gebundenheit auch zu Ende. Er nimmt die Stiefel auf den Rücken und wandert barfuß der Heimat zu. Auf dem Wege begegnet ihm aber eine Karosse, darin ein Ehepaar mit einem blondgelockten Mädchen, das ihm einen Rosenstrauß zuwirft.

Es ist nun recht dem Leben abgelauscht, wie dieses Glück, welches sich hier ankündigt und dann auch mit einem vollen Akkord eintritt, zuletzt doch wieder gar kein echtes endgültiges Glück ist, weil der Weltenmeister die Schicksale viel bunter webt, als man sich's träumen läßt. Der alte Felser ist inzwischen gestorben, der Hof wird von seinem rückgekehrten Sohn und dessen Frau bewohnt, das Kind, dem wir im Wagen begegnet, ist aber das Töchterlein mit dem wunderlichen Namen Schnee. Es ist das sonnigste Kapitel im Buch, wie der Knabe seine erste Begegnung mit der kleinen Holden erlebt; wie endlich nach so viel Düsterkeit und Freudlosigkeit die Stunde auch seines Mysteriums schlägt, wie er in den herrlichen Garten tritt und dort von wohlgepflegten glücklichen Menschen in voller Behaglichkeit empfangen wird und mitgenießen darf. „Jeder Mensch, der ärmste und der reichste erlebt einmal, meist in den Tagen der Kindheit, wo die Welt noch als das Wunder erfaßt wird, das sie ist, jenen größten Anblick, wo ihn die Ewigkeit mit leisem Schauer und warmen Segen berührt, ihm strahlend gegenübertritt und ihn ein für allemal fühlen und wissen läßt, daß über ihm Dinge, Mächte, Menschen, Götter walten, nach denen seine Sehnsucht Zeit seines Lebens die Hände emporstrecken muß.“ Wieder sind es fremde Menschen, diesmal aber feinfühlige Gönner, welche Johann Bilgeris Schicksal in die Hand nehmen. Er wird nach Paris geschickt, um die Seidenweberei zu erlernen und den letzten Grad der Ausbildung in seinem Gewerbe zu erreichen. In sehr feiner und unausgesprochener Symbolik tritt nun die Seide als bewegendes Motiv in die Handlung ein, bezeichnet von da an die höheren fremdartigen Ansprüche und verändert das Lebensgesetz des Helden. Das alles wird nicht gesagt, sondern wächst ganz organisch und natürlich aus der Handlung. In Paris erlebt er die Revolution und das Wunder Napoleon. Hier scheint mir die Plastik der Erzählung allerdings etwas nachzulassen. Wir erfahren nicht recht, wie der Held das miterlebt, wie es ihn entwickelt hat. Das alles zeigt sich freilich später. Es war dem Erzähler wohl auch nicht darum zu tun. Der Sprung zum jungen Mann scheint mir etwas unvermittelt.

Nach Österreich zurückgekehrt, hat Johann Bilgeri seine zweite Begegnung mit Schnee, die er als Dame in Trauer — die Eltern sind inzwischen verstorben — inmitten der neuen Ereignisse antrifft. Es ist nämlich Krieg. Napoleon vor Wien. Sehr glücklich ist hier wieder die Verwertung der geschichtlichen Ereignisse im Dienste der Erzählung. Französische Soldaten plündern die Vororte. Johann Bilgeri hat einen großen Moment. Er eilt zum Kaiser der Franzosen und erwirkt einen Befehl, welcher die Ordnung wieder herstellt. Noch trunken von dem Erlebnis mit dem Gewaltigen kehrt er zurück und erobert sich seine künftige Frau.

So zieht er in Haus und Hof des alten Felser ein, wird Herr des ganzen Anwesens, der Fabrik und hat eine liebliche Frau. Warum wird diese Ehe nicht glücklich? Darüber liegt ein wunderliches Geheimnis, dessen Lösung aber den eigentlichen Sinn der Geschichte ausmacht. Sei es, daß das eine große Erlebnis unseren Helden erschöpft hat, dessen Persönlichkeit eben doch zu kurz gewachsen ist, sei es, daß im Zeitalter selbst eine auszehrende Kraft liegt oder daß die freudlose Jugend sich nun rächt, der Widerspruch in seinem Leben kommt zum Durchbruch. Bilgeri findet den Frieden nicht. Er verpflanzt die Fabrik vom Lande nach Wien, wozu er aber eigentlich gezwungen ist; die primitiven Verhältnisse lassen sich nicht mehr aufrechterhalten, der kaufmännische Geist fordert seine Rechte, die Seide verlangt mutiges Ausgreifen, höheren Schwung der Geschäftsführung, Nähe des Luxus und der Kultur. Die Frau, die aber innig mit der Heimat verwachsen ist, weil sie selbst ein Stück des Hauses und der Gegend ist, zieht nur schwer und ungern in die Stadt mit. Etwas Fremdes schiebt sich zwischen die Gatten. Die zersetzende Kraft der wirtschaftlichen Verhältnisse, ihre immanenten Gesetze sind hier ohne aufdringliche Symbolik, ohne daß ein Wort der Reflexion darüber einfließt, aber mit überzeugender Logik dargestellt und das alles ist restlos in alltägliche Vorgänge aufgelöst. Und nun beginnt eine eigentümliche seelische Erkrankung dieser Ehe, eine schleichende ganz lautlose Katastrophe; Bilgeri erliegt den Verführungen der wollüstigen, klatschsüchtigen, allzu reizenden Stadt; es mischen sich in seinem Leben die Ansprüche der Überfeinerung mit der Naivität des Bauerntums; und dann kommt sein letztes Erlebnis: die Liebe zu einer französischen Courtisane, der Menta, welches den Kraftlosen, Zerfahrenen widerstandslos hinwegrafft. Es war alles umsonst: Frankreich, Revolution, Napoleon, Ehe — alles das hat schließlich nicht

über jenes Fatum siegen können, jenes eigentümliche Fatum des österreichischen Menschen, in die Mauern gebannt zu bleiben wie die Henne hinter dem Kreidestrich. Er irrt eigentlich nur im Kreise, kommt nie darüber hinaus. Jene mystische Gefangenschaft des Österreichers, die in uralten, historischen Verhältnissen tief begründet, den Geist jedes einzelnen heimlich durchdringt; jene seelische Kurzlebigkeit des Österreichers, der rasch und mutig aufflattert, um dann desto müder von seinem Flug zurückzusinken und schließlich mit sich und der Welt zerfallen, in verdrossener Genügsamkeit, seinen Leidenschaften und eigenen Taten nicht gewachsen, vorzeitig zusammenzubrechen.

Diesen mystischen Bannkreis zu zeigen, hat sich Stoeßl zur Aufgabe gestellt. Die schwere Luft, die über der ganzen Erzählung liegt, der geheime Wehlaut, der auch an den heitersten Stellen mittönt, mag manchem für eine österreichische Geschichte nicht recht angemessen erscheinen. Aber vielleicht ist gerade das die tiefere Auffassung dieses Landes und seiner Menschen, deren Fröhlichkeit immer von Melancholie durchmischt, auch immer etwas Tragisches hat, wie jener Glanz des Vormärz, der heimlich hinter jene sorglosen musikalischen Menschen, die sich im Sinnengenuß über den Mangel an Persönlichkeit trösten . . .

Otto Stoeßl, der dem Problem der Erzählung mit besonderer Leidenschaft nachsinnt, hat sich eine Sprache geschaffen, deren wohlgerundete Ruhe, sichere Schritte und zielbewußtes Tempo dem Leser von der ersten Zeile an das beruhigende Vertrauen gibt, daß er im sicheren Stadium der Erzählung erwachen und seine Sache ohne Schwanken zu Ende führen wird. Es ist echtestes Deutsch, wie es im Lande Österreich in dieser Stärke und Reife schon lange nicht mehr gehört worden ist . . . Robert [illegible]

*

Befreiung. Roman von Goswina v. Berlepsch. Dresden, Max Seyfert, [illegible]

Goswina v. Berlepsch hat ihren Lesern und Freunden eine frohe Überraschung bereitet. Wir kannten sie als treffliche Darstellerin einer kleinen Welt des Behaglichen, Rührenden, liebenswürdig Komischen und wir meinten, sie leiste ihr bestes in der Schilderung reiner, idyllischer Zustände und Gegenden. In der Novellensammlung „Am Sonnengeländen" (1909) schien sie einen Höhepunkt ihres Schaffens erreicht zu haben, von dem aus man auch die Grenzen ihres Wesens und ihrer Begabung glaubte abstecken zu können. Sie hatte ja oft genug Leidenschaftskonflikte behandelt und dabei manches tragische Motiv ausgegraben; doch unter ihren zärtlichen Händen hauchten die Seelentriebe leicht zu flüchtig auf und in allerhand reizenden Details verteilten, verzettelten sich die Kräfte, die nur zu einem hätten gespart und gesammelt werden müssen. Und nun auf einmal schenkt uns die Dichterin ein Buch, in dem ihr Talent neue Stoffe, Wege, Entfaltungen sucht — einen Roman, in dem ein bedeutender Gegenstand mit kühner Kraft bearbeitet ist und in dem ein paar Kapitel stehen, voll der grausamen Entschlossenheit, die notwendig ist, will man das Leben in seiner wahren Gestalt und von seiner grandios erbarmungslosen Seite zeigen. Der Roman ist keine Erzählung voll Figur und gar nicht außerordentlich lebhaft; dennoch hat er eine leitende Idee, die der Titel andeutet und die eine Schlußrede zusammenfaßt. „Befreiung" heißt er, und gemeint ist: Befreiung der Frau, — nicht vom Mann und dergleichen theoretischem Zeug — sondern Selbständigwerden, Freiwerden, — ein Freiwerden von äußeren und inneren Übeln durch Arbeit, — selbstgewählte, dem eigenen Wesen gemäße Arbeit. Die Heldin des Buches ist Schriftstellerin; Schicksal, Charakter, Neigung haben sie dazu gemacht. Sie begann zu schreiben — nun, wie Frauen meistens zu schreiben begonnen — nicht aus Talent, sondern aus unglücklicher Liebe usw. Sie hat auch Talent; aber das Talent einer Frau ist selten so anspruchsvoll und tyrannisch wie ihr Bedürfnis nach Glück; es hat merkwürdig viel Zeit, Geduld und Langmut, sobald das Herz zu seinem Rechte kommt. Eva Helmer jedoch fängt zu schreiben an, weil ihr Dasein leer geworden ist. Der sie liebte und den sie noch immer liebt, hat eine andere genommen — die alte Geschichte. Eva schreibt eine Novelle, schickt sie ein — gleich der erste Versuch gelingt; sie wird angenommen, gedruckt, bezahlt. So passiert es einem beim Kegelspiel: der erste Schub, den man in seinem Leben tut, trifft alle Neun — wenn die Kugel es so gewollt; dann aber merkt man zu seinem Erstaunen, mit wie viel Fleiß und Mühe man erlernen muß, alle Neun zu treffen, wenn und wann man es selber will. Evas Vater stirbt. Sie bleibt mit Mutter und Schwester mittellos zurück. Sie hat nicht Lust, sich durch eine Konvenienzheirat standesgemäß „versorgen" zu lassen, wie ein weiser Bruder es wünscht; so muß sie für sich selber sorgen. Und nun geht es ihr weiter wie dem besagten Kegelspieler. Sie sieht ein, daß zum Schreiben die guten Anlagen nicht genügend sind, und indem sie unter Mühe und Sorge langsam das Handwerk meistern lernt, lernt sie das Wesen und Treiben der Welt kennen, in und mit der sie dieses Handwerk ausüben wird — die Angelangten, die Strebenden, Ringenden und die vor dem Ziele Niederbrechenden — Frauen aller Art — reizende, geniale, zünftige, ehrenwerte, literarische Mittelmäßige — die ganze wunderliche Skala auf und ab — mit den Männern, die zu ihnen passen und die so merkwürdig Beiwerk sind — wie in einem Amazonenreich angeführt, nicht wie in dieser offenbar schlechteren Welt, die nun einmal die wirkliche ist. Und

unter diesen Männern geistreich aufgefaßte Typen: so der köstlich moderne Poet, der ohne Spur von Ironie ein Theaterstück auf die gleiche Schlußpointe aufbaut wie Oskar Wilde seine florentinische Tragödie und der vor lauter Subtilitäten nicht mehr unterscheiden kann, was weiß ist und was schwarz, der im Leben aber durchaus nicht der „Kerl" ist, der spekuliert, sondern die grüne Weide trefflich auszunutzen versteht; so der Stubenlyriker Merler, Don Quixotte der Frauenemanzipation, Herausgeber des „Buches der Lichtsucher", Genie-Entdecker und trotz aller Narrheit prächtiger Geselle; andere Gestalten, derbere, — feinere, — unter diesen Evas Bruder Mani, dessen Liebe und Heirat ein kleines Juwel des Buches ist. Die Geschichte selbst erzähle ich nicht. Sie endet gut und schlecht, wie man es nimmt, — nicht mit einer Hochzeit, wie es einen Moment schien; denn Eva befreit sich von den trüben Forderungen einer Liebe, die bereit wäre, zu dem bißchen Jugendglück über Leichen wegzuschreiten. Auch bedingt die Natur dieses Romanes einen weniger banalen und nicht gar zu persönlichen Ausgang. Es war doch ein Buch von der Befreiung durch Arbeit und Eva hatte diese Befreiung für ihr ganzes Geschlecht zu erleben. Sie sollte als Beispiel dienen, daß im Ringen und Streben nach Selbständigkeit, nach allseitigem Ausbau der eigenen Persönlichkeit in freier Betätigung aller Anlagen die Seele ihren Vollwuchs erreicht. Deshalb durfte das Buch auch nicht mit einem Todesfall enden, sondern mit dem Sieg der Heldin über sich und die Welt. Eva erreicht ihr Ziel, wie sie wollte, — Geld und Ruhm rascher, als es durchschnittlich geschieht; doch durfte sie ein Ausnahmsschicksal haben, weil sie selbst hoch über dem Durchschnitt steht. Und dann fordert die künstlerische Ökonomie des Werkes, daß just diese Partie des Buches im Licht gehalten sei. Als Kontrapost fehlt ja das Dunkel nicht. Eine Episode der Geschichte ist der Träger dieses Dunkels, — eine Episode von so großer Wucht in der Behandlung, so gut vorbereitet, so reich und sorgsam durchgeführt, so ganz in den richtigen Augenpunkt gestellt, daß sie in ihrer vollen, drohenden Bedeutung von jedermann erkannt werden muß. Ich meine die Episode vom Selbstmord der Schriftstellerin Terninski, — ein anderer Name will sich auf die Lippen drängen, — eine Episode voller Wirklichkeitselemente, die aber aufs vornehmste geläutert sind und schneidend wirken, ohne roh zu sein. Frau Terninski erschießt sich, weil ein Theaterstück durchfällt, — aus sehr komplexen Gründen durchfällt, — auf das sie ihre letzten Hoffnungen gesetzt hat. Diese Geschichte gerät in den Roman wie Pontius Pilatus in das Credo; sie ist aber so fest verankert, so prächtig entwickelt, daß sie gar nicht wegzudenken ist. Ja, es ist dafür gesorgt, daß man ihre Einfügung als Notwendigkeit, das Terninskische Schicksal gar nicht episodisch empfinde, sondern als etwas erkenne, das von Bedeutung ist, für alle, die den gleichen Weg des Lebens gehen und die den gleichen Gefahren ausgesetzt sind. Im Kapitel vor dem Terninskischen erzählt der Maler Rinnemann eine andere Künstler- und Hungertragödie, die mit einem Selbstmord schließt. Die Verdoppelung des Motivs ist ein sehr feiner Kunstgriff; sie wirkt wie eine Verstärkung; sie gibt dem Fall Terninski Tiefe, macht ihn zum Symbol, exemplifiziert ein typisches Schicksal nach mehreren Seiten. Durch die Verdoppelung kann die Dichterin auch besser und eindringlicher zeigen, wie das Leben solche Tragödien verwertet. Rinnemanns Glück begann mit dem Tode seines Meisters, dessen Selbstmord die Augen auf ihn lenkte; Eva Helmer wird durch den Selbstmord der Terninski aufgerüttelt, zum schauerlichen Ernst des Daseins erzogen. Und dieses Gewicht des Tragischen ist, dank der trefflichen Ausführung dieses Stückes im Buche, ein wahres Verdienst des Berlepschschen Romanes. Es ist mir nicht verstattet, hier alle Feinheiten eines Werkes aufzuzählen, das voll innerer Form, ganz durchdacht und durchgefühlt ist; ich möchte nur nachgenießend eine Schilderung des Minoritenplatzes erwähnen, in der die versonnene Poesie der schönen, alten Wiener Winkel all ihre Zauber spinnt. Und ich gedenke hier eines lieben, unvergeßlichen Gesichtes, das uns aus den Seiten des Buches grüßt, — naiv und frisch und originell und grundgut, — ein Stück vergangener Zeit, — prächtig und eigenständig — Evas Mutter, dessen Urbild wir alle gekannt und sehr geliebt haben, wir Freunde des Berlepschschen Hauses! Ihr und den anderen „drüben", — ihren teueren Toten hat die Dichterin diesen, ihren besten Roman gewidmet. Sie schrieb ihn, als sie von schwerem Leid genas, — als sie, selbst halb eine Jenseitige, fühlte, daß ihr nun nichts mehr geschehen könne, und daß sie das Leben noch immer lieb habe, — trotz alledem. — als eine, die es gründlich erfahren hat und die es nun mehr von hoch oben ansieht, — wie ein großes Kunstwerk.

Marie Herzfeld.

*

Mein Dorf. Novellen und Skizzen aus Schlesien von Maria Stona. Hermann Hillger Verlag.

In bescheidener Fassung steckt hier ein kleines Juwel von besonderem Glanz und Wert. Diese Geschichten, leicht hingeworfene Kleinigkeiten zeigen die Dichterin in ihrer ganzen starken Begabung. Sie mag von Pferden reden, von stumpfsinnigen Bauernmägden oder von sensitiven Jünglingen; sie mag die Idylle ihrer Schloßeinsamkeit schildern oder das todestraurige Ringen in Menschenseelen, immer überrascht und bezaubert sie. Dabei ist ihr ein feiner, überlegener Humor gegeben, der fesselt, ohne je zu verletzen — eine leichte Ironie, mit der sie lichte, anmutsvolle Bilder übergießt, gleichsam

um im Leser die Rührung nicht zur Rührseligkeit werden zu lassen.

Das schönste Stück der kleinen Sammlung ist wohl die Geschichte vom „Schimmel des alten Haida". Man denkt bei ihr an die berühmte Hundegeschichte „Krambambuli" von jener größten deutschen Dichterin, die Österreich mit Stolz die Seinige nennt: von Marie von Ebner-Eschenbach. An sie erinnert Maria Stona in diesem Band häufig durch die sichere, kühne Zeichnung der Bauerntypen und durch die knappe Diktion, die dennoch nirgends den edlen Fluß der Erzählung stört.

Sehr fein ist auch die Skizze „Künstlerseelen". In ihr ist mit sanftem Spott die ästhetische Heuchelei von Menschen geschildert, die immer am Leben vorbeireden und sich am Klang der eigenen Worte berauschen, die doch so nüchtern und berechnet irgendwo aus einem Winkel des Verstandes herausgeholt worden sind, ohne das Gemüt zu berühren.

Das Büchlein gehört als Ganzes zu denen, die man nicht freiwillig aus der Hand legt, wenn man einmal begonnen hat, sie zu lesen. Es gibt ein liebliches Bild der schönen, ruhevollen Weltabgeschiedenheit, in der die Dichterin ihre Träume gestaltet; die weite fruchtbare Ebene, die den fleißigen Bauern reichen Segen bringt, die dampfenden Schlote, von den nahen Kohlengruben genährt — die ganze Hast des Fortschrittes und der Industrie im Umkreis, dem Auge erreichbar; inmitten von Gärten aber erhebt sich ein altes Schloß, vor seinem Tor rauschen die Linden, seine Fenster schauen ins weite Land und lassen den Blick hinausschweifen in die Welt, in der Maria Stona „singen und sagen" gelernt hat.

Helene Scheu-Riesz.

Rundschau.

21. August. Erster internationaler Vegetarianerkongreß in Dresden.

23. Graf Clemens Saint-Julien-Wallsee (geb. 1845), Landespräsident von Salzburg, in Salzburg †.

27. Internationaler Kongreß der Transportarbeiter in Wien.

29. Hofrat Professor Dr. Horaz Krasnopolski (geb. 1842) in Gmunden †.

30. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht eine Verordnung des Gesamtministeriums, nach welcher der serbisch-österreichisch-ungarische Handelsvertrag am 1. September 1908 provisorisch in Kraft zu treten habe. — Internationale Versammlung der Bohringenieure in Lemberg.

31. Der Ackerbauminister Dr. Ebenhoch gibt seine Demission.

*

Die großserbische Irredenta in Süddalmatien. Die dalmatinischen Serben haben sich anläßlich der Durchreise Nastićs wieder einmal in ihrem wahren Lichte als Anhänger jedweder auf die Lostrennung Dalmatiens von Österreich gerichteten Bewegung gezeigt. Nastić, der die revolutionären Tendenzen der von Serbien ausgehenden großserbischen Propaganda in seiner Broschüre „Finale" entlarvt hat, war nämlich auf seiner Reise von Castelnuovo nach Mostar in mehreren Stationen der Gegenstand unbeschreiblicher Insulten seitens der durch die großserbischen Agitatoren aufgehetzten Bevölkerung, welche in ihm einen „Spion" und „Verräter" erblickt. Wie weitgehend muß die seit mehr als einem Jahrzehnt in Süddalmatien ungestraft und unbehindert betriebene großserbische Propaganda den Boden unterwühlt und die Denkungsweise der Bevölkerung beeinflußt haben, wenn selbe sich mit den Interessen der serbischen Dynastie und mit der revolutionären großserbischen Bewegung so weit identifiziert, daß sie denjenigen als Spion und Verräter brandmarkt, der einen Teil der revolutionären, großserbischen Umtriebe aufdeckt. Österreicher rotten sich zusammen und mit leidenschaftlichem Haß kehrt sich die Volkswut gegen einen Ausländer, weil er . . . vielleicht weil er ihr Vaterland hintergehen und als Spion ihr Heimatsland verraten wollte? . . . O nein! weil er es gewagt, eine schwere Gefahr für Österreich-Ungarn aufzudecken — und ein kleinwenig den Schleier des Geheimnisses, der die revolutionäre serbische Verschwörung deckt, zu lüften!

Vor Jahren schon versuchten einzelne, hierzu vielleicht nicht amtlich berufene, darum aber nicht minder glaubwürdige Personen, den maßgebenden Faktoren in Wien die Augen über die großserbische Bewegung in Süddalmatien zu öffnen. Man wies darauf hin, daß unter der wohlwollenden Duldung der Lokalbehörden eine gefährliche, aufreizende Propaganda um sich greife, daß immer dichtere Fäden über die Grenze hinaus gesponnen würden, daß bekannte ausländische Agitatoren unbehelligt das Land durchstreifen, die Bevölkerung aufreizen und daß an den Hochverrat grenzende Umtriebe und Demonstrationen stattfinden.

Mit der bei uns beliebten Vogelstraußpolitik wollte man aber die Verhältnisse nicht so sehen wie sie wirklich waren, man wollte sich täuschen und beruhigen lassen, und alle Warnungsrufe verhallten ungehört. So weit war es schließlich gekommen, daß Kallay, der mit kundigem Blick die von der großserbischen Bewegung drohende Gefahr erkannt hatte, sich genötigt sah — eigene Konfidenten auf dalmatinischem Boden zu halten, welche die Aufgabe hatten, ihm über die großserbische Propaganda in Dalmatien zu berichten, während die dalmatinischen Behörden sich um diese Vorkommnisse meistens blutwenig kümmerten oder sich um dieselben nicht kümmern durften und dagegen ihr Augenmerk auf Kallays Konfidenten richteten, als wären diese die staatsgefährlichen Elemente!

Den Enthüllungen Nastićs über die Aktivität der großserbischen Revolutionskomitees könnten auch noch solche über die jahrelange, bis vor kurzem ununterbrochen währende Passivität der österreichischen Behörden — von den untersten bis zu der höchsten aufwärts — angereiht werden, Mitteilungen, die ein recht trauriges Kapitel österreichischer Verwaltungsgeschichte zu beleuchten vermöchten!

Leopold Freiherr von Chlumecky.

*

Wiener Theater. Nun sind sämtliche Wiener Bühnen wieder an der Arbeit. Was man aber in der ersten Septemberhälfte zu hören bekam, war kaum mehr als das Stimmen der Instrumente.

In dem Augenblick, wo diese Zeilen zum Druck befördert werden müssen, steht von den vier Programmpunkten des Raimundtheaters nur noch die Oper aus. Die ersten Proben von Volksstück-, Possen- und Operettenaufführungen sind bereits geliefert worden. Es wäre unbillig und voreilig, an ihnen sein kritisches Mütchen kühlen zu wollen. Aber auch das einsichtsvollste Wohlwollen wird sich nicht verhehlen dürfen, daß der Beginn der neuen Entreprise kein besonders glücklicher war. Sowohl den „Meineidbauer", mit dessen Wiederaufführung die neue Ära eröffnet wurde, wie auch die Posse „Die Welt ohne Männer" hat man hier früher in ungleich besserer Darstellung sehen können. Das wirklich Gute rührte zumeist von den Resten her, die aus dem Volksstückensemble Gettkes übernommen werden mußten, und was sonst noch mittat, war eine Zusammenklitterung von Mittelmäßigkeiten, die einer gleich zielbewußten und energischen Erziehung bedürften, um sich auf eine annehmbare Stileinheit einzuspielen. Mit geradezu schmerzhafter Deutlichkeit aber wurde dieser völlige Mangel an Einheit im Zusammenspiel bei der Erstaufführung von Ella Hruschkas Lebensbild „Ferdinand Raimund" empfunden. Zugegeben, das durch den Landes-Autorenpreis von Niederösterreich ausgezeichnete Werk widerstrebt einer lebensvollen Bühnenaufführung. Es leidet an dem Grundübel, daß es den Märchenapparat Raimunds auf die sonst realistische Schilderung seines Lebensganges überträgt, ohne die allegorische Bildkraft zu besitzen, die die Werke des großen Wiener Volksdichters über die Maschinenkomödien seiner Zeitgenossen erhebt, und daß es sich in Deklamationen und Visionen verliert. Gleichwohl hätten sich durch kluge Anwendung des Regiestiftes und durch liebevolle Darstellung und Ausstattung dem unverkennbar von poetischen Intentionen erfüllten und gewiß schätzenswerten Buchdrama vielleicht doch einige Bühnenbilder von anheimelnder Milieuwirkung abgewinnen lassen. Da diese einzige Möglichkeit, das Stück bühnenbrauchbar zu machen, unversucht blieb, schrumpfte der Pietätsakt, der mit der Aufführung am Todestage Raimunds vollzogen werden sollte, zu einer leeren und kalten Höflichkeitsbezeugung zusammen. Man hatte auch nicht viel mehr erwartet, weil man ja doch wußte, daß die neue Leitung das Hauptgewicht auf die musikalischen Darbietungen legen würde. Doppelt groß war darum die Enttäuschung, die die Aufführung des „Zigeunerbaron" bereitete. Sie ward von ungenügenden Gesangskräften bestritten und trug alle Merkmale schleuderhafter Überhastung.

Das Deutsche Volkstheater ist bei der zweiten Neuheit angelangt und hat inzwischen mit einer fast durchwegs neubesetzten Wiederaufführung von Anzengrubers „Viertem Gebot" den erfreulichen Beweis erbracht, daß es seinen Personalstand vorteilhaft ergänzt und verjüngt hat. Rechtzeitig Nachwuchs heranzuziehen, das gehört auch mit zu den Geheimnissen einer erfolgreich geleiteten Bühne und die erwähnte Anzengruber-Vorstellung erfreute auch darum, weil man in den jungen Kräften eine lebendige Tradition nachwirken sah. Nur wenig Dank fand die Erstaufführung des Renaissancedramas „Die Condottieri", wiewohl sein Verfasser, Rudolf Herzog, mit dem ganzen Ungestüm eines Vollbluttheatralikers in seine vier knappen Akte so viel Handlung und so viel seltsame Begebnisse stopft, daß sie beinahe wie eine Parodie auf unsere durch Nietzsches Übermensch-Phantome und Herrenmoral genährten Vorstellungen von den kühnen, im Blut- und Sinnenrausch auf das Ziel ihrer maßlosen Machtgelüste losstürmenden Eroberernaturen des schönheitstrunkenen Cinquecento wirken. Und dennoch birgt sich hinter dem orgiastischen Wort- und Waffengerassel ein ernstes Problem, das dramatisch nicht übel angesponnen ist: das Problem vom Willen zur Macht über den Tod hinaus, und die Szene, wo sich der totsieche Coleone gerüstet und geharnischt in den Rat der Zwölf tragen läßt, um dort sterbend seinen Willen durchzusetzen, ist groß geschaut. Wenn sich trotzdem die rechte Wirkung nicht einstellen will, so liegt dies wohl daran, daß der Verfasser uns keinen inneren Anteil an seinen Helden nehmen läßt. Wir sehen nur den äußeren Glanz der Rüstung, den Niederschlag der Handlungen, ohne etwas von den seelischen Triebkräften zu verspüren. So wanderte denn das Schauspiel Herzogs trotz der guten Darstellung, die es im Deutschen Volkstheater durch die Herren Weisse, Klitsch und Schreiber und durch die Damen Galafrés und Marberg erfahren hatte, schon nach der zweiten Aufführung den Weg alles Glitzernden: ins alte Eisen.

Das Bürgertheater, in dem „Gretchen" ihre Lockungen vom Vorjahre wieder aufgenommen hat, erprobt nebenher in einigen älteren Lustspielen neue Leute, um die Fahnenflucht ins

Lager der französischen Pikanterien mit Erfolg durchführen zu können, und während im Lustspieltheater die „Försterchristel“ sich zur dreihundertsten Aufführung emporjubiliert, verdankt das Theater in der Josefstadt seinen ersten literarischen Abend im neuen Spieljahr dem unerwartet großen Erfolg, den eine überraschend flotte und frische Aufführung des Lustspieles „Was ihr wollt“ mit Herrn Maran als Malvolio in einer der jüngsten Nachmittagsvorstellungen der „Freien Volksbühne“ erzielt hat, woraus zu sehen ist, daß es nur der Anregung durch praktische Versuche mit dem Guten bedarf, um Bresche zu schlagen in das unsolide, läppische Zeug, dem sich unsere Bühnen in dem Irrwahne, es ginge nicht anders, verschrieben haben.

Theodor Antropp.

*

Münchner Künstler-Theater. München bietet gegenwärtig eine klug und geschickt angelegte, lehrreiche und geschmackvolle Ausstellung dessen, was München ist und kann. Daß sich alles in einer so ausgeprägten Kunststadt, die Künstler ganz besonders betätigen mußten, verstand sich von selbst. Nicht ganz so nahe lag aber das erfreuliche Bündnis, das sie mit Schriftstellern und Theaterleuten geschlossen haben, um zu zeigen, daß die Bemühungen um eine Umgestaltung der deutschen Bühne in München nicht vergeblich geblieben sind. Ein „Verein Münchner Künstler-Theater“ wurde begründet, gute Kräfte halfen mit oder förderten das Unternehmen und in der Ausstellung wurde ein richtiges Theater ganz nach den Absichten der Neuerer gebaut. Was will nun dieses Künstlertheater? Nichts anderes als eine völlige Umwälzung unseres Bühnenwesens. Sein Leiter, Georg Fuchs, seit Jahren einer der Vorkämpfer der Bewegung, setzt es in der Denkschrift des Vereins (München, bei Georg Müller) auseinander. Wer in das neue Bühnenhaus eintritt, der wisse, daß es eine Stätte der Kunst und ihrer strengen Forderungen und Gesetze ist. Die „Schaubühne der Zukunft“ macht gar keinen Versuch, Guckkastenbilder zu geben; sie zeigt Reliefs. Sie verbannt die Kulissen, beschränkt sich auf Prospekte, vermeidet das direkte Lampenlicht und verlangt nur geringe Tiefe, wie denn überhaupt Einfachheit ihr oberster Grundsatz ist. Die „Ausstattung“ soll nicht mehr erdrücken, sie soll aber auch nicht mehr ungeheuere Kosten verursachen und so dem neuen dramatischen Schaffen ein Hemmnis sein oder die Möglichkeit kleiner Theater beengen.

Dementsprechend zeigt sich das Münchner Künstler-Theater außen und innen schlicht, vielleicht nur allzu streng. Selbstverständlich ist es ein Rangtheater nach Bayreuther Art, auch mit versenktem Orchester. Die Schauspieler stellt das Münchner Hoftheater. Der Spielplan der Bühne umfaßt den ersten Teil des Faust, „Was ihr wollt“, eine Umdichtung der „Vögel“ des Aristophanes, den „Peter Squenz“ des Gryphius, eine Komödie von Cervantes, ein Schäferspiel von Gluck, Kotzebues „Deutsche Kleinstädter“ und ein Tanzspiel von Hermann Bischoff. Die Faustaufführung betrachtet die Leitung der Bühne selbst als den Prüfstein für das Gelingen des Ganzen. Die Prospekte, namentlich die Alpenlandschaften, sind als Bilder meisterlich. Betrachtet man aber das Gesamtergebnis der neuen Theorie und ihrer Praxis, so schleicht sich doch manches Bedenken ein. Zunächst sei festgestellt, daß wir die „Türme“ als Bühnenrahmen schon in der Wiener Hofoper gehabt haben. Man erinnert sich, wie damals gemurrt wurde; als Münchner Neuerung dürften sie vielleicht Gnade finden. Dann aber muß man frei heraussagen, daß die schmale Bühne mit ihren Reliefwirkungen doch auch stören kann, z. B. in der Szene „Vor dem Tor“; auch verleitet sie den Maler leicht, dem Prospekt die Wucht großartiger Naturbilder zu leihen und so den szenischen Vorgang zu drücken. Am schlimmsten verrät sich die Enge des Raumes bei dem Versteckenspielen in Marthens Garten; hier war auch der Eindruck der Guirlanden aus Papier nicht eben vorteilhaft. Ich erinnere als Gegensatz abermals an die lebenden Azaleenbüsche unseres „Don Giovanni“. Und am nachdenklichsten stimmt es, daß die Szenen am schönsten gerieten, in denen eine Tiefenwirkung, also abermals eine „Illusion“ erzielt wurde: die ganz großartig gelungene Domszene und die Walpurgisnacht. Man kann das ja auch als Bestätigung der Theorie von der Reliefbühne deuten, ist aber doch eher versucht, den entgegengesetzten Schluß zu ziehen. Bemerkt sei noch, daß Einzelheiten der Kostüme und der Dekoration anderwärts, z. B. in Wien einen wahren Sturm des Entsetzens hervorgerufen hätten; in München nahm man sie ruhig hin. Alles in allem bietet das Münchner Künstlertheater keine Lösung der jetzt allenthalben erörterten Fragen einer Bühnenumgestaltung, aber einen überaus dankenswerten und freudig zu begrüßenden Versuch, der den Keim zu Vollkommenerem in sich trägt.

Dr. Paul Stefan.

„Österreichische Rundschau“, XVI., 6.
Redaktionsschluß 12. September 1908.
Ausgegeben 15. September 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Eduard Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Erster Band. Mit über 450 Text-Illustrationen und 50 bis 60 meist doppelseitigen farbigen und schwarzen Beilagen, bestehend aus den seltensten und schönsten Dokumenten zur Sittengeschichte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts. Umschlagzeichnung von Heinrich Kley. Komplett in 20 zehntägigen Lieferungen à Mk. 1.—, Verlag von Albert Langen in München. — Lieferung 1 dieses mit Spannung erwarteten Prachtwerkes ist soeben erschienen und macht, wie nicht anders zu erwarten war, den allerbesten Eindruck. Die moderne Literatur besaß bisher keine Sittengeschichte der Zeit seit dem ausgehenden Mittelalter. Nun sind aber das jeweilige sittliche Gebaren, die sittlichen Anschauungen und Satzungen, die die geschlechtlichen Betätigungsformen innerhalb einer bestimmten Epoche regeln und sanktionieren, die bedeutsamsten und bezeichnetsten Erscheinungen jeder Entwicklungsepoche.

Der Verlag hat keine Kosten gescheut, dieses Prachtwerk in seiner Ausstattung zu einem typographischen Meisterwerk zu gestalten. Der billige Preis und der bequeme Bezug in Lieferungen machen die Anschaffung jedermann möglich. Zu Geschenkzwecken ist die „Illustrierte Sittengeschichte" ganz besonders geeignet.

*

Die edelste Zerstreuung ist und bleibt Musik, wenn sie in künstlerischer Weise ausgeübt wird, sie hebt uns über das Niveau des Alltäglichen hinaus in höhere Sphären. Das Pianino ist der moderne Vermittler des Orchesterkörpers und der Virtuosen. Es ist aber nur wenigen Talentierten möglich, die Schöpfungen unserer großen Meister in einwandfreier Weise wiederzugeben, man begnügt sich einfach mit der Reproduktion mittelmäßiger und leichter Komposition, vielen ist es aber auch überhaupt nicht möglich, Klavier zu spielen.

In vielen Haushaltungen steht wohl ein Klavier, ohne aber jemals seinem wirklichen Zwecke entsprochen zu haben, es wird lediglich als Möbel betrachtet, da niemand imstande ist auch nur „O du lieber Augustin" mit mehr als einem Finger darauf zu spielen. Gar mancher hat sich wohl schon gedacht, wenn er in einem Klavier-Konzert war: Was würde ich dafür geben, wenn es mir möglich wäre, selbst so zu spielen und mir diesen Genuß im eigenen Heim zu verschaffen.

Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Wunsch durch Hupfelds Phonola Erfüllung finden kann. Man kann mit dieser genialen Erfindung, welche in Ausdrucksfähigkeit und Wirksamkeit konkurrenzlos ist, nicht nur künstlerisch Klavier spielen in vollständig eigener Auffassung oder je nach den, auf den Notenrollen befindlichen deutlichen Anweisungen, sondern man ist auch imstande, jeden unserer bedeutendsten Klavierkünstler vermittels der Original-Künstlerrollen zu zitieren und sein Spiel mit allen charakteristischen Feinheiten im Tempo und Anschlag wiederzugeben.

Wir empfehlen unseren Lesern zum Schlusse noch den Besuch der jeden Mittwoch, Nachmittag 5 Uhr, Mariahilferstraße 5, stattfindenden Phonola-Konzerte, um sich am besten persönlich von den Leistungen zu überzeugen.

—

Büchereinlauf.

Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Von Dr. Richard Münzer. Verlag von Eduard Beyers Nachfolger, G. m. b. H., Wien.

Königin Viktorias Briefwechsel und Tagebuchblätter. Auf Veranlassung S. M. des Königs Eduard VII. herausgegeben von A. C. Benson und Lord Esher. Übersetzt von M. Pläddemann. Verlag von Karl Siegismund, Berlin 1908.

Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Herausgegeben von J. v. Pflugk-Harttung. Geschichte der Neuzeit: Das religiöse Zeitalter, 1500 bis 1650. Verlag Ullstein, Berlin 1908.

Entdeckungs- und Kolonialgeschichte. Von Pflugk-Harttung. Verlag Ullstein, Berlin 1908.

Renaissance. Von K. Brandt. Verlag Ullstein, Berlin 1908.

Reformation. Von Th. Brieger. Verlag Ullstein. Berlin 1908.

Gegenreformation in Deutschland. Von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Verlag Ullstein, Berlin 1908.

Gegenreformation in Süd- und Westeuropa. Von M. Philippsohn. Verlag Ullstein, Berlin 1908.

Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Dr. Ludwig Stein, Professor an der Universität Bern. Bd. 60. Die dritte Dimension. Eine philosophische Erörterung von A. Leoy. Verlag von Scheitlin & Co., Bern 1908.

Der Bürgerkrieg. Sozialhistorisches Drama in 5 Aufzügen von Jakob Brod. Wien, im Kommissionsverlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Redaktion und Administration: Wien I., Brünnerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

